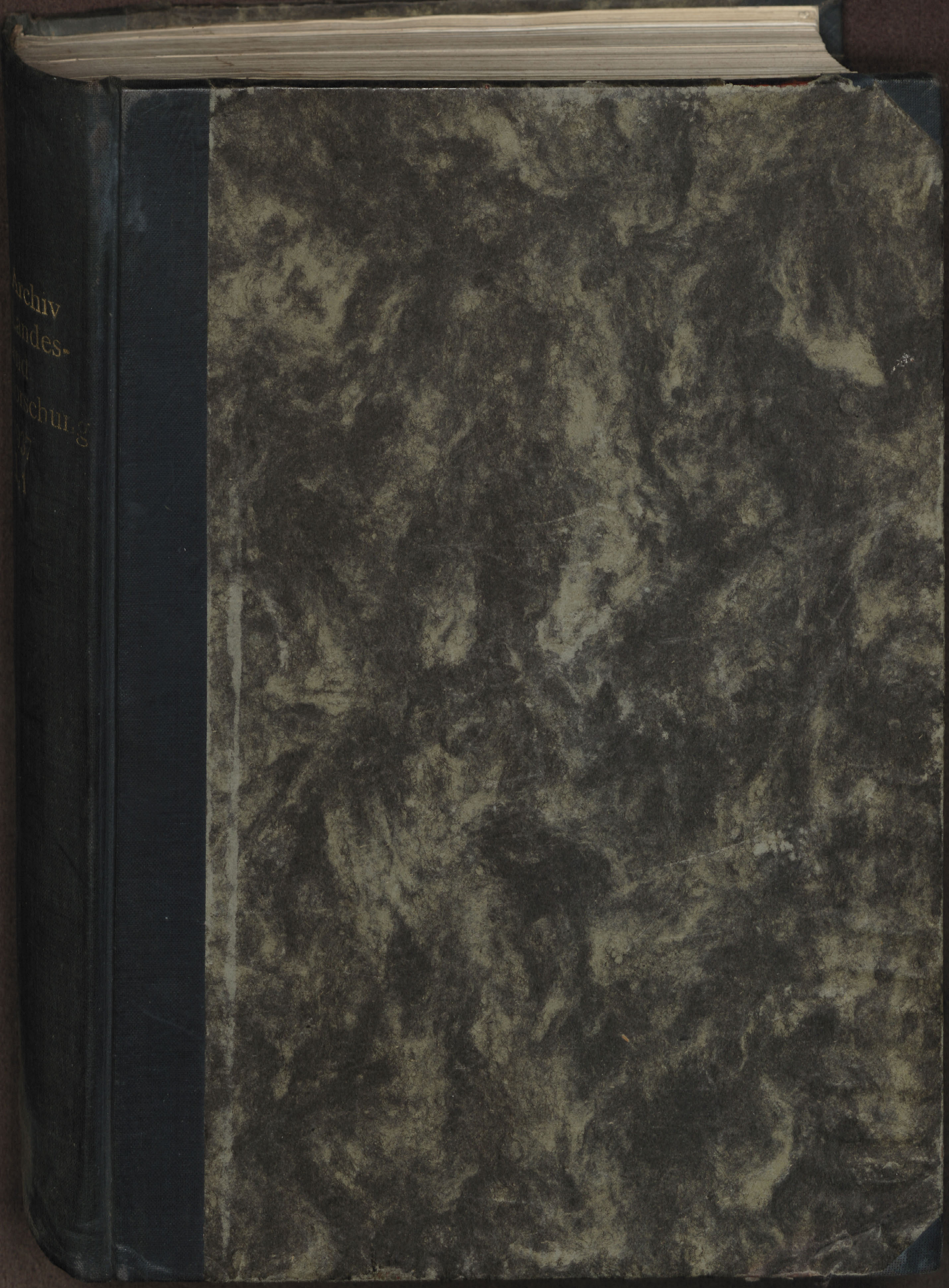


Archiv
andes-
nd
rschung

31.8.38

Zd 8q

Stadt-
Bibliothek
Elbing

~~BIBLIOTEKA
UNIWERSYTECKA
W TORUNIU~~

Deutſches Archiv für Landes- u. Volksforſchung

Herausgeber

A. Brackmann/Berlin – H. Haſſinger/Wien

Fr. Metz/Freiburg i. Br.

Schriftleitung E. Meynen/Berlin

1. Jahrgang 1937

Mit 31 Textabbildungen,
16 Bildtafeln und 16 teils mehrfarbigen Karten

VERLAG VON S. HIRZEL IN LEIPZIG

1938 : 587

Cz. 558,1

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

40005

~~2691~~

Stadt-Bibliothek Elbing

~~BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W [illegible]~~

Printed in Germany

Gedruckt bei A. Heine GmbH., Gräfenhainichen

Druckfehlerberichtigung

zum Jahrgang 1937 des Deutſchen Archivs für Landes- und Volksforſchung:

Aufſatz Hermann Aubin: „Zur Erforſchung der deutſchen Oſtbewegung" Teil I S. 37 ff., Teil II S. 309 ff.:

S. 44, Anm. 29 ſetze in Klammern: (Neue Jahrbücher . . . S. 38 ff.).
S. 311, ſetze Zeile 1: Faktoren, die . . . geformt haben . . .
S. 324, Anm. 31 ſoll lauten: „Vgl. Heft 1, S. 51, Anm. 41.
S. 327, Anm. 42 ziehe zuſammen: Wehoffſich.
S. 329, Anm. 52 lautet jetzt: Ein Beiſpiel dafür bietet die in der Zeitſchr. f. Rechtsgeſchichte, LVII. Bd., German. Abt., 1937, S. 138—181, erſchienene Studie von Theodor Görlitz: Das flämiſche und das fränkiſche Recht in Schleſien und ihr Widerſtand gegen das ſächſiſche Recht.

Aufſatz Hugo Haſſinger: „Das Burgenland und der Stand ſeiner wiſſenſchaftlichen Erforſchung im Spiegel des Burgenlandatlaſſes" S. 147 ff.:

S. 150, Zeile 16 von unten ſtatt: (1934: neben faſt 1 Million Deutſcher)
lies: (1934: neben faſt $^1/_4$ Million Deutſcher),

S. 166, Zeile 13 von unten ſtatt: E. Streerunitz
lies: E. Streeruwitz,

Bildtafel 3 nach S. 160, Abb. 1 ergänze: F. Swoboda, Baden,
Abb. 2 ergänze: Bundes-Lichtbildſtelle,
Abb. 3 ergänze: H. Haſſinger, Wien,
Abb. 4 ergänze: Bundes-Lichtbildſtelle.

Aufſatz Günther Glauert: „Zur Beſiedlung der Steiner Alpen und Oſtkarawanken", S. 457 ff.:
S. 458 Unterſchrift; ſtatt: Das Gebiet Freibach, Kanker, Sann u. Mieß
lies: Das Gebiet zwiſchen Freibach, Kanker, Sann und Mieß.
S. 469, Zeile 7 von unten ſtatt: gemeinſchaftlicher Ulmbeſitz
lies: gemeinſchaftlicher Almbeſitz.
Bildtafel 8 nach S. 472 Abb. 1 ſtatt: Haufendorf Haderlapp
lies: Haufenhof Haderlapp.
S. 484, Anm. 148, ſtatt Sloweniſche Namen: Michel bezowgy (von aſl. buzu)
lies: Sloweniſche Namen: Michel bezowgy (von aſl. brzr).

„Verzeichnis der 1921—1936 erſchienenen Literatur über Kärnten" (zuſammengeſtellt von Martin Wutte):

S. 503, Zeile 5 von unten ſtatt: St. Heuſerbüchlein
lies: St. Hemmabüchlein,

S. 505, Zeile 8 von unten ſtatt: Wanger
lies: Wenger.

Inhaltsverzeichnis

Beiträge

Seite

Ammann, Hektor: 70 Jahre Sprachenzählung in der Schweiz . . . . 139—146

Andreſen, Ludwig: Die Entwicklung des deutſchen Volkstums in Schleswig in der Zeit von 1544—1721 . . . . 71—94

Aubin, Guſtav: Aus der Entſtehungsgeſchichte der nordböhmiſchen Textilinduſtrie . . 353—377

Aubin, Hermann: Zur Erforſchung der deutſchen Oſtbewegung 37—70, 309—331, 562—602

Bobek, Hans: Um die deutſche Volksgrenze in den Alpen . . . . 734—748

Boehm, Max Hildebert: Die Kriſe der Volkskunde . . . . 907—932

Brackmann, Albert: Die Ausgrabungen in Zantoch . . . . 174—179

Burkardt, Albrecht: Das volksbiologiſche Gefüge Belgiens in jüngſter Zeit . . . 344—352

— Zur Volksbiologie des ungarländiſchen Deutſchtums in der Nachkriegszeit . . . 624—652

Feldmann, Fritz: Mittelalterliche Muſik und Muſikpflege in Schleſien . . . . . 431—436

Franqué, Wolfgang v.: Die Entfaltung Luxemburgiſcher Eigenart aus geſamtdeutſcher Schau . . . . 525—537

Glauert, Günter: Zur Beſiedlung der Steiner Alpen und Oſtkarawanken . . . . 457—486

Gruber, Karl: Der niederländiſche Einfluß in die Baukunſt des Deutſchordenslandes Preußen . . . . 715—719

Haſſinger, Hugo: Das Burgenland und der Stand ſeiner wiſſenſchaftlichen Erforſchung im Spiegel des „Burgenlandatlaſſes" . . . . 147—173

Hirſch, Hans: Die Entſtehung der Grenze zwiſchen Niederöſterreich und Mähren . . 856—866

Hochenegg, Hans: Deutſche Bergbautätigkeit im Fürſtbiſtum Trient am Ausgang des Mittelalters . . . . 437—456

Kapp, Wilhelm: Die Elſäſſer in Frankreich . . . . 402—415

Karaſek-Langer, Alfred: Die deutſche Volkskundeforſchung im heutigen Ungarn 287—308, 959—989

Klaar, Adalbert: Die Siedlungsformen des oberöſterreichiſchen Mühlviertels und des böhmiſchen Grenzgebietes . . . . 131—138

Klocke, Helmut: Landvolk und Dorf in madjariſcher und rumäniſcher Sicht . . . . 990—1023

Knapp, Werner: Der Burgentypus in der Steiermark. Weg und Ziel neuzeitlicher Burgenforſchung . . . . 867—879

Körte, Werner: Werke deutſcher Meiſter im Friaul . . . . 880—893

Koßmann, Eugen Oskar: Forſchungen zur Geſchichte der deutſchen Tuchmacherei in Mittelpolen . . . . 378—401

Kranzmayer, Eberhard: Deutſches Sprachgut jenſeits der Sprachgrenze in den Alpen, mit beſonderer Rückſicht auf das Rätoromaniſche des Grödnertales . . . 273—286

Seite

Krebs, Norbert: Die Oſtgrenze des deutſchen Volkstums im Spiegel der Bevölkerungsverſchiebung . . . 793—807

Kuder, Manfred: Neuere deutſche Arbeiten über das Deutſchtum in Braſilien . . . 762—768

Kuhn, Walter: Die deutſchen Siedlungsräume im Südoſten . . . 808—827

Kuske, Bruno: Die wirtſchaftliche und ſoziale Verflechtung zwiſchen Deutſchland und den Niederlanden bis zum 18. Jahrhundert . . . 669—714

Lehmann, Emil: Volkskunde und Volksgrenze (unter beſonderer Berückſichtigung der deutſch-tſchechiſchen Grenzverhältniſſe) . . . 538—561

Lendl, Egon: Die Tochterſiedlungsbewegung in der Schwäbiſchen Türkei. Ein Beitrag zur Wanderungsforſchung in den ſüdoſtdeutſchen Volksinſeln . . . 828—839

Margue, Nikolaus: Die Entwicklung des Luxemburger Nationalgefühls von 1780 etwa bis heute . . . 257—272

Mayer, Theodor: Oberrheiniſches Schrifttum . . . 205—215

Metz, Friedrich: Wilhelm Heinrich Riehl und die Erforſchung der deutſchen Grenzlande . . . 1—24

Mitzka, Walther: Die Sammlung des Wortſchatzes in den Grenzgebieten des deutſchen Sprachraumes . . . 749—761

Müller-Blattau, Joſef: Das elſäſſiſche Volkslied . . . 416—430

Oſt, Horſt Gotthard: Die Beſiedlung der nördlichen Grenzmark und des ſüdöſtlichen Hinterpommerns im 16. Jahrhundert . . . 180—193

Pfalz, Anton: Die Mundarten des Norddonauraumes . . . 653—668

Schmidt, Max: Neuere Arbeiten über Unterſteiermark . . . 493—501

— und Neumann, Walter: Eine Karte der ſteiriſchen Sprachgrenze . . . 720—733

Schürer, Oskar: Mittelalterlicher Kirchenbau in der Zips (Slowakei) . . . 603—623

Schwarz, Ernſt: Fortſchritte und Aufgaben der ſprachwiſſenſchaftlichen Volksforſchung in den Sudetenländern . . . 216—223

Seraphim, Hans-Jürgen: Das Schrifttum über Agrarverfaſſung und Agrarpolitik der deutſchen Volksgruppen in Nordoſt- und Südoſteuropa:

I. Einige Arbeiten über die baltiſchen Länder . . . 194—204

II. Das Schrifttum über das deutſche Bauerntum in Wolhynien . . . 933—946

Stanglica, Franz: Die Anſiedlung von Oberöſterreichern in Deutſch-Mokra im 18. Jahrhundert . . . 840—855

Steinbach, Franz: Die weſtdeutſche Volksgrenze als Frage und Forſchungsaufgabe der politiſchen Geſchichte . . . 25—36

Stubenrauch, Wolfgang: Bemerkungen über das polniſche agrarpolitiſche Schrifttum der letzten Jahre . . . 947—958

Vries, Jan de: Die germaniſche Landnahme in den Niederlanden . . . 894—906

Weidlein, Johann: Über die deutſchen Koloniſten der erſten Auswanderungsperiode (1722—1726) in Ungarn . . . 487—492

Weizſäcker, Wilhelm: Eindringen und Verbreitung der deutſchen Stadtrechte in Böhmen und Mähren . . . 95—109

Wolters, Erich: Zur Bevölkerungsbewegung der einzelnen Völker und Volksgruppen in der Tſchechoſlowakei . . . 332—343

Zatſchek, Heinz: Die Witigonen und die Beſiedlung Südböhmens . . . 110—130

Bibliographien

Seite

Zuſammenſtellung von Bibliographien der Jahre 1927—1936, zuſammengeſtellt von der Schriftleitung unter Mitwirkung von H. Ammann-Aarau, W. Conze-Berlin, H. Coſack-Berlin, E. Hallier-Frankfurt a. M., H. Haſſinger-Wien, A. Karaſek-Wien, M. Klante-Berlin, H. Klocke-Berlin, O. Koßmann-Berlin, E. Lendl-Wien, J. Nießen-Bonn, K. Oberdorffer-Brüx, R. Oehme-Freiburg i. Br., B. Pauls-Kiel, L. Petry-Breslau, J. Reſt-Freiburg i. Br., W. Wutte-Klagenfurt . . . . 224—256

Helbig, Herbert: Verzeichnis der ſeit 1920 erſchienenen Literatur über das Erzgebirge, ſächſiſchen und böhmiſchen Anteils (Auswahl) . . . . 1024—1060

Prinzhorn, Fritz: Auswahl-Literatur der Jahre 1931—1937 über Danzig und die abgetrennten reichsdeutſchen Gebiete in Polen . . . . 769—792

Wutte, Martin: Verzeichnis der 1921—1936 erſchienenen Literatur über Kärnten (Auswahl) . . . . 502—524

Karten

Eindringen und Verbreitung der deutſchen Stadtrechte in Böhmen und Mähren. Entworfen von W. Weizſäcker . . . . Faltkarte I

Die Koloniſation durch die Wittigonen in Öſterreich und Südböhmen. Entworfen von H. Zatſchek Faltkarte II

Rohrbach im Mühlkreis, Grundriß . . . . Textkarte S. 133

Neumarkt im Mühlkreis, Grundriß . . . . Textkarte S. 133

Neufelden a. d. Mühl, Grundriß . . . . Textkarte S. 137

Siedlungsformenkarte des oberöſterreichiſchen Mühlviertels und des ſüdböhmiſchen Grenzgebietes. Entworfen und gezeichnet von A. Klaar . . . . Faltkarte III

Die Beſiedlung der nördlichen Grenzmark und Südoſthinterpommerns in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Entworfen und gezeichnet von H. G. Oſt . . . . Faltkarte IV

Bevölkerungsdichte in den Sudetenländern. Auf Grund der Tſchechoſlowakiſchen Statiſtik (1935). Entworfen und gezeichnet von E. Wolters . . . . Faltkarte V

Bereinigte Bevölkerungsdichte in den Sudetenländern. Auf Grund der Tſchechoſlowakiſchen Statiſtik (1935). Entworfen und gezeichnet von E. Wolters . . . . Faltkarte VI

Wachstum, Stillſtand, Rückgang der Bevölkerung durch Geburten und Sterbefälle in der Tſchechoſlowakei i. J. 1935. Entworfen und gezeichnet von E. Wolters . . . . . . Faltkarte VII

Die Geburten in Belgien 1935. Entworfen von A. Burkardt . . . . Faltkarte VIII

Geburtenüberſchuß in Belgien 1935. Entworfen von A. Burkardt . . . . Faltkarte IX

Die nordböhmiſchen Leinwandorte um 1600. Entworfen von G. Aubin . . . Textkarte S. 362

Verbreitung des Tuchgewerbes in Mittelpolen (1815). Entworfen von E. O. Koßmann. Textkarte S. 382

Die Verteilung der deutſchen Hof- und Familiennamen im Bereiche der Steiner Alpen und ihrer ſüdlichen Randgebiete in der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts (1426—1458). Entworfen von G. Glauert . . . . Faltkarte X

Die Verteilung der deutſchen Hof- und Familiennamen in den Oſtkarawanken, Steiner Alpen und ihren Randgebieten um die Mitte des 16. Jahrhunderts (1535—1573). Entworfen von G. Glauert . . . . Faltkarte XI

Leutſchau 1787, Grundriß, gezeichnet von Broſche . . . . Textkarte S. 620

Kesmark, Grundriß, gezeichnet von Broſche . . . . Textkarte S. 621

Seite

Die natürliche Bevölkerungsvermehrung (Geburtenüberſchuß) im weſtlichen Ungarn: im Jahresdurchſchnitt 1921—1930 v. T. der Bevölkerung im Vergleich zum Landesdurchſchnitt (+ 9,6 v. T. jährlich) mit Deckblatt: Das Deutſche Siedlungsgebiet im Donaulande Ungarns. Entworfen von A. Burkardt . . . . Faltkarte XII

Die Mundarten des Norddonauraumes. 8 Schwarz-weiß-Karten entworfen von A. Pfalz. Textkarten S. 655, 657, 658, 663, 664, 665, 666, 667

Die Durchdringung Südtirols mit anſäſſigen italieniſchen Elementen (nach dem Original von P. Drigo) . . . . Textkarte S. 744

Die ſteiriſche Sprachgrenze nach der Volkszählung 1910. Entworfen von M. Schmidt und W. Neumann . . . . Faltkarte XIII

Die Zunahme und Abnahme der Bevölkerung 1870—1930. Bearbeitet von N. Krebs, R. Stepp und H. Waldbauer 1 : 3000000 = Atlas des deutſchen Lebensraumes in Mitteleuropa. Nr. 29. Faltkarte XIV

Die deutſchen Siedlungsräume im Südoſten. Entworfen von W. Kuhn . . . . Faltkarte XV

Die deutſchen Siedlungen in Karpathenrußland (Tſchechoſlowakei). Entworfen von Fr. Stanglica. Textkarte S. 841

Die Herkunftsorte der Anſiedler von Deutſch-Mokra. Entworfen von Fr. Stanglica. Textkarte S. 847

Die Burgenſtandorte in der Steiermark Entworfen von W. Knapp . . . . . . Karte XVI

Mitarbeiter

Staatsarchivar Dr. Hektor Ammann Aarau (Schweiz).
Dr. h. c. Ludwig Andreſen, Kiel.
Prof. Dr. Guſtav Aubin, Göttingen.
Prof. Dr. Hermann Aubin, Breslau.
Dr. Hans Bobek, Berlin.
Prof. Dr. Max Hildebert Boehm, Jena.
Prof. Dr. Albert Brackmann, Berlin-Dahlem.
Dr. med. Albrecht Burkardt, Berlin.
Dr. habil. Fritz Feldmann, Breslau.
Dr. Wolfgang v. Franqué, Vogelgeſang bei Schleiden.
Dr. Günter Glauert, Bonn.
Prof. Dr.-Jng. Karl Gruber, Darmſtadt.
Prof. Dr. Hugo Haſſinger, Wien XIII.
Aſſiſtent Herbert Helbig, Leipzig.
Prof. Dr. Hans Hirſch, Wien.
Staatsbibliothekar Dr. Hans Hochenegg, Jnnsbruck.
Prof. Dr. Wilhelm Kapp, Freiburg i. Br.
Jngenieur Alfred Karaſek-Langer, Wien.
Dr. techn. Adalbert Klaar, Wien XIII.
Dr. Helmut Klocke, Berlin.
Dozent Dr. Werner Knapp, Graz.
Dozent Dr. Werner Körte, Freiburg i. Br.
Dr. Eugen Oskar Koßmann, Lodz.
Univ.-Dozent Dr. Eberhard Kranzmayer, Wien.
Prof. Dr. Norbert Krebs, Berlin.
Dr. Manfred Kuder, Frankfurt a. d. O.
Prof. Dr. Walter Kuhn, Breslau.
Prof. Dr. Bruno Kuske, Köln.
Prof. Dr. Emil Lehmann, Dresden.
Dr. Egon Lendl, Wien.
Prof. Dr. N. Margue, Luxemburg.
Prof. Dr. Theodor Mayer, Freiburg i. Br.
Prof. Dr. Friedrich Metz, Freiburg i. Br.
Prof. Dr. Walter Mitzka, Marburg.
Prof. Dr. Joſef Müller-Blattau, Frankfurt a. M.
Walter Neumann, Graz.
Stadtarchivar Dr. Kurt Oberdorffer, Brüx.
Dr. Horſt Gerhard Oſt, Berlin-Südende
Prof. Dr. Anton Pfalz, Wien.
Direktor Dr. Fritz Prinzhorn, Danzig.
Dr. Max Schmidt, Graz.
Dozent Dr. Oskar Schürer, Halle.
Prof. Dr. Ernſt Schwarz, Prag XII.
Prof. Dr. Hans-Jürgen Seraphim, Leipzig.
Archivar Dr. Franz Stanglica, Wien.
Prof. Dr. Franz Steinbach, Bonn a. Rh.
Dr. Wolfgang Stubenrauch, Berlin.
Prof. Dr. Jan de Vries, Amſterdam.
Prof. Dr. Johann Weidlein, Szarvas.
Prof. Dr. Wilhelm Weizſäcker, Prag VII.
Erich Wolters, Wien.
Archivdirektor Dr. Martin Wutte, Klagenfurt.
Prof. Dr. Heinz Zatſchek, Prag II.

Wilhelm Heinrich Riehl und die Erforſchung der deutſchen Grenzlande

Von Friedrich Metz

Die Deutſche Volksforſchung findet heute wieder zu Wilhelm Heinrich Riehl zurück, dem Altmeiſter deutſcher Landes- und Volkskunde. Riehl hat uns gelehrt, daß ein Volk nicht mit Bevölkerung und Einwohnerſchaft verwechſelt werden darf, daß das Volkstum vielmehr eine organiſch gewordene und gegliederte Einheit darſtellt; Land und Leute gehören zuſammen. Alle Teile des Volkes und gerade auch die, die an den Grenzen wohnen, können nur vom Volksganzen her verſtanden werden. Riehls Volkskunde iſt nicht ein Spezialfach einer Fakultät, die Volksforſchung durchbricht die Grenzen der Einzelwiſſenſchaften. Riehls Volkskunde iſt nicht Raritätenkunde, ſondern die Vorſchule zur Volkspolitik und Staatspolitik.

Unter dieſen Geſichtspunkten hat Riehl Grenzlandforſchung getrieben, und er hat auch auf dieſem Gebiete bahnbrechend und wegweiſend gewirkt — aber zunächſt blieb die Wirkung auf die Deutſchtumswiſſenſchaft aus. Daß die deutſche Wiſſenſchaft ſich insgeſamt von Riehl abwandte, das hängt mit dem Sieg des Liberalismus zuſammen, und Politik und Wiſſenſchaft ſahen nicht mehr das Volk, ſondern nur den Staat als Aufgabe. Der kleindeutſche Gedanke hatte geſiegt. Es muß jedoch auf das höchſte überraſchen, daß bisher niemand dieſe Verdienſte Riehls gewürdigt hat. Auch in dem Abriß von Paul Traeger über „Die Erforſchung des Deutſchtums im Auslande“, in dem von K. C. v. Loeſch 1926 herausgegebenen Sammelwerk „Staat und Volkstum“ ſuchen wir den Namen Riehl vergeblich.

Mit Recht werden dort die Verdienſte eines Wilhelm Stricker, eines Freiherrn von Czoernig, eines Richard Boekh, eines Franz Löher gewürdigt. Es wird die Deutſchlandkarte von Bernhardi erwähnt und auf die Verdienſte unſerer großen Germaniſten hingewieſen. Was in allen dieſen Schriften und Karten geboten wird, iſt zunächſt eine Beſtandsaufnahme des deutſchen Volkes. Bewundernswert die Arbeit des Frankfurter Arztes Dr. Wilhelm Stricker, deſſen „Germania“ mit Recht Traeger als eine Inkunabel der Deutſchtumswiſſenſchaft bezeichnet hat, und in ſeinem „Archiv zur Kenntnis des deutſchen Elements in allen Ländern der Erde“ finden wir beſte Namen der deutſchen Wiſſenſchaft als Mitarbeiter verzeichnet, Geographen, Hiſtoriker, Sprachwiſſenſchaftler, Nationalökonomen. Sie verfolgen die Schickſale des Deutſchtums in den Grenz- und Auslandsgebieten. Manche Frage, die uns heute wiſſenſchaftlich beſchäftigt, wurde damals ſchon angeſchnitten. Zunächſt aber ging es um die Kenntnis der Verbreitung und der Zahl des Deutſchtums. Nicht zufällig haben zwei hervorragende Statiſtiker ſich in den Dienſt dieſer Aufgabe geſtellt, in Wien Frhr. v. Czoernig, in Berlin Richard Boekh. Die öſterreichiſche Monarchie mußte ja zu ſolchen Unterſuchungen herausfordern; aber auch der preußiſche Staat kannte fremde Volksgruppen, während andererſeits Millionen Deutſche außerhalb der Grenzen des Deutſchen Bundes lebten. Erſtaunlich bleibt auch die kartographiſche Arbeit, wobei die von Traeger nicht erwähnte Sprachkarte von Deutſchland von Nabert neben der kleineren Karte der Verbreitung der Deutſchen in Europa von Bernhardi zu nennen iſt.

Riehl ſchürfte tiefer. Ihm kam es darauf an, die Eigenart und Sonderſtellung der deutſchen Volksgruppen zu ergründen, die vom Reich getrennt waren. In ſeinem „Wanderbuch“ hat Riehl dem niederländiſchen Nachbar, dem Elſaß, dem Burgenland Unterſuchungen gewidmet, die von bleibendem Wert ſind. Es iſt unverſtändlich, wie dieſe Aufſätze ſelbſt den Spezialforſchern entgehen konnten. Aber das Schickſal Riehls iſt das mancher anderer Schriftſteller; ſie werden mehr zitiert als geleſen. Riehl wurde ſpäter als Kulturhiſtoriker, als Muſikhiſtoriker, als Volkskundler, als Sozialpolitiker betrachtet, nicht als Grenzlandforſcher. Selbſt in der von Gunther Ipſen beſorgten Auswahl „Die Naturgeſchichte des deutſchen Volkes“, in der vortrefflichen Einleitung, fehlt ein Hinweis auf dieſe Bedeutung Riehls. Das Wanderbuch mag dem zünftigen Hiſtoriker, Volkskundler und Soziologen als ein Beitrag zur Landeskunde erſcheinen. Wir ſtützen uns bei den nachfolgenden Betrachtungen zu einem weſentlichen Teil gerade auf dieſes Buch. Es erſcheint uns dabei geboten, Riehl des öfteren ſelbſt zum Worte kommen zu laſſen.

Unter der Überſchrift „Auf dem Wege nach Holland“ wird im Wanderbuch auf beinahe 100 Seiten von Riehl die Frage geprüft, was den ſtammverwandten niederländiſchen Nachbarn vom Reiche trennt und vor allem, was ihn mit uns verbindet. Das Ergebnis ſeiner Wanderung, die auf ein vielſeitiges Literaturſtudium ſich gründet, iſt in folgenden Sätzen feſtgehalten:

„Auf dem Wege nach Holland treten uns die Holländer als nächſte Verwandte und Volksgenoſſen entgegen; überſpringen wir dagegen dieſen Weg, verſchlafen wir ihn in einem Nachteilzuge der Eiſenbahn dergeſtalt, daß wir etwa von Köln unmittelbar nach Rotterdam verſetzt werden, ſo finden wir uns in einer fremden Welt, und die Gegenſätze deutſcher und holländiſcher Art überraſchen und beſtürmen uns. Aber man braucht nicht einmal Köln und Rotterdam oder vollends Amſterdam gegeneinanderzuſtellen; nehmen wir die zwei nachbarlichen Grenzſtädte meines rheinfränkiſchen Weges, Cleve und Nymwegen; ſie ſind kaum drei Meilen entfernt, liegen aber im Charakter ihrer Bevölkerung eine Welt weit auseinander, während die Dörfer von preußiſch Geldern und Cleve den benachbarten holländiſchen Dörfern auffallend verwandt ſind. Die Tatſache erklärt ſich dadurch, daß eben das urſprüngliche Volkstum, wie es der Bauer am treueſten bewahrt, ein gemeinſames war, während der Gang der politiſchen Kultur, die in den Städten gipfelt, Holland und Deutſchland ſeit drei Jahrhunderten auseinandergeriſſen hat.“

Riehl ſtellt feſt, daß eine „Naturgrenze der Bodenplaſtik oder der Nationalität“ nicht beſteht, ſondern nur „landſchaftliche Übergänge und neugeſtaltende Stammesmiſchungen auf derſelben gemeinſamen Urgrundlage von Land und Leuten. Die Scheidelinie zwiſchen Deutſchland und Holland wurde von der neueren politiſchen Geſchichte gezogen und leider Gottes neueſtens auch von der Kulturgeſchichte. Holland gewann ſein eigentümlichſtes kulturgeſchichtliches Gepräge als Seemacht durch ſeine nach außen gerichtete Handels- und Kolonialpolitik“. Dieſe Sätze möchte man neueren Darſtellern ins Gedächtnis rufen, die die Niederlande als Nordweſteuropa bezeichnen oder gar Weſteuropa zurechnen. Die Ergebniſſe Riehls erſcheinen uns um ſo wertvoller, da er ohne andere Abſicht, als eben um ſie kennenzulernen, die deutſch-niederländiſche Grenze durchwandert hat.

Die Niederländer ſind ein ſtädtiſches Volk und ein ſeefahrendes Volk geworden. Ihre Städte mögen nach der Landſeite durch Wall und Graben abgeſchloſſen ſein, ſie liegen offen nach der Waſſerſeite und blicken hinaus aufs Meer. Inzwiſchen ſind die Niederlande noch mehr verſtädtert, ohne daß darüber das Weſen der Niederländer ſich grundſtürzend geändert hätte. „Faſt überall in der Welt verſchleift die Stadt und ſtädtiſcher Reichtum das volkstümlich nationale Gepräge, nur in Holland nicht.“ Im Gegenſatz zum Deutſchen Reich und zur Schweiz wurde Holland ein geſchloſſener Staat mit einer Hauptſtadt und einer Reſidenzſtadt.

Iſt dieſer Satz von Riehl richtig, ſo muß ſich das Volkstum auf den verſchiedenen Abſchnitten jeweils über die Grenze in den andern Staat fortſetzen. Das trifft in der Tat für die lange Erſtreckung der deutſch-niederländiſchen Grenze von Emden bis Maastricht zu. Aber es ergeben ſich jeweils doch andere Tatſachen und Geſichtspunkte.

Riehl zeigt zunächſt die Grundlinien des frieſiſchen Weges. Dort erwächſt das Volkstum auf derſelben frieſiſch-ſächſiſchen Stammesgrundlage, unter denſelben Naturbedingungen von Marſch und Geeſt. Eigentlich gibt es hier nur einen verbindenden Weg, den Seeweg längs der Küſte. Durchlaufende Wege von Oſt nach Weſt ſind kaum vorhanden. Trennungslinien wurden durch die nach Norden fließenden Flüſſe gezogen, und wo der Volkszuſammenhang am engſten erſcheint, hat die Natur Schranken aufgerichtet. Die Emsniederung und das Bourtanger Moor trennen gleichartiges urſprünglich frieſiſches Volkstum. Das Land wurde dem Meere abgerungen, in den Niederlanden und auf deutſchem Boden. Die niederländiſchen Forſcher ſuchen die Gegend, die Plinius ſchildert, jenes amphibiſche Land mit den Terpen oder Wurten, in Weſtfriesland, deutſche Forſcher in Butjadingen. Hier erwächſt derſelbe Freiheitsbegriff bei den freien Frieſen. Haus und Hof und die Wirtſchaftsform ſind gleichgeartet, Sage und Brauchtum übereinſtimmend. Das geht auch aus dem von C. Borchling herausgegebenen Buch „Die Frieſen“, 1928, hervor. Mag nun das frieſiſche Volkstum zuſammengeſchmolzen und im niederſächſiſchen aufgegangen ſein, der alte Geiſt blieb doch lebendig. Riehl weiſt auf beſondere gemeinſame Züge der Kulturlandſchaft hin: die Bedeutung der Windmühlen, Bauſtoff und

Bauſtil der Kirchen. Auch darin ſtimmen die beiden Nachbargebiete überein, daß im baumarmen Land zunächſt die Findlinge als Bauſtoff benutzt werden, dann die auf den Flüſſen oder den Seeſchiffen herangebrachten Bauſteine und als letzte Stufe der Backſtein.

Am engſten aber blieb der Zuſammenhang gewahrt in Oſtfriesland. Spricht man hier auch nicht mehr frieſiſch, „ſo kreuzt ſich doch ſchon die niederdeutſche Mundart mit der holländiſchen als eine reich mit frieſiſchen Elementen geſättigte Sprache“. Man könnte Oſtfriesland als Holländiſch-Deutſchland bezeichnen, wie der Holländer die Gegend von Arnheim und Nymwegen Deutſch-Holland nennt. Das Bild der Stadt Emden iſt ebenſoſehr ein holländiſches wie ein niederdeutſches, und Riehl weiſt auf die Bedeutung der reformierten holländiſchen Einwanderer hin und die in Emden gebräuchliche Bezeichnung „reformiert-holländiſch, lutheriſch-deutſch“. Kommt aber der deutſche Wanderer über Delfzyl nach Groningen, ſo wird ihm dort von den Einheimiſchen erklärt, daß er noch nicht in Holland, ſondern in Friesland ſei. „Und bei dieſem landsmannſchaftlichen Individualismus wird uns dann auch jenſeits des Dollart gleich wieder ganz deutſch zumute.“ Ohne die Zerlegung der niederdeutſchen Tiefebene durch die größeren Ströme und die an ihren Mündungen erwachſenen Seeſtädte würden heute noch die Niederlande enger zu Deutſchland gehören. So aber entſtanden Einzellandſchaften von beſonderem Gepräge in Hadeln und Kehdingen, oder Oſtfriesland und Weſtfriesland.

Die Zuſammenhänge an der niederſächſiſch-weſtfäliſchen Grenze hat Riehl nur angedeutet. Zu Weſtfalen rechnet er dabei auch das hannöverſche Weſtfalen, das Weſtfalen Juſtus Möſers. Wie die Mundartenkarte ausweiſt, bedeutet auch hier die Reichsgrenze keine Mundartengrenze. Eine Reihe von Straßen überſchreiten die Grenze und verbinden die Menſchen miteinander, und die in Weſtfalen entſpringende Vechte mündet in die Zuyderſee. Die Untergrafſchaft Bentheim reicht dadurch weit in holländiſches Gebiet hinein. Sicherlich iſt Riehl die große Bedeutung des Steintransportes auf der Vechte bekannt geweſen, vielleicht wußte er auch von den weſtfäliſchen Heuerlingen, die über die niederländiſche Grenze wechſelten, aber es mag wohl ſein, daß ihn für dieſes Gebiet die Literatur im Stiche gelaſſen hat. Gerade hier harren der Wiſſenſchaft noch viele Aufgaben; Urgeſchichte und Kulturgeſchichte, Volkskunde und Mundartforſchung, Siedlungskunde und Kunſtgeſchichte haben hier noch ein reiches Arbeitsfeld vor ſich. Enge Zuſammenhänge beſtehen auch auf manchen Gebieten der Induſtrie, ſo der Textilinduſtrie.

Im rheiniſchen Grenzabſchnitt führt uns Riehl auf einem Tiefweg über Neuß, Krefeld und Kevelaer zur Maas und auf einem Hochweg über Xanten, Calcar, Kleve und Nymwegen zur Waal. Im Tiefland reicht niederländiſches Weſen in das Reichsgebiet hinein, mit den Höhen von Kleve und Nymwegen greift deutſche Landſchaft nach Holland hinüber. Kleve hat auf dem Berg ein deutſches, im Tal und an einem verlaſſenen Rheinarm ein niederländiſches Geſicht. Bei Neuß und Nymwegen kann man ein ähnliches Doppelgeſicht beobachten. Führte der frieſiſche Weg durch proteſtantiſches Land, ſo wohnt an der rheinfränkiſchen Straße überwiegend katholiſches Volk, oder aber die Städte und Landſchaften ſind Zufluchtsorte für Glaubensflüchtlinge geworden. Am Rhein gibt es keine Naturgrenze, und die Grenzen der Territorien ſchwankten hin und her. Es gibt ein preußiſches und ein holländiſches Geldern, und wie lange gehörte Utrecht zum Reich. In „Wilhelmus von Naſſauen bin ich aus deutſchem Blut“ kommt ſymboliſch mit einer großen geſchichtlichen Perſönlichkeit der vielfache Zuſammenhang der mittel- und niederrheiniſchen Territorien zum Ausdruck.

Landſchaft und Siedlung tragen diesſeits und jenſeits der Grenze ähnliches Gepräge; das gilt nicht nur für die Bauernhöfe, ſondern auch für die Städte. Riehl weiſt in einem feinſinnigen Kapitel auf die Bedeutung der romaniſchen Baukunſt und der Gotik für das Verſtändnis der Volkszuſammenhänge hin, während die Renaiſſancebauten und jüngere Stile ihm weit weniger Stoff dafür liefern. Das niederrheiniſch-niederländiſche Land iſt auf das ſorgfältigſte bebaut, das Privateigentum tritt völlig in ſein Recht, während etwa in den Alpen noch völlige Wegefreiheit beſteht. Daher finden auch die Maler in den Alpen ganz andere Vorausſetzungen wie in den Niederlanden, dort das Vieh auf freier Weide, hier träge im umzäunten Grundſtück.

Holland fängt für Riehl auf deutſchem Boden dort an, wo die Holzſchuhe, die „Klompen“, getragen werden, und er erinnert an die echt maasländiſche Legende des hl. Servatius, den man in Lüttich mit Holzſchuhen zu Tode warf. Dem Niederrhein und den Niederlanden ſind viele gleichartige Gewerbe gemeinſam. Später hat Bruno Kuske die inneren Zuſammenhänge dieſes Wirtſchaftsraumes klargelegt. Jetzt deutſch-holländiſche Städte, wie Goch, Geldern, Venlo, hatten ihre Weberzunft, Emmerich und Arnheim ihre Weberſtraße. Einſt blühte die Leinenweberei von Goch, bis dann die Leinenweber nach Haarlem auswanderten. Umgekehrt wird Krefeld zur Stadt der Seiden- und Samtweberei durch die Zuwanderung von Reformierten und Mennoniten. Ein eigenartiges Bild, dieſe Stadt mit ihren wohlgepflegten Straßen und Häuſern, inmitten großer Gärten. Riehl hätte an ein zweites Beiſpiel einer ſolchen niederländiſchen Stadt auf deutſchem Boden erinnern können, an Hanau. Dem großen Wohltäter von Krefeld, Cornelius de Greiff, iſt ein Denkmal errichtet, das uns heute noch an die niederländiſchen Zuſammenhänge erinnert. Riehl hat damit auf ein wichtiges Kapitel unſerer Volksgeſchichte hingewieſen, jene großen Wanderſtröme, die aus den Niederlanden ins Reich gingen, die aber auch umgekehrt nicht ohne Gegenſtück ſind.

In der Wallfahrt von Kevelaer ſchildert uns Riehl eine niederrheiniſch-niederländiſche Wallfahrt, die ſo ein ganz anderes Gepräge aufweiſt, wie die in Bayern und Öſterreich. Er zeigt uns die holländiſche Art der Gaſtlichkeit in Gaſthöfen bei Kleve; damals wurde der Gaſt noch als ein Mitglied der Familie betrachtet. Beſonders eindrucksvoll iſt die Gegenüberſtellung des reichsdeutſchen Kleve und des niederländiſchen Nymwegen. Niederländiſche Erinnerungen begegnen uns in Kleve, in dem lange die Sprache in Kirche und Schule niederländiſch blieb. Auf deutſche und Reichserinnerungen ſtoßen wir in Nymwegen mit ſeiner Kaiſerpfalz. In Xanten mit ſeiner berühmten Viktorskirche werden wir an das Nibelungenlied, „der ſtarke Sifrit der helt von Niterlant", gemahnt, in Kleve an die Sage von Lohengrin. Für den Volkskundler aber ſind noch wertvoller die ſcheinbar unintereſſanten Zwiſchenſtrecken, die zwiſchen den Städten liegen.

Riehl weiſt mit Thomas von Kempen und Johann von Goch auf zwei Perſönlichkeiten hin, die beiden Ländern gemeinſam ſind: „Thomas a Kempis", der auf den Agnesberg bei Zwolle bei Overyſſel zog und Johann von Goch, der das Kloſter Tabor in Mecheln gründete. Es wäre eine dankbare Aufgabe für die deutſche Wiſſenſchaft, die Liſte dieſer Geſtalten zu vervollſtändigen; Gelehrte, Künſtler, Kaufleute, Soldaten ſind es in großer Zahl.

Riehl hat die Vergleiche mit Flandern nur angedeutet, und er hat nicht unzutreffend geſagt, daß man eine Wanderung nach Belgien eigentlich auf dem rechten Rheinufer im Induſtriegebiet beginnen müſſe und zunächſt über Aachen und Limburg nach Nordbrabant fahren könnte. Dort, wo deutſches Weſen am weiteſten nach Holländiſch-Limburg übergreift, wie das ſpäter Albert Huyskens gezeigt hat, wurde auf den Druck der Großmächte die Grenze Preußens von der Maas abgedrängt, eine der unſinnigſten Grenzlinien in Mitteleuropa. Eine Wanderung nach Belgien würde zeigen, wie deutſch Flandern ſei. In dieſem Zuſammenhang mag daran erinnert werden, daß in Merians Topographie der Niederlande bei den Städten Weſtflanderns jeweils deutlich unterſchieden wird, ob ſie in „Teutſch- oder Flämiſch-Flandern" oder aber in „Welſch-Flandern" liegen, und es läßt ſich daraus mit aller Deutlichkeit die Sprachgrenze feſtſtellen.

Wenn auch heute durch Staatsgrenze und Schriftſprache Schranken aufgerichtet ſind, ſo können doch die gemeinſamen Grundlinien der Kulturlandſchaft ſo wenig überſehen werden wie die Gleichartigkeit der Landesnatur. Wenn der Deutſche Sprachatlas an der Reichsgrenze bisher aufhörte oder ein Werk, wie das van Ginnekens, De regenboogkleuren van Nederlands taal, umgekehrt an der niederländiſchen, ſo entſpricht das nicht den tatſächlichen Zuſammenhängen, vielmehr beruht dieſe Abgrenzung auf der verſchiedenen Erhebung, die an den Staatsgrenzen Halt macht. Riehl ſah allerdings die Gefahr kommen, daß die Staatsgrenze auch zu einer Volkstumsgrenze auf dem Lande würde, und zu einer Kulturgrenze, die in der Kulturlandſchaft ſichtbar zum Ausdruck kommt. Aber noch ſind wir davon weit entfernt, und neuere reichsdeutſche Darſteller der niederländiſchen Kulturlandſchaft hätten mit Vorteil Riehls Abhandlung „Auf dem Wege nach Holland" benutzt.

„Nicht die Natur hat uns getrennt, ſondern die Politik. Von den Zentren beider Länder aus merkt jeder gar leicht den ſeit Jahrhunderten hervorgekünſtelten Unterſchied; an den Peripherien finden wir — und das iſt ſchwieriger — den natürlichen Zuſammenhang. Alle wahre Staatskunſt ſoll zur Natur zurückkehren; das erſte Stadium dieſes Weges iſt erwanderte und erlebte Kenntnis von Land und Leuten."

Die verſchiedene Schriftſprache, die die Niederländer zu einer ſelbſtändigen Nation erhob, iſt der ſtärkſte Trennungsſtrich, der gezogen wurde, aber er iſt alles andere als eine chineſiſche Mauer. „Denn dies iſt ein Zeichen der Mundart, daß ſie allezeit zu Hauſe bleibt. Durch die Handelskultur ihrer Städte gewannen ſich die Holländer den Anſpruch, ihre Mundart zu einer eigenen Zweigſprache des großen deutſchen Sprachſtammes erweitert zu haben. So wird der Deutſche überall in die Städte geführt, wenn er nachforſcht, wo dann Holland ſelbſtändig, eigenartig, alſo fremd ihm gegenübertrete, während er ſich beim naiven Volksleben um ſo ſtärker von den Zügen der Stammesgemeinſchaft berührt fühlt.“

In ſeiner umfangreichen Abhandlung über die Wege, die nach Holland führen, hatte Riehl ein Tor geöffnet für das Verſtändnis zweier Nachbarn, er hatte den Blick gelenkt auf die Unterſchiede des Volkslebens und vor allem auf die ſtarken gemeinſamen Bande. Auf eine Darſtellung der Niederlande und Flanderns ſelbſt hat er jedoch verzichten müſſen. In ſeinen „Elſäſſiſchen Kulturſtudien“ entwirft er uns das Bild eines Grenzlandes als ſolches in ſeiner ganzen Eigenart und inneren Tragik. Dieſes Kabinettſtück der Grenzlandforſchung erſchien zuerſt 1870 in dem von Riehl ſelbſt geleiteten „Hiſtoriſchen Taſchenbuch“ von Brockhaus und wurde in die ſpäteren Auflagen des „Wanderbuches“ übernommen.

Mit Überraſchung ſtellt man feſt, daß dieſer grundlegende Aufſatz ſelbſt ſo ausgezeichneten Kennern elſäſſiſcher Geſchichte und Kultur, wie Rudolf Wackernagel und Wilhelm Kapp, entgangen iſt. Deren Arbeiten und die vieler anderer, ſind aber eine Beſtätigung der Gedanken, wie ſie Riehl durch eine geniale Verknüpfung geographiſcher und geſchichtlicher, volkskundlicher und literariſcher Studien und genauer Beobachtungen im Land formen konnte.

Riehl ſtellt das Elſaß unter die Kennworte: Straßenland, Kriegsland, Grenzland, Zwiſchenland, und er hat uns damit den Schlüſſel in die Hand gegeben zum Verſtändnis einer deutſchen Volksgruppe, deren Bild ſcheinbar ſo widerſprechende Züge trägt. Was oberflächliche und unfreundliche Beurteiler als Schuld buchen möchten, erſcheint bei Riehl als Schickſal.

Das Elſaß iſt ein Land der Straßen durch die Gunſt der Natur und der Geſchichte. Von natürlichen Hinderniſſen nicht gehemmt, laufen die Landſtraßen von Nord nach Süd durch die elſäſſiſche Rheinebene. Das iſt die Begünſtigung des linken Ufers, während auf der rechten Stromſeite die Heerſtraße durch das Hindernis des Iſteiner Klotzes vom Rhein abbiegen muß in das Markgräfler Hügelland. Dort ſteht an der alten Poſtſtraße das ehemalige Gaſthaus zur Kalten Herberge, das uns A. Schmitthenner ſo lebendig in dem „Tagebuch meines Urgroßvaters“ als Straßenkreuz dieſer Landſchaft geſchildert hat. Wir könnten weiterhin zur Unterſtreichung des Satzes Riehls vom Elſaß als des natürlichen Straßenlandes auf die größere Fruchtbarkeit der linken Hälfte der oberrheiniſchen Ebene hinweiſen, auf die klimatiſche Vorzugsſtellung, wie ſie in dem ausgedehnten Weinbau des Elſaß, der Pfalz und Rheinheſſens zum Ausdruck kommt, auf die frühe und dichte Beſiedlung und auf den Städtereichtum. Alles das gibt es auch auf der rechten Rheinſeite, aber hinter Städten wie Baſel, Colmar, Schlettſtadt, Hagenau, Weißenburg, Speyer, Worms, Mainz bleiben die rechtsrheiniſchen Städte an Zahl und Größe zurück. Straßburg fand in Freiburg nur ein ſchwächeres Gegenſtück; Mannheim, Ludwigshafen und Karlsruhe ſind junge Gründungen.

Zu den Landſtraßen kamen die Flüſſe und Kanäle, nur das Elſaß beſaß in der Ill einen ſchiffbaren Fluß. Die ſtärkſte Lebensader war der Rhein, und Straßburg durch Jahrhunderte eine der mächtigſten Rheinſtädte. So liefen 5 Straßen nebeneinander durch das Elſaß, der Rhein, die Ill, die Straßen am Rhein, mitten in der Ebene und am Gebirgsfuß. Der Sinn des Elſaß aber wird verkehrspolitiſch durch die Nord-Süd-Achſe beſtimmt.

Dieſe Achſe ſtellt das Elſaß mitten in den rheiniſchen Zuſammenhang. „Rheiniſch und Deutſch entſprechen ſich aber ſtets“, der Rhein iſt die Klammer, die das Elſaß mit Deutſchland verbindet. In den Vogeſen ſei hingegen das uralte keltiſche Patois erhalten, von dem wir heute wiſſen, daß es durch ſpätere Beſiedlung von Lothringen her zu erklären iſt. Riehl hat, die Erkenntniſſe ſpäterer Mundartforſchung vorwegnehmend, erkannt, daß der Oberrhein weder eine Grenze der Mundart noch der Volksart bedeutet, dieſe ſich vielmehr jeweils auf den beiden Uferſeiten entſprechen. Bei Hüningen, Breiſach und Straßburg reichten die alemanniſchen Mundarten über den Rhein, bei Weißenburg die fränkiſch-pfälziſche.

Aus der Kenntnis dieſer geographiſchen Tatſachen zog die franzöſiſche Staats- und Kulturpolitik den Schluß, daß nur ein vollſtändiger „geographiſcher Frontwechſel“ das Elſaß an Frankreich binden könne. Das Elſaß mußte dem Rhein entfremdet, den Straßen eine andere Richtung gegeben werden. Für den Bau der franzöſiſchen Kriegsſtraßen und Kanäle wurden keine Mittel geſcheut; dieſe mögen freilich zum guten Teil aus dem Elſaß ſelbſt ſtammen. Die neuen Chauſſeen führten vornehmlich in der Oſtweſt-Richtung über die Zaberner Steige und durch die Burgundiſche Pforte. Dasſelbe gilt für die neuen Waſſerſtraßen, die teilweiſe auch dem Feſtungsbau dienten. „Die Franzoſen befeſtigten ſich im Elſaß nicht bloß durch die Landſtraßen, ſondern auch durch die Kanäle.“ Dieſe techniſchen Leiſtungen erregten die Bewunderung der Zeitgenoſſen, man denke nur an Goethes Schilderung der Zaberner Steige. Mit dem Rhein-Marne-Kanal und Rhein-Rhone-Kanal waren neue Klammern geſchaffen, die das Elſaß verkehrspolitiſch an Frankreich banden. „Rhein und Rhone mündeten jetzt in die Seine — um in der Sprache Victor Hugos zu reden.“

Planmäßig aber ging Frankreich ans Werk, um den Rhein auszuſchalten. Der Lokalverkehr ließ ſich aber um ſo leichter eindämmen, als am Oberrhein eine große, feſte Brücke nur in Straßburg beſtand. Die Natur hat es gefügt, daß dorthin, zur „Straßenburg“, alle Landſtraßen und Waſſerſtraßen eines weiten Einzugsbereichs zuſammenlaufen.

Das Geſicht Straßburgs mußte vom Rhein abgewendet werden, die Rheinſtadt mußte zur Illſtadt werden und aus einem Verkehrsknoten ein Endpunkt der Straßen von Paris. Die Ausführungen eines Vidal de la Blache in ſeinem Werk „La France de l'Est" beſagen ein halbes Jahrhundert ſpäter dasſelbe, um zu entkräften, was die deutſchen oberrheiniſchen Schriftſteller ſeit Jahrhunderten betont haben, daß Straßburg nicht nur der Mittelpunkt des Elſaß, ſondern des oberrheiniſchen Landes ſei — allen zuvor Chriſtof von Grimmelshauſen in ſeinem Simpliziſſimus.

Waren die Straßburger Schiffer einſt die berühmteſten Schiffer am Oberrhein, ſo waren ſie jetzt gerade noch gut genug, um für das franzöſiſche Heer die beſten Pontonniers zu ſtellen. Die Rheinſchiffahrt wurde nicht mehr gefördert, ja geradezu unterbunden. Selten fuhr noch ein Schiff nach Baſel, während früher zur Zeit der Baſler Meſſen und der Wallfahrt zu Maria Einſiedeln der Strom mit Schiffen belebt war. Welche Bedeutung der Rhein für den elſäſſiſchen Weinhändler hatte, hat ſpäter Hektor Ammann dargelegt. Alles das hörte auf, denn der Rhein ſollte eine andere Aufgabe übernehmen, die des Feſtungsgrabens. Statt neuer Häfen und Umſchlagsplätze entſtanden Befeſtigungen am Oberrhein; das ſtärkſte Bollwerk und Ausfallstor aber wurde Straßburg. Das Schickſal Straßburgs aber war das Schickſal des Elſaß. Zwiſchen Stadt und Strom errichtete Vauban die mächtige Zitadelle, die Frontumkehr mit erſchreckender Deutlichkeit zeigend. Treffend bemerkt Riehl, daß der Reiſende, der mit der Eiſenbahn von Kehl kommt, um Straßburg herumfahren muß, um in das Innere der Stadt zu gelangen. Kommt er aber von Paris, ſo iſt er ſofort mitten drin. Daß Frankreichs Rheingrenze in Wahrheit auf der rechten Rheinſeite lag, verkündigte die Inſchrift am Siegestor zu Breiſach.

Es entſtanden die Rheinbefeſtigungen von Hüningen und Neubreiſach, von Fort Louis und die Weißenburger Linien. Und die franzöſiſche Auffaſſung des Rheins kommt in nichts draſtiſcher zum Ausdruck als in den neuen Bezeichnungen Haut Rhin und Bas Rhin für das Oberelſaß und Unterelſaß. Ein „Niederrhein" am Oberrhein, das iſt nicht nur grotesk, es ſpricht auch gegen die neueſte Theſe von Demangeon-Le Febvre, die in ihrem Buch Le Rhin eine planmäßige Rheinpolitik Frankreichs beſtreiten wollen und den internationalen völkerverbindenden Charakter des Rheins als Leitmotiv der Geſchichte des Rheins hinſtellen.

Wir haben in Ergänzung der Gedanken Riehls an anderer Stelle (Die Oberrheinlande, 1925) darauf hingewieſen, daß auch die berühmte Rektifikation des Oberrheins durch den badiſchen Ingenieuroberſten Tulla von Frankreich unterſtützt wurde, weil dieſe Korrektion den Charakter des Oberrheins als Grenzgraben verſtärken mußte. Durch den gewaltigen Landgewinn wurden die Ufergemeinden aber nicht nur in ihrem Beſtand gefeſtigt, ſie wurden auch dem Strom und dem gegenüberliegenden Ufer entfremdet. „Nicht bloß die Verödung der Rheinſtraße, auch die Verödung der Rheinübergänge entſprach der Verwelſchung des Elſaß."

Die Maßnahmen Frankreichs nach 1918 ſind eine folgerichtige Fortſetzung der alten Beſtrebungen. Der Rhein ſollte durch den Grand Canal d'Alsace degradiert werden. Das Kembſer Werk dient militäriſchen Zwecken mehr als denen des Verkehrs. Der örtliche Verkehr wurde durch zahlreiche Maßnahmen, insbeſondere durch die Beſeitigung des Beſitzes badiſcher Gemeinden auf dem elſäſſiſchen Ufer, unterbunden. Am Oberrhein reiht ſich heute eine Befeſtigung an die andere.

Das rheiniſche Deutſchland iſt durch die Jahrhunderte eines der großen, immerwährenden Kriegstheater Europas geweſen. Das Elſaß macht dabei keine Ausnahme, ſo wenig wie Holland. Die elſäſſiſche Geſchichte iſt daher zu einem guten Teil Kriegsgeſchichte, das Elſaß ein Kriegsland. Die Armagnakeneinfälle, Bauernkrieg und Dreißigjähriger Krieg, die Eroberung durch Frankreich, ſind Beweiſe dafür. Die zahlreichen zerbrochenen Burgen am Vogeſenrand berichten von Fehden und Gewalttat des Mittelalters. Die Kriege von 1813 und 1870/71 haben das Elſaß in Mitleidenſchaft gezogen.

Ältere Schriftſteller glaubten den Namen des Elſaß als „Edelſaß" nach den zahlloſen Edelſitzen deuten zu können. Jetzt wurde dieſes Elſaß eine große franzöſiſche Feſtung, und während drüben die Schlöſſer von Heidelberg und Hochbaden, von Hochberg und Rötteln in Flammen aufgingen und zahlloſe oberrheiniſche Städte und Dörfer dazu, wurden in Straßburg und Zabern neue Paläſte errichtet. Damit aber ſetzte ſich in den Köpfen der Elſäſſer der Glaube feſt, daß das Elſaß nicht mehr angegriffen, nicht mehr gebrandſchatzt und verwüſtet werden könne; Frankreich iſt unbeſiegbar und im Elſaß zumal. Damit vollzog ſich aber eine andere Wandlung in der Haltung des Elſäſſers. Wohl waren die Bürger von Colmar und Straßburg wackere Streiter und Verteidiger ihrer Freiheiten geweſen, und der heldenhafte Widerſtand der Münſtertäler gegen Ludwig XIV. läßt ſich nicht verfälſchen, aber ein Soldatenvolk iſt das elſäſſiſche Volk entſcheidend nach 1681 und 1793 geworden. Im franzöſiſchen Heer winkte der Ruhm und lockte das Abenteuer ferner Zonen. W. Kapp hat uns in ſeiner wertvollen kulturpſychologiſchen Studie „Das elſäſſiſche Bürgertum", 1908, gezeigt, wie entſcheidend für die politiſche Bildung gerade auch des Bauern der Dienſt in der glorreichen franzöſiſchen Armee war. Wie erbärmlich war dagegen das politiſche Bild der deutſchen Nachbarſchaft im Reich. Und auch nach 1815 blieb am Oberrhein die Kleinſtaaterei, während man im Elſaß zu einem ſtarken Einheitsſtaat gehörte. Dieſer Staat aber bot dem Elſaß auch große wirtſchaftliche Vorteile. Mit dem Bau der Straßen, Kanäle und Feſtungen wurden Manufakturen und Fabriken errichtet, der Wohlſtand wuchs. Wurde Mülhauſen auch keineswegs freiwillig franzöſiſch, ſo iſt doch die Wahrheit, daß es durch die Einbeziehung in das franzöſiſche Zollgebiet ſeine erſte große Blütezeit erlebte. Frankreich ſtand am Oberrhein und fühlte ſich ſo ſicher, daß es 1677 durch Louvois die ſtarken Befeſtigungen des ehemals biſchöflich ſtraßburgiſchen Zabern niederlegen ließ. Auch das blieb nicht ohne Eindruck bei der elſäſſiſchen Bevölkerung, und der Satz, daß „der Rhein die natürliche Schutzwehr des Landes gegen Deutſchland" ſei, wurde zum Glaubensſatz.

Die Entfremdung vom Reich und vom deutſchen Leben machte große Fortſchritte. „Wenn ein Land dem Nachbarland kulturgeſchichtlich den Rücken kehren will, ſo zeigt es ihm fortifikatoriſch die Zähne." Das Elſaß war zum Grenzland geworden. Es wurde Grenzland nicht durch ſeine Schuld, ſondern durch die Schwäche des Reichs. Das Gefühl, im Grenzland zu wohnen, war dem Elſäſſer früher nie gekommen, war doch ſein Land wie der ganze deutſche Weſten gedeckt durch einen breiten Gürtel zum Reich gehöriger Territorien: die Freigrafſchaft, die Gefürſtete Grafſchaft Mömpelgard, das Herzogtum Lothringen, die Reichsſtädte Metz, Toul und Verdun, das Reichsbistum Lüttich, die öſterreichiſchen Niederlande. Nun war nicht nur dieſe Schutzwehr gefallen, das deutſche Elſaß ſelbſt war franzöſiſches Staatsgebiet geworden. Jetzt ſchützte auch der Wall der Vogeſen nicht mehr. Einſt ein Land im Herzen Deutſchlands, ein Kernland deutſcher Kultur, wird es zu einem Grenzland unter fremder Herrſchaft. Ein Wandel vollzog ſich auf allen Gebieten. „Das alte Elſaß war ein rheiniſch-deutſches Tranſitland geweſen, das neue wurde eine Etappe zwiſchen Deutſchland und Frankreich." Es wurde ein Zwiſchenland mit der Zwitterſtellung und Zwieſpältigkeit, die ſolchen Ländern eigen iſt. Nun entſtand der politiſche Glaubensſatz, daß man weder deutſch noch welſch, ſondern elſäſſiſch und nur Elſäſſer ſei. Dieſe Betonung der Eigenart war und blieb die Stärke und die Schwäche des Elſäſſers.

Das Elſaß, das früher offen war nach Deutſchland, wurde jetzt durch Schranken geſchloſſen. Aber ſein Charakter als Zwiſchenland brachte es doch mit, daß es zur Zuflucht und zum Wohnſitz zahlreicher Fremden wurde, die dort Frankreich und Deutſchland zugleich ſuchten. Waren in älterer Zeit Scharen von Einwanderern aus allen deutſchen Gauen eingewandert, vornehmlich aber „Schwaben", ſo kommen nun auch Angehörige anderer Nationen dazu. Aber gleichgültig woher ſie kamen, ſie traten zur Schicht derer hinzu, die dem bodenſtändigen Volkstum fremd gegenüberſtanden, und verſtärkten das franzöſiſch geſinnte Bürgertum.

Mit der endgültigen Aufrichtung der franzöſiſchen Herrſchaft aber ſetzte ſich auch eine neue Geſchichtsauffaſſung durch. Das Land ſei zunächſt galliſch-römiſch geweſen und danach fränkiſch, und dann ſei es wieder franzöſiſch geworden. Dazwiſchen aber läge nur eine kurze Spanne „habsburgiſcher" Herrſchaft. Nun ſteht ohne allen Zweifel feſt, daß die Maſſe des elſäſſiſchen Volkes alemanniſchen Stammes iſt, „aber aus Römern und Franken laſſen ſich leichter Franzoſen machen als aus den trotzigen Alemannen", die im badiſchen Oberland und in der Schweiz ihre Stammesbrüder ſitzen haben. Vergeſſen war, daß der alte Straßburger Chroniſt Twinger von Königshofen betont hatte, durch Karl den Großen ſei „das Reich und die kaiſerliche Würdigkeit" an die Deutſchen gekommen, und alſo gehörte „Ober-Frangrich, das iſt welſch Frangrich, zu dieſem diutſchen Lande, und niut das diutſche zu Frangrich." Später hat Vidal de la Blache verſucht, die elſäſſiſchen Reichsſtädte als Republiken im Sinne der franzöſiſchen Republik zu deuten, und Jean Brunhes und Tourneur-Aumont wollten der elſäſſiſchen Bevölkerung den alemanniſchen Charakter überhaupt abſtreiten und beweiſen, daß die deutſche Sprache ſich dort erſt ſeit dem 10.

oder 11. Jahrhundert durchgeſetzt habe. Dieſe Geſchichtsklitterung hat alſo bereits ihre Überlieferung.

Riehl zeigt uns aber auch, warum ſich das deutſche Volkstum trotz der fremden Herrſchaft ungebrochen erhalten konnte. Der Meiſter deutſcher Landes- und Volkskunde hat unterſchieden zwiſchen zentraliſiertem und individualiſiertem Land und Volkstum, dem weithin gleichartigen und dem auf engſten Raum vielgeſtaltigen. Das Elſaß iſt ein Muſterbeiſpiel für das letztere. Damit aber ſtellt es ſich in ſchärfſten Gegenſatz zu dem nach Vereinheitlichung ſtrebenden Frankreich. Zu der Mannigfaltigkeit der Landſchaft kommt hinzu die Buntſcheckigkeit der politiſchen Landkarte. Keine politiſche Sondergeſtaltung des alten Reichs, die nicht im Elſaß vertreten geweſen wäre, Reichsſtädte und Reichsdörfer, Biſtümer und Reichsabteien, landſäſſiger und reichsfreier Adel, Grafſchaften und Fürſtentümer, der Deutſche Orden und Kondominate u. a. m.

Das erzeugte eine enge Welt, die aber nicht leicht zu entwurzeln war. Das kirchlich-konfeſſionelle Bild unterſchied das Elſaß ebenſo ſtark von Frankreich und ſtellte es an die Seite Deutſchlands, und in dieſe partikulariſtiſche Welt zog ſich der Elſäſſer zurück, als er in der großen Politik nichts mehr zu ſagen hatte. Dieſe partikulariſtiſche Welt aber blieb deutſch, und für dieſe Welt brauchte er auch kein Franzöſiſch. Hier prallten alle Verordnungen über die Anwendung franzöſiſcher Sprache, Art und Sitte und Mode ab. Und dieſe Welt lebte unter der Decke franzöſiſcher Kultur fort, und ſie wirkt ſich auch heute noch aus. „Es mag paradox klingen und iſt dennoch eine einfache Wahrheit: Der Partikularismus zerſetzte Deutſchland äußerlich, aber er kräftigte es von innen, und aus dem Partikularismus erwuchs bei uns allzeit das Nationalbewußtſein.“

Es blieb auch im 18. Jahrhundert der Zuſammenhang mit dem deutſchen Kultur- und Geiſtesleben noch aufrechterhalten. Die elſäſſiſchen Studenten zogen nach wie vor auf die Hochſchulen des Reichs, wie uns das Fritz Jaffé ſpäter im einzelnen geſchildert hat. Es blieb der Austauſch auf kirchlichem Gebiet wie auf dem der weltlichen Literatur. Nur ſo iſt auch verſtändlich, daß die Gebrüder Grimm im Elſaß den reichſten Schatz an deutſchen Märchen heben konnten, Goethe das Volkslied fand und verherrlichte in dem Land, wo auch der deutſche Weihnachtsbaum entſtanden war. Als ein „Grenzland deutſcher Muſik“ hat ſpäter Müller-Blattau das Elſaß geſchildert.

Freilich ein Abſtand machte ſich immer ſtärker geltend. Die Lokalliteratur überwog immer mehr die große, und das wurde das Kennzeichen für das 19. Jahrhundert, und die Schriftſteller blieben um Jahrzehnte hinter der Entwicklung im Reich zurück. „Die berühmten Schriftſteller des Elſaß vor der franzöſiſchen Beſitznahme ſind berühmt in aller Welt; nach der Beſitznahme faſt durchweg nur im Elſaß — vor der franzöſiſchen Zeit war die elſäſſiſche Geiſteskultur in zweifacher Weiſe ausgezeichnet: durch ihren Univerſalismus und durch ihr tonangebendes Vorangehen —, denn kulturgeſchichtlich lag das Elſaß im Zentrum der deutſchen Nation.“

Dank einer ſtarken Volksvermehrung blieb der Beſtand des deutſchen Volkstums jedoch unverſehrt, und Riehl berichtet von hugenottiſchen Einwanderern des Dorfes Überach bei Niederbronn, daß ſie raſch Elſäſſer und ſogar Katholiken wurden. Wir könnten ergänzend auf die Wallonen von Biſchweiler die Pikarden von Büchelberg im Bienwald und andere Zuwanderer hinweiſen. Selbſtverſtändlich war das bei den Zehntauſenden von Zuwanderern aus der Schweiz und anderen Teilen Oberdeutſchlands, — Tatſachen, die Riehl noch nicht bekannt ſein konnten.

So iſt die Lage bis heute und L. Tesnière mußte 1928 im ſtatiſtiſchen Anhang zu dem Buch von A. Meillet: Les langues dans l'Europe Moderne bekennen, daß das „germaniſche Element“ ſich in Elſaß-Lothringen als Mutterſprache voll behaupte, ja vermehre, das romaniſche nur als Umgangsſprache.

So iſt die Sprachgrenze nicht verſchoben worden und der Volkskörper deutſch geblieben — und doch iſt eine Wandlung eingetreten, die den Elſäſſer vom Reichsdeutſchen deutlich unterſchied. Das iſt das Ergebnis der franzöſiſchen Revolution.

Das tauſendjährige Elſaß wird jetzt beſeitigt und als zwei getrennte Departements Frankreich eingefügt. Das Elſaß wußte jetzt, wohin es gehörte — nach Paris. Die Biſchöfe von Speyer und Baſel und Beſançon hatten im Elſaß nichts mehr zu ſagen und noch weniger der deutſche Adel und die Kleinfürſten. Die Zollgrenze wurde von Zabern nach Straßburg an den Rhein gelegt, und das Elſaß hatte aufgehört, eine „province effectivement ètrangère“ zu ſein. Nun gab es keine Sonderrechte mehr auf ſprachlichem Gebiet, und mit groben und ſanften Mitteln wurde die franzöſiſche Sprache als Kultur- und Verkehrsſprache den Elſäſſern aufgezwungen.

War bis 1793 die franzöſiſch ſprechende Oberſchicht hauchdünn geblieben, ſo bildete ſich jetzt die elſäſſiſche Bourgeoiſie und verbreitete ſich bis in die großbäuerlichen Schichten hinein. Durch die Aufteilung der Kirchen- und Adelsgüter hatte ſich dieſe Gruppe erſt recht bilden können, worauf Kapp hingewieſen hat. Das Kaiſerreich brachte Ruhm und wirtſchaftlichen Gewinn, und 1871 konnte kein Zweifel mehr darüber ſein, daß „der deutſche Elſäſſer als Staatsbürger ein moderner Franzoſe ſchlechthin war“, und daß ihm die Kenntnis und das Verſtändnis des deutſchen Staatslebens verlorengegangen war. Der Elſäſſer hatte das Aufflammen des franzöſiſchen Nationalgefühls in der Revolution erlebt, aber nicht das deutſche Erwachen in den Freiheitskriegen. Sein deutſches Herz aber ſchlug weiter in ſeiner Bruſt, und das ließ er ſich auch nicht aus dem Leibe reißen. Aber ſein Verſtand ſagte ihm, daß er Franzoſe ſein und bleiben müſſe, und ein tiefer Riß geht ſeitdem durch die Seele des Elſäſſers. „Meine Leier iſt deutſch und treu mit dem Schwert dien ich dem galliſchen Hahn“ ſang einer der heimatſtolzeſten deutſchen Elſäſſer, der Dichter A. Stöber. Es trat die verhängnisvolle Verwechſlung und Gleichſetzung von Staat und Nation ein. Das deutſche Volkstum aber lebte nur noch in der Mundart weiter, das Hochdeutſche wurde noch in der Kirche gepflegt, kaum in der Schule, und das Volkstum verlor an innerer Kraft und an Glauben in ſeine Zukunft.

Die Entwicklung des elſäſſiſchen Volkscharakters bis 1870 iſt von Riehl unübertroffen geſchildert worden. Dieſes Bild konnte von den Nachfolgern ergänzt und vertieft, aber nicht abgeändert werden. Riehl wollte mit ſeinen „Elſäſſiſchen Kulturſtudien“ um Verſtändnis für das Elſaß werben, aber ſein Aufſatz blieb bei den Wiſſenſchaftlern und erſt recht bei den maßgebenden Politikern unbeachtet, wie man auch ſpäter auf die Mahnungen von Volkskennern nicht hörte. Riehl mußte bekennen: „Das Elſaß — Land und Leute — iſt bis auf dieſen Tag ein ſehr unbekanntes Land geblieben, eine Inſel, deren Küſten zwar jeder kennt, deren Inneres aber noch zu entdecken iſt, nicht für die Elſäſſer ſelbſt, aber für Deutſchland und wohl auch für Frankreich.“

Der Schilderung des Elſaß ſpürt man es nach, daß Riehl ſich dieſem Land innerlich verbunden fühlte — er entſtammte einer altſtraßburgiſchen Familie, die zu Großvaters Zeit zunächſt in die Pfalz ausgewandert war. „Mein Großvater war ein ſo guter Deutſcher wie irgend jemand, dazu ein Kosmopolit im Geiſte der Revolutionsperiode und unbeſchadet deſſen aber ſtets ein treuer Straßburger, der während 50 Jahren ſein Elſäſſer-Deutſch nicht verlernte und bis zu ſeinem ſpäten Tode ſeine Zeitrechnung jahraus, jahrein nur nach dem elſäſſiſchen Kalender machte, nämlich nach dem „Straßburger hinkenden Boten“. Es liegt die Vermutung nahe, daß der Wunſch das Weſen und Charakter des Großvaters zu ergründen, den Enkel in das Elſaß auf Wanderſtudien geführt und wir dadurch ein getreues Bild des elſäſſiſchen Volkstums erhalten haben.

Riehl kannte auch die benachbarte Schweiz kaum weniger als das Elſaß aus der Anſchauung, aber vergeblich ſuchen wir in „Land und Leuten“ oder im „Wanderbuch“ nach einer Darſtellung des ſchweizeriſchen Volkslebens oder einzelner Teile der deutſchen Schweiz. Wir vermiſſen übrigens auch eine ſolche der öſterreichiſchen Alpenländer. Und doch beſtand gerade für Riehl kein Zweifel darüber, daß das hochgebirgige Deutſchland weſenhaft zum geographiſchen Deutſchland und die Schweiz und die öſterreichiſchen Alpenländer kulturgeſchichtlich zu Oberdeutſchland gehören. War es vielleicht die Scheu vor Jeremias Gotthelf, deſſen Bauerngeſtalten er doch nicht hätte übertreffen können; oder ging Riehl lieber auf einſame Wanderſchaft in unbekanntes deutſches Volksland. Die Schweiz aber war damals ſchon das erſte Reiſeland Europas geworden und jedermann kannte die Schweiz oder glaubte ſie zu kennen.

Aber Riehl hat doch immer wieder auf die Schweiz hingewieſen und viele dieſer Bemerkungen ſind treffend genug. Wenn er allerdings von dem Mann in Rorſchach, der die bei den Obſtfrachten ins Waſſer gefallenen Äpfel auffiſcht und verkauft, Schlüſſe auf die Geſchäftsgewandtheit der Schweizer zieht, ſo könnte das vielleicht auf die Thurgauer zutreffen. Auch die Schweizer erzählen ſolche Anekdoten über die Thurgauer, die jene aber wiederum lebhaft beſtreiten. Andere Ausſprüche Riehls aber können als richtungsweiſend gelten und beſonders wertvoll dünken uns ſeine Vergleiche ſchweizeriſcher und holländiſcher Weſensart.

Die Schweiz hat ſich einen Schritt weniger vom Reich entfernt als Holland, das eine ſeiner Mundarten zur Schriftſprache erhob. Es liegt das im andern Weſen und Schickſal der Städte begründet.

„Die holländiſche Sprache fand bisher (1867!) noch kaum einen Platz in der Weltliteratur, aber ſie fand einen Platz im Weltverkehr, und damit wuchs ſie allerdings über die bloße Mundart hinaus.“ Die Geſchichte der ſchweizer Städte verlief jedoch ganz anders, und ihre Stellung iſt demgemäß auch jetzt eine andere.

„Die altertümlichen deutſchen Schweizerſtädte gleichen unſeren altertümlichen oberdeutſchen Städten auf ein Haar. Ja, da ſie mitunter viel weniger moderniſiert ſind, ſo ſpricht uns ihre äußere Phyſiognomie wohl gar heimiſcher, deutſcher an als bei mancher deutſchen Stadt. Sie wuchſen im Mittelalter, welkten und kümmerten in den folgenden Jahrhunderten und erblühten aufs neue in der Gegenwart, gleichen Schrittes mit den benachbarten deutſchen Städten, während der Verfall der niederdeutſchen Städte das Signal zum rechten Aufblühen der holländiſchen gab. Die größeren jener ſchweizer Städte waren Stationen des deutſchen Handels mit Italien, aus ihren Toren führte der Haupthandelsweg allemal nach Deutſchland; das Haupttor der holländiſchen Städte dagegen, der Hafen, führt ins Meer und übers Meer; der holländiſche Handel, auch in alter Zeit, war Speditionshandel mit aller Welt und nicht entfernt bloß auf das deutſche Hinterland berechnet.“

Beide aber, die Schweiz und die Niederlande, ſind durch die Kraft und den Willen ihrer Bewohner zu eigenen Staatsweſen geworden, aber es waren dabei doch jeweils etwas andere Kräfte am Werk.

„In den ſchweizeriſchen Unabhängigkeitskämpfen ſpielen die Städte weitaus nicht die große Rolle wie in den niederländiſchen. Die Hirten und Bauern der Urkantone gingen voran, die Städte folgten um Jahrzehnte nach. Bezeichnend war die von Deutſchland abgelöſte Schweiz auf den Namen eines Kantons getauft, der gar keine Stadt beſitzt und führt auch deſſen Wappenzeichen als eidgenöſſiſches Kreuz, während Holland von der ſtädtereichſten und ſtädtiſch bedeutſamſten unter den vereinigten Provinzen den Namen trägt. Die kriegeriſchen Würfel fielen für die Schweiz in offener Feldſchlacht, nicht in Städtebelagerungen, wie ſo häufig bei den Holländern. Die Schweiz iſt der feſtungsärmſte europäiſche Staat, Holland der feſtungsreichſte, und während ſo viele holländiſche Städte heute noch von Kopf bis zu Fuß im Harniſch ihrer Wälle und Mauern ſtecken, hat die deutſche Schweiz gar keine feſte Stadt mehr, ſondern nur kleine Werke zur Verteidigung von Fluß- und Gebirgspäſſen.“

Riehl hätte daſſelbe von Tirol ſagen können, deſſen Städte ebenfalls niemals Feſtungen waren und deſſen Verteidigung in den Engpäſſen erfolgte. Und hier wie dort traten die Bürger hinter den Bauern als Träger der Landesverteidigung und als politiſche Kräfte zurück. Dieſer Vergleich läßt ſich allerdings nur für den Alpenanteil der Schweiz durchführen. Riehl überſah den Feſtungscharakter der Städte im Mittelland, namentlich der Zähringerſtädte Bern und Freiburg im Üchtland, Burgdorf und Murten.

Aber es war doch wohl zutreffend, wenn Riehl erklärte, daß die deutſche Schweiz ſich in ihren Städten kulturgeſchichtlich gegen Deutſchland öffne, in ſeinen Hirten- und Bauerndörfern hingegen abſchließe. Das wurde durch die Induſtrialiſierung der Schweiz und die Maſſenzuwanderung von Reichsdeutſchen nur noch verſtärkt. In Zürich und Baſel erſcheint auch die Mundart am ſtärkſten abgeſchliffen. Aber wir können auf der anderen Seite Riehl nicht ganz zuſtimmen, wenn er ſagt, daß man beim Betreten des erſten Schweizer Dorfes ſofort den ſtarken Unterſchied merke, nicht dagegen in der Stadt. Auch die Bauern in Vorarlberg und in der reichsdeutſchen Nachbarſchaft verharren bei den verwandten alemanniſchen Mundarten, bei denſelben Feldfrüchten und derſelben Art der Feldbeſtellung, ſie wohnen in den gleichen Häuſern und unterſcheiden ſich wenig in Arbeit und Feſttag, in Eſſen und Trinken. Dadurch bleibt auch hier der Zuſammenhang des Volkstums auf der ganzen Linie gewahrt. Das war auch Riehl wohl bekannt.

Der Mundart kommt im Elſaß wie in der Schweiz im öffentlichen Leben eine größere Bedeutung zu als im Reich, aber Riehl weiſt zutreffend darauf hin, daß auch nach der Loslöſung der Schweiz vom Reich über Bodenſee und Hochrhein noch viel mehr Brücken vom Reich in die Schweiz führen als über den Oberrhein ins Elſaß.

Der Unterſchied liegt wie beim Elſaß und den Niederlanden im Politiſchen, in der anders verlaufenen Geſchichte.

Aus derſelben Wurzel alemanniſchen Stammestums erwachſen, hat ſich der Staat der Schweiz politiſch anders entwickelt. Richtiger geſagt, dieſe verharrte in den älteren deutſchen Rechts- und Staatsformen und erſcheint uns daher heute fremd. Und doch iſt ihre Entwicklung ganz deutſch. In der Schweiz wie im Reich fehlt die alles beherrſchende Hauptſtadt, das Eigenleben der Gaue behauptet ſich gegenüber einer überſteigerten Zentraliſation. Dieſe Vielgeſtaltigkeit ſchweizeriſchen Volkstums iſt überdies in der Vielgeſtaltigkeit der Landesnatur und Geſchichte der Schweiz begründet — auch hierin ein Gegenſtück zum deutſchen Südweſten bildend.

Das Schwergewicht der Landes- und Volksforſchung W. H. Riehls liegt in Oberdeutſchland, in „Mitteldeutſchland", im rheiniſchen Deutſchland. Von Niederdeutſchland kannte er den Nordweſten beſſer als den Nordoſten, Riehl kannte auch Königsberg und Danzig und Breslau. Aber über Preußen und Schleſien, Sachſen und Böhmen hat er kaum etwas geſchrieben und nichts, was den klaſſiſchen Volksſchilderungen des deutſchen Weſtens gleichkommt. Es war das ſozial reicher abgeſtufte Volkstum mit ſeinen Übergängen, was ihn im Weſten reizte, dem er auch entſtammte. Und doch kannte Riehl die Volkstumsfragen des Oſtens und Südoſtens ſehr wohl, das beweiſt ſeine Studie über den Leithawinkel.

Konnte ſich Riehl bei ſeiner Grenzlandforſchung im Weſten auf ein überaus reichhaltiges Schrifttum und Kartenweſen ſtützen, ſo war er im Oſten vor allem auf die eigene Beobachtung angewieſen. Für den „Leithawinkel" galt das in beſonderem Maß, der damals zu den entlegenſten und unbekannteſten Winkeln deutſchen

Volkslandes gehörte — ein namenloſes Gebiet, für das Riehl einen Namen erſt prägen mußte. Allerdings gab es doch manche Schrift und manche Karte dieſer Gegend, aber ſie waren für Riehl in den ihm zugänglichen deutſchen Büchereien nicht erreichbar. Die wiſſenſchaftliche Erforſchung dieſes deutſchen Grenzlandes ſetzte erſt nach dem Jahre 1921/22 ein, nachdem es als „Burgenland" zu Öſterreich gekommen war. Es iſt ein Ruhmesblatt für die burgenländiſche Landesregierung wie für die Univerſität Wien, daß ſie ſo zielbewußt und in ſo kurzer Zeit die größten wiſſenſchaftlichen Lücken ausgefüllt hat, und heute iſt das Burgenland beſſer durchforſcht als mancher binnendeutſche Landſtrich.

Dem Wanderer Riehl drängten ſich ſofort die Gegenſätze des Volkstums an dieſer Völkerſcheide auf. Aber nicht jeder beobachtete ſo ſcharf wie er und fand den treffenden Ausdruck dafür. Er erkannte als erſter die kulturgeſchichtliche Einheit des Landſtrichs, der von Preßburg über Eiſenſtadt und Ruſt nach Ödenburg hinüberreicht, wenn er das auch nur angedeutet hat. Er entwirft ein anſchauliches Bild des dreigeteilten Eiſenſtadt mit der Unterſtadt, dem Schloßbezirk und der Bergſtadt, während er das Ghetto übergeht. Er weiſt auf die befeſtigten Kirchen und ummauerten Ortſchaften hin, die von den Ungarn- und Türkeneinfällen des bedrohten Grenzlandes berichten. Ihm fallen die Scheunenviertel auf und er hätte die Kellergaſſen im Löß miterwähnen können und den Leithakalk als vortrefflichen Bauſtein. Über die ſüßen Weine von Ruſt und die andersgearteten Weine von Ödenburg und Eiſenſtadt kann der Rheingauer Riehl ein ſachverſtändiges Urteil abgeben. Ihm entgeht keine Beſonderheit des vielgeſtaltigen Völkerlebens in Tracht und Sitte, im Verkehrsweſen, in Speiſe und Trank. „Der magyariſche Bauer reitet auf einem Pferde, der deutſche Bauer fährt auch hier wie bei uns den ſchweren biederen Ackergaul, der Kroat dieſes Grenzwinkels fährt mit „Katzen", allen dreien aber iſt der weiße, großgehörnte ungariſche Ochſe gemeinſam." Die Kroaten erſcheinen ihm durch gute Körpergeſtalt und die bunte Tracht wie durch ihre Lieder anziehend. Aber er zweifelt an deren Zukunft, ſchon ſetzten bedenkliche Erſcheinungen ein, dadurch, daß die Kinder der Kroaten in die Fabriken gingen. Eine ſolche Völkerinſel ſei zum Ausſterben verurteilt. Heute nach 60 Jahren beſtehen die Kroatenſiedlungen noch immer, aber eine innere Wandlung hat ſich vollzogen, und aus dem „läſſigen Naturvolk" ſind moderne Landwirte geworden, die die Magyaren eher übertreffen. Die Kroaten werden mehr und mehr der deutſchen Kultur teilhaftig und ſie betrachten ſich heute als Burgenländer, keinesfalls aber als Ungarn. Durch die Nähe des Wiener Marktes nehmen aber die kroatiſchen Gemüſebauern, vor allem auch Frauen und Mädchen, raſch die deutſche Sprache an, während bekanntlich in der öſterreichiſchen Schule keinerlei Sprachenzwang angewandt wird.

Der Charakter des Grenzlands kommt in den Doppelnamen der Siedlungen zum Ausdruck, die nicht immer ſich als Überſetzungen erweiſen. Dazu macht Riehl folgende Randbemerkung: „Die deutſchen Namen der Städte kennt man in der ganzen Welt, die magyariſchen lernt man meiſt erſt hier an Ort und Stelle kennen, und

KA ELBLĄSKA
BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

Poſtſtempel, Eiſenbahnfahrpläne, Ortstafeln und Wegweiſer ſorgen jetzt genügend dafür, daß wir erfahren: Preßburg heiße Poſzony, Ödenburg Sopron, Raab Györ, Wieſelburg Moſon, ja Wien ſelber bleibe in Ungarn nicht Wien, ſondern heiße Becs. So heißt Purbach am Neuſiedlerſee Fekete Város, Donnerskirchen Feher Egyháza, Kroisbach Rakos, daneben aber auch Weiden Védeny, Gols Gállos, Somarein in der Schütt Somorja in bloßer Lautbildung.“ Heute ſteht dafür auf den D-Zügen Hegyeshálom und niemand kommt mehr auf den Gedanken, daß es ſich dabei um Sommerein handelt.

Anknüpfend an das eigenartige, dem Hl. Martin gewidmete Denkmal in Preßburg, wo der Heilige als ungariſcher Huſar mit krummem Säbel erſcheint, meint Riehl, daß der Künſtler wohl recht gehandelt hat, als er St. Martin aus Tours in das ungariſche Nationalkoſtüm ſteckte. Überdies ſtamme der Hl. Martin aus Sabaria (Steinamanger). Dieſes Denkmal ſteht vor dem Chor der Preßburger Martinskirche, der Krönungskirche der ungariſchen Könige. Die Namen dieſer Könige ſind in deutſcher Sprache an der Wand verzeichnet und Riehl ſagt dazu: „Wenn der Ungar den Biſchof von Tours als einen der berühmteſten Patrone des Landes ſeinen Landsleuten vorführen wollte, ſo koſtümierte er ihn ungariſch; wenn er aber aller Welt erzählen wollte, daß hier ſeine Könige gekrönt ſeien, ſo mußte er’s in deutſcher Sprache tun.“ Von den Heanzen um Ödenburg nimmt er mit Recht an, daß ſie von altersher, wohl ſeit Karolingiſcher Zeit im Lande ſitzen und er teilt die Anſicht Czoernigs, daß ſie aus den verſchiedenſten Stämmen Süddeutſchlands ſich ableiteten. Heute nehmen wir an, daß die Heanzen in der Hauptſache bairiſcher Herkunft ſind. Ebenſo müſſen wir die ſchwäbiſche Abſtammung der nach den Türkenkriegen eingewanderten Heidebauern anzweifeln.

Die Maſſe der Bevölkerung iſt deutſch, und die Kroaten und Madjaren ſind Inſeln in deutſcher Umgebung. Hier gibt es alſo im Gegenſatz zum Weſten keine eindeutig gezogene Sprachgrenze, hier durchdringen ſich die Volkstümer und ſind auch übereinandergeſchichtet, Volksgrenzen und Kulturgrenzen überſchneiden ſich. Daraus ergeben ſich aber für den Volksforſcher ganz neue Geſichtspunkte und Aufgaben.

Mit dem Verlaſſen des deutſchen Waldes betreten wir den Boden der ungariſchen, pannoniſchen Landſchaft. Bereits die Parndorfer Heide gemahnt an die Pußten und die Weite des ungariſchen Tieflandes, dieſes tritt aber erſt am öſtlichen Ufer des Neuſiedlerſees voll in die Erſcheinung. Der merkwürdigſte See Mitteleuropas war 1868 ausgetrocknet, als Riehl dorthin kam. Bei eiſiger Kälte und in heftigem Nordoſtſturm wanderte Riehl von Neuſiedl nach Eiſenſtadt, aber er wußte auch von der Gluthitze des Sommers und dem verhängnisvollen Regenmangel als dem Unſtern des Landes.

„Der verlorene Neuſiedlerſee iſt uns aber ein noch echteres Wahrzeichen des Landes, als da er noch mit dem ſchönſten Waſſerſpiegel gefüllt war. Sein Geſtade ſagt uns, daß wir inmitten einer deutſch redenden Bevölkerung dennoch bereits auf ungariſchem Boden ſtehen. Ungarn iſt kein Land der großen, klaren, tiefen Seen, ſondern vielmehr der Sümpfe, Moräſte und Binnenmärſchen, die von alten verlorenen Seebecken übrig geblieben ſind, und der Neuſiedlerſee mit dem Hanſág verkündet uns als ein bis zur Grenze vorgeſchobener Vorpoſten die großen Sumpfniederungen Zentralungarns an der Theiß, am Körös, Maros und der Donau. Das weſtliche Ufer des Neuſiedlerſees mit ſeinem trockenen Hügelboden und den großen, teilweiſe ummauerten Ortſchaften bietet uns noch den deutſchen Charakter in Volks- und Landesart, das öſtliche mit den weitverſtreuten kleinen Anſiedlungen der Hanſág verſetzt uns ganz auf ungariſchen Boden und nähert uns raſch den Madjaren.“

Auch noch einige andere Sätze Riehls über Landſchaftsgrenzen, Sprach- und Kulturgrenzen verdienen feſtgehalten zu werden, weil hier deutlich Frageſtellungen ſchon aufgeworfen werden, die die heutige Grenzlandforſchung bewegen.

„Von Preßburg“ bis Bruck iſt die politiſche Grenze Ungarns zugleich eine landſchaftliche: deutſches Hügelland auf der einen, ungariſches Flachland auf der anderen Seite. Eine Volks- und Sprachgrenze iſt ſie aber nicht, denn die überwiegend deutſchen Anſiedlungen reichen hier bis in die Schütt und bis Raab hinüber; die Landſchaft ſpricht alſo viel früher ungariſch als das Volk. Das Leithagebirge verſetzt uns landſchaftlich ganz in deutſche Mittelgebirgsſzenerien. Wir haben hier (bei Eiſenſtadt) alſo deutſche Landſchaft auf ungariſchem Boden. Die Ortſchaften dieſes welligen Berg- und Hügellandes ſind entweder deutſch oder kroatiſch; die Ortsnamen deutſch und magyariſch. Die Deutſchen haben die Kultur- und Sprachherrſchaft; die Magyaren ſuchen hier wie anderswo mit ihrem neugewonnenen politiſchen Regiment auch ihre Sprache und Sitte breiter einzubürgern. Alles zuſammengenommen macht die Gegend am Leithagebirge und am Neuſiedlerſee den Eindruck einer deutſchen „Mark“, im mittelalterlichen Sinne des Wortes, das heißt: wir finden uns auf fremdem Boden, aber dieſer äußerſte Saum fremden Landes ſteht unter deutſcher Kulturherrſchaft, er iſt ein zur Schutzwehr der wirklichen Grenze ins Ausland vorgeſchobener Vorwall. Öſterreich hat noch viele ſolcher „Marken“; möge man ihre deutſchnationale Bedeutung in Wien niemals vergeſſen.“

Damit gab Riehl auch ſein Urteil über den völkiſchen Charakter des „Burgenlandes“ ab. Bedürfte es wirklich noch des Nachweiſes ſeines deutſchen Weſens, ſo müßte man W. H. Riehl als Kronzeugen aufrufen.

Das eigentliche Ziel der Reiſe Riehls in den Leithawinkel aber waren Rohrau und Eiſenſtadt, der Geburtsort Joſeph Haydns und die Stätte, wo die Gebeine des großen Meiſters ruhen, die Stadt, „von der aus Haydns Quartett und Symphonie die muſikaliſche Welt eroberten; es begann eine neue Kunſtepoche, die klaſſiſche Blütezeit der reinen Inſtrumentalkunſt, der abſoluten Muſik“. — Rohrau, das ſchlichte deutſche Bauerndorf, in dem am 31. März 1732 Joſeph Haydn unter ärmlichen Verhältniſſen das Licht der Welt erblickte. Das Dorf aber iſt überragt von einem Schloß des Grafen Harrach mit einem Park voller Geheimniſſe; der deutſche Adlige, der ein Gönner des begabten Dorfbuben war. Eiſenſtadt, die verträumte deutſche Kleinſtadt und Reſidenz eines ungariſchen Magnaten, am

Fuß des wald- und rebenbekränzten Leithagebirges gelegen. Dieſer ungariſche Adel lebte damals noch ganz in der deutſchen Kultur und hat ſich um die deutſche Kunſt größte Verdienſte erworben. Heute iſt das Theater von Eſterháza verſchwunden und das Schloß des Fürſten Eſterházy in Eiſenſtadt ſteht mit geſchloſſenen Läden verlaſſen. Einſt erklangen aber hier die unvergänglichen Schöpfungen Joſeph Haydns und die Werke anderer fürſtlicher Kapellmeiſter, eines Joſeph Weigl, eines Nepomuk Vogel. Selbſt Maria Thereſia kam nach Eiſenſtadt und Eſterháza, um deutſche Muſik zu hören. Durch die Gunſt der Fürſten allein aber wird kein Genie, es erwächſt aus tieferen Quellen. Riehl ſpricht von einer „muſikaliſchen Leithalinie", die von Preßburg über Eiſenſtadt nach Eſterháza zieht, jener Grenzſaum, der auch ethnographiſch ſo bedeutſam iſt.

„Der Leithawinkel iſt eine Völkerſcheide. Es ſind aber drei durch ihren Volksgeſang beſonders ausgezeichnete Völker, welche hier zuſammenſtoßen: die Deutſchen, und zwar von dem ſo beſonders ſangesreichen bayriſch-öſterreichiſchen Stamm, die Magyaren und die Slawen, und zum Anhang dürfen wir obendrein auch noch die Zigeuner als Inſtrumentaliſten erwähnen. Mozart aus den Salzburger Voralpen und Haydn aus dem Leithawinkel waren ſchon durch ihre Geburtsheimat vorbeſtimmt, die ſcholaſtiſch verſteifte Kunſtmuſik durch den friſchen Volksliederton zu verjüngen. Gar mancher hat es ſchon ausgeſprochen, daß man aus gewiſſen Haydnſchen Rondos die wildfeurige Tanzmuſik der Pußta herüberklingen höre, während Haydn andererſeits in vielen ſeiner Menuette geradezu einen niederöſterreichiſchen Ländler aufſpielt. Die Sache geht aber noch tiefer. Haydns größte Originalität ruht vielleicht in ſeiner neuen, immer wieder überraſchenden Rhythmik. Ich weiß keine Gegend auf deutſchem Boden, wo das Ohr des Eingeborenen von Kindheit an und ganz von ſelber derart für rhythmiſche Kontraſte ſich ſchärfen konnte wie in unſerem Grenzwinkel zwiſchen Hainburg und Eſterháza.

Von allen Punkten dieſes deutſchen und ungariſchen Grenzlandes laufen nun aber die Hauptſtraßen wie Radien zurück zum deutſchen Zentrum der Gegend, nach Wien."

Wie wird dieſe Erkenntnis Riehls beſtätigt, wenn wir daran erinnern, daß aus dem „Leithawinkel" eine überraſchend große Zahl von Tonkünſtlern hervorgegangen ſind. Wir nannten bereits den 1766 in Eiſenſtadt geborenen Joſeph Weigl, deſſen Oper „Die Schweizer Familie" zahlloſe Aufführungen erlebte. Wir erwähnten den Komponiſten Nepomuk Hummel, deſſen Denkmal in Preßburg ſteht (geb. 14. 11. 1784). Im burgenländiſchen Dorfe Raiding bei Ödenburg wurde am 22. 10. 1811 Franz Liſzt geboren, und wenn wir auch zugeben werden, daß er zum Kosmopoliten ward, ſeine Ahnentafel im Franz Liſzt Gedenkheft der „Burgenländiſchen Heimatblätter" 1936 weiſt nur deutſche Ahnen väterlicher- und mütterlicherſeits auf. Sein Vater aber ſchrieb ſich Liſt, und keinesfalls iſt Franz Liſzt den Magyaren zuzurechnen, deren Sprache er nicht beherrſchte. Wir erwähnen weiter den großen Geiger Hans Joachim aus dem Heidedorf Kittſee, Michael Brand aus Frauenkirchen und den Wagnerdirigenten Hans Richter aus Raab in Westungarn. Auch des berühmten Schauſpielers Joſeph Kainz aus Wieſelburg ſei gedacht.

Mit ethnographiſchen und politiſchen Vorſtudien war Riehl ausgezogen, mit reichen muſikgeſchichtlichen Schätzen kehrte er heim. Es iſt ein alter Spruch: Wer den Dichter will verſtehen, muß in Dichterlande gehen, aber Riehl hat das als einer der erſten unternommen und mit welchem Erfolg.

„Der bloße Geburtsort kann unter Umſtänden ſehr gleichgültig ſein für die ſpätere Entwicklung eines bedeutenden Mannes; aber das Land, in welchem er lebte, lernte und arbeitete, wird uns den Schlüſſel zu vielen Geheimniſſen ſeines Schaffens geben. Noch mancher deutſche Landſtrich iſt zu durchwandern, um aus ſeinem volkstümlichen und kulturgeſchichtlichen Charakter Tatſachen und leitende Gedanken für die Geſchichte des Lebensganges unſerer großen Männer zu gewinnen. Möchten andere ſich dazu angeregt fühlen durch dieſe Skizze."

Riehl hat damit Aufgaben für die Zukunft aufgezeigt, die auch heute bei weitem noch nicht gelöſt ſind. Welche Fülle der Erkenntniſſe ſich aber für uns bei einer ſolchen Betrachtung erſchließen, beweiſt ein Werk wie Joſeph Nadlers Literaturgeſchichte der deutſchen Stämme und Landſchaften.

Aus der Skizze über den „Leithawinkel" erhellt die Bedeutung eines entlegenen, faſt unbekannten Grenzſtrichs für das Geſamtvolk und ſeine Geſamtkultur. Wieviele Reichsdeutſche mögen es ſein, die ſich darüber Rechenſchaft geben, daß die Melodie ihres Deutſchlandliedes aus dem Boden dieſes Grenzlandes erwachſen iſt. Riehl hat in den kleinen Volksgruppen ſtets das ganze deutſche Volk geſehen und geſchildert, ſo beſonders bei den Volksgruppen an der Grenze. „Hier unterſcheidet ſich der Mann, welcher kleine Gebiete durchwandert, um in dem kleinen Land das große deutſche Vaterland, in der kleinen Volksgruppe das große deutſche Volk zu ſchildern, von dem eingeborenen Spezialforſcher, welcher dasſelbe kleine Land im einzelnen erforſcht, um dieſes kleine und einzelne eben an und für ſich darzuſtellen." Und wir fügen den andern Satz Riehls an: „Gerade die Gegenden des Übergangs und der ſcheinbaren Indifferenz lehren uns erſt die Länder und Völker als Organismen erkennen, Glied mit Glied verbinden, ſie eröffnen uns erſt den rechten Verſtand für die Totalität des Volkslebens."

Für die Grenzlandforſchung hat Riehl in Muſterbeiſpielen den Weg gewieſen, ſeine volle Bedeutung für die Volksforſchung aber erhellt aus ſeiner Volkslehre, wie er ſie uns in ſeiner „Naturgeſchichte des deutſchen Volkes" gegeben hat, deren Schlußband das Wanderbuch bedeutet. Volk iſt darnach nicht eine Summe von Einzelperſonen, ſondern die organiſche Volksperſönlichkeit. Das Volk iſt nicht vom Staat her beſtimmt und von dieſem geſchaffen, „der Staat erwächſt vielmehr aus der natürlichen Volksgemeinſchaft, das iſt auch die einzig dauerhafte Grundlage aller Staaten".

Riehl gebraucht die Begriffe Volk und Nation gleichwertig, Nation iſt für ihn nicht das ſtaatlich geeinigte Volk oder ſtaatlich geeinigte Völker. Und Riehl trennt die „bürgerliche" Geſellſchaft von der ſtaatlichen Gemeinſchaft. „Die bürgerliche

Geſellſchaft iſt das Volk unter dem Geſichtspunkte ſeines Gemeinlebens in Arbeit und Beſitz und in der hieraus erwachſenden Geſittung. Die Staatsgeſellſchaft dagegen iſt das Volk unter dem Geſichtspunkt ſeines Rechtsbewußtſeins und Rechtswillens und des ganzen auf Grund dieſer Rechtsgemeinſchaft entwickelten Geſittungslebens. Die Nation iſt ein durch Stamm, Sprache, Sitte und Siedlung zuſammengehaltenes Ganze. Die vier „S“ ſind innig miteinander verbunden, voneinander abhängig. Die vier großen „S“ ſind der Grund alles lebendigen Lebens, ein Urgrund, der das wandelbare Staatsleben der Völker weit überdauert und erſt mit dem letzten Atemzug des Volkes in Trümmer fällt.“ Die Volksforſchung hat daher vor allem dieſe Daſeinsgrundlagen zu unterſuchen.

Ein Volk, eine Nation wird des weiteren zuſammengehalten durch Kräfte der Beharrung und Kräfte der Bewegung. Die Kräfte der Beharrung ſieht er vor allem im deutſchen Bauerntum, aber er hätte auch die Bürger der Kleinſtädte hinzurechnen können. Die Kräfte der Bewegung ſieht er in den Kaufleuten, den Handwerksgeſellen, die auf Wanderſchaft ziehen, in der Fabrikarbeiterſchaft, nicht zuletzt in Lehrern und Pfarrern.

Dazu kommen im Nationalſtaat Preſſe und Theater, die Scharen der Beamten in der Verwaltung, in Poſt und Eiſenbahn, das Volksheer und die Flotte — wir könnten dazu heute auf den Sport, den Rundfunk und viele andere Tatſachen hinweiſen. Für die Bildung und Ausbreitung der Hochſprache ſind dieſe Kräfte von größter Bedeutung, die Bauern verharren in der Mundart.

Riehl hat damit die Bedeutung des Verkehrs und der Binnenwanderung für die Volkstumszuſammenhänge und die Volkstumsforſchung ins rechte Licht gerückt. In den verkehrsreichen Gebieten fließende Übergänge, in den abgeſchloſſenen Erhaltung der alten Volksart. Die Stämme ſind für Riehl eine grundlegende Tatſache, namentlich in Ober- und Niederdeutſchland, aber auch ſie ſind in Bewegung und verändern ſich und bilden ſich neu. Umgekehrt haben wir es in abgelegenen Gebieten — man denke an ſeine Schilderungen der Notſtandsgebiete in der Rhön, im Weſterwald und Weſtrich, das „Land der armen Leute“ — mit Rückzugsgebieten zu tun. Bei dieſen Landſchaften ſchneidet Riehl auch die Fragen der Maſſenauswanderung an. Sprachinſeln und Auslandsgebiete ſtellen oft Gebiete dar, wo die älteren Kultur- und Mundartformen erhalten ſind, weil jüngere Kulturwellen und Sprachwellen manchmal nicht bis dorthin drangen. Und für das Grenzland wird ſtets die wichtigſte Frage bleiben, die nach dem Verhältnis der Kräfte der Beharrung und Bewegung. Die neueſten Methoden der Mundartgeographie und Volkskunde knüpfen unmittelbar an Riehl an, was manchem Forſcher auf dieſem Gebiet wahrſcheinlich gar nicht bewußt war.

Für Riehl iſt Deutſchland das Land der Einheit in der Vielgeſtalt; der Dreiteilung deutſchen Bodens entſpricht die große Gliederung des Volkstums: das deutſche Tiefland, das mittelgebirgige und hochgebirgige Deutſchland. Wie der Begriff Mitteldeutſchland zeigt, kam Riehl zu dieſer Unterſcheidung mehr von der Seite des

Volkstums als von der Landſchaft her. „Mitteldeutſchland“ iſt für ihn nicht nur die mitteldeutſche Gebirgsſchwelle, ſondern alles „individualiſierte“ Land im mittleren und rheiniſchen Deutſchland. Dem bunten Wechſel der Landſchaft entſpricht ein ſozial und kulturell reich abgeſtuftes Volksleben. Dem individualiſierten, „vielgeſtaltig geſonderten“ Land entſpricht das „zentraliſierte“, „gleichzeitlich geeinigte“. Dieſes finden wir vor allem im niederdeutſchen Flachland und im Süden im Alpenvorland, im weiträumigen Land der Bauern, während in Mitteldeutſchland ſtädtiſches und ländliches Weſen ineinanderfließen. Hinzu tritt hier die Buntſcheckigkeit der konfeſſionellen und politiſchen Karte.

Alle dieſe Erſcheinungen ſtehen in einem inneren Zuſammenhang, Land und Leute bedingen ſich wechſelſeitig und ſind überdies in ſteter Veränderung begriffen. Dieſe Unterſchiede werden nicht zuletzt bedingt durch den Gegenſatz von Wald und Feld. Riehl hat damit die wiſſenſchaftlichen Erkenntniſſe Robert Gradmanns vorausgenommen. Das Feldland iſt das alte Siedlungsland, die Waldgebiete die Gebiete der Rodung, der Koloniſation. Manchmal fällt damit der Gegenſatz von Ebene und Gebirge zuſammen, aber nicht immer. Das urwüchſigſte Volkstum und die ältere deutſche Volkskultur finden wir in den jüngeren Waldgebieten, ſie ſind der Jungbrunnen des deutſchen Volkes. Ein großer Teil der Grenzlande und Sprachinſeln gehört dazu und kennzeichnet damit deren große Bedeutung für das Geſamtvolk. Im alten Volksland iſt die Zerſplitterung, die Auflöſung, die bunteſte Miſchung oft das Kennzeichnende. Deutſche Kulturlandſchaft aber breitet ſich über alle dieſe Unterſchiede der Natur und des geſchichtlichen Alters aus. Dieſe deutſche Kulturlandſchaft iſt die größte Leiſtung des deutſchen Volkes und zugleich der größte Rechtstitel auf dieſen mit ſeinem Schweiß und ſeinem Blut gedüngten Boden. Dieſe Kulturlandſchaft iſt für Riehl ſo wenig wie die Naturlandſchaft nur Hintergrund und Staffage für das Volksleben, ſie iſt ihm vielmehr das in Baudenkmälern, in Haus und Hof, in Weg und Steg, in Flur und Forſt ſichtbar gewordene Volkstum. Die deutſche Kulturlandſchaft zu ergründen, ihre Übergänge und ihre Grenzen, iſt Riehl nicht müde geworden. Auf ſeinen Schultern ſtehen Friedrich Ratzel, Joſeph Partſch und Albrecht Penck, wenn ſie ſich deſſen auch nicht immer bewußt waren. Pencks wegweiſender Aufſatz über den „Deutſchen Volks- und Kulturboden“ wendet tatſächlich die Grundgedanken Riehls zielbewußt auf die Grenzlande an.

Bei dieſer Forſchung iſt der Blick nicht ſo ſehr auf die Monumentalbauten und großen Einzelleiſtungen gerichtet, ſondern auf die Leiſtungen der Volkskultur. Riehl ſucht das Bild der Bauern- und Bürgerhäuſer, der Dorfkirchen und Kapellen, der Rathäuſer, der Wirtshäuſer, der Mühlen in ihrer Eigenart und Gültigkeit für die Landſchaft und die Stammes- und Volksart zu erkennen.

Riehl erfaßte das Weſen und Bild der Kulturlandſchaft und des Volkstums, indem er ſie auf ſeinen ungezählten Wanderungen erlebte. Noch beſſer aber ſei, ſich länger im Forſchungsgebiet niederzulaſſen. Die Ratſchläge, die Riehl in den „Handwerksgeheimniſſen des Volksſtudiums“ gegeben hat, gelten inſonderheit für die Grenzlandforſchung. Aus der Zuſammenſchau alles Erlebten und Geleſenen formte Riehl ſeine unübertroffenen Volksbilder, vom kleinen zum großen fortſchreitend, ein Moſaikbild und doch nicht verwirrend. Neben dem einſamen Wanderer hat aber auch die Gemeinſchaftsarbeit ihre Berechtigung und ſie wird mit dem Fortſchreiten der Spezialiſierung der Wiſſenſchaft immer wichtiger. Die wenigſten können an das umfaſſende Wiſſen und die geniale Zuſammenſchau heranreichen, die Riehl auszeichneten.

Zur Erforſchung der Kulturlandſchaft und des Volkstums ſind alle erreichbaren Quellen heranzuziehen, Landeskunde und Landesgeſchichte, Karten und Statiſtiken, das Volkslied und Volksſchauſpiel, die Volkserzählung, Kunſtgeſchichte und Rechtsgeſchichte, um nur das Wichtigſte zu nennen. Ärzte und Lehrer ſind wichtige Mitarbeiter der Volksforſchung. Die Statiſtik aber muß vor allem erwandert ſein, ſie ſoll eine Beſtandsaufnahme von Land und Leuten bedeuten und nicht die Auflöſung des Lebendigen in Mittelwerte und abſtrakte Größen, deren ſtatiſtiſche Bedeutung im übrigen Riehl genau kennt.

Die Volksforſchung überſpringt die Grenzen der Fakultäten und Spezialfächer, ſie kann nur durch die Zuſammenfaſſung aller daran beteiligten Wiſſenſchaften getrieben werden. Das kommt auch in unſerer Zeitſchrift zum Ausdruck, wie das bei der „Germania“ Strickers und der um die Erforſchung des Grenz- und Auslanddeutſchtums hochverdienten „Deutſchen Erde“ von Paul Langhans der Fall war. Das Grenzland beſteht nicht für ſich und kann nur als Teil des Ganzen betrachtet werden. Darum haben alle Wiſſenſchaften ihr Augenmerk auch auf die Randgebiete und Außenpoſten des Volkstums zu richten. Die Erforſchung dieſer Gebiete aber ſetzt auch die Kenntnis der fremden Volkstümer und ihrer Kultur voraus. Wir ſind das nachbarreichſte Volk der Erde, und die Berührung mit fremdem Volkstum iſt vielfältiger als bei jedem anderen Volk. Das bedingt gegenſeitiges Verſtändnis und ſollte damit auch zur Verſtändigung führen. Nichts lag Riehl und liegt der echten Volksforſchung ferner als Imperialismus. Riehls Auffaſſung iſt die volksdeutſche, die geſamtdeutſche; in den partikulariſtiſchen Klein- und Mittelſtaaten, denen vielfach der Stempel der Zufallsſtaaten aufgedrückt iſt, ſieht er die tiefſte Urſache der nationalen Schwäche des alten Reichs. Das kulturelle Leben wurde dadurch wohl befruchtet, aber doch vielfach auch wieder in falſche Bahnen gelenkt. Riehl will die deutſche Kultur verankert ſehen in den organiſch gewachſenen, durch Natur und Geſchichte beſtimmten Einheiten deutſchen Landes und Volkes, für die allein auch der Name der Heimat gelten ſoll. Die Schale des Spottes gießt er aus über die dynaſtiſchen „Vaterländer“ und die künſtlichen Städte. Auch die Reichsgrenze tritt in der Volksforſchung hinter der Volksgrenze zurück, ſo bedeutſam ſich jene auch auszuwirken vermag.

Das Volk iſt ewig und überdauert die Staatsgrenzen und Staatsformen. Riehl ſieht als Idealbild den völkiſchen Staat mit der ſtarken ſtaatlichen Klammer. Aber er weiß ebenſogut, daß Millionen von Volksgenoſſen für immer in fremden Staaten leben müſſen. Sie hören aber damit nicht auf, deutſches Volk zu ſein, ihnen hat daher unſere Anteilnahme und wiſſenſchaftliche Forſchung auch in gleicher Weiſe zu gelten und zu dienen.

Die weſtdeutſche Volksgrenze als Frage und Forſchungsaufgabe der politiſchen Geſchichte

Von F. Steinbach

Es galt bisher als unbedingt ſicher, daß die deutſch-franzöſiſche Sprachgrenze unabhängig vom politiſchen Geſchehen der fränkiſchen Reichsgründung durch die Siedlungsvorgänge der Völkerwanderung entſtanden ſei und ihr Leben unbekümmert von den politiſchen Verſchiebungen ſelbſtändig durch die Jahrhunderte gefriſtet habe. Infolgedeſſen hat ſich die politiſche Geſchichte um die Erforſchung der Sprachgrenze wenig gekümmert. Weil Entſtehung und Geſchichte der Sprachgrenze nach dem Abſchluß der Wanderungen nicht mehr der politiſchen Geſchichte anzugehören, ſondern lediglich noch die Folge des natürlichen, ſich ſelbſt überlaſſenen völkiſchen Ausgleichs hüben und drüben zu ſein ſchienen, konnte ihre Unterſuchung den Orts- und Flurnamenforſchern überlaſſen werden. Deren Ergebniſſe, daß die Sprachgrenze ſeit mindeſtens 700 Jahren eine Linie iſt und in ihrem Geſamtverlauf nur verhältnismäßig geringfügige Veränderungen erfahren hat, beſtätigten die herrſchende Auffaſſung und wurden daher mit freundlicher Anerkennung zur Kenntnis genommen. Viel hatten dieſe mühſeligen Arbeiten weder dem politiſchen Hiſtoriker noch der breiten Öffentlichkeit zu ſagen[1].

Für den Abſchluß des Ausgleichs gerade auf der Linie der Sprachgrenze kamen drei Erklärungsmöglichkeiten in Frage. Die nächſtliegende ſetzte voraus, daß Franken und Alemannen ihre Volksſiedlung bis zu dieſer Linie und nicht darüber hinaus vorgeſchoben hätten: „Gewiß ſplitterten Teile ab, die ſich zu weit im Romanenland verloren. Sie teilten das Schickſal der über das alte Imperium zerſtreuten germaniſchen Wanderſtämme, gingen in der Provinzialbevölkerung auf. Die wandernde Hauptmaſſe der beiden Stämme aber hielt bald inne und marſchierte zu gewaltiger Frontentwicklung auf. Die dichten Ortsnamenanſammlungen auf -hem und -inghem im Flandriſchen, auf -ingen im Luxemburgiſchen und Lothringiſchen, auf -heim in der Pfalz und im Elſaß erſcheinen wie aus lebendigen Menſchenanhäufungen gebildete und ins Romanenland vorgeſchobene Wälle. Bis Lüttich von Weſt nach Oſt, von da zu den Vogeſen von Südweſten nach Südoſten und öſtlich dieſer Gebirgskette ſcharf von Norden nach Süden ſtreichend, ſtehen dieſe Wälle ungefähr ſenkrecht auf den allgemeinen Anmarſchlinien der beiden Germanenſtämme, und bilden eine ſtarke, ununterbrochene und ſtreckenweiſe nahezu geradlinige, nur bei Lüttich und gegen die Vogeſen ſtärker eingeknickte Frontlinie gegen das Romanentum. Sie ſind durchweg unmittelbar beſtimmend geworden für die Bildung der älteſten deutſch-franzöſiſchen Sprachgrenze, die ſich hart an ihrem äußeren Rande feſtſtellte. Was innen an romaniſcher Bevölkerung zurückblieb, war, vom deutſchen Leben überflutet und abgedämmt von ſeiner alten Volks- und Sprachgemeinſchaft, dem völkiſchen Untergang preisgegeben.“ Mit dieſen Sätzen hat H. Witte im Jahre 1911 das Ergebnis der namenkundlichen Sprachgrenzforſchung, an dem er neben dem Belgier Kurth und dem Schweizer Zimmerli den hervorragendſten Anteil hatte, als vermeintlich ſichere und endgültige Antwort auf die Frage nach der Entſtehung der Sprachgrenze gekennzeichnet [2].

---

[1] Vgl. F. Petri, Germaniſches Volkserbe in Wallonien und Nordfrankreich, 2 Bde., Bonn 1936. Das Werk iſt die Grundlage für unſere Ausführungen.

Ernſthafte Bedenken gegen dieſe Auffaſſung kamen zunächſt von den Archäologen, die jenſeits der Sprachgrenze fortwährend ſoviel germaniſche Spuren fanden, daß ihnen der Abbruch der germaniſchen Volksſiedlung an der Sprachgrenze unglaubhaft erſcheinen mußte. Aus ihrem Kreiſe wurden daher immer wieder Stimmen laut, daß die Sprachgrenze nicht durch die Siedlungen der Franken und Alemannen begründet ſein könne, ſondern wohl auf älteren germaniſchen Schichten beruhen müſſe, die unter der oberflächlichen Decke der provinzialrömiſchen Kultur lebendig geblieben oder im Zuge der Völkerwanderung zu neuem Leben erweckt worden ſeien [3]. Dieſer Ausweg der Archäologen hat bei den Hiſtorikern keinen Anklang gefunden. Der archäologiſche Widerſpruch wurde von der Wucht des namenkundlichen Beweismaterials völlig erdrückt.

Bedenken kamen ſchließlich vereinzelt auch von der Seite der politiſchen Geſchichte, deren eigene geſchriebene Quellen nicht den geringſten Anhaltspunkt für den angenommenen Gegenſatz von fränkiſcher Reichsgründung und Landnahme bieten. So hat H. Aubin zuletzt noch an die Stelle der ſcharfen Siedlungsgrenze eine breite Grenzzone geſetzt [4]: „Die Nationalitätenſcheide erwächſt aus den Völkerverſchiebungen der großen Wanderzeit. Dieſe hinterläßt zwiſchen Rhein und Seine zunächſt einen germaniſch-romaniſchen Miſchungsraum. Der klärt ſich, wohl bis zur Karolingerzeit, derart ab, daß ihn eine ſcharfe und feſte Sprachgrenze in ſeiner ganzen Länge zerlegt.“ Auch nach dieſer Auffaſſung iſt die Entſtehung und Geſchichte der Sprachgrenze kein Anliegen der politiſchen Geſchichte, ſondern eine Frage des landſchaftlichen Ausgleichs und der natürlichen Raumzugehörigkeit der Grenzlandſchaften. Im Großen war auch nach dieſer Vorſtellung die Entſcheidung unmittelbar durch die Völkerwanderung gegeben, durch die dichte germaniſche Beſiedlung des Rheingebietes, durch die minder dichte Beſetzung des Pariſer Beckens. Das iſt im Grunde noch immer die alte Erklärung.

---

[2] Deutſche Geſchichtsblätter XII, S. 78f.

[3] Die Nachweiſe bei Petri, a. a. O. Zuletzt hörte ich dieſe Anſicht in einem Vortrag von E. Wahle.

[4] Staat und Nation an der deutſchen Weſtgrenze, 1931, S. 6.

Die Namenforſchung, die bei den Angelegenheiten der Sprachgrenze in jeder Hinſicht an der Spitze ſtand, hat ſich ſehr lange und ſehr eingehend bemüht, die Hinderniſſe feſtzuſtellen, an denen die Volksſiedlung zum Stehen gekommen ſein ſoll. Beſonders im belgiſchen Abſchnitt der Sprachgrenze ſind bis in die jüngſte Zeit hinein immer wieder Verſuche unternommen worden, die geographiſchen und geſchichtlichen Grundlagen dieſer Grenzbildung näher zu beſtimmen. Neben den großen Wäldern ſollen Römerſtraßen als Verteidigungsabſchnitte gegen die Germanen die Hauptrolle geſpielt haben. Auf deutſcher Seite wurde dieſe Frageſtellung vernachläſſigt. Nur G. Wolfram, der die Grenze an einer beſonders kritiſchen Strecke, in Lothringen, lange genug erlebt hatte, um ihre ungelöſte Problematik zu empfinden, ließ nicht locker, forderte und verſuchte ſelbſt die nähere Beſtimmung ihrer Grundlagen[5]. Im allgemeinen aber gab man ſich mit der Behauptung der Namenforſcher, daß die Sprachgrenze 1000 Jahre und mehr alt ſei, zufrieden und beruhigte ſich mit dem Hinweis, daß die Quellenlage der Völkerwanderungszeit keine weitere Aufklärung geſtatte.

Mit beſchwingten Worten hat P. Wentzke am Vorabend der rheiniſchen Jahrtauſendfeier die landläufige Anſicht zum Ausdruck gebracht[6]: „Im Dämmerlicht der Völkerwanderung, da ſich Germanen und Slaven langſam und faſt zaghaft Neuland gewinnen, teilen ſich die neuen Stammesgruppen der Alemannen und Franken in den Beſitz des ganzen Rheintals. Am tiefen Waldgürtel erſt, der von den Dünen bei Boulogne, dann dichter und dichter vom Schnittpunkt der Ardennen und der Eifel zum Weſtabhang der lothringiſchen Hochebene und zur Weſtkette der Vogeſen ſich hinzieht, an dieſem Hindernis erſt ſchäumt die gewaltige Woge empor, um ſich in ruhiger Breite zu ſammeln. Die ſpärlichen Spritzer, die der erſte Anprall über den natürlichen Grenzwall hinüberwirft, Angehörige des fränkiſchen Stammes vor allem, werden ſchnell eingeſogen und überdeckt von romaniſcher Kultur. Was oſtwärts aber liegt, das iſt und bleibt nunmehr ungeſtört und unbezweifelt ein volles Jahrtauſend hindurch der Hauptſitz der germaniſchen Herrſcher. Rittlings über den Rhein zeigen uralte Sprachgrenzen, die die ſtaatliche Zuweiſung auch der letzten Jahrhunderte nur leicht vorſchob, noch heute die Wanderbahn der wichtigſten dieſer Völker an.“

Von der gleichen Vorſtellung beherrſcht haben wir ſeit 1920 unſere Studienfahrten in die Grenzlande unternommen, nach und nach die ganze Sprachgrenze von der Schweiz bis Flandern im Gelände kennengelernt, nicht um ihre Entſtehung anders zu erklären, ſondern um eine nähere ſiedlungsgeſchichtliche Begründung für ihren Verlauf zu finden. Aber ganz allmählich kamen wir zu der überraſchenden Erkenntnis, daß die Sprachgrenze von der germaniſchen Seite her betrachtet nicht vor, ſondern hinter den natürlichen Hinderniszonen — denen von heute und ſolchen, die ſich ſiedlungsgeſchichtlich rekonſtruieren ließen — verläuft, daß ſie umgekehrt von der romaniſchen Seite geſehen am Außenrand älteſter offener Siedlungsräume ſich hinzieht und vielfach durch Wälder und Weiher im Rücken geſchützt erſcheint, während ſie gerade an den großen natürlichen Toren Weſteuropas gegen Mitteleuropa, an der Burgundiſchen Pforte, an der Moſel- und an der Maaslinie, am weiteſten nach Oſten und Norden zurückgebogen iſt. Im Gelände und an der Karte wurde uns zuerſt offenbar, daß der Verlauf der Sprachgrenze, der aus den Ortsnamen erſchloſſene älteſte Verlauf ſo wenig wie der gegenwärtige, nicht als erſtarrte Frontlinie des germaniſchen Vormarſches, ſondern nur als Rückzugslinie des Germaniſchen begriffen werden könne.

---

[5] Zuletzt: Schulte-Feſtſchrift, 1927: Zur Geſchichte der Einführung des Chriſtentums in Lothringen.

[6] Rheinkampf II, 1925, S. 16.

Zugleich wurden wir auf die großen germaniſchen Friedhöfe des frühen Mittelalters im romaniſchen Sprachgebiet aufmerkſam. Schließlich gab uns die Mundartforſchung den Schlüſſel zu einem neuen Deutungsverſuch der Tatbeſtände in die Hand. Sie hatte in den erſten Nachkriegsjahren unter Führung von F. Wrede und Th. Frings den Beweis erbracht, daß die inneren Sprachgrenzen Weſtdeutſchlands lange nach dem Abſchluß der Wanderungen umſtürzende Verlagerungen erfahren haben. A. Bach hat gezeigt, daß insbeſondere auch die geſchloſſenen Verbreitungsgebiete einheitlicher Orts- und Flurnamen erſt durch einen großzügigen landſchaftlichen Ausgleich entſtanden ſind. Dieſe Erkenntnis gab die Möglichkeit frei, auch die deutſch-franzöſiſche Sprachgrenze weithin unabhängig von den Völkerwanderungsvorgängen, von der germaniſchen Siedlungsdichte und von dem Zahlenverhältnis der Bevölkerung als kulturelle Ausgleichslinie in einem viel umfaſſenderen Sinne, als bislang angenommen worden war, zu erklären. Die Sprachgrenze konnte als Rückzugslinie des Germaniſchen, wie es uns die Beobachtungen im Gelände nahegelegt hatten, nach Jahrhunderten großräumiger ſprachlicher Auseinanderſetzungen, nach einer rieſigen Ausräumung des Germaniſchen im heute romaniſchen Sprachgebiet, gewiſſermaßen als Erſtarrung des ſprachlichen Bewegungskrieges im Stellungskampfe, ſich herausgebildet haben. Die Verbreitungsgebiete germaniſcher und romaniſcher Orts- und Flurnamen, nach denen der mittelalterliche Verlauf der Sprachgrenze beſtimmt worden war, waren dann ebenfalls nicht unmittelbarer Niederſchlag der Wanderung und Siedlung germaniſcher Stämme gegenüber unbedingt vorherrſchender romaniſcher Bevölkerung, ſondern ſelbſt ſchon das Ergebnis des ſprachlichen Ausgleichs der ineinandergeſchobenen Völker.

Bei der Annahme des Namenausgleichs in ſolchem Umfange büßten die Ortsnamen ihre Beweiskraft als Zeugen des angeblichen frontalen Aufmarſches der germaniſchen Stämme und des plötzlichen Abbruches der germaniſchen Volksſiedlung ein. Freilich mußte dann nach den Erfahrungen der Dialektgeographie erwartet werden, daß die von uns vermuteten Umwälzungen im Ortsnamenbild Galliens doch mehr Spuren hinterlaſſen hätten als bis dahin bekannt geworden war. Nachdem v. Wartburg wiederholt die tiefgreifende ſprachliche Umgeſtaltung der Romania durch die Germanen behandelte[7], hat uns jetzt Gamillſcheg eine Überſicht über die germaniſchen

---

[7] Zuletzt: Die Entſtehung der Sprachgrenzen im Innern der Romania. Beiträge zur Geſchichte der deutſchen Sprache und Literatur 58, 1934.

Ortsnamen der „Romania Germanica“ geſchenkt[8]. Unabhängig von ihm hat Petri ſeine Unterſuchungen durchgeführt und in jahrelanger Kleinarbeit eine Belegfülle geſammelt, die das von Gamillſcheg gezeichnete Netz beſtätigt und für Nordgallien noch einmal weſentlich ergänzt und verdichtet. Petri hat aber weiter auch die erſehnte Überſicht über die räumliche Verteilung des germaniſchen Fundmaterials der fränkiſchen Zeit vorgelegt, die uns erſt in die Lage verſetzt, die ſiedlungsgeſchichtliche Auswertung des Ortsnamenbildes in der von uns 1926 vorgeſchlagenen Richtung[9] weiterzuführen. Die archäologiſche Fundkarte iſt die notwendige Ergänzung der Ortsnamenkarte. Sie gibt uns die Sicherheit, daß der vermutete Namenausgleich im größten Umfange ſtattgefunden haben muß; denn Namendichte und Funddichte ſind ſehr verſchieden verteilt. Gegenden, die nach den Funden Kerngebiete fränkiſcher Siedlung geweſen ſein müſſen, haben bloß ſpärliche germaniſche Namenſpuren, die auch nach ihrer örtlichen Lage als Relikte erſcheinen. Die letzten Zweifel werden durch Petris Ausführungen über den Namenausgleich beſeitigt, die den Vorgang durch zahlreiche urkundliche Belege für den Namenwechſel und durch überzeugende Parallelen aus andern Sprachgrenzzonen erläutern[10].

Endlich hat Petri ſeine Namenkarten und archäologiſchen Fundkarten in Beziehung geſetzt zur Raſſenkarte und daraus den unabweisbaren Schluß gezogen, daß Nordfrankreich von der fränkiſchen Volksſiedlung nicht bloß miterfaßt worden iſt, ſondern den Hauptſtrom der fränkiſchen Wanderbewegung aufgenommen hat. Wie Frankreich bis nahe an die Loire in den Bereich der nordiſchen Raſſe gehört, ſo iſt es um 500 n. Chr. einmal ein Land mit überwiegend germaniſch ſprechender Bevölkerung geweſen. Ganz Nordweſtdeutſchland, vom Teutoburger Wald bis zum Mittelrhein, hat Petri als Herkunftsgebiet der Siedler erwieſen. Von da bis hin gegen die Seine und Loire erſtreckt ſich ein einheitliches Namengebiet von innerer Zuſammengehörigkeit.

Das Gegenbild zu den gewaltigen Anhäufungen germaniſcher Funde in Gallien bilden die großen Siedlungslücken, die in der Völkerwanderungszeit in Teilen der Rhein- und Niederlande entſtanden und ſeit Jahrzehnten mit Verwunderung beobachtet worden ſind. Die neueſten ſehr gründlichen Unterſuchungen von J. Steinhauſen[11] über die Siedlungsgeſchichte des Trierer Landes rufen bei aller Vorſicht des Verfaſſers im Hinblick auf noch zu erwartende Ergänzungen den beſtimmten Eindruck hervor, daß ſogar im Moſelraum die Beſiedlung in der erſten fränkiſchen Zeit verhältnismäßig locker geweſen iſt. Am Niederrhein und in den rheiniſchen Gebirgsgegenden ſind aber teilweiſe wirkliche Lücken entſtanden, die erſt im 7. und 8. Jahrhundert wieder aufgefüllt worden ſind. In Weſtfalen und in den nördlichen Niederlanden ſind zwar auffallende Veränderungen in der Bevölkerung und Siedlungsdichte archäologiſch bisher nicht feſtgeſtellt; aber muß man nicht annehmen, daß der ſächſiſchen und frieſiſchen Ausbreitung im 7. und 8. Jahrhundert eine erhebliche Schwächung des älteren Bevölkerungsbeſtandes vorausgegangen war?

---

[8] Romania Germanica, 3 Bde., 1934—1936.

[9] Steinbach, Studien zur weſtdeutſchen Stammes- und Volksgeſchichte, 1926.

[10] Vgl. dazu insbeſondere auch Th. Frings, Beſprechung von Gamillſchegs Romania Germanica. Anzeiger für deutſches Altertum 73, 1936, S. 6—29.

[11] Archäologiſche Siedlungskunde des Trierer Landes, 1936.

Wenn Nordgallien in der Völkerwanderung ſoviel Germanen aufgenommen hat, daß von ihnen bis heute die Raſſe der Bevölkerung beſtimmt wird, müſſen wohl die germaniſchen Siedler zahlenmäßig die große Mehrheit der Bevölkerung gebildet haben. Die ſprachgeſchichtlichen und archäologiſchen Forſchungsergebniſſe ſtehen dieſer Annahme nicht im Wege. Es muß aber dann wundernehmen, daß dieſe germaniſche Bevölkerung, in deren Händen zudem die politiſche Macht lag, im frühen Mittelalter romaniſiert wurde; und zweitens bleibt die alte Frage offen, warum die Romaniſierung an der Linie, auf der ſeit dem hohen Mittelalter die Sprachgrenze verläuft, zum Stillſtand gekommen iſt, weshalb die Niederlande und Rheinlande von der Romaniſierung verſchont geblieben ſind. *Dieſe Doppelfrage führt uns an die Bedeutung der politiſchen Geſchichte für die deutſche Volksgrenze im Weſten heran. Rückzug und Widerſtand des Germaniſchen ſind nur im Zuſammenhang mit der fränkiſchen Reichsgeſchichte zu begreifen.*

Im Mittelpunkt der bisherigen Auffaſſung ſtand, gewiſſermaßen als Vorausſetzung, die keines Beweiſes bedurfte, die Annahme, daß die fränkiſche Reichsgründung unabhängig von der fränkiſchen Landnahme erfolgt ſei. Der Rechtshiſtoriker R. *Sohm* hat, wie Petri nachweiſt, den Ton dieſer Behauptung in neuerer Zeit angegeben. Seine klaren Sätze lauten[12]: „Die ſämtlichen übrigen germaniſchen Reiche ſind durch ein eroberndes Volk, das fränkiſche Reich iſt durch einen erobernden König gegründet worden. Die ſämtlichen übrigen germaniſchen Reiche gewährten dem Bedürfnis des wandernden Stammes nach Heimat und Staat die langerſehnte Befriedigung; der ſaliſche Frankenſtamm hatte ſeine Sitze bereits gefunden, als ſein König auszog, um die Waffen gegen die römiſch-germaniſche Welt zu kehren. Das fränkiſche Reich iſt *nach* der fränkiſchen Niederlaſſung, nicht *durch* die fränkiſche Niederlaſſung geſchaffen worden. Das fränkiſche Reich iſt gegründet worden nicht durch ein einwanderndes Volk, ſondern nachdem das fränkiſche Volk *ſeine* Reichsgründung, die Gründung eines Stammesreichs, bereits vollzogen hatte.“ In auffälliger Übereinſtimmung damit heißt es noch in der jüngſten Darſtellung der fränkiſchen Zeit von F. *Lot*, einem der beſten Kenner dieſer Periode[13]: „L’État mérovingien ne doit pas son existence à la conquête d’un peuple sur un autre mais à la volonté d’une personalité puissante . . . La ténacité, les talents politiques et guerriers d’un roitelet, commandant une petite bande de guerriers . . . accomplirent . . . un miracle historique qui déplaça l’axe du pouvoir en Occident et le transporta de l’Italie ou de la vallée de la Garonne dans la vallée de la Seine.“

---

[12] Reichs- und Gerichtsverfaſſung, S. 43.

[13] Destinées de l’Empire I, S. 297.

Dieſe Meinung, die mit ſeltener Einmütigkeit von deutſchen und franzöſiſchen Hiſtorikern vertreten wird, hat aber nicht bloß keine Stütze in den geſchriebenen Quellen der fränkiſchen Zeit, ſondern ſteht auch zu beſtimmten Angaben und Tatſachen im Widerſpruch. In der Lex Salica wird das Gebiet zwiſchen Loire und Kohlenwald eindeutig als engere Heimat der ſaliſchen Franken gekennzeichnet. Was außerhalb dieſer Grenzen liegt, gilt als Eroberungsland, als Fremde für den ſaliſchen Franken. So wird auch bei den Reichsteilungen unter den Söhnen Chlodwigs offenſichtlich Wert darauf gelegt, den Anteil an dieſem Kerngebiet zwiſchen Loire und Kohlenwald gleichmäßig zu bemeſſen, während die Eroberungen großzügig und z. T. in zuſammenhangloſen Stücken verteilt werden. Die Hauptſtädte der drei Teilreiche liegen alle im Kernſtück des Reiches. Paris, die „cathedra regni“ bleibt zeitweilig in ungeteiltem gemeinſamen Beſitz[14]. Damals war der Merowingerſtaat noch ein germaniſches Reich. Aber ſein Geſicht war nach dem Süden gerichtet. Chlodwig hatte nach der Niederlaſſung und Reichsgründung der ſaliſchen Franken im Pariſer Becken das ſüdgalliſche Herrſchaftsgebiet der Weſtgoten bis zur Garonne erobert und damit ein Land in ſein Reich aufgenommen, in welchem überwiegend römiſche Bevölkerung, römiſches Städteweſen und römiſche Kultur weiterlebten. Sie ſtanden in ununterbrochener Verbindung mit der Mittelmeerwelt und ihr römiſches Weſen hatte daran einen kräftigen Rückhalt. Auch ins Burgundiſche Reich an der Rhone hatte ſich Chlodwig ſchon Eingang verſchafft. Seine Söhne öffneten dem Frankenreiche auf dieſer Weltſtraße den unmittelbaren Zugang zum Mittelmeer. Marſeille wurde im 6. Jahrhundert der Handelsvorort des Abendlandes. Die Mittelmeerwelt bildete trotz allem Niedergang noch immer eine ſo ſtarke und geſchloſſene kulturelle Macht, daß ſie in weitem Bereiche wirtſchaftlich und geiſtig alles in ihren Bann zog.

Chlodwigs Bekehrung zum katholiſchen Chriſtentum leitete die Miſſionierung des Frankenreiches vom romaniſchen Süden her ein. Die erſten Klöſter und Miſſionsſprengel ſind von Aquitanien aus eingerichtet worden. Die Mönche und Miſſionare waren Romanen.

Auch die politiſche Entwicklung ſteht im Zeichen der Romaniſierung. Im Lande nördlich der Loire war das fränkiſche Reich als germaniſcher Völkerſchaftsſtaat errichtet worden. Volksbeauftragte ſtanden an der Spitze von Gauen und Hundertſchaften. Saliſches Recht ſetzte ſich in dieſem ganzen Bereiche durch. In Südgallien hatten die Weſtgoten das römiſche Verwaltungsſyſtem unter gotiſchen oder romaniſchen Grafen beſtehen laſſen. Dieſes Syſtem wurde dort auch von den Franken übernommen und im 6. Jahrhundert nach dem Norden übertragen. An die Stelle der Gauvorſteher traten königliche Grafen. Nicht mit einem Schlag iſt die germaniſche Selbſtverwaltung beſeitigt worden. Das Mitbeſtimmungsrecht des Volkes am Gericht und in der Verwaltung wurde nur langſam Schritt für Schritt von Süden nach Norden zurückgedrängt. Die ſprachliche Romaniſierung lief ſchneller als die politiſche, denn auch im romaniſchen Sprachgebiet ſind viele Reſte des germaniſchen Rechts und der germaniſchen Organiſation zurückgeblieben. Es iſt die große Aufgabe der Rechts- und Verfaſſungsgeſchichte, im Dienſte der Volksgeſchichte und der Volksgrenzforſchung den allmählichen Rückzug genauer zu verfolgen.

---

[14] Vgl. Steinbach, Das Frankenreich. Im: Handbuch der Deutſchen Geſchichte (1935), S. 107ff.

Obwohl die fränkiſche Herrſchaft ſich ſchon unter den Söhnen Chlodwigs bis Thüringen und Bayern ausdehnte, lag ihr Schwergewicht im 6. Jahrhundert völlig im Weſten. Paris und der Süden beherrſchten die innere Entwicklung.

Dieſer Entwicklung hat politiſch der Aufſtand der öſtlichen Reichsteile unter Führung der Maas- und Moſellande ein Ziel geſetzt. Die fränkiſchen Großen haben ſich allenthalben gegen den Zentralismus und das Beamtentum zur Wehr geſetzt. Das Ringen zwiſchen Königtum und Ariſtokratie führte im ganzen Reiche zu greuelvollen Bürgerkriegen. Der Verlauf jedoch war ſehr unterſchiedlich. Während im Weſten die Widerſtände auf die eigenſüchtige Ariſtokratie beſchränkt blieben, fanden in Auſtrien die Großen Rückhalt im Volke. Das war von entſcheidender Bedeutung, denn ſo wurde der Gegenſatz von Ariſtokratie und Königtum zum Kampf zwiſchen Königsrecht und Volksrecht und mit dem Unabhängigkeitsſtreben der Auſtrier verkoppelt. Er richtete ſich gegen den königlichen Zentralismus und zugleich gegen die Vormachtſtellung Neuſtriens. Dieſer Name taucht erſt im 7. Jahrhundert auf und iſt ſchon ein deutliches Zeichen der neuen Zeit.

Der Name Neuſtrien bedeutet Neuland. Er iſt eine ſprachlich unkorrekte Analogiebildung zu Auſtrien. Neuland, das iſt eine recht auffällige Bezeichnung für die Gebiete, die doch nicht nur Ausgangsland der ſaliſchen Reichsgründung, ſondern auch Mitte ihrer Volksſiedlung geweſen waren und im 6. Jahrhundert nach dem ſicheren Zeugnis der Lex Salica als eigentliche, engere Heimat der herrſchenden Franken gegolten hatten.

Dieſer Anſpruch des Landes zwiſchen Loire und Kohlenwald, das fränkiſche Kernland zu ſein, wurde im 7. Jahrhundert, als die Kämpfe zwiſchen Oſten und Weſten ihren Höhepunkt erreichten, beſtritten. Die Auſtrier pochten nun umgekehrt auf ihren Vorrang als Stammlande der Franken und nannten den Weſten Neuland. Weil im 7. Jahrhundert die Franken des Weſtens der Romaniſierung verfallen waren, mußte ihr Gebiet den Auſtriern als Neuland, als Kolonialland erſcheinen. Seinem Herrſchaftsanſpruch ſetzten ſie ihren fränkiſchen Stammesſtolz entgegen. Der Weſten hat ſich heftig gegen dieſe Auffaſſung gewehrt und gerade in der Folgezeit für ſich allein den Namen Francia beanſprucht. Den Namen haben die Neuſtrier durchgeſetzt, im übrigen aber entſchied das geſündere Volkstum und die ſtärkere Macht. Weil der Weſten in völkiſcher Gärung und Auflöſung lag, übernahm der Oſten die Führung des Reichs, deſſen Mitte im Gefolge dieſes Vorgangs von Paris über Reims nach Metz und ſchließlich nach Aachen verlagert wurde.

Von entſcheidender Bedeutung war in dieſer weltgeſchichtlichen Stunde, daß die Franken ſchon bei ihrem Aufbruch nach Weſten um Köln, Trier-Metz und um Tongern politiſche Anſatzpunkte geſchaffen hatten. Der ripuariſche Staat in der

Kölner Bucht, die politiſchen Verſuche Arbogaſts im Trier-Metzer Talraum und das Reich der „Thoringi“ in der Maasniederung ſind uns dafür Zeugnis[15]. Dieſe politiſchen Anſätze waren durch die Salier unter Chlodwig von Weſten her überrannt worden. Jetzt konnten ſie von neuem wirkſam werden.

Die erſten namhaften Perſönlichkeiten im Entſcheidungskampfe zwiſchen Oſten und Weſten waren Arnulf von Metz und Pippin der Ältere, deſſen Geſchlecht an der Maas beheimatet geweſen iſt. An dritter Stelle tritt etwas ſpäter Erzbiſchof Kunibert von Köln hervor. Unter ihrer Führung haben die Franken vom Rhein, von der Moſel und von der Maas über Eifel und Ardennen hinweg ſich geſammelt. Die Forderung, die ſie nach ihrem erſten Sieg über den Weſten erhoben, verlangte das alte Recht und die Wiederherſtellung des Gaufürſtentums. Kein Fremder ſollte mehr königlicher Gaugraf werden. Der Enkel Arnulfs und Pippins, Pippin der Mittlere, hat den entſcheidenden Schlag geführt, die Herrſchaft des Frankenreiches ſelbſt in die Hand genommen. Er ließ ſich nicht mehr nach Paris locken, wie ſein Großvater, der dort den Intrigen des Palaſtes zum Opfer gefallen war. Er ging auch nicht nach Reims, der früheren Hauptſtadt Auſtriens, ſondern er blieb dort, wo ſeine Kräfte wurzelten und regierte das Reich von ſeinen Stammlanden aus. Als germaniſcher Heerkönig ohne Amt und Titel riß er die Gewalt an ſich. Herzog ließ er ſich nennen und von den Romanen vix inluster. So wurden Moſel- und Maaslande Zentralgebiete des Frankenreiches.

Um die gleiche Zeit hörte die wirtſchaftliche Anziehungskraft des Mittelmeeres auf. Der Einbruch der Araber verſperrte die Tore. Der Zuſammenbruch des galliſchen Städteweſens war die Folge. Die romaniſche Welt verlor damit ihre Angriffszentren, die in der erſten fränkiſchen Zeit noch bis ins Rheinland hinein eine gewiſſe wirtſchaftliche und kulturelle Bedeutung behalten hatten. Es gehört zu den wichtigſten Feſtſtellungen im Streit um die Kontinuitätstheorie, daß die römiſchen Städte zwar nicht in der Völkerwanderung vom Erdboden verſchwunden ſind, ſondern zunächſt die wichtigſten Anknüpfungspunkte des öffentlichen Lebens blieben, daß ſie dann aber ſpäteſtens im 8. Jahrhundert hinter andern, neuen Mittelpunkten, den Pfalzen, Königshöfen, Kirchen und Klöſtern vollſtändig zurückgetreten ſind[16].

Das fränkiſche Verkehrsleben der Karolingerzeit iſt ſchließlich insgeſamt nicht mehr nach dem Mittelmeer, ſondern nach Britannien, nach dem Norden und vor allem nach Südoſten ausgerichtet. Rhein und Donau treten als Verkehrsſtraße neben dem Seeweg nach England ganz in den Vordergrund.

Die dritte in unſerem Zuſammenhang wichtige Tatſache iſt der Übergang der chriſtlichen Miſſion an die germaniſchen Angelſachſen. Durch Winfrid-Bonifatius’ überragendes Wirken verlagerte ſich die kirchliche Mitte des Frankenreiches noch vor der politiſchen ganz in den Oſten des Reichsgebietes. Zur Zeit Karlmanns und Pippins des Jüngeren iſt die Reform der verfallenen fränkiſchen Reichskirche von Oſten her eingeleitet und durchgeführt worden.

---

[15] Vgl. Steinbach, Grundzüge der politiſchen Entwicklung an der mittleren und oberen Moſel. Jahrbuch der Arbeitsgemeinſchaft der Rhein. Geſchichtsvereine, Jg. 2, 1936.

[16] Vgl. H. Aubin, Zum Übergang von der Römerzeit zum Mittelalter auf deutſchem Boden, Bonn, Schulte-Feſtſchrift, 1927. F. Vercauteren, Étude sur les civitates de la Belgique seconde, Brüſſel 1934.

Als dann durch Karl den Großen die Ausweitung des fränkiſchen Reiches nach Oſten und die feſte Zuſammenfügung aller deutſchen Stämme vollendet war, als unter ſeinem mächtigen Schutze auch das geiſtige Leben in den germaniſchen Landen einen raſchen Aufſtieg nahm, war endlich das ausreichende Gegengewicht zu der gefährlichen Anziehungskraft des romaniſchen Südens und Weſtens geſchaffen.

In dieſer Zeit iſt die Romaniſierung zum Stehen gekommen, hat ſich allmählich die Sprachgrenze als feſte Verteidigungsſtellung des Germaniſchen gebildet. Kann der Zuſammenhang zwiſchen der Entſtehung der Volksgrenze im Weſten und der politiſchen Geſchichte noch zweifelhaft ſein?

In gleichem Maße wie die Volksgrenze zu einer Frage der politiſchen Geſchichte wird die politiſche Grenze zu einer Forſchungsaufgabe der Volksgeſchichte. Die Verlagerung des Machtmittelpunktes im Abendland von den Küſten des Mittelmeeres ins Seinebecken, nach übereinſtimmender Anſicht das entſcheidende politiſche Ereignis des frühen Mittelalters, erſcheint uns nicht mehr als ein „hiſtoriſches Wunder", das der „Häuptling" Chlodwig an der Spitze von „Kriegerbanden" vollbracht hat[17]. Nachdem wir wiſſen, daß die Franken Nordgallien nicht bloß erobert, ſondern in breiter Front beſetzt und beſiedelt haben, erkennen wir in dieſer Machtverlagerung vielmehr die weltgeſchichtliche Leiſtung des großen Kampfbundes der fränkiſchen Völkerſchaften, die aus allen germaniſchen Stämmen Nordweſtdeutſchlands zuſammengeſtrömt waren. Dem fränkiſchen Reich iſt die Überleitung von der Antike zum Mittelalter gelungen, weil es im Gegenſatz zu den germaniſchen Mittelmeerſtaaten in ſeinem nordgalliſchen Kerngebiet keine bloße Kriegerherrſchaft über vorwiegend romaniſcher Bevölkerung und politiſcher Organiſation geweſen iſt, ſondern in ſeinen Anfängen ein germaniſcher Volksſtaat. Seine völkiſchen Grundlagen waren ſtark genug, die ſchwere Laſt der politiſchen Vorherrſchaft im Abendland ſo lange zu tragen, bis die Stammesgenoſſen an Maas und Moſel und ſchließlich am Rhein bereit waren, die Macht und die Verantwortung der abendländiſchen Einheit zu übernehmen. Als Karl Martell gegen die Araber zog, war dieſe Entſcheidung gefallen; die Oſtfranken hatten den Schutz des Abendlandes auf ſich genommen, nachdem die germaniſchen Volkskräfte des Pariſer Beckens in der ſchickſalhaften, notwendigen und für das Mittelalter grundlegenden germaniſch-romaniſchen Auseinanderſetzung verbraucht waren. So erklärt ſich der Übergang vom Seinebecken zum Rheingebiet wiederum aus der völkiſchen Lage, die im 8. Jahrhundert eine andere geworden als im 6. Jahrhundert.

Dasſelbe gilt für die Auflöſung des fränkiſchen Reiches im 9. Jahrhundert. Sie iſt ebenfalls volksgeſchichtlich bedingt. Die Behauptung, „daß beim Zerfall des

---

[17] F. Lot; vgl. oben S. 30 Anm. 13.

Reiches das nationale Moment gar keine Rolle geſpielt hat“[18], läßt ſich nicht aufrechterhalten. Die eigenſtaatlichen Kräfte des Oſtens und Weſtens, die als Verbündete im Jahre 843 die Einheit des Frankenreiches auseinandergeriſſen haben, während die lotharingiſche Mitte ſie noch zu verteidigen ſuchte, ſind der erſte politiſche Ausdruck der nationalen Sonderung und Neugruppierung der germaniſchen und romaniſchen Völker nach der grenzenloſen Verwirrung und Vermiſchung in der Völkerwanderung. Gewiß, die politiſche Grenze „kümmert ſich nicht um die Nationalität der Bevölkerung“[18]. Damals ſo wenig wie heute! Die Grenzen des Oſtreiches und des Weſtreiches gegen den Reſtbeſtand des Frankenreiches in der Mitte ſind aber 843 offenſichtlich durch militäriſche Rückſichten beſtimmt worden. Sie ſind daher keine Binnengrenzen von Verwaltungsabſchnitten mehr, ſondern echte Staatsgrenzen geweſen.

Daß dann im Jahre 925 das ganze Mittelreich ohne Rückſicht auf die deutſch-franzöſiſche Sprachgrenze mit dem Oſtreich vereinigt wurde, iſt ebenfalls kein bloßer politiſcher Zufall. In Lotharingien, den karlingiſchen Kernlanden, überwog damals noch die Reichsgeſinnung alle anderen Strebungen. Weil Deutſchland unter den Sachſenkaiſern das karlingiſche Erbe antrat und damit zum alleinigen Träger des abendländiſchen Imperiums emporwuchs, fanden nach einigem Widerſtreben die Lotharingier dort ihre neue politiſche Heimat. Nicht umſonſt haben die Großen dieſes Gebietes ſich mit beſonderer Hingabe um die ottoniſchen Kaiſer geſchart und noch in den ſchweren Zeiten des Inveſtiturſtreites ſich im allgemeinen als die treueſten Schildknappen des Reiches und der kaiſerlichen Gewalt erwieſen. Durch die Vermittlung der Reichsidee erhält ſo auch die politiſche Grenze von 925, die durch Jahrhunderte beſtehenblieb, ihren tiefen volksgeſchichtlichen Sinn.

Aus Volksſplittern und Völkermiſchungen formten die franzöſiſchen Könige ſeit dem 12. Jahrhundert eine neue vom Staate beſtimmte nationale Einheit. Soll es Zufall ſein, daß der Aufbau der königlichen Beamtenorganiſation und die Ausbreitung der neuen franzöſiſchen Staatskultur im germaniſchen Teil ihres Reiches, in Flandern, auf andere und härtere Widerſtände ſtießen als ſonſt? Die Grafen von Flandern wehrten ſich wie andere Lehnsfürſten. Die engliſche Anteilnahme kam ihnen zu Hilfe. Die Entſcheidung aber brachte die Sporenſchlacht von 1302 durch den Einſatz der breiten vlämiſchen Volksſchichten und ihren Sieg über das franzöſiſche Ritterheer. Sie hat die Unabhängigkeit Flanderns gerettet und der politiſchen Entwicklung in den Niederlanden für alle Zeiten die Richtung gegeben. Sie iſt für jeden, der ſehen will, das erſte leuchtende Denkmal für den offenen Einbruch nationaler Leidenſchaften in den politiſchen Kampf. Das Denkmal ſteht dort, wo Frankreich zum erſtenmal germaniſchen Volksboden betrat.

Als im 15. Jahrhundert der franzöſiſche König zum erſtenmal durch den romaniſchen Grenzwall des Reiches in volksdeutſches Gebiet am Oberrhein vorſtieß, brandete ihm wiederum völkiſcher Abwehrwille entgegen und trieb ihn zurück. Seinem Nachfolger im Grenzkampf, dem Herzog Karl von Burgund, haben die Bauernheere der Schweizer im Bunde mit den oberrheiniſchen Städten den Untergang bereitet. Granſon und Murten am Oberrhein und Sporenſchlacht in Flandern ſind deutliche Entſprechungen.

---

[18] J. Haller, Tauſend Jahre deutſch-franzöſiſcher Beziehungen, S. 4.

Die Verknüpfung der politiſchen Ereigniſſe mit der Volksgeſchichte iſt nicht immer und überall ſo deutlich ſichtbar wie in dieſen beiſpielhaften Fällen. Aber die Unterſuchung ihres inneren Zuſammenhangs ſcheint mir heute die wichtigſte Forſchungsaufgabe der Grenzgeſchichte zu ſein.

Zur Erforſchung der deutſchen Oſtbewegung

Von Hermann Aubin

Wir haben es miterleben dürfen, wie ein wiſſenſchaftliches Forſchungsergebnis vor unſeren Augen zu wirkendem Volksbewußtſein geworden iſt. Immer ſtärker hat ſich bis zum heutigen Tage bei den Deutſchen die in langem Bemühen erarbeitete Erkenntnis durchgeſetzt, daß die Oſtbewegung unſeres Volkes, welche die Jahrhunderte des Mittelalters und der Neuzeit durchzieht, eine der größten Erſcheinungen ſeiner Geſchichte darſtellt. Es iſt kaum zuviel geſagt, daß dieſe Erkenntnis heute in aller Munde iſt. Manche Übertreibung läuft bei ihrer Verkündigung mit unter. Dennoch darf ſich die Wiſſenſchaft der ſchönen Übereinſtimmung freuen, die zwiſchen ihr und dem Geſchichtsbewußtſein des Volkes beſteht. Denn auch ſie empfängt aus dem Widerklange ihrer Arbeit das Geſchenk neuer und ſtarker Antriebe.

Solche Gunſt des Augenblicks verpflichtet die Wiſſenſchaft doppelt: hier, ſich nicht im Überſchwang forttragen zu laſſen, und dort, zu prüfen, wie weit ſie der Aufgabe gerecht geworden iſt, das Bild der deutſchen Oſtbewegung in all ſeiner Fülle und Bedeutung zu erfaſſen und aufzuſtellen.

Das iſt ſelbſtverſtändlich ein Ziel, um das jede Generation immer von neuem wird ringen müſſen, wie der Fortſchritt der wiſſenſchaftlichen Erkenntnis Lücken auftut und der Wandel der Zeitgedanken neue Geſichtspunkte eröffnet. Wir aber fragen, wie es ſich heute nach dem Maße des bisher Möglichen damit verhält.

Um richtig zu erkennen, wo wir ſtehen, ſchicke ich eine Überſicht über die Entwicklung des Geſchichtsbildes voraus, um das es geht, ſo lückenhaft ſie auch ausfallen muß. In einem zweiten Teile werde ich dann eine Grundforderung für die weitere Forſchungsarbeit aufſtellen, die ich für unerläßlich halte, werde ſie an dem vorliegenden Schrifttum erhärten und umgekehrt prüfen, wie weit dieſe ihr ſchon entſpricht.

*

Das Bild der großen deutſchen Oſtbewegung iſt nur ganz allmählich aus ſehr verſchiedenen landſchaftlichen Teilen und Einzelzügen zuſammengewachſen.

Eine ungebrochene Herkunftserinnerung ſeit der mittelalterlichen Koloniſation iſt im Volke überhaupt kaum erhalten geblieben[1]. Auch war der Vorgang nicht von ſolcher

---

[1] Um ſo mehr fällt es auf, daß bei den Gluchoniemci, den „Taubdeutſchen" im oberen Wisloktal in Mittelgalizien, eine Überlieferung von der urſprünglichen Waldrodung durch deutſche Einwanderer noch heute umgeht, wie Kurt Lück berichtet (Deutſche wiſſenſchaftliche Zeitſchrift für Polen, Heft 29/1935, S. 502). Vielleicht haben Nachſiedlungen des 16. und 17. Jahrhunderts, wie ſie für das untere Wisloktal bekannt ſind (ſ. unten Anm. 67) die Brücke gebildet.

Art, daß er als Ganzes die Aufmerkſamkeit der damaligen Geſchichtsſchreiber auf ſich gelenkt hätte. Die Chronik des Helmod von Boſau ſteht einzig als Ausnahme da und hat nur einen ſehr engen räumlichen Ausſchnitt im Auge. Sonſt ſind hier und da gelegentlich Einzelheiten aufgezeichnet worden. Die Konſtanz des politiſchen Körpers, die ſtaatsrechtlichen Auseinanderſetzungen oder das praktiſche Bedürfnis der Verwaltung konnten, etwa in Meißen, Brandenburg oder dem Deutſchordensland, die Erinnerung bis zur Herkunft der Herrſchaft aus Altdeutſchland feſthalten. Aber dieſe Stücke zu einem Geſamtbilde zuſammenzuſetzen, fehlte dem Mittelalter der geſchichtliche Sinn.

Er erwachte in den Humaniſten. Ihnen wurde die Frage nach dem hiſtoriſchen Urſprung der Dinge vertraut. Sie ſtellten ſie auch für das Oſtdeutſchtum und ſie griffen, um ſie zu beantworten, zuerſt zu den Hilfen, die ihnen auch ſonſt geläufig waren. In den Schriftſtellern des Altertums wimmelte es von Germanenſtämmen in Oſteuropa. An dieſe knüpften die Humaniſten das Deutſchtum ihrer Tage an. Zu einem feſtumriſſenen Bilde haben ſie dieſe Anſicht nicht ausgeſtaltet. Aber indem ſie überall den gleichen erklärenden Gedanken anwandten, in Schleſien[2] wie in Siebenbürgen[3], in Oberungarn[4] wie in Krain[5] oder anderswo[6], entſtand ſo etwas wie die erſte Konzeption einer einheitlichen Herkunft des Oſtdeutſchtums. Im einzelnen haben dieſe humaniſtiſchen Geſchichtsforſcher dabei manchen glücklichen Griff getan; im ganzen nahm ihre Germanentheſe ahnend und überſteigernd wertvolle Erkenntniſſe vorweg, welche erſt die Spatenforſchung unſerer Zeit ſichern ſollte[7]; als abſchließende Antwort konnte — und ſollte auch im Sinne der Humaniſten — die Autochthonentheorie zur Erklärung des Oſtdeutſchtums nicht genügen. Die Umriſſe, die aus den antiken Schriftſtellern aufgeſtiegen waren, zergingen. Eine neue Einſicht mußte an ihre Stelle treten.

---

[2] S. Gerhard Menz, Die Entwicklung der Anſchauung von der Germaniſierung Schleſiens in der ſchleſiſchen Geſchichtsſchreibung bis auf Stenzel, Phil. Diſſ. Breslau 1909, Stettin 1910, S. 257. Kein Geringerer als Melanchthon hatte ſchon 1558 die Schleſier mit den Elyſiern des Tacitus in Verbindung gebracht. Danach führte der Glogauer Arzt Joachim Cureus in ſeinen 1571 gedruckten Annales gentis Silesiae die Theſe von den Elyſiern und Lygiern als älteſten Bewohnern Schleſiens, die trotz teilweiſer Abwanderung doch auch unter der nachfolgenden Slawenherrſchaft fortlebten, weiter aus. Die inhaltsreiche Arbeit von Menz bietet als einzige ihrer Art eine Überſicht wenigſtens für die Geſchichtsſchreibung einer Landſchaft bis zum Beginn modern-wiſſenſchaftlicher Forſchung.

[3] Der Schleſier Cureus (ſ. Menz a. a. O. S. 33) hielt die Siebenbürger Sachſen für Goten. Die Anſicht, daß es von Karl dem Großen dahin verpflanzte ſächſiſche Auswanderer ſeien, die er bekämpft, findet ſich bei dem Hiſtoriographen des Königs Mathias Corvinus, Anton Bonfinius v. Ascoli († 1502), ſ. G. D. Teutſch, Über die Anfänge der ſiebenbürgiſch-ſächſiſchen Geſchichtſchreibung. Archiv des Vereins für ſiebenbürgiſche Landeskunde, N. F. 21 (1888), S. 457f.

[4] Sowohl für das Erzgebirge wie für die Zips iſt vom 16. bis 18. Jh. immer wieder die Herleitung der Deutſchen ganz oder teilweiſe von Germanenreſten verſucht worden, ſ. Hans Kaſer, Der Volks- und Kulturboden des Slowakeideutſchtums. Beiträge zur Siedlungsgeographie (Schriften des Oſteuropa-Inſtitutes in Breslau. Neue Reihe, Heft 2.), 1934, S. 79 und 99. In Betracht gezogen wurden als Väter Goten, Quaden, Gepiden, Franken (?). Auch hier taucht (für die Zips a. a. O. S. 99) die wohl gelehrte Sage von der Anſiedlung durch Karl den Großen auf.

[5] S. Hugo Grothe, Die deutſche Sprachinſel Gottſchee in Slowenien. Ein Beitrag zur Deutſchtumskunde des Europäiſchen Südoſtens (Deutſchtum und Ausland, hrsgb. v. Gg. Schreiber, Heft 40/41.), 1931, S. 31.

[6] In Böhmen griff man auf die Markomannen zurück, und noch Adalbert Stifter glaubte in den Böhmerwäldlern zurückgezogene Reſte derſelben erkennen zu dürfen, ſ. das Zitat von Guſtav Jungbauer im Vorwort zu Dr. Valentin Schmidt, Verſuch einer Siedlungsgeſchichte des Böhmerwaldes, Schriften zu Gunſten des Böhmerwaldmuſeums in Oberplan. Oberplan o. J. (1923).

Wieder iſt es die humaniſtiſche Epoche, die als erſte hervorholt, was hier ein Urkunde, dort eine erzählende Quelle von deutſcher Einwanderung oder deutſcher Städtegründung oder deutſcher Rechtsübertragung im Mittelalter zu berichten wußte[8]. Mit ihrer weitgeſpannten geſchichtlichen Teilnahme und ihrem wachen Nationalbewußtſein vermochte ſie gerade auch völkiſche und kulturelle Vorgänge zu ſehen. Das Bild der Koloniſation Oſtdeutſchlands vom Mutterlande her begann zu entſtehen, das von da an trotz Abwandlungen und Ausgeſtaltungen maßgebend geblieben iſt.

Eine neue Welle des Intereſſes für die deutſche Oſtwanderung brachte die eigene Koloniſationsperiode des Abſolutismus mit ſich[9]. Sie ſchärfte aus dem Erleben der Gegenwart den Blick für verwandte Vorgänge in der Vergangenheit. Doch ſcheint es, daß ſie mehr den Sinn für die Einzelerſcheinungen geweckt, als für eine große Geſchichtsanſicht reif gemacht hat. Wie es dann allmählich dazu gekommen iſt, daß aus den Einzelkenntniſſen ein Geſamtbild der deutſchen Oſtbewegung erwuchs, das zugleich die mittelalterliche Koloniſation mit der neuzeitlichen Parallelbewegung und die Vorgänge auf den verſchiedenen, weit auseinanderliegenden Schauplätzen zuſammenfaßte, wie überhaupt der Blick dafür geöffnet worden iſt, daß es ſich um Geſchehniſſe handelt, die nicht nur äußerlich, ſondern auch innerlich zuſammenhängen, das alles ſcheint bis heute noch gänzlich ununterſucht. Es iſt auffallend, wie wenig man die Entſtehung des Geſchichtsbildes verfolgt hat, das doch in immer ſteigendem Maße Anziehungskraft bewies. Die Kenntnis ſeiner Entſtehungsgeſchichte wird zugleich wertvolle Hilfen zur Kritik der heute geltenden Anſichten bieten[10]. Hier liegt eine umfangreiche und lohnende Aufgabe vor unſerer Forſchung. Sie erfordert eine Fülle landſchaftlicher Vorarbeiten und wird hoffentlich bald in Angriff genommen werden.

---

[7] Wenn ich im folgenden der Frage der Germanenreſte im ſpäteren oſtdeutſchen Lebensraum keine eigene Erörterung widme, ſo geſchieht es nicht wegen ihrer Geringſchätzung, ſondern um die ohnedem ſchon weitläufige Erörterung wenigſtens um ein klar abtrennbares Teilproblem zu entlaſten. Allgemein möchte ich dazu nur bemerken, daß mir neben dem Weiterleben von Bevölkerungsteilen vornehmlich auch das Weiterwirken germaniſcher Kulturelemente unterſuchenswert ſcheint, die keineswegs nur an der frühmittelalterlichen Hinterlaſſenſchaft auf dem Wege der Grabung erkannt werden müſſen. Hier gibt Bruno Schier, Hauslandſchaften und Kulturbewegungen im öſtlichen Mitteleuropa (Beiträge zur ſudetendeutſchen Volkskunde, XXI. Band), 1932, ein ſehr bedeutſames Beiſpiel. Auf älteren fußend hat er das Verdienſt, zu einer Zuſammenſchau des ganzen Oſtraumes vorgeſchritten zu ſein. Wenn auch in ſeiner Methode nicht unbeſtritten (ſ. namentlich Hans Kaſer, a. a. O., S. 172) läßt das Werk doch Anregungen ausgehen, welche noch lange nachwirken werden.

[8] S. darüber wohl beiſpielmäßig, was Menz a. a. O., beſ. S. 28ff., aus Schleſien dazu beibringt.

[9] Ebenda. S. 34ff.

[10] So iſt die ſchon mehrfach herangezogene — weil vereinzelte — Unterſuchung von Menz aus dem Bedürfnis erwachſen, die Grundlagen der heutigen Anſchauung von der Germaniſierung Schleſiens, wie ſie am Anfang des 19. Jhs. von G. A. Stenzel gelegt worden ſind, kritiſch nachzuprüfen.

Es mag ſich dabei vielleicht ergeben, daß die allmähliche Ausbildung des habsburgiſchen und des hohenzollernſchen Großſtaates dazu angeleitet hat, ſchon die mittelalterliche Oſtbewegung in etwas größeren Räumen zu ſehen. Sicher iſt, daß gerade der damit entſtehende öſterreichiſch-preußiſche Gegenſatz es ſelbſt im Zeitalter des Nationalismus verhindert hat, daß eine allgemeindeutſche Geſamtkonzeption der Oſtbewegung ſich durchſetzte. Die dynaſtiſch-territoriale Geſchichtsſchreibung verengte das Blickfeld nicht nur für jene Zeit, da dieſer Gegenſatz lebendig war, ſondern auch für die vorangegangenen Jahrhunderte derart, daß die Forſchung meiſt nur den jeweiligen öſterreichiſchen oder preußiſchen Abſchnitt des öſtlichen Geſchichtsſchauplatzes im Auge hatte[11]. Sogar die großdeutſche Auffaſſung wurde durch den politiſchen Nebenton belaſtet, der ihr anhaftete und ſie partikulariſtiſch-öſterreichiſch abſtempelte. Andere Wiſſenſchaften wurden in ähnlicher Weiſe durch ihre Beziehung zu den Staatsräumen gehindert. Immerhin ſah z. B. ſchon 1832 G. A. Stenzel, der Begründer der modernen Koloniſationsforſchung in Schleſien, als er an die Herausgabe der dafür geſammelten Urkunden ging, das Problem, das die Deutſchwerdung des ehemals ſlawiſchen Raumes öſtlich der Linie Elbe-Saale-Böhmerwald und ſüdlich der Donau aufgibt, bereits in der ganzen räumlichen Erſtreckung bis hinab nach Iſtrien[12]. Doch denkt er nur an die mittelalterlichen Vorgänge. Deshalb ſtoßen wir in der Mitte des 19. Jahrhunderts überraſcht auf eine, wenn auch nur in den Umriſſen gegebene, ſo doch ganz umfaſſend geſehene Geſamtſchau der „Wiederverdeutſchung des Oſtens" von den Tagen Karls d. Gr. bis zur Gegenwart. Sie ſteht in einer Schrift[13], mit welcher die Wiener Regierung der Ära Bach für eine deutſche Auswanderung nach Ungarn warb, und ſie ſtammt aus der Feder eines Mannes, der ſich ſchon mit der Amerikawanderung beſchäftigt hatte, die damals durch den Verluſt an Volkskraft, den ſie hervorrief, nationales Verantwortungsgefühl weckte und die Anfänge einer Deutſchtumskunde entſtehen ließ[14]. So iſt es wohl das Zuſammentreffen zweier Strömungen, der territorial-ſtaatlichen und der volksdeutſchen geweſen, was jene auffallende Skizze zur Niederſchrift gebracht hat. Ihr Verfaſſer aber, Guſtav Höfken, iſt kein ſo tiefer und ſelbſtändiger Kopf[15], und er trägt ſeine Anſchauung viel zu ſelbſtverſtändlich vor, als daß ſie erſt in ihm entſtanden ſein könnte. Wie die Wiſſenſchaft ihm vorgearbeitet hat, das freilich wird im einzelnen noch zu erweiſen ſein[16]. Wenn 12 Jahre ſpäter der Breslauer Hiſtoriker Wilhelm Wattenbach einen Vortrag über „Die Germaniſation der öſtlichen Grenzmarken des Deutſchen Reichs“[17] hält, dann bezieht er ſich wohl auf eine ganze Zahl neuerer Sonderſchriften zu ſeinem Thema, nirgends aber auf eine ſchon vor ihm gegebene Zuſammenfaſſung. Er ſcheint ſich für den erſten anzuſehen, der ſich eigens an dieſem Vorwurf verſucht[18]; und er hat ihn nur für das Mittelalter behandelt[19].

---

[11] Beiſpiele, bis zu unſeren Tagen, kommen im folgenden gelegentlich zur Sprache.

[12] G. A. Tzſchoppe und G. A. Stenzel, Urkundenſammlung zur Geſchichte des Urſprungs der Städte und der Einführung und Verbreitung Deutſcher Koloniſten und Rechte in Schleſien und der Ober-Lauſitz, 1832, S. V.

[13] Dr. Guſt. Höfken, Deutſche Auswanderung und Koloniſation im Hinblick auf Ungarn. Wien 1850. Über Höfken, den Bruck nach Wien gezogen, ſ. Wurzbach, Biographiſches Lexikon des Kaiſertums Öſterreich, 9. Teil (1863), S. 99ff.

[14] Wir verdanken die zuſammenhängende Kenntnis davon und damit den Hinweis auf Höfken Walter Kuhn in ſeinem Buche Deutſche Sprachinſelforſchung (ſ. unten Anm. 112), S. 85.

[15] Friedrich Liſt ſchrieb, allerdings in biſſigem Ärger über ihn, daß Höfken namentlich die Kunſt beſitze, ſich die Ideen anderer anzueignen und ſie mit anderen Worten wiederzugeben; Werke Band VIII, S. 631.

Es iſt aber dieſer Vortrag Wattenbachs, ſoweit ich ſehe, der die wiſſenſchaftliche Geſamtauffaſſung unſerer mittelalterlichen Oſtkoloniſation maßgebend beſtimmt hat. Ich glaube, ſeine Grundlinien noch bis in die jüngſte Zeit hinein in gleichgerichteten Schriften verfolgen zu können[20]. Dieſes Anſehen hat Berechtigung. Denn in ſeiner zeitlichen Beſchränkung eröffnet Wattenbach doch eine ſehr großzügige Anſicht. Mit ſtärkſter Betonung findet ſich ſchon bei ihm die Erkenntnis von der Gegenſätzlichkeit der Grundſtrömungen, welche in der deutſchen Frühgeſchichte zutage treten. Er hebt mit dem Stillſtand der germaniſchen Völkerwanderung an, die nach Weſten gerichtet war. Die Einfügung der deutſchen Stämme in das Frankenreich ſpricht er als die erſte Wendung „rückwärts gegen Oſten“ hin an. Dann allerdings wird der Gedanke gehemmt. Was ſich an jene Oſtwendung angereiht hat, das ſind für Wattenbach nur Grenzkriege mit den Oſtvölkern. Eine eigentliche Oſtbewegung der Deutſchen will er erſt ſeit den Kreuzzügen erkennen. Nicht früher wären genügend überſchüſſige Kräfte dafür vorhanden geweſen. Hier fällt der Hiſtoriker hinter den Tagesſchriftſteller zurück. Und doch lagen ſchon z. B. Dümmlers Studien über die ſüdöſtlichen Marken des fränkiſchen Reichs unter den Karolingern vor, welche die Aufmerkſamkeit auf dieſen Grenz- und Zeitabſchnitt lenken mußten[21]. Noch mehr bleibt Wattenbach hinter dem älteren Höfken zurück, wenn er die Neukoloniſation der preußiſchen Könige, die in ſeinem Blickfeld gelegen hätte, nicht berührt[22].

---

[16] Das vor der heutigen Vorgeſchichtsforſchung und vor der Bretholzſchen Theſe beſonders auffallende Wort von der „Wiederverdeutſchung des Oſtens“, das bei Höfken S. 13 ſteht, erklärt ſich wohl aus dem Weiterwirken der oben angedeuteten Humaniſtentheorien.

[17] Gedruckt 1863 in der Hiſtoriſchen Zeitſchrift, Bd. 9, S. 386ff.

[18] Die Anregung zur Beſchäftigung mit dem behandelten Problem ſchreibt Wattenbach ſelber (S. 393 Anm. 1) ſeinem Freunde E. F. Rößler zu, der ſich durch ſeine Erforſchung der deutſchen Rechtsdenkmäler Böhmens verdient gemacht, aber kein Geſamtbild entworfen hat.

[19] Die räumliche Beſchränkung Wattenbachs auf den Nordoſten und namentlich auf Schleſien iſt eine abſichtsvolle aus praktiſchen Gründen.

[20] Die geringe Wertung der oſtwärts gerichteten Vorgänge der Karolingerzeit wirkt m. E. noch in Karl Hampes Zug nach dem Oſten nach, einer Vortragsreihe von 1920 (Aus Natur und Geiſteswelt, 731. Bd., 1921, 5. unveränderte Auflage 1935). Dieſe vollſtändigſte und ausgewogenſte Darſtellung der „koloniſatoriſchen Großtat des deutſchen Volkes im Mittelalter“ behandelt die Periode vor dem 12. Jahrhundert zwar in gleicher Weiſe wie die nachfolgende, will ſie aber doch nur als „Vorſtufe“ angeſehen wiſſen. — Dietrich Schäfer in „Oſteuropa und wir Deutſchen“, deſſen umfaſſende Zielſetzung unten noch gewürdigt werden ſoll, vermag trotzdem der karolingiſchen Oſtmarkenſchöpfung ganz und gar nicht gerecht zu werden, von der Lechfeldſchlacht iſt bei ihm überhaupt nicht die Rede und von dem Anteil der Saliſchen Herrſcher und ihrer Markgrafen am Weitertragen des deutſchen Kulturwerkes im Oſten fällt kein Wort. Wohl aber greift die Darſtellung der Koloniſation ſeit dem 12. Jh. auf die Anfänge des Vorrückens über die Saale und Elbe unter den Sachſenherrſchern Heinrich und Otto zurück; und es bedarf beim Charakter der Schäferſchen Schrift kaum eines Wortes, daß ſie vom 12. Jh. an den ganzen Oſten umſpannt. Die hervorgehobenen Lücken ſind aber nicht etwa durch Raummangel verſchuldet, das zeigt die volle Übereinſtimmung der Sonderſchrift mit Schäfers vielgeleſener „Deutſchen Geſchichte“, die auch nach dem Weltkrieg keinen anderen Standpunkt kennt. — Um Beiſpiele noch der jüngſten Zeit zu geben: In dem heute wohl meiſtbenützten, in Gebhardts Handbuch der Deutſchen Geſchichte, läßt Walter Schultze dieſen Dingen durchaus keine andere Behandlung zuteil werden, obwohl Lewiſons Abſchnitt über die Karolingerzeit bereits den Anfang zu einer gerechteren Beurteilung des älteren, des ſüdlichen Koloniſationsabſchnittes gemacht hat. Schultze bringt S. 228 für die Zeit Ottos I. die Überſchrift: Beginn der Koloniſierung des Oſtens! — Erich Keyſer, Die Zeitalter der Bevölkerungsgeſchichte Deutſchlands (Archiv für Bevölkerungswiſſenſchaft und Bevölkerungspolitik IV (1934), Heft 3, S. 153) ſcheidet zwiſchen dem hohen Mittelalter, in welchem nur „an der Oſt- und Südgrenze des deutſchen Volksbodens einige Stämme . . ., ihre Siedlungen etwas vorſchoben“ und dem ſpäten Mittelalter, da „das deutſche Volk weithin ſeinen Vormarſch nach dem Oſten“ antrat. Auch dieſes Urteil unterſchätzt m. E. die ältere Südoſtkoloniſation erheblich und hat eine Zerſchneidung der Oſtbewegung zur Folge, welche gerade für die Epochenbildung der deutſchen Bevölkerungsgeſchichte höchſt bedenklich iſt.

Als Wattenbach ſchrieb, konnte unter dem Deutſchen Reiche nichts anderes verſtanden werden, als das alte, das mittelalterliche Reich. Seit 1871 jedoch löſte das gleiche Wort bei den meiſten Deutſchen zuallererſt die Vorſtellung des neugeſchaffenen Reiches der eigenen Zeit aus. Die hiſtoriſche Einzelforſchung freilich hat die damals draußengebliebenen Teile des Schauplatzes der deutſchen Geſchichte keineswegs vergeſſen; nicht allein in Öſterreich oder der Schweiz wurde über ſie gearbeitet, auch die Hiſtoriker im „Reiche“ wandten ihnen weiter ihre Teilnahme zu. Die Anſicht von den „Anfängen deutſchen Lebens in Öſterreich“, die Otto Kaemmel in Dresden mit liebevollem Eifer ſeit den 70er Jahren erarbeitete[23], galt noch Anfang des 20. Jahrhunderts als nicht überholt[24]. Doch vermochte ſich die hier gewonnene Einſicht, welche dieſer „Vorſtufe“ einen gleichwertigen Platz im Geſamtbilde der deutſchen Oſtbewegung hätte zuweiſen müſſen, gegen die entgegenſtehenden unwiſſenſchaftlichen Kräfte nicht durchzuſetzen. Ja, während es dem Ruſſen Danilewſky noch etwas Selbſtverſtändliches war, bei der großen Abrechnung mit den europäiſchen Einflüſſen auf ſein Vaterland die deutſche Front in ihrer ganzen Breite zu erfaſſen, und er ſie an der unteren Donau durch Öſterreich dargeſtellt ſah[25], engte ſich, vor allem in der landläufigen Vorſtellung, der Begriff der oſtdeutſchen Koloniſation im Reiche noch weiter ein. Was man darunter verſtand, war mehr oder weniger bewußt und klar abgegrenzt meiſt nichts anderes als das Oſtelbeland oder gar die preußiſchen Oſtprovinzen; und zwar auch dort, wo nicht von der karolingiſchen oder ottoniſchen und ſaliſchen Epoche die Rede war, ſondern von der als voller Bewegung anerkannten oder als Glanzzeit angeſprochenen Epoche des 12.—14. Jahrhunderts. Ein unvermeidbares politiſches Schlagwort, wie das der Oſtmarkenpolitik ſeit Bismarck, trug das ſeine dazu bei, die Vorſtellung, die ſich mit dem Worte Oſtmark verband, auf preußiſchen Boden zu beſchränken.

---

[21] Archiv für Kunde öſterreichiſcher Geſchichtsquellen, Bd. 10 (1853).

[22] Das fällt um ſo mehr auf, als Wattenbach am Ende (S. 417) auf die deutſche Kulturausſtrahlung der eigenen Zeit hinweiſt, die er durch Eiſenbahn, Induſtrie und Bergbau ſich vollziehen ſieht.

[23] Dem bis zum Ausgange der Karolingerzeit reichenden Werke von 1879 ſchloß ſich 1909 das Programm „Die Beſiedlung des deutſchen Südoſtens von Anfang des 10. bis gegen Ende des 11. Jhs.“ an.

[24] S. das Urteil von Max Vancſa, Geſchichte Nieder- und Oberöſterreichs (Deutſche Landesgeſchichten, 6. Werk), 1. Bd. (1905), S. 17f. Seitdem hat Ernſt Klebel, Die mittelalterliche Siedlung, in Die ſüdoſtdeutſche Volksgrenze, Der Grenzraum Wien—Preßburg—Radkersburg—Oſttirol (Volk und Reich Bücherei, Bd. 6 [1934]) S. 68, eine ſcharfe Ablehnung angemeldet.

[25] N. J. Danilewſky, Rußland und Europa, geſchrieben in den 60er Jahren, überſetzt von Karl Nötzel 1920, S. 231.

Wir verſtehen dieſe Entwicklung oder richtiger geſagt, dieſe Rückbildung der Vulgärmeinung. Sie iſt lediglich ein Ausſchnitt aus der allgemeinen, ſtaatsbezogenen Beſcheidung des Begriffes Deutſch, welche die Periode nach der Reichsgründung Bismarcks kennzeichnet und welche wir heute dank Emil Meynens kritiſcher Unterſuchung der Begriffe Deutſchland und Deutſches Reich in einem Längsſchnitt völlig überſehen[26]. Aber das wiſſenſchaftliche Verſtehen einer Epoche hält uns nicht davon ab, ihre Fehlanſichten feſtzuſtellen und anzugreifen.

Der Zuſammenbruch der Donaumonarchie im Jahre 1918 beſeitigte den einen Träger des öſterreichiſch-preußiſchen Gegenſatzes. Das deutſche Volk mußte es erleben, daß mit ſeinen Staatsgebieten, wie im Weſten ſo noch mehr im Oſten, zugleich ſein Lebensraum zerriſſen wurde und daß man unter allen Nationen gerade ihm die Vereinigung ſeiner geſchloſſenen Wohngebiete innerhalb Mitteleuropas in einem Staate verweigerte. Da nun hat das Bewußtſein der blutenden Grenzen und der Wille, im Geiſtigen die Einheit aufzubauen, die in der Wirklichkeit nicht hatte erreicht werden können, ſehr viel dazu beigetragen, die Deutſchen aus der Enge der territorialen und ſtaatsbezogenen zu einer weiteren, allgemeindeutſchen, einer völkiſchen Geſchichtsauffaſſung zu erwecken. Ohne fernerhin durch einen Beigeſchmack getrübt zu ſein, wurde der großdeutſche Gedanke die natürliche Loſung des um ſeine Wiederaufrichtung ringenden Volkes[27].

Dieſer Gedankenwandel iſt auch einer echten Erkenntnis der deutſchen Oſtbewegung zugute gekommen. Es war dafür kein Geringes, daß die zahlreichen nun entſtehenden Schriften über die zerriſſenen Grenzlande oder die vom Zuſammenſchluße abgehaltenen Volksgenoſſen immer wieder zur Erfaſſung des Ganzen aufriefen. Ein Wort, aus der politiſchen Lage der Gegenwart geboren, wie das von der „Schickſalseinheit der Oſtlande", zumal wenn es von einem eindringlichen Kartenbilde unterſtützt wurde[28], konnte nicht anders, als auch das wiſſenſchaftliche, das geſchichtliche oder erdkundliche Denken zur Zuſammenſchau antreiben. Daß ſolche Schriften mehr oder weniger politiſch gerichtet, beſſer oder ſchlechter wiſſenſchaftlich unterbaut waren, trägt hier nichts aus. Ich ſpreche von dem ſeeliſchen Anſporn, den ſie mit einem richtigen Grundgedanken der Wiſſenſchaft zu geben vermochten. Für die Oſtforſchung ſei zunächſt das feſtgehalten, daß ſie ein gutes Stück der Vorarbeit geleiſtet haben, hemmende Grenzen im Bewußtſein des deutſchen Volkes niederzulegen und den Blick auf die Geſamtheit unſeres Volksraums zu richten.

---

[26] Emil Meynen, Deutſchland und Deutſches Reich, Sprachgebrauch und Begriffswesenheit des Wortes Deutſchland, 1935.

[27] Auch hier muß in dieſem Zuſammenhange dankbar des Vorkämpfers Heinrich v. Srbik gedacht werden, der im Programm: Geſamt-Deutſche Geſchichtsauffaſſung (Deutſche Vierteljahrsſchrift für Literaturwiſſenſchaft und Geiſtesgeſchichte, 8. Jg. [1930], S. 1ff.) und im großen Durchblick durch die deutſche Geſchichte: Deutſche Einheit, 3 Bde., 1935f., 2. Aufl. 1936, für dieſe Gedanken eingetreten iſt. Zum Grundſätzlichen ſ. auch Ernſt Birke, Das geſamtdeutſche Geſchichtsbild als Grundlage und Forderung völkiſcher Geſchichtsbetrachtung, 108. Jahres-Bericht der Schleſiſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Cultur, 1935 (1936), S. 155ff.

[28] S. Friedrich Heiß und A. Hillen Ziegfeld, Bekenntnis zu Öſterreich. Volk und Reich Bücherei, Bd. 4 (1932), Karte auf S. VI.

Es iſt jedoch keineswegs alles, was in ſolcher Richtung während der beiden folgenden Jahrzehnte der Forſchung bewegt hat, ausſchließlich auf die Anſtöße zurückzuführen, welche ſie aus der politiſchen Lage empfangen hat. Vielmehr ſind es nicht minder ſeit langem der Wiſſenſchaft ſelbſt innewohnende, ihrem eigenen Weſen entſproſſene, nicht nur bei uns, ſondern auch bei anderen Nationen vorhandene Ideen geweſen, die in dem gleichen Sinne zur Wirkung gelangten. Es ſei z. B. an die Aufnahme der geographiſchen Betrachtungsweiſe und damit der kartographiſchen Darſtellungsmethode erinnert, die in den verſchiedenſten kulturwiſſenſchaftlichen Fächern erfolgte[29] und die in unſerem Sinne dadurch ausgezeichnet iſt, daß ſie in hohem Grade den Zwang zu räumlicher Vollſtändigkeit des Materials in ſich trägt. Der Deutſche Sprachatlas, der dieſe Richtung zuerſt eingeſchlagen hat, geht mit ſeinen Anfängen auf die 70er Jahre zurück[30]. Oder es ſei auf die Siedlungskunde hingewieſen. Sie war ſchon vor dem Weltkriege in der Ausbildung zu einem eigenen Fache begriffen. Sie zog nun zugleich erhebliche Kräfte aus der ganzen breiten Heimatbewegung, die ſich gleichzeitig entfaltete. Siedlungskunde mußte ganz beſonders der Erforſchung der deutſchen Oſtbewegung zugute kommen, die einer der größten Siedlungsvorgänge in unſerer Geſchichte geweſen iſt. Ratzels Beiſpiel hatte inzwiſchen die Erdkunde von der einſeitigen Verfolgung der naturkundlichen Richtung zurückgerufen und ſie auf die Betrachtung des Menſchen im Raume hingewieſen. Vor allem aber ſteht hinter der Forſchung dieſer Zeit überhaupt die Abkehr vom Spezialiſtentum und das grundſätzliche Verlangen nach Ganzheit. Ganzheitsbetrachtung zunächſt im einzelnen Fache und dann in Vereinigung der Wiſſenſchaftszweige wurde eine Forderung, die ſich in der mannigfaltigſten Weiſe zur Geltung brachte[31]. Im Grunde kam darin wieder das geſchichtliche Erleben der heutigen Generationen zum Ausdruck, das, wie ſtets, als große allgemeine Kraft das Denken der Zeit umgeſtaltet.

---

[29] Vgl. darüber Hermann Aubin, Methodiſche Probleme hiſtoriſcher Kartographie. Neue Jahrbücher für Wiſſenſchaft und Jugendbildung, 5. Jg. (1929), S. 38ff.

[30] Am bequemſten darüber unterrichtend Adolf Bach, Deutſche Mundartforſchung. Ihre Wege, Ergebniſſe und Aufgaben (Germaniſche Bibliothek, I. Reihe, 18) 1934, S. 14ff.

[31] S. z. B. Wilhelm Volz, Geographiſche Ganzheitlichkeit (Berichte der math. phyſ. Klaſſe d. ſächſ. Akademie der Wiſſenſchaften in Leipzig, Bd. 84 [1932], S. 91ff.) Walter Uhlemann, Gegenwartsaufgaben vergleichender Siedlungsforſchung auf deutſchem Volksboden (Deutſche Siedlungsforſchungen, Rudolf Kötzſchke zum 60. Geburtstage dargebracht [1927], S. 1ff.).

Nach dem Zuſammenbruche von 1918 war Beſinnung auf den eigenen Beſitz und Sammlung der Trümmer die dringlichſte Aufgabe. Albrecht Penck prägte mit dem Worte vom deutſchen Volksboden den anſchaulichen und inhaltsreichen Begriff der Fläche, welche die Deutſchen in Europa innehaben[32]. Unabhängig von aller ſtaatlichen Abmarkung erſchien da vor allem in dem zerſpaltenen Oſten das Geſamtbild deutſchen Lebensraumes. Das war zunächſt Zuſtandsbeſchreibung. Doch ſchon der nächſte, ſich aufdrängende Schritt der Deutung dieſes Bildes führte in die Tiefe des geſchichtlichen Werdens. Er leitete an, die Wanderbewegungen, welche die gegenwärtige Ausbreitung der Deutſchen herbeigeführt haben, nicht nur ſelbſtverſtändlich über den ganzen Raum hin, ſondern auch, zu welcher Zeit immer ſie ſtattgefunden, als ein Zuſammengehöriges, wenigſtens in bezug auf das Ergebnis, die Schaffung des deutſchen Volksbodens, anzuſehen[33].

Es traf ſich auch, daß damals der Deutſche Sprachatlas zur Wirkung gekommen war und eine überſchauende Betrachtung der einen Hauptkomponente des deutſchen Volksbodens, des deutſchen Sprachgebietes, erleichterte. Andererſeits wurde die gerade für den Oſten bisher beim Sprachatlas herrſchende Beſchränkung auf den Umfang des Deutſchen Reiches ſoweit überwunden, daß die Einbeziehung Öſterreichs und der Sudetenländer gelang. Auch hier führte das Beſtreben nach Auslegung des Gegenwartsbildes zur Geſchichte hin, und zwar zu einer Geſchichte, welche die modernen Staatsgrenzen überſpringen mußte, weil dieſe für ſie meiſt nicht galten.

Penck lehrte weiter, über den deutſchen Volksboden hinaus den deutſchen Kulturboden zu erkennen. Ein Blick auf das Kartenblatt, auf dem er ihn ſkizziert hat[34], zeigt, daß es faſt ausſchließlich der Oſten iſt, für welchen der Begriff Geltung beſitzt. Der Oſten erſchien durch dieſe Tatſache nur noch mehr als ein Lebensraum von eigener Geſetzlichkeit, deren geſchichtlicher Ablauf ihm ſeine Spuren in der vollen Breite vom Balkan bis ins Baltikum eingeprägt hat. So verſtärkt der Begriff des deutſchen Kulturbodens mit beſonderer Eindringlichkeit die Forderung, die Oſtbewegung unſeres Volkes in ihrem ganzen räumlichen Umfange ins Auge zu faſſen. Mehr noch: jeder Verſuch, die Erſcheinung zu verſtehen und zu erklären, zwingt dazu, alle Vorgänge, die an ſeiner Geſtaltung mitgewirkt haben, zuſammenzutragen und in ihrer Bedeutung zu werten. Wenn man ferner beim Volksboden noch glauben mag, ſich einfach mit Menſchenwanderung und Landgewinnung befaſſen zu brauchen — was freilich eine oberflächliche Anſchauung wäre —, ſo erinnert der Name des Kulturbodens allein ſchon gebieteriſch daran, daß die deutſche Oſtbewegung ſehr viel mehr, daß ſie ein außerordentlich vielgeſtaltiger Vorgang von Staatsbildung, Siedlung, Wirtſchafts- und Geiſtesbefruchtung im Nebeneinander und gegenſeitiger Beeinfluſſung geweſen iſt. Damit führt die Aufſtellung des Begriffes vom deutſchen Volks- und Kulturboden notwendigerweiſe zu einer Auslotung der deutſchen Oſtbewegung in aller ihrer erdenklichen Breite, geſchichtlichen Tiefe und inhaltlichen Fülle.

---

[32] Albrecht Penck, Deutſcher Volks- und Kulturboden. In: Volk unter Völkern, Bücher des Deutſchtums, Bd. 1, hrsg. v. K. C. v. Loeſch, 1925, S. 62ff.

[33] Ein erfreulicher Widerhall ſolcher Überlegungen iſt, in Hinſicht der Geſamtſchau, die es anſtrebt, das auf breite Wirkung berechnete, raſch geſchriebene Büchlein von Hans Joachim Beyer, Aufbau und Entwicklung des oſtdeutſchen Volksraums, 1935.

[34] Karte des deutſchen Volks- und Kulturbodens, entworfen von A. Penck, bearbeitet und gezeichnet von A. Hillen Ziegfeld in dem in Anm. 32 angeführten Werke.

Die Geſchichtsforſchung, die befähigt wäre, die Phänomene des deutſchen Volks- und Kulturbodens im Oſten zu erklären, kann nicht diejenige ſein, welche in den alten ſtaatsgewieſenen Bahnen zu fahren gewohnt war. Aus dem eigenen Entwicklungsgange aber der Geſchichtswiſſenſchaft und aus ihrem Bewußtſein unſerer beſonderen Lage war bereits die Forderung einer Volksgeſchichte erwachſen, welche die Staatengeſchichte teils zu ergänzen, teils zu erneuern oder auch zu erſetzen berufen ſein ſoll [35]. Geht man daran, dieſen Gedanken durchzudenken, ſo erkennt man bald, daß ſeine Verwirklichung auf den Oſten angewandt von höchſter Fruchtbarkeit werden muß. Kein anderer Standpunkt der geſchichtlichen Betrachtung könnte gewählt werden, welcher der deutſchen Oſtbewegung in vollerem Maße gerecht würde als der, welcher im Volke die tragende Größe der hiſtoriſchen Geſchehniſſe ſieht und dieſe in deſſen Rahmen darzuſtellen unternimmt. Die zentrale Aufgabe einer deutſchen Volksgeſchichte wäre, die Entwicklung und Ausgeſtaltung des deutſchen Volkskörpers zu erforſchen, der nirgends weniger mit den deutſchen Staatsgrenzen zuſammenfällt, nirgends daher mehr nach einer ſelbſtändigen Darſtellung verlangt als hier im Oſten. In einer Volksgeſchichte fände außer der Siedlungsbewegung auch die deutſche Kulturausſtrahlung ihren natürlichen und angemeſſenen Platz. Dabei käme ſelbſt der Staat als Kulturerſcheinung voll zu ſeinem Rechte. Ja, es würde ſich dann die Frage nach der Stärke des deutſchen Charakters und der deutſchen Wirkung der deutſchen Staatsweſen im Oſtraum mit allem Nachdruck aufdrängen. Ich überſehe nicht die außergewöhnlichen Schwierigkeiten, die einer Durchführung dieſer Forderungen im Wege ſtehen. Die Urſachen ſind in der Hauptſache dieſelben, welche ſeinerzeit in dem Streite zwiſchen der politiſchen und der Kulturgeſchichtsſchreibung von ſeiten der erſteren vorgebracht worden ſind. Indeſſen läßt ſchon die Erörterung des Gedankens lauter Geſichtspunkte heraustreten, deren jeder für ſich einer tieferen Erfaſſung der deutſchen Geſchichte im Oſtraum zugute kommen muß, und jeder Anſatz zur Verwirklichung wird es in erhöhtem Maße tun.

Auch ohne theoretiſche Begründung ſind Geſichtspunkte einer Volksgeſchichte, wie es in der Natur der Sache liegt, nicht ſelten ſchon gerade für unſerer Frage angewandt worden. Die verſchiedenartigen Raum- und Zeitabſchnitte ſind dabei in den Augen der Forſchung immer enger zuſammengerückt. 1924 iſt Dietrich Schäfer, ein alter Vorkämpfer des Deutſchtumsgedankens, an den erſten Verſuch herangegangen, im Rahmen einer eigenen Schrift das ganze Problem durch die Jahrhunderte bis auf den eigenen Tag als eine Einheit in allſeitigem Sinne zu umreißen. Er hat das ganze Feld deutſcher Einwirkung auf den Oſten zu allen Zeiten[36] und in allen ihren Formen vor Augen: Siedlung kommt ebenſo wie ſtaatliche Geſtaltung, religiöſe Befruchtung wie künſtleriſcher Einfluß zu Worte. Der Titel ſeiner Schrift aber: „Oſteuropa und wir Deutſchen" zeigt an, daß ihr Verfaſſer dieſes Verhältnis als eine Grundfrage des europäiſchen Daſeins anſieht. Endlich iſt Gunther Ipſen bis zu einer letzten Zuſammenfaſſung vorgedrungen. In einem Aufſatze von 1933[37] glaubte er die geſchichtliche Beſtimmung des auf die neuzeitliche Koloniſation zurückgehenden Oſtdeutſchtums faſt auf eine Formel bringen zu können: Schutz des „deutſchen Mitteleuropa", das die mittelalterliche Koloniſation geſchaffen, gegen die turko-tatariſche Bedrohung. Man kann nicht ſagen, daß es unſerer Forſchung an Mut der Syntheſe gefehlt hätte.

---

[35] S. älteres zuſammenfaſſend die Programmſchrift von Adolf Helbok, Was iſt deutſche Volksgeſchichte? Ziele, Aufgaben und Wege. Mit 19 Karten, 1935, und dazu deſſelben Verſuch der Verwirklichung: Grundlagen der Volksgeſchichte Deutſchlands und Frankreichs, ſeit 1935 im Erſcheinen begriffen.

*

Was ſich uns hier als Zielrichtung zeigt, in der führende Köpfe die wiſſenſchaftliche Erforſchung der deutſchen Oſtbewegung erkennbar hinſteuern, muß aber mit aller Beſtimmtheit als Forderung auch für ihren weiteren Arbeitsgang feſtgehalten werden. Zu verlangen iſt: Ganzheit der Betrachtung in der Dreiheit von Raum, Zeit und Inhalt. Ich bin der Überzeugung, daß unſere Forſchung ihrer Aufgabe auf dieſem Felde nur dann genügen kann, wenn ſie mit dieſer Forderung vollkommen Ernſt macht.

Es ſteht ja mitnichten ſo, daß die großzügige Geſchichts- und Weltbetrachtung, die wir in ihrer allmählichen Entwicklung verfolgten, mit ihrem Durchbruch nach 1918 alle Fehlanſchauungen und Begriffsverengungen und allen falſchen Wortgebrauch mit Einem ausgekehrt hätten, die wir auf dem gleichen Wege fanden und von denen uns noch manche Beiſpiele begegnen werden. Nein, es ſind ſogar neue hinzugekommen[38], und die alten ſitzen ſo feſt und werden ſo unbedacht nachgeſprochen, daß eine Wiſſenſchaft, die ſich für die Klärung der Vorſtellungen verantwortlich fühlt, die ſich ins Volk verbreiten, alles tun muß, um ſie zu bekämpfen. Zuerſt wird ſie ſich freilich im eigenen Hauſe davon befreien. Stets läuft das wiſſenſchaftliche Urteil Gefahr, durch allgemein umgehende Anſchauungen getrübt zu werden.

---

[36] Über eine Einſchränkung für die Frühzeit ſ. oben Anm. 20.

[37] Gunther Ipſen, Gedanken zur ſoziologiſchen Erforſchung des Deutſchtums in Oſtmitteleuropa (Deutſche Hefte für Volks- und Kulturbodenforſchung, 3. Jg. (1933), S. 145—154, 241—258, beſ. S. 153 und 241 f.). Vgl. dazu Heinz Kloß in Der Auslanddeutſche, Jg. 19. (1936), S. 459, der auch auf die Stellungnahme eines Ungenannten in Volk und Reich, Jg. 10 (1934), S. 877 ff., und auf Joh. Gotfried Theiß, ebenda, Jg. 11 (1935), S. 925 ff., hinweiſt.

[38] So hat man den Begriff der bayriſchen Oſtmark umgeſtürzt, indem man die Grenzgebiete Bayerns im Umfange der Montgelas'ſchen Schöpfung gegen Böhmen hin ſo nennt. Kurt Trampler, der wohl der entſchiedenſte Verbreiter dieſes Sprachgebrauchs iſt, hat ſelber dargetan, daß er ungeſchichtlich ſei und das betreffe, was im Mittelalter vornehmlich die bayriſche Nordmark bildete (Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums, Bd. 1 [1934 f.], S. 345). Deren Umbenennung wäre an ſich kein Schade, da der Begriff ſchon lange nicht mehr lebendig iſt. Doch bedeutet es eine erhebliche Gefährdung unſeres geſamtdeutſchen Geſchichtsbewußtſeins und einer echten Anſicht von der deutſchen Oſtbewegung, wenn wir den altgewohnten Begriff der wirklichen bayriſchen Oſtmark, d. h. des Kolonialgebietes jenſeits der Enns, aus dem Gedächtnis fallen laſſen. Der bayriſche Stamm aber beraubt ſich damit der Erinnerung an ſeine größte Leiſtung.

Ich habe aber bei meiner Forderung durchaus Beides im Auge, die wiſſenſchaftliche Forſchung und den volksbildenden Wert der von ihr gewonnenen Erkenntnis. Daher werde ich im folgenden auf der einen Seite, teils an den bereits vorliegenden Beiſpielen, teils in allgemeiner Ableitung, zeigen, wieviel ſelbſt die wiſſenſchaftliche Teilarbeit gewinnt, wenn man dabei die deutſche Oſtbewegung ſtets als Ganzes vor ſich ſieht, und wie ſich die Ergebniſſe in den einzelnen, oft weit auseinanderliegenden Abſchnitten oder Gebieten gegenſeitig fördern und ſtützen. Auf der anderen Seite aber möchte ich erkennen laſſen, daß Urteile, auch über längere Zeiträume und größere Zuſammenhänge, überhaupt nur dann auf feſtem Boden ſtehen, wenn dieſer von einer Geſamtanſicht der deutſchen Oſtbewegung gebildet wird.

Wohl kann eine einzelne geſchichtliche Tat, ein Lebenslauf für ſich allein menſchlich bilden und erbauen. Der politiſche Bildungswert geſchichtlicher Erfahrung wird jedoch nicht aus Einzelheiten gezogen, an der antiquariſche Vorliebe haften bleibt. Er kann nur — mühſam genug — aus dem ganzen Ablauf der Völkerſchickſale gewonnen werden. Um zu begreifen, wo und wie das eigene Volk heute dem Oſten gegenüberſteht, genügt weder die Wiedererweckung der aus den Gräbern und Siedlungsreſten emporſteigenden germaniſchen Frühzeit der Oſtlande, noch die Freude an der koloniſatoriſchen Großtat unſeres Volkes im Mittelalter oder die Bewunderung des Landesausbaus durch Friedrich den Großen, genügt überhaupt nicht das Verweilen auf den Spitzen der poſitiven Leiſtungen von unſerer Seite, ſondern einzig und allein die über Höhen und Tiefen bis zur Gegenwart führende Betrachtung. Dieſe aber wird, das glaube ich, ſtets einen durchgehenden Zuſammenhang erweiſen, den wir eben die deutſche Oſtbewegung nennen.

*

Der Durchführung der aufgeſtellten Forderung ſtehen offenbar große Hinderniſſe im Wege. Das Feld, das umſpannt werden ſoll, iſt außerordentlich weit. Es erfordert Schulung auf den verſchiedenſten Fachgebieten, und dieſe Schulung iſt zu nicht geringem Teile wieder an die Vorausſetzung ſehr vielſeitiger Sprachkenntniſſe geknüpft. Daß die in der Fülle der Arbeit ſtehende Forſchergeneration bei uns ſolcher meiſt noch entbehrt, ſoll uns nicht zu ſehr bedrücken, weil ſie von der nachwachſenden ſchon erfolgreich nachgeholt werden. Aber in kühler Abwegung der Gegebenheiten müſſen wir das Andere feſtſtellen, daß die Vorausſetzungen der Arbeit in dieſem Belange niemals auf einer Stufe mit jener über weſteuropäiſche Verhältniſſe ſtehen können. Der Oſten, die Bruchzone der Völkerſplitter, umfaßt ſo viele, ſcharf geſchiedene Sprachengruppen, daß eine Beherrſchung aller einſchlägigen ſtets eine ſeltene Ausnahme bleiben wird. Auch können wir nicht erwarten, daß ſich jeder Forſcher, der etwa von einem binnendeutſchen Arbeitsgebiet her im Laufe ſeiner Unterſuchungen zu Oſtfragen hingeführt wird, die Sprachkenntniſſe aneignet, welche zu deren Behandlung in erſter Hand unerläßlich ſind. Solches Übergreifen aber iſt wünſchenswert. Die Wiſſenſchaft vom Oſten ginge fehl, wenn ſie die Geheimwiſſenſchaft eines engen Kreiſes bliebe.

Aus dem eben und dem vorher Geſagten geht bereits hervor, daß die erhobene Grundforderung ſelbſtverſtändlich nicht in dem Sinne gemeint iſt, daß nunmehr alle Studien über die deutſche Oſtbewegung dieſe ſtets in ihrem ganzen dreidimenſionalen Umfange zu durchmeſſen hätten. Eine Forſchung, die ſolches verſuchte, würde bald im Unvermögen ſteckenbleiben. So ſtark unſer Verlangen nach dem vollkommenen Geſamtbilde auch iſt, die Forſchung unterliegt auch hier den unabänderlichen Arbeitsgeſetzen aller Wiſſenſchaft. Die bis ins Letzte gehende Einzelunterſuchung kann niemals entbehrt werden. Wir brauchen für den Unterbau ein ſelbſtlos ſich mühendes Spezialiſtentum, und auch darüber hinaus kann die Erkenntnis nur in Teilſtudien vorwärtsgetragen werden.

Nur das Eine iſt unentwegt zu fordern, daß jede Einzelarbeit im Bewußtſein des Ganzen unternommen werde, und daß namentlich Teildarſtellungen, wenn auch nur im innerſten Grunde, auf das Geſamtproblem ausgerichtet ſeien. Ob uns jemals eine Darſtellung beſchieden ſein wird, welche die ganze deutſche Oſtbewegung in den Grundzügen aller ihrer Teile zu ſchildern vermag, das wird, wie die Erfüllung jeder großen hiſtoriographiſchen Aufgabe, davon abhängen, ob uns der Mann geſchenkt wird, der für die Forderung ſeiner Zeit die innere Berufung und die Kräfte in ſich trägt.

*

Die Forderung des „ganzen Raumes" wird man grundſätzlich ohne Zaudern zugeben — wie es dann tatſächlich gehalten wird, das iſt leider eine andere Sache. Ob man der Forderung der zeitlichen Ganzheit ebenſo raſch beitreten wird? Was bedeutet überhaupt „die deutſche Oſtbewegung in ihrer ganzen zeitlichen Erſtreckung"? Indem ich dieſe Frage zuerſt zu beantworten ſuche, wird ſchon manches zum Raumproblem vorgebracht werden, denn zu eng iſt dieſes mit dem Problem der Zeit verſchränkt, als daß man eines vom anderen ganz iſolieren könnte.

Im Mittelpunkt unſerer Vorſtellungen, wenn von der deutſchen Oſtbewegung die Rede iſt, ſteht gemeinhin die mittelalterliche Koloniſation. Das iſt natürlich und berechtigt. Sie bildet den Anfang, zu dem alle Geſamtbetrachtung und viele Teilunterſuchungen hinabſteigen müſſen, wenn ſie Urſprung und Entwicklung ſpäterer Verhältniſſe verſtehen wollen. Die mittelalterliche Koloniſation iſt es, die überhaupt die Tatſache des deutſchen Oſtraums geſchaffen und die ihn in ſeinen Grundzügen ſo abgeſteckt hat, daß ihn die jüngeren Bewegungen, in Gewinn und Verluſt, nur aus- und umzubilden vermochten. Wenn man aber dem mittelalterlichen Koloniſationsvorgang eine ſolche Bedeutung zuerkennt, dann iſt um ſo mehr zu fordern, daß er in ſeinem vollen Umfange und daß er richtig erfaßt wird. Ich habe bereits Beiſpiele gegeben, daß das keineswegs immer geſchieht, und könnte ſie leicht vermehren. Sie betrafen gerade die erſten Stadien der Koloniſation. Wann haben wir ihren Beginn anzuſetzen? Die Antwort iſt ſchon mit dem Titel jenes Werkes von Otto Kaemmel gegeben, das ich oben nannte: „Die Anfänge deutſchen Lebens in Öſterreich“. Es behandelt die Karolingerzeit. Dennoch haben ſehr namhafte Gelehrte ſie — und noch anſchließende Jahrhunderte — teils ganz übergangen, teils nur als „Vorſtufen“ gelten laſſen. Liegt hier eine berechtigte wiſſenſchaftliche Abwertung vor oder wirken noch die gleichfalls ſchon geſchilderten Geiſtesbarrieren nach, weil die karolingiſche bis ſaliſche Koloniſation ſich auf dem Südflügel der deutſchen Oſtfront abgeſpielt hat?

Ich kann ſchlechterdings keinen Grund erkennen, der genügte, um dieſen Abſchnitt der mittelalterlichen Oſtbewegung auch nur auf die „Vorſtufe“ herabzuſetzen, geſchweige denn zu übergehen. Das, was zunächſt immer bei dem Worte Koloniſation vorſchwebt, die deutſche Siedlung, ſie hat doch nachweislich ſeit der Karolingerzeit in großem Umfange ſtattgefunden. Und ſie hat durchaus das gleiche Grundergebnis gezeitigt wie ſpäter die nordoſtdeutſche, nämlich teils unmittelbar durch die Beſetzung mit deutſchen Einwanderern, teils durch ſprachlich-kulturelle Angliederung der Vorbewohner die Eindeutſchung weiter, geſchloſſener Landſtriche im Donautal, den Oſtalpen und am Karſt bis in die ungariſche Tiefebene herbeigeführt. Die Hauptforderung iſt erfüllt. Warum ſoll man alſo dieſem Abſchnitte den Namen der deutſchen Koloniſation verweigern? Aber nicht nur die Volksbewegung allein iſt hier und damals ſchon von gleicher Art, wie ſpäter öſtlich der Elbe und Saale, ſondern ſie iſt ebenſo verbunden mit dem Vortragen deutſcher Herrſchaft und noch mehr als jene mit der Ausbreitung der deutſchen Kirche. In dieſem Punkte iſt die ältere Südoſtkoloniſation ſogar vollkommener, in vollerem Maße eine deutſche Oſtbewegung, wie die jüngere, die ſich z. T. auf dem bereits chriſtianiſierten Boden der polniſchen Kirche bewegte. Wer die kulturelle Bedeutung der Kirche im Mittelalter zu werten weiß, wird dieſen Unterſchied für die deutſche Oſtbewegung nicht gering anſchlagen.

Es handelt ſich aber nicht nur um einen Parallelismus der älteren und jüngeren Koloniſation, des ſüdlichen und des nördlichen Abſchnitts. Ich habe ſchon früher einmal darauf hingewieſen[39], daß Karl d. Gr., der Initiator der deutſchen Oſtbewegung im eigentlichen Sinne, für ſie auch die Verbindung und die Formen von Markenbildung, Miſſion und Siedlung geſchaffen hat, welche durch die folgenden Jahrhunderte, z. T. noch vom Deutſchorden im 13. Jahrhundert, feſtgehalten worden ſind. Wer die oſtelbiſche Koloniſation iſoliert, der verſchließt ſich die Einſicht in den Urſprung ihrer Grundformen, der reißt zwiſchen Karolingern und Sachſen den Zuſammenhang unſerer Geſchichte, der ſich gerade hier erweiſen läßt, auseinander. Die deutſche Oſtbewegung iſt eins von den Karolingern über die Sachſen und Salier bis zu den Territorialfürſten der ſtaufiſchen und noch jüngeren Epoche. Durch viele Klammern ſind ſie miteinander verbunden, die offen zutage liegen. Heinrich I., mit dem man meiſt den deutſchen Vormarſch im nördlichen Frontabſchnitt beginnen läßt, errichtet Marken, wie es Karl d. Gr. und die Nachfolger aus ſeinem Hauſe an der Süd- wie an der Nordfront getan. Otto I., dem man noch leichter die erſte Einleitung des Vorrückens über die Elbe zuerkennt, richtet Karls Oſtmark an der Donau wieder auf und treibt Oſtmiſſion nach Karls Vorbild, nicht nur im Vorfeld ſeines ſächſiſchen Heimatlandes, ſondern auch Böhmen, wohl Ungarn in ſein Wirkungsfeld einbeziehend[40]. Nicht anders ſpielt die Oſtpolitik der Salier auf der ganzen Breite vom Obotritenland bis nach Ungarn. Und wenn dann im 12. Jahrhundert der Siedlerſtrom auch die Elbe und Saale überſchreitet, dann iſt er doch im Süden noch keineswegs verebbt. Er fließt vielmehr, das werde ich unten eigens dartun, hier ebenſolange weiter wie im nördlichen Tiefland. Dieſe Bewegung des 12.—14. Jahrhunderts iſt eine, das wird niemand leugnen. In der Nahtzone des Nord- und Südabſchnittes durchkreuzen ſich die Wanderbahnen und vermiſchen ſich unlöslich Menſchen und Einflüſſe von Nord und Süd[41]. Wie will man aber die Vorgänge im Südoſten, das Eindringen der Deutſchen erſt in Ungarn, dann ihr Ausgreifen bis Siebenbürgen, ihr gleichzeitiges Vorrücken von der Donauachſe nach Norden in Südböhmen, Mähren und dem ungariſchen Erzgebirge begreifen, wenn man deren nächſte Vorausſetzungen außer acht läßt, ich meine die ſeit drei und vier Jahrhunderten hergehende Bewegung, die im Donautal und in den Oſtalpen die breite völkiſche Baſis für dieſe jüngeren Vorbrüche geſchaffen hatte? Es gibt keine Zäſur zwiſchen dieſen Vorgängen. Die gleichen deutſchen Stämme, Bayern und Franken, ſind wie an der Beſiedlung Öſterreichs und der Oſtalpen, ſo weiterhin an der von Böhmen, Mähren, Ungarn und Krain beteiligt. Die Vernachläſſigung der Jahrhunderte ſeit Karl d. Gr. macht ein geſchichtliches Verſtändnis der „Glanzzeit" der Koloniſation im 12. bis 14. Jahrhundert gänzlich unmöglich. Ja man verbaut ſich überhaupt die Einſicht in die oſtwärts gerichtete Volksbewegung der Deutſchen im Mittelalter, wenn man ſie lediglich von der Elbe her betrachtet. Wer aber von der Donau her auf ſie blickt, der erkennt ſogleich, daß das Einſetzen der Koloniſation über die Elbe hinüber nur die Fortpflanzung der Welle bedeutet, die vom Süden her weitergreifend nun erſt über den nördlichen Rand des deutſchen Volksgebiets hinausleckt. Hinter der ganzen Bewegung ſtehen überall dieſelben Grundkräfte. Wer das überſieht, dem bleiben letzte Zuſammenhänge deutſcher Geſchichte verborgen.

---

[39] Hermann Aubin, Die Oſtgrenze des alten Deutſchen Reiches. Entſtehung und ſtaatsrechtliche Bedeutung. Hiſtoriſche Vierteljahrsſchrift, Bd. 28 (1933), beſ. S. 239f.

Ich bin ausführlich geworden. Manchem mag es unnütze Mühe erſcheinen, den Beweis für einen Tatbeſtand zu führen, der ihm als ſelbſtverſtändlich gilt. Doch, gegenüber den angeführten Anſichten namhafteſter Gelehrter und geleſenſter Bücher, die faſt wie eine communis opinio daſtehen, war ſolche Beweisführung unumgänglich. Geht es doch um den Einſatzpunkt unſerer ganzen Gedankenreihe.

---

[40] Das hat Albert Brackmann, Die Oſtpolitik Ottos d. Gr., Hiſtoriſche Zeitſchrift 134 (1926), S. 242ff., wahrſcheinlich gemacht.

[41] S. z. B., als beſonders dieſem Problem nachgehend, das Buch Joſef Hanikas, Oſtmitteldeutſch-bayriſche Volkstumsmiſchung im weſtkarpathiſchen Bergbaugebiet (Deutſchtum und Ausland, Heft 53) 1933, das unten Anm. 59 genannte Buch von Ernſt Schwarz und den unten S. 95 folgenden Aufſatz von Wilhelm Weizſäcker, Eindringen und Verbreitung der deutſchen Stadtrechte in Böhmen und Mähren.

Von dem gefeſtigten Boden aus können wir weiterſchreiten. Die Frage nach den wirkenden Grundkräften der deutſchen Oſtbewegung leitet uns zugleich an, den Beginn dieſer Bewegung noch genauer zu beſtimmen.

Ich nannte Karl d. Gr. den Schöpfer der Grundformen unſerer mittelalterlichen Oſtausbreitung. Wattenbach ſchon bezeichnete richtig die Unterwerfung der innerdeutſchen Stämme durch die Merowinger als das erſte Auftreten einer Oſtrichtung neben der bis dahin innegehaltenen Süd- und Weſtrichtung der deutſchen Geſchichte. Die Zeit, die zwiſchen Chlodwich und Karl liegt, weiſt ſie auch bereits eine deutſche Oſtbewegung auf?

Kein Zweifel, daß Anſätze dazu erkennbar ſind: Die Franken haben jene Stämme nicht nur politiſch unterworfen, der Alemannenſieg Chlodwichs leitet auch eine Umkehr der fränkiſchen Wanderbewegung ein. Denn nun drängen die Franken allmählich den Main hinauf[42]. Ihre Ausbreitung hier geſchieht allerdings teils auf Koſten deutſcher Stämme, der Alemannen und Thüringer, teils als innerer Landesausbau. Sie greift kaum noch in jenes Gebiet am Obermain ein, in das die Slawen ſchütter eingedrungen waren. So macht auch des Bonifatius Miſſion vor den verachteten Slawen hier halt. Wenn wir als weſentlich an der deutſchen Oſtbewegung des Mittelalters anſehen, daß ſie den deutſchen Lebensraum auf Koſten und im Bereich der Nachbarvölker erweitert hat, dann werden wir die fränkiſche Anſiedlung im Maingebiet trotz ihrer oſtwärtsgewandten Zugrichtung noch nicht dazu rechnen. Wohl aber iſt hier der Name einer Vorſtufe angezeigt, und der Vorgang an ſich verdient unſere volle Beachtung. Denn wenn ſpäter die Mainfranken weiter nach Oſten vorſtoßen, in Böhmen, dem Vogtland, Meißen einrücken, ſo ſetzen ſie nur ihre alte binnendeutſche Bewegung fort, die ſchon in der Merowingerzeit begonnen hatte. Gerade in dieſem Abſchnitt iſt das Herauswachſen der Koloniſation im Fremdland aus dem Landesausbau in der Heimat ganz beſonders deutlich zu erkennen. Hat ſich doch auch in ihm die Herausbildung der für die hochmittelalterliche Koloniſation des Mittelgebirgslandes ſo überaus bezeichnenden Waldhufe auf dem Wege vom Odenwald bis zu den Sudeten vollzogen. Doch gehört das erſt einer ſpäteren als der Karolingerzeit an. In dieſer ſelbſt ſind die Franken, wenigſtens in ihrem eigenen Frontabſchnitt, noch nicht über die Volksgrenze nach Oſten vorgeſtoßen. Noch bleibt ihre Oſtwanderung im deutſchen Staats- und Volksgebiet begriffen. Sie zeigt uns aber eindringlich, wie tief der Urſprung jener Welle liegt, die ſpäter über den Rand des Volksgebietes hinauslaufen wird. Es handelte ſich im Grunde um eine Umkehr der wilden Wogen der Völkerwanderung.

Unmittelbarer noch als im mainfränkiſchen Gebiet ſind Vorſtufen der karolingiſchen Oſtbewegung bei den Bayern zu erkennen. Auch dieſer Stamm war gleich den

---

[42] S. Helmut Weigel, Studien zur Eingliederung Oſtfrankens in das merowingiſch-karolingiſche Reich, 1933 (auch Hiſtoriſche Vierteljahrsſchrift, Bd. 28).

Franken zum Stehen gekommen, und wenn er danach ſeine ſtille Ausbreitung auch vornehmlich über die Alpen hinüber ſuchte, ſo hat er doch ſchon in der Herzogszeit auch gewiſſe Schritte nach Oſten hin getan. Die ihm faſt aufgenötigte Oberherrſchaft über die Karantanen (750) gehört hierher. Mit dem für die Geſtaltung unſerer Oſtgrenze immer wieder maßgebenden Motiv des Schutzes gegen Barbarenvölker nimmt ſie das deutſche Syſtem vorgelegter Vaſallenſtaaten voraus. Die niederöſterreichiſche Landesforſchung betont in letzter Zeit neben möglichen Germanenreſten auch die Spuren einer bayriſchen vorkarolingiſchen Koloniſation im Donautal unter der Enns[43], und wenn vieles auch unſicher iſt, der herzogliche Beſitz beim ſpäteren St. Pölten ſchon im Jahre 777 läßt ſich nicht ableugnen. Die Errichtung aber von Innichen und Kremsmünſter unmittelbar hinter der Stammesgrenze weiſt darauf hin, daß Taſſilo ſich auch miſſionariſche Ziele im Oſten ſteckte. So zeichnen ſich hier in Bayern ſchon gewiſſe Grundelemente ab, die ſpäter in der karolingiſchen Koloniſation Kraft gewinnen ſollten.

Dieſen Vorſtadien wird die Forſchung in der verſchiedenſten Hinſicht Aufmerkſamkeit ſchenken müſſen. Einmal kommt es darauf an, den hier an Beiſpielen erläuterten Übergang von der einen in die andere Lebensrichtung unſeres Volkes möglichſt genau aufzuhellen. Je ſichtbarer derart die Brücke von der Völkerwanderung zur Oſtwanderung geſchlagen wird, deſto deutlicher wird eine Konſtante unſerer Geſchichte, der nach Abfluß verlangende Kräfteüberſchuß, heraustreten und die Oſtbewegung letztlich als der Rückſtau der gleichen Grundkräfte erſcheinen, die einſt die germaniſchen Wandervölker nach dem antiken Kulturbereich hin vorwärtsgetrieben hatten. Andererſeits werden aber auch die unterſchiedlichen Bedingungen dieſer Epochen ſchärfer ins Licht treten. Es wird deutlich werden, was gegenüber der Germanenzeit den deutſchen Stämmen mit der Niederlaſſung auf römiſchem Reichsterritorium und mit der Annahme des Chriſtentums zu ſeinem altüberlieferten Kulturbeſitz zugewachſen iſt, ſo daß ſich das Kulturgefälle zum Oſten hin verſtärkte und der neuen, der deutſchen Völkerwanderung, erhöhte Kraft verlieh. Selbſt das gehört noch in unſer Forſchungsbereich, die Urſachen feſtzuſtellen, warum die ältere Völkerwanderung zum Stillſtand gekommen und nie mehr in der gleichen Richtung voll aufgenommen worden iſt, obwohl die altrömiſchen Gebiete noch durch Jahrhunderte die deutſchen Gemüter mit Macht angezogen haben und noch keineswegs übervölkert waren[44]. Darin liegen ja, von der einen Seite geſehen, entſcheidende Vorausſetzungen für die Wendung der Deutſchen nach dem Oſten.

---

[43] S. Karl Lechner, Beſiedlung und Volkstum der öſterreichiſchen Länder (Öſterreichs Erbe und Sendung im deutſchen Raum, hrsgb. v. Joſef Nadler und Heinrich Ritter v. Srbik), 1936, S. 21 ff., beſ. S. 24, 27 ff.; E. Klebel, a. a. O. (ſ. oben Anm. 24) S 35, glaubt, einen erſten Vorſtoß der Bayern bis zum Wiener Wald genau ins letzte Viertel des 7. Jahrhunderts anſetzen zu können.

[44] Eine vergleichende Bevölkerungs- und Siedlungsgeſchichte Europas tut dringend not. Für Deutſchland und Frankreich ſucht A. Helbok in den oben Anm. 35 genannten „Grundlagen" eine ſolche zu bieten. Für frühmittelalterliche Neuſiedlungen im langobardiſchen Italien vgl. z. B. Fedor Schneider, Die Entſtehung von Burg und Landgemeinde in Italien (Abhandlungen zur mittleren und neueren Geſchichte, Heft 68), 1924.

In einer anderen Richtung verwertet wird die genaue Kenntnis der Vorſtufen den Maßſtab abgeben, an dem die voll hinfließende Oſtbewegung gemeſſen werden kann. Einen äußerlichen Maßſtab für den Zeitpunkt ihres Einſetzens habe ich oben ſchon gebildet. Bedeutſamer iſt ein innerer, den derſelbe Vergleich zu gewinnen erlaubt.

Auch wenn weitere Forſchung den Vorſtufen noch ſtärkere Züge verleihen ſollte, wird dennoch über allen Zweifel erhaben die epochale Bedeutung heraustreten, die Karl d. Gr. als dem Wegweiſer und dem Former der wahren, über das deutſche Volksgebiet hinausführenden Oſtbewegung zukommt.

Ich hoffe, gezeigt zu haben, daß eine volle, zeitlich und räumlich bis zu den letzten Grenzen gehende Erfaſſung der mittelalterlichen Koloniſation unerläßlich iſt, will man den rechten Ausgangspunkt für ihre Würdigung gewinnen, auch daß die letzten Rinnſale aufgeſpürt werden müſſen, aus denen endlich ihr Strom zuſammenfließt, will man ſie richtig in das Bild der älteren deutſchen Geſchichte einreihen. Damit haben wir die Einheit ihrer geſchichtlichen Erſcheinung nach der Vergangenheit hin geſichert. Es liegt uns ob, ein gleiches für die jüngeren Jahrhunderte zu verſuchen. Hier iſt der Nachweis ohne Zweifel ſehr viel ſchwerer zu führen und das Ergebnis weniger handgreiflich.

Die landläufige Geſchichtsanſicht ſieht etwa folgendes: Abbruch der Wanderbewegung im ausgehenden Mittelalter, danach eine zweite Koloniſationsperiode, angeregt durch das Retabliſſement Ungarns nach der Türkenzeit und Litauens nach dem nordiſchen Krieg. Sie weiß vielleicht, daß die Beſtrebungen unter Friedrich d. Gr., Joſef II. und der großen Katharina fortgehen, deutſche Siedlungen ſelbſt an der Wolga entſtehen laſſen und im Anfang des 19. Jahrhunderts in Rußland auslaufen.

Die Frage iſt: Beſteht zwiſchen den beiden Koloniſationsepochen ein wirklicher Zuſammenhang?

Es wird zunächſt darauf ankommen, das Ende der mittelalterlichen Wanderbewegung genauer zu beſtimmen. Daß es nicht überall das gleiche geweſen iſt, vom Weſten nach dem Oſten im allgemeinen immer ſpäter liegt, wie einſt auch ihr Beginn, iſt wohl allgemein bekannt. Als Epochenjahr aber gilt gemeinhin das Auftreten des Schwarzen Todes in Mitteleuropa, alſo die Mitte des 14. Jahrhunderts. Infolge des großen Sterbens und geringerer Bevölkerungsvermehrung habe die Auswanderung aufgehört. Dieſe Kataſtrophentheorie wird mehr oder minder durch Beifügung anderer Urſachenreihen gemildert.

Die Forſchung im einzelnen hat Ergebniſſe gezeitigt, welche dieſen Zeitanſatz an manchen Stellen verſchieben. Es iſt richtig, daß z. B. in Schleſien das Landbuch Karls IV. eine Beſetzung des Herzogtums Breslau mit Dörfern zeigt, die ſpäter nur wenig noch verdichtet worden iſt. Auch anderwärts bezeichnet die Mitte des 14. Jahrhunderts das Ende der mittelalterlichen Neuſiedlung im großen. Anders aber liegt es im Deutſchordensland. Von dieſem ausgezeichnet erforſchten Gebiete wiſſen wir es ſchon lange, daß dort die Siedlung noch bis in den Beginn des 15. Jahrhunderts planvoll weiterging und nach Oſten vorrückte. Wenn auch noch die letzte Unterſuchung durch Karl Kaſiſke[45] ergeben hat, daß die Siedlungskräfte allmählich nachzulaſſen begannen, ſo ſteht doch feſt, daß nicht primär durch Menſchenmangel, ſondern durch die Niederlage von Tannenberg 1410 der vollſtändige Abbruch hervorgerufen worden iſt.

In ſehr intereſſanter Weiſe hat ſich in jüngſter Zeit das Bild der Spätzeit mittelalterlich deutſcher Koloniſation in Polen und dem Karpathenraum geklärt, von dem ſeinerzeit Raimund Kaindl die Umriſſe geboten hatte[46]. Durch die ſorgſamen Forſchungen von W. Kuhn[47], H. F. Schmid und F. A. Doubek[48], die ſamt älteren polniſchen und rutheniſchen Beobachtungen von K. Lück zu einem eindrucksvollen Bild zuſammengefaßt worden ſind[49], für die Nordſeite, durch E. Fauſel[50], J. Hanika[51], und H. Kaſer[52] für die Südſeite der Karpathen, iſt immer deutlicher hervorgetreten, daß auch hier die deutſche Siedlungstätigkeit und Oſtwanderung noch über die Mitte des 14. Jahrhunderts hinausgegangen iſt, und zwar zeitlich noch ein ſehr gutes Stück und keineswegs nur in vereinzelten Akten. Es mutet wie eine Wiederholung von Vorgängen aus der Blütezeit der oſtdeutſchen Koloniſation an, wenn ſo wie damals in Siebenbürgen ad retinendam coronam nun in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts zur Abwehr der Tatareneinfälle von den Königen Polens ein deutſcher Siedlungswall in Rotrußland aufgerichtet wird. Die 100 Jahre von 1350—1450 ſind ein Jahrhundert deutſcher Dorfgründungen vom Dunajec bis über Lemberg hinaus. Vereinzelt gingen ſie noch bis 1500 fort, und das 16., ja ſelbſt das 17. Jahrhundert ſahen Nachzügler[54].

In voller Parallele und in mannigfacher Verbindung mit dem Nordhang des Gebirges ſpielen ſich die gleichen Vorgänge auf deſſen Südſeite ab. Das oberungariſche Erzgebirge und die Zips, im 13. Jahrhundert von der deutſchen Wanderwelle erreicht, erleben im Spätmittelalter einen ununterbrochen weiterſchreitenden Ausbau, der erſt in der Neuzeit zum Stillſtand kommt[55].

---

[45] Karl Kaſiſke, Die Siedlungstätigkeit des Deutſchen Ordens im öſtlichen Preußen bis zum Jahre 1410 (Einzelſchriften der Hiſtoriſchen Kommiſſion für oſt- und weſtpreußiſche Landesforſchung 5), 1934. Auf dieſe überlegte und ſichere Arbeit ſei für das Ordensland ſtatt aller älteren verwieſen.

[46] Raimund Friedrich Kaindl, Geſchichte der Deutſchen in den Karpathenländern (Deutſche Landesgeſchichten, 8. Werk), 3 Bde., 1907—1911.

[47] Namentlich in der geſchichtlichen Einleitung zu ſeinem Buch Walter Kuhn, Die jungen deutſchen Sprachinſeln in Galizien (Deutſchtum und Ausland, 26./27. Heft), 1930, S. 12ff.

[48] Franz A. Doubek und Heinrich Felix Schmid, Das Schöffenbuch der Dorfgemeinde Krzemienica aus den Jahren 1451—1482 (Quellen zur Geſchichte der Rezeption, 2. Bd.), 1931. Dazu Doubek in Deutſche Wiſſenſchaftliche Zeitſchrift für Polen, Bd. 23—25.

[49] Dr. Kurt Lück, Deutſche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens. Forſchungen zur deutſch-polniſchen Nachbarſchaft im oſtmitteleuropäiſchen Raum (Oſtdeutſche Forſchungen, Bd. 1), 1934, beſ. S. 46ff., 56ff. Dieſes ſein Hauptwerk iſt im folgenden gemeint, wenn Lück ſchlechthin angeführt wird.

[50] Dr. Erich Fauſel, Das Zipſer Deutſchtum. Geſchichte und Geſchicke einer deutſchen Sprachinſel im Zeitalter des Nationalismus (Schriften des Inſtituts für Grenz- und Auslanddeutſchtum an der Univerſität Marburg, Heft 6), 1927.

[51] S. oben Anm. 41.

[52] S. oben Anm. 4.

[53] Beſonders beweiskräftig iſt die Urkunde über das 1488 eben in der Entſtehung begriffene deutſche Dorf bei Brzoſtek, worüber W. Kuhn, Wiſſenſchaftliche Zeitſchrift für Polen, Heft 13 (1928), S. 58ff., und dazu K. Lück, a. a. O. S. 480 Anm. 22 zu vergleichen iſt.

[54] S. unten Anm. 67.

Im äußerſten Südoſtzipfel, auf dem Karſt, iſt das Gerippe der Siedlung in der deutſchen Inſel von Gottſchee erſt 1400—1450 beendet, dann ſetzt deſſen Ausbau ein, der anſcheinend ohne bemerkenswerte Pauſen bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts fortgeht[56].

Das ſind bisher vereinzelte Hinweiſe, welche durch eine eindringlichere Forſchung vorausſichtlich noch eine erhebliche Vermehrung erfahren werden[57]. Zuſammengenommen berechtigen ſie aber ſchon heute zu der Ausſage, daß die erſte deutſche Koloniſation keineswegs in der Mitte des 14. Jahrhunderts zum Stillſtand gelangt iſt, ſondern ſich vielmehr an den Rändern und über ſie hinaus nicht unbedeutend vorſtoßend fortſetzte und bis in das 16. Jahrhundert hereinreicht.

Daß die deutſche Beſiedlung im Oſtraum, wenn ſie auch unter Umſtänden große Sprünge gemacht hat, wie nach Siebenbürgen oder Preußenland, im ganzen doch in einem allmählichen Fortſchreiten von Weſt nach Oſt erfolgt iſt, war längſt bekannt. Für ihr Ende hatte man ſich bisher an das gehalten, was man vom geſchloſſenen deutſchen Volksboden her wußte. Die ſchöne Blüte der Nachkriegszeit, die Erforſchung der weiter oſtwärts gelegenen Volkstumsinſeln[58], hat dem neue Ergebniſſe hinzugefügt, die nicht nur die geſuchte Zeitgrenze ganz erheblich hinausrücken, ſondern auch auf das ganze mittelalterliche Koloniſationswerk ein neues Licht werfen. Je genauer die Forſchung zu arbeiten gelernt hat, um ſo klarer iſt es ihr geworden, daß die Oſtkoloniſation in ihrem zeitlichen und räumlichen Vorwärtsrücken immer weniger von Altdeutſchland, immer mehr von den ſchon koloniſierten Jungländern getragen worden iſt. Daß z. B. Böhmen und Schleſien einen Grundſtamm aus dem Meißniſchen empfangen haben, iſt eine alte Binſenwahrheit[59]. Heute glaubt die Mundartforſchung in Oberſchleſien rechts der Oder bereits genau die Einwanderung von Oberſchleſien links der Oder nachweiſen zu können[60]. Der deutſche Orden ferner beſiedelt im 14. Jahrhundert die öſtlichen Landſtriche Preußens ganz vorwiegend nur mit ſeinen eigenen Landesuntertanen aus den weichſelnahen Weſtgebieten[61]. Der Ausbau in der Zips erfolgte teils durch Zuwanderer den Dunajec und Poper hinauf, teils aus dem Lande ſelbſt[62]. Mittelgalizien iſt namentlich von hier her, von Siebenbürgen und aus Schleſien, geſpeiſt worden[63].

---

[55] S. beſ. die Daten bei Hanika und Kaſer, oben Anm. 51 und 52. Kaſer, S. 28, ſagt zwar „nach 1350—1400 faſt keine Ortsneugründungen mehr ... Zahl und Verteilung der Ortſchaften um 1350 entſprechen ungefähr den heutigen", doch ſcheint mir hier das herkömmliche Jahr 1350 zu Unrecht feſtgehalten. Nach Kaſers eigenen Angaben (beſ. S. 29, 59f., 73) iſt gerade zwiſchen 1350 und 1400 eine ſehr lebhafte Gründungstätigkeit zu verzeichnen, für welche der Ausdruck „Nachſiedlung" (S. 64) kaum genügt und die z. B. bei Deutſchproben und Schemnitz bis 1500 weitergeht (S. 29).

[56] S. H. Grothe, a. a. O., oben Anm. 5.

[57] Das iſt vor allem für das mittelalterliche Ungarn zu erwarten. So rege auch die Forſchung über die neuzeitliche Einwanderung der Deutſchen daſelbſt iſt, ſo ſehr iſt die ältere Periode noch im Dunkeln. Daß hier noch bis an das Ende des Mittelalters (und alſo wohl bis zum Türkeneinbruch) noch Bewegung herrſchte, deutet die von Kaindl, a. a. O. Bd. 2, S. 132 aufgenommene Nachricht an, daß Kg. Mathias Corvinus 1474 hundert ſiebenbürgiſche deutſche Familien in Wiſchegrad angeſiedelt habe. Damit treffen die Nachrichten über die Teilnahme von Siebenbürgern an der Beſiedlung Rotrußlands zuſammen, auf die ich unten Anm. 63 verweiſe.

[58] Hier ſchon muß des großen Verdienſtes gedacht werden, das ſich W. Kuhn erworben hat, indem er — abgeſehen von ſeinen Sonderunterſuchungen zu dieſem Thema — in ſeinem unten Anm. 112 genannten Werke eine tiefblickende Zuſammenfaſſung des Erreichten und weite Ausblicke auf die ferneren Ziele gegeben hat. Der europäiſche Oſten, Kuhns Heimat und Arbeitsgebiet, findet dabei beſonders eingehende Berückſichtigung.

Dieſe oft mit mühſamſter Kleinarbeit aus den Familiennamen, von Zeugenliſten oder Bürgerbüchern, oder mittelſt der Mundartforſchung gewonnenen Einzelbeobachtungen, erhalten eine ganz außerordentliche Bedeutung, wenn man ſie zuſammennimmt und in das Geſamtbild einreiht. Es wird deutlich, daß die Oſtwanderung ſchon lange nicht mehr auf die Bevölkerungsüberſchüſſe Altdeutſchlands angewieſen war, ſondern ſich gewiſſermaßen ſelbſt geſpeiſt hat. Nur am Anfang iſt in der Bevölkerungsbewegung (wie in der wirtſchaftlichen und ſozialen Lage) der alten Heimat eine treibende Kraft der oſtdeutſchen Koloniſation zu erkennen. Mehr und mehr verlegte ſich die Entſcheidung in die Jungländer. Hier iſt jetzt der Pioniergeiſt zu ſuchen, der Auswanderer erfüllen muß und ſolche immer wieder über die ſchon erreichte Grenze vortreibt. Hierher ſtammten die großen Kinderzahlen, welche die nach Abfluß drängenden Bevölkerungsüberſchüſſe ergaben[64]. Zieht man dieſe Schlüſſe, dann verſchiebt ſich das Bild, das wir uns zu machen gewohnt waren, und es ſteigen neue Frageſtellungen für die Forſchung auf. Die Dynamik der Oſtbewegung, ſoweit ſie Menſchenwanderung war, erſcheint in anderem Licht. Nicht ganz Deutſchland iſt — nach den Vorgängen der früheren Jahrhunderte, die wenig mehr als die Bayern und Franken betroffen hatte — während der 250 Jahre von 1100—1350 (oder gar noch länger) von einer immerwährenden Strömung durchflutet, die unaufhörlich aus allen Landſchaften ſtarke und wertvollſte Bevölkerungsteile nach den Oſtländern fortreißt, ſondern dieſes Erleben beſchränkt ſich für die Altſtämme auf eine viel kürzere Spanne. Dann tritt bei ihnen in dieſer Hinſicht ziemliche Ruhe ein und nur eine Ausleſeauswanderung bleibt im Gange. Es wird Aufgabe der Forſchung ſein, mit allen erreichbaren Mitteln in möglichſter Genauigkeit für jede Landſchaft den Zeitpunkt und Umfang dieſes Wechſels zu beſtimmen. Sie wird damit einen ſehr bemerkenswerten Beitrag zur deutſchen Volksgeſchichte liefern. Iſt dieſer Wechſel aber, wie nach allen Anzeichen mit Beſtimmtheit zu erwarten ſteht, für einen weſentlich früheren Zeitpunkt als das Ende der mittelalterlichen deutſchen Oſtwanderung feſtgeſtellt, dann haben die jüngeren Bevölkerungsbewegungen und Wirtſchaftszuſtände in Altdeutſchland (das nun auch noch um den älteſten Gürtel des Koloniallandes erweitert iſt) nur noch geringe Bedeutung für die Frage nach dem Abebben der oſtdeutſchen Koloniſation[65]. Dann muß die Forſchung ſie einzig auf dem oſtdeutſchen Volksboden ſuchen. Auch der ſchwarze Tod fällt als Erklärung aus, ſoweit er nicht auch auf Kolonialboden gehauſt hat[66].

---

[59] Der heutige wiſſenſchaftliche Stand iſt gerade für dieſe Länder durch ausgezeichnete neue Werke bezeichnet, die von Sprachforſchern ausgegangen ſind, welche aber auch den geſamten geſchichtlichen Stoff teils ſelbſt handhaben, teils in Zuſammenarbeit mit Hiſtorikern ausgebreitet erhielten: Theodor Frings, Sprache und Siedlung im mitteldeutſchen Oſten (Berichte über die Verhandlungen der Sächſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften zu Leipzig, phil.-hiſt. Kl. 84. Bd. [1932], 6. Heft), 1932. — Dr. Ernſt Schwarz, Sudetendeutſche Sprachräume (Schriften der Deutſchen Akademie in München, Heft 21), 1935. — Wolfgang Ebert, Theodor Frings, Käthe Gleißner, Rudolf Kötzſchke und Gerhart Streitberg, Kulturräume und Kulturſtrömungen im mitteldeutſchen Oſten (Text- und Kartenband), 1936.

[60] E. Schwarz, a. a. O. S. 208, 211, 215.

[61] K. Kaſiske, a. a. O. S. 56, 58 Anm. 202, S. 69ff., 137ff., 155f.

[62] S. beſ. H. Kaſer, a. a. O. S. 82, 103.

[63] Zuwanderung oberungariſcher Deutſcher ſ. H. Kaſer, a. a. O. S. 83 und 104, für Siebenbürger ſ. K. Lück, a. a. O. S. 56 und 513 Anm. 2, für Schleſien ſ. F. A. Doubek bei Doubek und H. F. Schmid, a. a. O. S. 60*f. mit 5f.

[64] K. Kaſiske, a. a. O. S. 56, möchte ſogar „die einzelnen Höhepunkte der Siedlungstätigkeit (des Deutſchordens), die alle im gleichen Abſtand von etwa einem Jahrzehnt aufeinander folgen, mit einer generationenweiſe eintretenden Abwanderung aus den älteren überfüllten Siedlungsgebieten" in Verbindung bringen.

Die Frage zeigt beſonders eindringlich, welche weittragenden Folgerungen aus der Summierung von Einzelbeobachtungen gezogen werden können, wenn ſie in den Rahmen einer allgemein gerichteten Problemſtellung eingereiht werden, und zugleich, daß der landſchaftlichen und örtlichen Einzelforſchung eine ſolche Problemſtellung zu ihrer Ausrichtung geboten werden muß. Uns aber geht noch mehr die Tatſache an, daß durch die vorgetragenen Beobachtungen der zeitliche Zwiſchenraum zwiſchen der mittelalterlichen und der neuzeitlichen Oſtkoloniſation erheblich verringert wird.

Dasſelbe tritt nun, wiederum dank neuer Forſchung, von der anderen Seite her ein. Während immer noch vereinzelte Ausläufer der mittelalterlichen Oſtwanderung aus Galizien, dem Lubliner und Cholmer Land und ſelbſt dem fernen Wolhynien zu melden ſind[67], für welche die Siedler ſogar gelegentlich aus den Ausgangsgebieten des 12. Jahrhunderts, aus Flandern, Holland und vom Rhein her, geholt werden[68], und während gerade am Beginn der Neuzeit eine ſehr ſtarke Ausleſeeinwanderung in die noch ganz oder ſtark deutſchen Städte des mittleren Oſtens zu beobachten iſt[69], ſehen wir bereits wieder eine neue dauerhafte bäuerliche Oſtwanderung einſetzen. Diesmal iſt es die auf den nördlichen Tieflandabſchnitt gerichtete Forſchung, welche den Fortſchritt unſerer Anſchauung erzielt hat. Gleichzeitig etwa mit dem ſüdlicher arbeitenden Kaindl hatte hier namentlich E. Schmidt bereits gewiſſe Grundlinien geboten[70], welche durch polniſche Arbeiten vertieft worden waren[71]. Erſt die Nachkriegsforſchung aber von Mager[72], Breyer[73], Maas[74], Schleinitz[75], Barten[76], Lück[77], Kuhn[78] u. a., denen ſich in dieſem Heft, eine Lücke ſchließend, H. G. Oſt anreiht[79], hat räumlich immer weitergreifend und die Einzelbeobachtungen zuſammenſchließend ein vollkommeneres, ein überraſchendes Bild von dem ſtillen bäuerlichen Wanderzug entſtehen laſſen, der im Beginn des 16. Jahrhunderts anhebt, gelegentlich ſtockend, dennoch im ganzen unaufhaltſam weitergehend und bis in die Gegenwart anhaltend, die Landſchaften vom Oſtrand des geſchloſſenen deutſchen Sprachgebietes bis ans Schwarze Meer durchmeſſen und einen großen Teil der heutigen deutſchen Bevölkerung Polens auf dem flachen Lande dahingeführt hat. Bis zur familiengeſchichtlichen Beweisführung iſt innerhalb der längſt bekannten „Holländer“-Siedlung das eigentlich niederländiſche Element, vorwiegend Mennoniten, als eine kleine Einleitungsgruppe von dem

---

[65] Ich ſehe hierin einen ſehr begrüßenswerten erheblichen methodiſchen Fortſchritt; wer ſich ſelber einmal bemüht hat, Sicheres über die Gründe für das Abebben der oſtdeutſchen Koloniſation im Mittelalter auszuſagen, weiß, was es bedeutet, wenn auch nur der mögliche Urſachenkreis eingeengt wird.

[66] Kein Wunder, daß im Ordensland ein Einfluß des ſchwarzen Tods auf den Siedlungsgang nicht zu ſpüren iſt (Kaſiske, a. a. O.), wenn es keine Siedler mehr aus dem heimgeſuchten Deutſchland empfing.

[67] S. K. Lück, a. a. O. S. 97, 184, 574 (Helwygeſhow) und 578 (Markenhow) für Rotrußland, S. 184 für das Lubliner und Cholmer Land, S. 185 für Wolhynien.

[68] Ebenda S. 97, 183, 184 Anm. *) und 574. In anderen Fällen handelt es ſich um Siedler aus näheren Gegenden, z. B. aus der von Zator und Auſchwitz, a. a. O. S. 184.

[69] Auch hier iſt wieder für Polen auf Lücks zuſammenfaſſendes Buch zu verweiſen, beſ. auf das 4. Kap. In Böhmen iſt eine deutſche Ausbreitung ſchon bald nach den Huſſitenkämpfen zu verſpüren, (ſ. Wilhelm Weizſäcker, Über die Nationalitätenverhältniſſe in Böhmen von den Huſſitenkriegen bis zur Schlacht am Weißen Berge, Mitteil. d. Verf. f. Geſch. d. Deutſchen in Böhmen Jg. 62/1924 S. 117ff.) die

---

ſeit dem 16. Jh. wieder anſteigt. Beiſpielmäßig iſt ſie unter Benutzung auch der tſchechiſchen Forſchung von Theodor Mayer, Zur Geſchichte der nationalen Verhältniſſe in Prag (Aus Sozial- und Wirtſchaftsgeſchichte, Gedächtnisſchrift für Georg v. Below [1928], S. 254ff.) belegt und in ihren Urſachen erklärt worden. Für Ungarn geht bei Kaindl (Bd. 2) dieſe Bewegung in dem Bilde der beginnenden Bedrückung der Deutſchen unter. Um ſo wichtiger ſind daher die von Hanika und Kaſer in ihren genannten Schriften zuſammengetragenen Materialien aus Oberungarn. Hinzu tritt jetzt noch Ludwig Petry, Das Zipſer Deutſchtum in ſeinen kulturellen Beziehungen zu Schleſien vom 16.—18. Jh. (Schleſiſches Jahrbuch für deutſche Kulturarbeit im geſamtſchleſiſchen Raume, 9. Jg. (1936/37), S. 57ff., beſ. 65.

[70] Erich Schmidt, Geſchichte des Deutſchtums im Lande Poſen unter der polniſchen Herrſchaft, 1904.

[71] Sie ſind namentlich von Maas und Lück verarbeitet worden, ſ. d. folgenden Anmerkungen 74 u. 77.

[72] Friedrich Mager, Geſchichte der Landeskultur Weſtpreußens und des Netzebezirks bis zum Ausgang der polniſchen Zeit (Schriften des Inſtituts für Oſteuropäiſche Wirtſchaft . . . Königsberg), 1936.

[73] Albert Breyer, Die Herkunft der deutſchen Landbevölkerung auf der Kujawiſchen Seenplatte (Deutſche Monatshefte für Polen, Jg. 1 (11.), S. 35ff., Auguſt 1934) und Oſtdeutſchland als Mutterland der deutſchen Siedlungen in Mittelpolen (ebenda Jg. 2 (12), S. 48ff., Juli/Auguſt 1935). Ganz umfaſſende Nachweiſe verſpricht ſein großes 5bändiges Werk über das Deutſchtum in Mittelpolen, das in Viktor Kauders Reihe: Deutſche Gaue im Oſten, erſcheinen ſoll.

[74] Walter Maas, Die Entſtehung der Poſener Kulturlandſchaft (Deutſche wiſſ. Zeitſchrift für Polen, Heft 10 [1927], S 1ff.), Derſ., Hauländereien und Holländereien (ebenda Heft 29 [1935], S. 199ff.), Derſ., Zur Siedlungskunde des Plocker und Goſtyniner Landes (Deutſche Monatshefte in Polen Jg. 3 [13.], S. 146ff., Sept./Okt. 1936) und eine Reihe kleiner Aufſätze.

[75] Dr. Hellmut Schleinitz, Beſiedlung und Bevölkerung der ſüdlichen Grenzmark, Beiträge zur Siedlungs- und Bevölkerungsgeographie des deutſchen Oſtens. (Sonderheft der Grenzmärkiſchen Heimatblätter, Jg. 1936).

[76] Heinrich Barten, Die Siedlungen in Südpoſen (Veröffentlichungen der Schleſiſchen Geſellſchaft für Erdkunde zu Breslau und des Geographiſchen Inſtituts der Univerſität Breslau, 18. Heft) 1933.

[77] K. Lück in dem oft angeführten Buche und dazu Die deutſchen Siedlungen im Cholmer und Lubliner Land (Deutſche Gaue im Oſten, Bd. 6, 1933).

[78] W. Kuhn, Die Siedlungsräume des bäuerlichen Deutſchtums in Polen (Deutſche Monatshefte in Polen, Jg. 2 [12.], Juli/Auguſt 1935).

[79] S. unten S. 180ff.

Volltrupp geſchieden worden, den oſtländiſche Deutſche gebildet haben[80] — in denen übrigens die weſtlichen Einwanderer auch der Sprache nach völlig aufgegangen ſind. Die Niederländer kamen meiſt als Religionsflüchtlinge ins Weichſelgebiet. Der Oſten war nicht ihr einziges Wanderziel, ihr Auftreten hier alſo mehr zufälliger Art. Die Deutſchen aber, mit denen die zweite bäuerliche Dauerwanderung nach dem Oſten hin anhebt, entſtammten den Randgebieten des deutſchen Volksbodens, die ſich in einem großen Halbkreis von der Weichſelmündung über Hinterpommern und die Neumark bis Schleſien ziehen. Zeitweilig haben auch rückwärtige Gebiete, wie die Uckermark oder Böhmen-Mähren Siedler abgegeben. Sie dringen faſt konzentriſch gegen das innere Polen vor[81]. Die Urſache der Bewegung iſt zunächſt eine rein wirtſchaftliche. Es handelt ſich, abgeſehen von der Wiederbeſetzung wüſtgewordener Siedlungsplätze, welche als ein Begleitmotiv in dieſer Zeit überall mitläuft — bis es ſich zeitweiſe zur Führung aufſchwingen wird —, durchaus um eine Wiederaufnahme der mittelalterlichen Rode- und Entſumpfungsarbeit dort, wo ſie an der Grenze ſchlechter Böden oder nur mit beſonderer Technik zu bezwingender Landſtriche ſtehengeblieben war. Aber auch in anderem Sinne beſteht zweifellos ein Zuſammenhang dieſer neuzeitlichen mit der mittelalterlichen Koloniſationsbewegung[82]. Ich verweiſe darauf, daß die Hufe als Grundmaß wiederkehrt, daß wieder ein Erbzinsrecht entſteht, wieder altbekannte Grundformen der kolonialen Dorfanlage, wie Marſchhufen- und Angerdörfer auftreten, daß ſich auch jetzt die jungen Gemeinweſen ihre Selbſtverwaltung nach deutſcher Gewohnheit unter einem gewählten Schulzen und zwei Schöffen ſichern, daß noch richtige Lokatoren mit Lokationsverträgen vorkommen und in manchen Fällen zu Erbſchulzen werden. Auch die Urſachen, welche die deutſchen, ländlichen Kräfte für das Weitertragen des Siedlungswerkes freiſtellten, zeigen Verwandtſchaft mit ſolchen, die ſchon im Mittelalter in gleicher Richtung wirkſam geweſen waren. Es iſt eine Umwandlung der landwirtſchaftlichen Betriebsform des Großbeſitzes, der Übergang zur Gutswirtſchaft, der durch Bauernlegen ſelbſtändige Wirte entwurzelt, und es iſt der Drang der bleibenden Bauern, ſich der zugleich damit wachſenden Fronlaſt zu entziehen, der ſie zur Abwanderung treibt und unter ganz ähnlichen Bedingungen wie ihre Vorväter ein geſichertes Daſein auf eigener Scholle ſuchen läßt.

Hier erwächſt der Wiſſenſchaft eine wichtige Aufgabe. Es wird in der Dorf- und Flurforſchung wie in der diplomatiſchen Formularunterſuchung und der rechtsgeſchichtlichen Prüfung der Verträge feſtzuſtellen ſein, wieweit Neuſchöpfung ähnlicher

---

[80] Andere Elemente kommen unter den „Hauland“-ſiedlern nur in geringer Zahl vor. Maas, Poſener Kulturlandſchaft S. 84, hat die Deutſchen unter ihnen auf 75% ſchätzen zu dürfen geglaubt. Schleinitz, a. a. O. S. 76, hält das für Poſen noch zu gering angeſchlagen.

[81] Anſchaulich hat das A. Hillen Ziegfeld in einem Kärtchen „Deutſche Koloniſation im Weichſelland, 16.—17. Jh.“ in dem von Karl C. Thalheim und ihm herausgegebenen Werke Der Deutſche Oſten, Seine Geſchichte, ſein Weſen und ſeine Aufgabe (1936), S. 379 dargeſtellt. Das Blatt enthält übrigens mehr als die Unterſchrift ſagt, ſie ſchließt auch das Poſener Land mit ein.

[82] Am ſtärkſten hat Schleinitz, a. a. O. S. 80, betont: „Die Holländerſiedlung zeigt deutlich, wie es wieder zur Neubelebung der Formen der deutſchrechtlichen Siedlung kommt.“

Formen auf Grund ähnlicher Vorbedingungen, wieweit Übernahme und Fortſetzung der mittelalterlichen Einrichtungen vorliegt.

Verſtärkt wurde dieſer neue Zug nach dem Oſten, während hier oder auch z. B. im Herzen des Tſchechenlandes die Ausleſeeinwanderung ununterbrochen ihren Fortgang nimmt, bereits im 17. Jahrhundert durch eine neue und diesmal viel ſtärkere Welle von Religionsflüchtlingen. Vor den Schrecken habsburgiſcher Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges ſtrömten Menſchen aus den Nachbarländern, beſonders aus Böhmen, Mähren und Schleſien, über die Grenze des verſchonten und damals noch toleranten Königreichs Polen. Es waren diesmal nicht ſo ſehr ländliche Elemente als Handwerker oder auch Kaufleute[83]. Eine ganze Reihe von Städten in Großpolen entſtand entlang der ſchleſiſchen und brandenburgiſchen Grenze[84]. Man weiß, wie außerordentlich durch die Zuwanderung proteſtantiſcher Weber die Tuchmacherei hier zur Entfaltung gebracht wurde. Nun findet alſo auch die andere, die ſtädtiſch-gewerbliche Seite der mittelalterlichen Koloniſation eine volle Fortſetzung. Auch hier dürften genauere Studien wohl ein Weiterwirken der alten, erprobten Rechts- und Siedelformen feſtſtellen. Vom Grundriß der Gründungsſtätte kann es wohl heute ſchon geſagt werden[85].

Zeitlich indeſſen überſchneidet ſich dieſe ganze Bewegung bald mit jenem anderen Hauptteil des neuzeitlichen Oſtzuges, dem deutſchen Anteil an der Wiederbeſiedlung Ungarns. Deren Einſetzen in großem Stile iſt an eine klare Vorbedingung gebunden, an die Vertreibung der Türken. Der Zeitpunkt iſt daher nicht fraglich, und wir können überhaupt mit einer bekannten Größe rechnen[86]. Kommt man den Weg, den wir hier gegangen, von dem Nordabſchnitt unſerer völkiſchen Oſtgrenze her, in dem ſich die Einſicht in eine bislang kaum geahnte ſtändige Oſtbewegung während der neuzeitlichen Jahrhunderte enthüllt hat, dann liegt allerdings die Frage nahe, ob ſüdlich der Karpathen nicht wenigſtens Vorläufer der großen, planvollen Staatsſiedlung auf ungariſchem Boden zu erkennen ſind. Ich finde bei H. Kaſer als eine gewiſſe Parallele zu den Mennoniten in Weſt- und Oſtpreußen die Einwanderung der Habaner in Mähren und der Slowakei während der 2. Hälfte des 16. und der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts[87]. Wenn nicht ausſchließlich, ſo waren die Anhänger dieſer nachreformatoriſchen Sekte doch ganz überwiegend Deutſche, meiſt aus Tirol und dem Oberrheingebiet. Daß man aber andererſeits die ſchweren Verwüſtungen und Bevölkerungsverluſte, welche die Türken und die Kurutzen damals dem weſtungariſchen Grenzſtreifen zufügten, der noch in der Hand der Habsburger war, durch Anſiedlung von Kroaten bis hinauf nach Mähren auszugleichen ſuchte[88], läßt ſchließen, daß es an anderem Siedlermaterial fehlte, welches ſich in dieſen hart gefährdeten Landſtrichen hätte verwenden laſſen. Eine Entwicklung zum Gutsbetrieb haben die Oſtalpenländer auch nicht erlebt. Die anders als nördlich der Karpathen liegenden Bedingungen haben es alſo mit ſich gebracht, daß der neue Zug der Deutſchen gen Oſten im Südabſchnitt durchaus erſt durch die Maßnahmen des Staates und der von ihm ausgeſtatteten Großgrundbeſitzer zum Wiederaufbau Ungarns in Bewegung gebracht worden iſt. Er wird ja auch nicht von den Randgebieten geſpeiſt werden, ſondern die Siedler müſſen tief aus dem Innern des deutſchen Volksbodens kommen.

---

[83] Zuſammenfaſſend wieder Lück, a. a. O. S. 260ff. Für das flache Land ſ. beſ. Maas, Poſener Kulturlandſchaft S. 86 und Barten, a. a. O. S. 80f.

[84] Über Tuchmacherei im Netzediſtrikt ſ. Mager, a. a. O. S. 55.

[85] Was Barten, a. a. O. S. 49ff., 61ff., für Südpoſen erkennen läßt, gilt wohl allgemein.

[86] Das ſoll nicht heißen, daß die Forſchung in den beiden letzten Jahrzehnten nicht auch hier tüchtig am Werk geweſen wäre. Eine wichtige Grundlage wurde geſchaffen durch die Quellen zur deutſchen Siedlungsgeſchichte in Südoſteuropa, bearb. von Franz Wilhelm und Joſef Kallbrunner, die als Heft 11 der Schriften der Deutſchen Akademie jetzt abgeſchloſſen vorliegen. (Daß die zugrunde gelegten Liſten aus den Wiener Archiven nicht vollſtändig ſind, ſ. in den Deutſchen Monatsheften in Polen, Jg. 3 [13], S. 331f.). — Für Ungarn liegen glücklicherweiſe bereits die Artikel für wichtige Landſchaften im Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums vor, nämlich: Banat, I, 219ff., Batſchka, I, 300ff., Burgenland-Weſtungarn I, 671ff., dazu Budapeſt I, 593ff. — Hinzutreten für den Norden die Studien von Andreas Sas, Ein Latifundium fränkiſcher Kirchenfürſten in den Nordoſtkarpathen (Vierteljahrsſchrift für Sozial- und Wirtſchaftsgeſchichte 24 [1931], S. 410ff.) und Deutſche Koloniſten auf der Schönborn-Herrſchaft Munkács-Szent Miklós im 18. Jh. (Deutſche Hefte für Volks- und Kulturbodenforſchung, 3. Jg. [1933], S. 29ff. und 80ff.); für den Südweſten: O. A. Isbert, Geſchichtliche Unterſuchungen über das ſüdweſtliche ungariſche Mittelgebirge und ſeine Bauernſiedlung (Ungariſche Jahrbücher Bd. 10 [1930], S. 230ff. und Sonderdruck). Zuſammenſtellungen für Rumpfungarn haben Dr. Adolf Rieth, Die geographiſche Verbreitung des Deutſchtums in Rumpf-Ungarn in Vergangenheit und Gegenwart (Schriften des Deutſchen Ausland-Inſtituts Stuttgart, A. Kulturhiſtoriſche Reihe, 18. Bd.) 1927, und Rogerius Schilling, Anſiedlung der Deutſchen in Rumpfungarn (II in dem Werke Das Deutſchtum in Rumpfungarn, hrsg. von Jakob Bleyer, S. 43ff. 1928) geboten, der letztere unter Übernahme ſehr vieler Nachrichten aus den ungariſch geſchriebenen Comitatsmonographien über die bisher von der Forſchung vernachläſſigte Privatkoloniſation. Eine knappe aber ausgezeichnete Überſicht

Dieſe Erſcheinung aber bleibt nicht auf den Südoſtabſchnitt beſchränkt. Bald teilt ſie mit ihm der Norden. Denn hier kommt zu der oſtwärtsgerichteten Deutſchtumsbewegung, die wir aus zwei Quellen zuſammenfließen ſahen, welche auch jetzt noch nicht verſiegten[89], als dritter Arm gleichfalls die vom Staate betriebene hinzu, die Menſchen aus ganz Deutſchland heranführt. Ihr ſtärkſter Einſatz iſt das Retabliſſement Litauens unter Friedrich Wilhelm I. nach den Seuchen von 1709/10 und den Verwüſtungen des Nordiſchen Krieges. So iſt überall Aufbauarbeit wüſtgewordener Landſchaften in den Vordergrund gerückt. Eng verſchlingen ſich dabei die alten und die

---

hat Joſef Kallbrunner, Die deutſche Auswanderung nach dem Südoſten in der Neuzeit (Korreſpondenzblatt des Geſamtvereins der deutſchen Geſchichts- und Altertumsvereine 78 [1930], Sp. 173ff.) geliefert. — Angeſchloſſen ſei hier gleich ſeine Studie Deutſche Siedlung in Serbien im 18. Jh. (Deutſche Hefte für Volks- und Kulturbodenforſchung Jg. 2 [1931/32], S. 27ff.).

[87] H. Kaſer, a. a. O. S. 46, 52f.

[88] S. Franz Riedl, Die Kroatenſiedlung in Öſterreich (Die ſüdoſtdeutſche Volksgrenze, Der Grenzraum Wien-Preßburg-Radkersburg-Oſttirol, Volk und Reich Bücherei Bd. 6 [1934], S. 169ff.) und H. Kaſer, a. a. O. paſſim. Das Schrifttum über die Kroaten des Burgenlandes, das in der Bibliographie zur Landes- und Volkskunde des Burgenlandes von Heinrich Kunnert (Südoſtdeutſche Forſchungen I [1936], S. 295) angeführt iſt, war mir nicht zugänglich.

[89] Die oben Anm. 72—78 genannten Werke gehen noch ins 18. Jh. hinein. Dazu kommt noch beſ. Dr. E. Oskar Koßmann, Der Siedlungsgang im Lodzer Urwald (Deutſche wiſſ. Zeitſchrift für Polen, Heft 29 [1935], S. 187ff.) und Schleſiſche Weber in Polen (Schleſiſches Jahrbuch, 8. Jg. [1935/36], S. 75ff.), ferner Albert Breyer, Die Anfänge des deutſchen Weberei- und Tuchmachergewerbes in Mittelpolen (Deutſche Monatshefte in Polen, Jg. 3 [13], S. 184ff., Sept./Okt. 1936).

neuen Wege. Im Zuge der Anſiedlungen, welche in Großpolen mit Hilfe der benachbarten Kräfte üblich geworden waren, ſchreitet die Stadt Poſen nach dem großen Seuchenjahr, im Verlangen nach katholiſchen Siedlern für ihre Kammergüter, gleich den Großſtaaten zur Werbung im Reich[90].

Man hat einen weſentlichen Abſtand zwiſchen der deutſchen Oſtſiedelung des Abſolutismus von der des Mittelalters darin ſehen wollen, daß nunmehr „vor allem der Staat ſelbſt in bedeutendem Ausmaß die Siedlung durchführt oder zumindeſt anregt und fördert“[91]. Solche Unterſcheidung beruht auf einer Verkennung der mittelalterlichen Verhältniſſe. Die ganze deutſche Oſtbewegung hebt, wie ich oben ſchon betont habe, mit den Befehlen des großen Karls an. Der landesherrliche Anteil am mittelalterlichen Siedlungswerk iſt z. B. für das Schleſien Heinrichs I., des Bärtigen, und das Böhmen Ottokars II. mit Recht ſehr hoch angeſchlagen worden. Eine vollkommenere ſtaatliche Siedlung, wie der Deutſchherrenorden in Preußen, hat auch der moderne Abſolutismus nirgends aufzuweiſen. Im übrigen kann Staatsſiedlung nur dann mit Erfolg durchgeführt werden, wenn ſie Kräfte mobil macht, die bereit ſind, in der geforderten Richtung zu wirken. Deshalb iſt die Unterſcheidung einer Koloniſation von Staats wegen mit ihrem planvollen Einſatz im Großen und einer anderen, die ſich als allmähliches, freiwilliges Überquellen der einzelnen Siedler darſtellt, für unſere Beweisführung von nebenſächlicher Bedeutung — ganz abgeſehen davon, daß zwiſchen dieſen theoretiſchen Kategorien in der Wirklichkeit ſehr viele Abſtufungen liegen.

Nord und Süd, nunmehr durch die Gemeinſamkeit des Grundmotivs der ihre Front überſchreitenden Oſtwanderung verbunden, haben auch das miteinander gemein, daß in beiden nochmals Religionsflüchtlinge eine Rolle ſpielen. Dort ſind es die nach Oſtpreußen verſetzten Salzburger[92], Pfälzer u. a., hier die nach Siebenbürgen verpflanzten Proteſtanten der inneröſterreichiſchen Länder[93]. Wenn dann Polen aufgeteilt iſt, dann rücken die ſtaatlich eingeleiteten Oſtwanderungen von den Flügeln her ganz nahe aneinander, von Norden her über den Warthe- und Netzebruch[94] nach Südpreußen[95], vom Süden her über die Karpathen herüber nach Galizien[96] und der

---

[90] Bär, Die Bamberger bei Poſen, 1884.

[91] Egon Lendl, Die neuzeitliche deutſche Oſtſiedlung (Deutſche Monatshefte in Polen, Jg. 3 [13], S. 1ff. Juli 1936). Ebenſowenig trifft eine andere Unterſcheidung zu, welche Lendl erkennen will, daß „die Anſiedler mit der perſönlichen Freiheit auch ihre Freizügigkeit in vielen Teilen der neuzeitlichen deutſchen Oſtſiedlung erreicht hätten“. War es denn im Mittelalter anders?

[92] Darüber zuletzt Hermann Gollub, Stammbuch der oſtpreußiſchen Salzburger, 1934.

[93] Ernſt Nowotny, Die Transmigration ober- und inneröſterreichiſcher Proteſtanten nach Siebenbürgen im 18. Jh. (Schriften des Inſtituts für Grenz- und Auslanddeutſchtum an der Univerſität Marburg, Heft 8), 1931.

[94] Zuletzt Max Miller, Die Auswanderung der Württemberger nach Oſtpreußen und dem Netzegau, 1776—1786. Heft 1 der Veröffentlichungen der württembergiſchen Archivverwaltung, 1935.

[95] S. Auguſt Müller, Die preußiſchen Koloniſationen in Nordpolen und Litauen (1795—1807), 1928, W. Maas, Wandlungen im Poſener Landſchaftsbild in Preußiſcher Zeit (Forſchungen zur deutſchen Landes- und Volkskunde, Bd. 26 Heft 1 [1928]) und E. O. Koßmann und A. Breyer, oben Anm. 89.

[96] S. das öfter angeführte Buch von W. Kuhn über die jungen deutſchen Sprachinſeln in Galizien.

Bukowina[97]. Jetzt kommt die Einheit dieſer Bewegung auch räumlich zu einem deutlichen Ausdruck.

Daß die Schleuſen der deutſchen Auswanderung einmal geöffnet waren, hatte ſich inzwiſchen, ſeit 1763, auch Rußland zunutze gemacht. Es warb gleichfalls aus Innerdeutſchland Koloniſten, die es von Livland über die Petersburger Gegend bis an die Wolga und nach Südrußland hin verteilte[98]. Neben dem lief ohne Stockung, ja in ſteigendem Maße eine Ausleſewanderung im weiteſten Sinne einher, die jetzt auch dem baltiſchen Deutſchtum ſtärker wieder bürgerlichen Nachſchub zuführte[99]. Gerade auf dem Boden des ruſſiſchen Staates aber ſollten ſich endlich alle bisher ins Spiel gekommenen Kräfte und Motive der deutſchen Oſtwanderung noch einmal verbinden. Die einſt über die polniſche Grenze geſchlagene, dann von der preußiſchen Politik verſtärkte Welle der bäuerlichen und gewerblichen Siedler rückt ſeit dem Wiener Kongreß vollends nach dem Innern Polens vor und nimmt zugleich ein neues höchſt fruchtbares Element in Geſtalt der Pioniere der neuentſtehenden Induſtrie in ſich auf, die z. T. wieder aus dem weiteren Weſten, bis vom Rheinland her, einrücken. Und während ſo in Kongreßpolen ein deutſches Induſtriegebiet mit neuen deutſchen Dörfern im Umkreis entſteht[100], wandern die Überſchüſſe des hier angekommenen Bauerntums auf den Ruf der Regierung oder großer Grundbeſitzer weiter nach dem Oſten und ſäen Deutſchtum nach dem Cholmerland, Wolhynien, Beſſarabien[101] aus, indem ſie ſich dort nochmals mit Neuankömmlingen aus dem Reiche miſchen[102].

Doch es ſcheint nicht notwendig, auf dieſe Ausläufer der deutſchen Wanderbewegung einzugehen, welche einen Reſt der alten Bewegungskraft und -richtung ſelbſt noch im 20. Jahrhundert und der Nachkriegszeit erhalten haben und erſt in Sibirien oder Amerika enden. Denn ihr Zuſammenhang mit den allbekannten Vorgängen des 17. und 18. Jahrhunderts wird ja kaum beſtritten werden. Worauf es mir ankommen mußte, war vielmehr, die Glieder der Kette nach der anderen Seite hin zuſammenzufügen[103] und mit den mittelalterlichen zu verbinden. Ich glaube, daß dies gelungen iſt. Die größte Lücke

---

Ein Urkundenbuch zur Geſchichte der joſephiniſchen Koloniſation in Galizien hat F. Seefeldt 1935 in Kauders Oſtdeutſchen Forſchungen als Bd. 3 herausgegeben.

[97] Beſſer als Dr. Norbert Zimmer, Die deutſchen Siedlungen in der Bukowina, 1930, unterrichtet der Artikel „Bukowina" im Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums, I, 620ff.

[98] Die neuere Literatur bis 1933 ſ. in der auslanddeutſchen Quellenkunde 1924—1933 von Dr. Richard Mai, 1936. Eine umfaſſende Bibliographie enthält die eben erſchienene wertvolle Breslauer phil. Diſſertation von Herwig Hafa, Die Brudergemeinde Sarepta. Ein Beitrag zur Geſchichte des Wolgadeutſchtums, 1936.

[99] S. Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums, II, 182 und die S. 183 angeführten Bürgerbücher, zu denen jetzt noch das von Pernau hinzugekommen iſt, von H. Laakmann (I, 1615 bis 1787 [Abhandlungen des Inſtituts für wiſſ. Heimatforſchung Band 1]) Tartu 1936.

[100] S. beſ. die Schriften von Koßmann, oben Anm. 89 und wieder Lück, a. a. O., S. 331ff.

[101] S. oben Anm. 73—78.

[102] Artikel „Beſſarabien" im Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums, I, 397ff.

[103] Eine vom räumlichen Geſichtspunkt ausgehende, aber dennoch die ganze neuzeitliche Periode in dem von mir gemeinten Umfange zuſammenfaſſende Anſicht hat E. Lendl in dem oben Anm. 91 angeführten Aufſatz ſehr eindringlich und weiterweiſend dargelegt.

war zweifellos an der Wende der Neuzeit zu überbrücken. Die jüngſten Forſchungen haben jedoch auch hier den Brückendamm von beiden Seiten her ein großes Stück aneinander herangeführt und damit die Lücke erheblich verengert. Vielfältig erſcheinen nun die einzelnen Stadien von Karl d. Gr. bis zu Friedrich, Joſef und Katharina miteinander verklammert. Der Wandel der Formen kann nicht über die Einheit der Grunderſcheinung täuſchen[104]. So erweiſt es ſich zweifellos als berechtigt, trotz des An- und Abſchwellens ihrer Stärke von einer durch die mittelalterlichen und neuzeitlichen Jahrhunderte zuſammenhängenden Bewegung des deutſchen Volkes nach dem Oſten hin zu ſprechen. Die kurze Skizze, die hier geboten werden kann, vermochte nicht auf die Gründe einzugehen, welche die Talſenkung in der Kurve der Oſtwanderung am Ausgang des Mittelalters erklären, die man ſo oft als einen Abbruch angeſehen hat. Man müßte die Seite wechſeln und vom Oſten her blickend die Kräfte der Reaktion zeigen, welche ſich der deutſchen Bewegung entgegengeworfen haben[105]. Unſere Betrachtung konnte auch nur jene Vorgänge deutlicher heraustreten laſſen, welchen eine gewiſſe Maſſenhaftigkeit eignet. Auf die nebenhergehenden Einzel- und Gruppenwanderer habe ich nur gelegentlich hingewieſen, und doch bilden ſie zuſammengenommen gleichfalls eine nicht unanſehnliche Bewegung, welche die augenfälligeren Maſſenerſcheinungen umſchließt, verſtärkt und verknüpft. Wir haben bisher meiſt auch nur die Wanderung der Menſchen im Auge gehabt und ſelten einen Blick auf das materielle und geiſtige Gepäck geworfen, das ſie mit ſich geführt. Wenn wir von dem Wandern der Kultur ſprechen werden, das ſich von jenem der Menſchen losgelöſt und darüber hinaus erſtreckt hat, dann wird der Gedanke einer durchgehenden deutſchen Oſtbewegung noch vollkommener begründet erſcheinen.

Wollten wir ſie ganz erfaſſen, dann dürften wir uns ferner nicht darauf beſchränken, wie wir hier bisher getan haben, nur mit jener Oſtwanderung zu rechnen, welche die Grenzen des geſchloſſenen deutſchen Volksgebietes überſchritten hat. Wir müßten vielmehr danach fragen, ob nicht auch innerhalb desſelben ein Zug nach dem Oſten wahrgenommen werden kann. Die Antwort liegt auf der Hand. Die geſchilderte Auswanderung ſtellt in vielen Fällen nur die Spitzenerſcheinung einer deutſchen Binnenwanderung dar. Ich habe dieſen Gedanken oben ſchon für das mainfränkiſche Gebiet angedeutet. Er wird überhaupt für die Altdeutſchland unmittelbar vorgelagerten Landſtriche in beachtenswertem Maße Geltung haben, weil dort der Innenausbau der Koloniſation unmittelbar vorangegangen iſt. Er wird weiter bei der Qualitätsauswanderung zu verfolgen ſein. In beſonderem Umfange trifft er z. B. für das Vorrücken des Kaufmanns nach dem Oſten zu. Wenn im Beginn des 19. Jahrhunderts deutſche Glasbläſer aus dem Böhmerwald in der Bukowina die Glasbläſerei einführen[106], dann iſt das letzter Ausfluß einer ſeit dem Hochmittelalter langſam nach dem Oſten vordringenden und ſich ſeit dem Spätmittelalter innerhalb der Sudeten weiter nach Oſten verſchiebenden Hüttenwanderung[107]. Die Entſtehung der Lodſcher Textilinduſtrie hinter der ruſſiſchen Zollgrenze hat ihre mehrfache Entſprechung in der Niederlaſſung preußiſcher oder ſächſiſcher und ſpäter reichsdeutſcher Firmen hinter den Zollmauern Öſterreichs in Böhmen, Mähren, bis zu Krupp nach Berndorf am Fuß der Alpen. Die Auffüllung der deutſchen Grenzgebiete durch ſolche Nachſiedlung hat ſie befähigter gemacht, dem Deutſchtum im öſtlicheren Vorfeld als Stütze zu dienen. Das größte Beiſpiel dieſer Art ſtellt zweifellos Wien dar. Ohne die ununterbrochene, außerordentlich ſtarke Zuwanderung aus dem Reiche in die wachſende Kaiſerſtadt während des 16.—19. Jahrhunderts hätte dieſer Mittelpunkt eines Nationalitätenſtaates und ſelber faſt unmittelbar an der Volkstumsgrenze gelegen unmöglich ſeine deutſche Leiſtung vollbracht, die man nicht umfaſſend genug einſchätzen kann. Über Wien iſt unmittelbar oder mittelbar — in den folgenden Generationen — ſehr viel deutſches Blut namentlich durch die Kanäle des öſterreichiſchen Staatsweſens dem Oſten zugefloſſen. Dieſer ſtetige Nachſchub nach Wien und durch Wien hindurch hat Öſterreich ganz weſentlich in ſeiner Kulturmiſſion im Oſten unterſtützt, die einen überwiegend deutſchen Charakter getragen hat. Dies Beiſpiel möge für viele kleinere ſtehen, um anſchaulich zu machen, wie erſt im Zuſammenhang mit der oſtwärtsgerichteten Binnenwanderung die ganze Stärke des Zuges nach dem Oſten erkannt werden kann. Die Wellen derſelben, das liegt heute ſchon klar, entſprechen weitgehend jenen der Fernwanderung. Aber es wird ſich, wenn man ihnen nachgeht, zeigen, daß der binnenländiſche Zug auch in ſolchen Perioden eher noch angehalten hat, in denen der über die Grenzen des geſchloſſenen Volkstums hinausgehende aufgehalten oder rückgeſtaut worden iſt. Daher wird die Einbeziehung des erſteren in das Bild ſehr viel dazu beitragen, die Konſtanz der deutſchen Oſtbewegung noch anſchaulicher zu machen.

---

[104] Daß gewiſſe von Lendl angenommene Unterſchiede nicht beſtehen, ſ. oben S. 63.

[105] Sie für die erſte wichtigſte Periode, den Ausgang des Mittelalters, in eine Skizze zuſammenzufaſſen, habe ich in dem oben Anm. 81 angeführten Werke, Der deutſche Oſten, S. 362, verſucht.

[106] S. Anm. 97.

*

Den Standpunkt nun einmal eingenommen, daß wir im Grunde eine deutſche Oſtbewegung ſeit dem Jahre 800 vor uns haben, eröffnen ſich uns die fruchtbarſten Ausſichten. Erſt eine ſolche Geſamtſchau ſchafft die Vorausſetzung zur uneingeſchränkten Anwendung eines unerläßlichen Hilfsmittels aller weiteren Erkenntnis: des Vergleiches. An der Verſchiedenheit der Perioden entzündet ſich der forſchende Gedanke. Im Abwägen der einen gegen die andere gewinnt er die Maßſtäbe, welche den geſchichtlichen Vorgängen ſelbſt innewohnen, um ſie daran zu werten.

Ich habe das Wort vom Zuge nach dem Oſten gebraucht. Ich meine es weder in einem teleologiſchen noch in einem myſtiſchen Sinne. Im Rahmen dieſes Aufſatzes ſollte es lediglich eine Feſtſtellung ſein. Man könnte ſtatt ſeiner einfach auch vom Wandergefälle nach dem Oſten ſprechen. Die Forſchung aber kann ſich damit nicht beruhigen. Sie wird nach den Triebkräften ſolchen Zuges, nach den Urſachen des Aufbruchs, der Verbreitung, des Stillſtandes und Rückganges fragen, um tiefer in ſein Weſen einzudringen. Kann ſie anders hoffen, eine befriedigende Antwort zu erhalten, als durch den Vergleich aller Umſtände, unter denen ſich die Wanderungen in den verſchiedenen Zeiten und Richtungen vollzogen haben? Die Einzelbetrachtung wird mehr oder minder bei der Beſchreibung ſtehenbleiben. Der Vergleich aber öffnet die Augen für die Bedeutung und Wirkungskraft aller Vorausſetzungen und Umſtände der deutſchen Oſtbewegung. Im Ausgangslande: in welchem Maße Bevölkerungsüberſchüſſe vorhanden ſind, ob andere Unterkommensgelegenheiten für ſie beſtehen (wie die Füllung der werdenden Städte im Mittelalter, die frühkapitaliſtiſche Entſtehung von Großgewerben, die Entſtehung der modernen Induſtrie) oder andere des Abfluſſes (hier iſt namentlich der Amerikawanderung als des großen Wettbewerbers für den Oſtzug zu gedenken), welche wirtſchaftlichen Notlagen, welche ſozialen Mißſtände zur Auswanderung treiben; und ebenſo im Aufnahmeland: welches ſeine Bedürfniſſe nach Umfang und Art der Einwanderung ſind, wie weit ſeine Aufnahmefähigkeit geht, welche anderen Möglichkeiten der Befriedigung ſich ihm bieten; und im Vergleich der beiden Gebiete: die ſtaatlichen, die nationalpſychologiſchen Vorausſetzungen. Die ſtete Berückſichtigung aller dieſer Faktoren im Vergleich macht am Ende die jeweilige Stärke des Gefälles nach dem Oſten verſtändlich, läßt erkennen, wieweit dauernd eine Dispoſition für den Zug nach dem Oſten vorhanden iſt, aber zeitweilig durch Gegenkräfte an der Auswirkung verhindert wird, welche beſonderen hinzukommenden Tatſachen dann wiederum die Wanderung auslöſen (wie z. B. religiöſe Bedrängnis), und am Ende wird aus dem allem das Verſtändnis für das Auf und Ab der Oſtbewegung bis zum heutigen Tage erwachſen.

---

[107] Margarete Klante, Schleſiſches Glas im Wandel der Jahrhunderte (Schleſiſches Jahrbuch, 8. Jg. [1935/36], S. 111ff.). Eine Niederlaſſung deutſchböhmiſcher Glasbläſer von 1780 auf halbem Wege, in der Oſtſlowakei, ſ. Kaſer a. a. O. S. 111.

Dabei kann ſehr häufig die beſſer beleuchtete Neuzeit den Schlüſſel für die dunkleren Jahrhunderte des Mittelalters bieten. Wie fruchtbar ſich gerade in dieſer Beziehung die Zuſammenſchau der beiden Hauptabſchnitte der Oſtbewegung auszuwirken vermag, davon habe ich bereits oben eine Andeutung gegeben. Ich ſprach davon, daß wir die Urſachen für das Abebben des Wandererſtromes im Spätmittelalter in erheblichem Umfange in den Oſtländern ſelbſt, nicht in Altdeutſchland ſuchen müſſen. Einen äußerſt wertvollen Fingerzeig aber, welche Urſachen hier in Betracht kommen können, gibt uns die gleichfalls ſchon angeführte Beobachtung, welche die neuere Forſchung im nördlichen Tieflandsraum immer wieder und bis in die einzelne Flur hinein gemacht hat, daß nämlich die neuzeitliche Ausbauarbeit genau an der Grenze ſchlechter Böden anſetzt[108]. Rückſchauend iſt damit für die mittelalterliche Koloniſation die Feſtſtellung genommen, daß für ſie die Güte des zur Verfügung ſtehenden Bodens von entſcheidender Bedeutung geweſen iſt. Alleinwirkſam freilich kann dieſes Motiv nicht geweſen ſein. Denn in Polen iſt neben der deutſchen auch eine deutſchrechtliche Siedlung mit Eingeborenen im weiten Umfang vorgenommen worden. Auch für ſie hat in einem Falle W. Maas ſchon die gleiche Feſtſtellung gemacht, daß ſie im großen ganzen an einer Grenze ſchlechteren Bodens zum Stillſtand gelangt iſt[109].

---

[108] S. oben S. 59 Anm. 74, 75, 79, genannten Schriften von Maas, Schleinitz, Oſt.

Zu ganz allgemeinen Schlüſſen über das Verhältnis des Raumes der mittelalterlichen und neuzeitlichen Oſtſiedlung zueinander iſt, ausgehend von ſeiner Beſchäftigung mit den joſefiniſchen Neugründungen in Galizien, Walter Kuhn gelangt. Er ſtellte für den Oſten überhaupt feſt, „daß ſich die Gebiete der mittelalterlichen und der neuzeitlichen deutſchen Sprachinſelbildung nahezu nirgends übergreifen, obwohl ſie an vielen Stellen aneinandergrenzen“, daß vielmehr „ein Hinüberdrängen der Koloniſation aus den geſättigten und auskultivierten Gebieten ins menſchenleere Land“ zu beobachten ſei[110]. Aus den Schickſalen ſolcher Kolonien, welche von Joſef II. in das mittelalterliche Ausbaugebiet hineingepflanzt worden ſind und ſich dort nicht zu entwickeln vermochten, ergab ſich ihm der allgemeine Grundſatz: „Eine mit Erfolg durchgeführte bäuerliche Koloniſation eines Gebietes macht es für die Folgezeit widerſtandsfähig gegen weitere Koloniſationen[111].“ Rückgewandt wird dieſer Satz ſehr viel zum Verſtändnis der geſchichtlichen Vorgänge beitragen. Es ſei aber auch ausdrücklich darauf hingewieſen, daß die hiſtoriſche Einſicht hier ebenſoſehr gegenwärtigen Siedlungsplanungen als Wegweiſer dienen kann.

Aus der modernen Sprachinſelforſchung, wie ſie namentlich Walter Kuhn entwickelt hat[112], kann unſere Einſicht in die ferner liegende Vergangenheit überhaupt einen noch gar nicht abzuſehenden Gewinn ziehen. Es iſt ſicher nicht zuviel geſagt, daß keine mittelalterliche Koloniſationsforſchung in Zukunft wird beſtehen können, die ſich nicht bei der Sprachinſelforſchung Rat und Erleuchtung holt. Dieſe beſitzt ja die unſchätzbare Fähigkeit, die Vorgänge von einſt aus ihren jüngeren Wiederholungen anſchaulich zu machen. Was der Einzug deutſcher Handwerker in den Slawenländern öſtlich der Enns und Elbe einmal als Kulturfortſchritt bedeutet hat, das tritt einem etwa bei Kuhns Schilderung der deutſchen Anſiedlungen des 18. Jahrhunderts in Oſtgalizien mit einer Deutlichkeit vor Augen, die nur noch durch die Handgreiflichkeit übertroffen wird, mit der jüngſt die Ausgrabungen in Zantoch an der Warthe den Abſtand der altſlawiſchen von den kolonialdeutſchen Burganlagen bloßgelegt haben[113]. Die „Naturgeſchichte der deutſchen Sprachinſel“ und damit des deutſchen Volkes in der Koloniſationsbewegung, die W. Kuhn im Anſchluß an H. W. Riehl vorſchwebt[114], wird in hohem Maße der Einſicht auch in die mittelalterlichen Vorgänge zu Hilfe kommen. Ich habe einmal den Verſuch gemacht, das Weſen der mittelalterlichen deutſchen Oſtkoloniſation dadurch genauer zu beſtimmen, daß ich ſie mit anderen geſchichtlichen und überſeeiſchen Koloniſationen in Vergleich ſetzte[115]. Die Sprachinſelforſchung bietet uns umgekehrt nicht gegenſätzliche, wie dort, ſondern in hohem Maße parallele Beiſpiele, weil die Lebensbedingungen, unter denen ſich die deutſche Oſtſiedlung in der Neuzeit vollzogen hat, oft noch gänzlich den mittelalterlichen glichen. Daher muß die „hiſtoriſche Dynamik", um den Ausdruck F. Schlegels zu gebrauchen, den Eduard Winter bereits darauf angewendet hat[116], einſt und ſpäter ſehr verwandt geweſen ſein. Hier wird alſo der Vergleich nicht durch Begrenzung von außen, ſondern durch Beleuchtung von innen her fördern.

---

[109] S. die oben Anm. 74 angeführte Arbeit von Maas über das Plocker und Goſtyniner Land.

[110] W. Kuhn, Die jungen deutſchen Sprachinſeln in Galizien, S. 175 und 174.

[111] Ebenda, S. 175.

[112] W. Kuhn, Deutſche Sprachinſelforſchung. Geſchichte, Aufgaben, Verfahren (Oſtdeutſche Forſchungen hrsg. von Viktor Kauder, Bd. 2) 1934. Mit den folgenden Hinweiſen kann die Fruchtbarkeit von Kuhns Buch für die Geſchichtswiſſenſchaft nur angedeutet werden.

[113] Zantoch, eine Burg im Deutſchen Oſten, hrsg. von Albert Brackmann und Wilhelm Unverzagt (Deutſchland und der Oſten, Bd. 1), 1936.

[114] Das Wort hat Kuhn ſelbſt in einem Aufſatz in den Deutſchen Blättern in Polen, Jg. 3, Heft 2, 1926 gebraucht.

Der Hiſtoriker kann von der Sprachinſelforſchung wichtige Erkenntniſſe namentlich über das pſychologiſche wie über das biologiſche Verhalten der einzelnen Siedlerſchichten und ſelbſt der verſchiedenen deutſchen Stämme abnehmen. Sätze wie die: „Wo Deutſche und Slaven zuſammenkommen, da iſt die Einſtellung der Deutſchen durchaus herrenmäßig"[117], oder „Die Primitivität bedeutet ... eine gewiſſe Immunität gegen ſeeliſch Fremdes"[118], werden alle Beachtung verdienen, zumal ſie nicht einer fernen ethnographiſchen, ſondern einer nahen und eigenvölkiſchen Beobachtung entſprungen ſind. Wenn in den Sprachinſelgebieten ſich immer wieder die Erſcheinung wiederholt, daß die Tochterkolonien alle dieſelben Kinderkrankheiten durchzumachen haben, welche die Mutterkolonien aufgewieſen[119], dann wird man ein gleiches wohl auch für das Mittelalter annehmen dürfen. Die Sprachinſelforſchung verbindet ſich mit den älteren geſchichtlichen Tatſachen in der höchſt bedeutſamen Beobachtung von der Kraft des Sich-weiter-Säens bäuerlicher Koloniſten. Eine ununterbrochene Kette von Wanderung und Tochtergründungen zieht ſich von Pommern, im 16. Jahrhundert anfangend, bis nach Beſſarabien und der Dobrudſcha und heute bis Amerika[120]. Dieſelbe Fähigkeit hat bis in die jüngſte Zeit das Wolgadeutſchtum gezeigt. Auch hier aber ſind Unterſchiede feſtzuſtellen. Höchſt bedeutſam, wenn das alte Deutſchtum der Zips nicht nur nicht mehr imſtande iſt, ſich zu behaupten, ſondern zurückgeht, während eine ganz kleine Gruppe von niederdeutſchen Siedlern, welche erſt in der Mitte des 19. Jahrhunderts eingewandert ſind, immer noch in kleinſtem Maße, aber zäh ausgreifend, den deutſchen Volksboden erweitern[121]. Der biologiſche Abſtand der zeitlichen Siedlerſchichten kann kaum deutlicher zutage treten. Aber ſelbſt gleichzeitig eingewanderte Gruppen verhalten ſich je nach ihrer Stammesart, ihrem ſozialen Aufbau und ihren Wirtſchaftsgewohnheiten darin verſchieden. Den von Joſef II. nach Galizien verpflanzten Pfälzern ſind trotz deren Aufgeſchloſſenheit und geſchickter Lebensart die zähen, aus dem Walde kommenden und wieder nach dem Walde ſtrebenden Böhmerwäldler an Kraft des Sich-Ausſäens weit überlegen[122]. Auch in anderen Landſchaften beſtätigt ſich, daß es die primitiveren Siedlergruppen und -ſchichten ſind, welche das größere Vermögen zähen Feſthaltens und ausgreifender Stoßkraft aufweiſen. Derartige Unterſchiede müſſen auch im Mittelalter eine Rolle geſpielt haben.

---

[115] Hermann Aubin, Wirtſchaftsgeſchichtliche Bemerkungen zum oſtdeutſchen Koloniſationswerk (Aus Sozial- und Wirtſchaftsgeſchichte, Gedächtnisſchrift für G. v. Below, (1928), S. 169ff. In einer Beſprechung in der Vierteljahrsſchrift für Sozial- und Wirtſchaftsgeſchichte 22 (1929), S.422 hat Joſef Kuliſcher ſehr fördernde Zuſätze gemacht, indem er auf die ruſſiſche Koloniſation in Sibirien hinweiſt. Dieſe ſteht zu der oſtdeutſchen weniger in dem Verhältnis von Unterſchied oder gar Gegenſatz, ſondern vielmehr weitgehender Parallelität ihrer Dynamik.

[116] In dem Vorwort zu Kuhns Buch über die jungen deutſchen Sprachinſeln in Galizien, S. VI.

[117] Ebenda, S. 136. [118] Ebenda S. 182., [119] Ebenda, S. 62.

[120] S. als allgemeines Bild Lendls oben Anm. 91 genannte Skizze. Für die Dobrudſcha insbeſondere den Artikel „Dobrudſcha" im Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums, II, 279ff.

[121] H. Kaſer, a. a. O. S. 65f.

Hält man ſich die eben berührten Vorgänge vor Augen, dann wird man geneigt, auch für die älteren Jahrhunderte der allmählichen Ausbreitung des Jungkoloniſtentums, der Speiſung des Zugs nach dem Oſten aus den letzt davon betroffenen Ländern, eine noch größere Bedeutung zuzuſprechen als es ſchon heute geſchieht. Es iſt ſehr bezeichnend, daß H. Schleinitz aus ſeinen Beobachtungen in der heutigen Provinz Grenzmark das Bild einer mächtig hereinrauſchenden Woge, mit dem ſeinerzeit E. Schmidt die mittelalterliche Koloniſation in Großpolen veranſchaulichen wollte, glaubt abſchwächen zu müſſen. Er fragt, ob nicht vielmehr auch für das Mittelalter jenes andere Bild gelte, das Schmidt ſelbſt für die Einwanderung des 17.—18. Jahrhunderts geprägt hat, indem er von einer „Überflutung des Landes mit deutſchen bäuerlichen Einwanderern" ſprach, „. . . unmerklich ſteigend, um endlich das Land weithin zu überdecken"[123]. Dieſe für den einen Abſchnitt aufgeworfene Frage muß für die anderen wohl überdacht werden. Der Rückſchluß aus der neuzeitlichen Koloniſation könnte dann dahin führen, das Geſamtbild der mittelalterlichen aufzulockern.

Ich habe nur einige beſonders hervorſtechende Punkte berührt, in denen die vorgeſchlagene Methode vergleichender Betrachtung innerhalb der Koloniſationsforſchung mit Nutzen angewandt werden wird. Es braucht auch nicht immer die Neuzeit der Licht ſpendende Teil zu ſein. Man wird die umgekehrte Betrachtung mit gleichem Nutzen anſtellen. Ein beſonders beſinnliches Kapitel iſt der Vergleich der großen Rückſchläge, welche die deutſche Oſtbewegung am Ausgange des Mittelalters getroffen haben, mit dem Zuſammenbruch der deutſchen Stellung im Oſtraum 1918. Immer aber gilt es, daß dieſe Erkenntnismöglichkeiten nur dann voll ausgeſchöpft werden können, wenn wir bereit ſind, die deutſche Oſtbewegung in ihrem ganzen zeitlichen Zuſammenhange zu überſchauen.

(Fortſetzung folgt.)

---

[122] W. Kuhn, Galizien paſſim, beſ. S. 49.

[123] H. Schleinitz, a. a. O., S. 83.

Die Entwicklung des deutſchen Volkstums in Schleswig in der Zeit von 1544 – 1721

Von Ludwig Andreſen

Der ſchleswigſche Volkstumskampf als bewußtes Ringen des deutſchen Volkstums mit dem däniſchen auf ſchleswigſchem Boden iſt jung. Es ſind heute genau 100 Jahre verfloſſen[1], ſeitdem zum erſten Male ein nordſchleswigſcher Bauer, ein Mann, für den im Alltag die jütiſch-däniſche Mundart ſeiner Heimat die ſelbſtverſtändliche Umgangsſprache war, an öffentlicher Stelle, in der erſten ſchleswigſchen Ständeverſammlung, das Wort nahm, um von ſeiner Erkenntnis des volkhaften Zuſammenhangs Nordſchleswigs mit dem deutſchen Süden und von dem Wert der hochdeutſchen Sprache für dieſen Zuſammenhang zu zeugen und wenige Wochen ſpäter ein anderer nordſchleswigſcher Bauer an der gleichen Stelle einen Antrag auf Abſchaffung dieſer hochdeutſchen Sprache im amtlichen Verkehr Nordſchleswigs ſtellte: die Einleitung zu dem verhängnisvollen Sprachenkampf, der mit einer bis dahin undenkbar geweſenen, aber ſchon bis 1848 unabänderlich Tatſache gewordenen nationalen Spaltung in der Bevölkerung Nordſchleswigs und ganz Schleswigs überhaupt endete. Was vor dieſer tiefgreifenden Wandlung in Schleswig lag, war vornational, hat keinen Gegenſatz oder kaum Gegenſätze nationaler Art gekannt.

Aber dieſes ſo 1836 anhebende bewußte Ringen der beiden Volkstümer um Schleswig iſt wiederum das Ergebnis zweier 900jähriger Volksbewegungen, des Zuſammentreffens zweier germaniſcher Völker, die bei ruhiger Überlegung unendlich viel mehr Verwandtes als Gegenſätzliches haben. Ihr Ringen auf dem ſchleswigſchen Boden, der nicht ihre Urheimat war, aber ihnen echte Heimat geworden war, iſt bis 1836 ein rein volklich-kulturelles geweſen. Es hat Land und Volk ſein Gepräge gegeben; Schleswig iſt Grenzland[1].

Urſprünglich gemeingermaniſcher Volksboden wie die ganze kimbriſche Halbinſel, iſt Schleswig Grenzland geworden zunächſt dadurch, daß das Volk der Dänen zwiſchen 500 und 800 n. Chr. vom Norden her das Land bis zur Schlei erobert und die unterworfene angliſch-jütiſche Vorbevölkerung in die nordiſche Sprach- und Kulturgemeinſchaft einbezogen hat, wie die ſüdlich der Eider in Holſtein ſitzenden Sachſen von der deutſchen Sprachgemeinſchaft erfaßt worden ſind. So war Schleswig däniſch geworden, abgeſehen von dem Gebiet der weſtgermaniſchen Frieſen im Weſten auf den Inſeln und von Eiderſtedt bis Tondern, das ſeine beſondere deutſche Entwicklung gehabt hat.

---

[1] L. Andreſen, Geſchichtliche Vorausſetzungen, Entwicklung und Durchbruch des Nationalbewußtſeins des Heimdeutſchtums im „Schiefen Viereck“ in Nordſchleswig. Deutſche Hefte für Volksforſchung, Jg. 3 (1933), S. 208—220; 4 (1934), S. 41—58.

Nachdem nach der Herausformung eines Königreichs Dänemark das Land zwiſchen Eider und Königsau einem däniſchen Statthalter als Brückenwächter gegen Süden, Herzog von Schleswig und däniſchem Lehnsmann anvertraut worden war, hat der kleine, im niederdeutſchen Mutterboden verwurzelte Holſtengau von ſich aus einen Vorſtoß über die Eider vorgetragen, vor allem nach der Schlacht bei Bornhöved 1227, der nicht in dynaſtiſchen oder ähnlichen Verflechtungen, ſondern rein volklich begründet und wirkſam war, ein Glied in der erſtaunlich weitgreifenden Ausbreitung deutſcher Volkskraft nach Nordeuropa und dem Oſten im 13.—14. Jahrhundert. Mit niederdeutſchen Kaufleuten und Handwerkern, Rittern und Bauern iſt in langſamem Durchdringen, Verſchmelzen und Nebeneinander jütiſch-däniſchen und deutſchen Volkstums deutſcher Volksboden weit in Schleswig hineingewachſen, am früheſten in den Städten, aber auch auf dem Lande, ein Volks- und Kulturboden, der ſich als den Wechſelfällen geſchichtlichen Lebens gewachſen erweiſen ſollte.

Es war eine natürliche Auswirkung dieſer Entwicklung, daß, nachdem der Herzog von Schleswig, um ſich von ſeinem däniſchen Lehnsherrn unabhängig zu machen, Stütze gegen ihn im Süden geſucht und gefunden hatte, ſchließlich der ſchauenburgiſche Graf von Holſtein auch ſeinen, den ſchleswigſchen Thron erhielt, nun ein deutſcher Brückenwächter gegen den Norden, aber in Schleswig noch Lehnsmann des däniſchen Königs, zugleich in Holſtein ja der des deutſchen Kaiſers. Dieſe Lande blieben eine ſelbſtändige ſtaatliche Einheit auch, nachdem nach dem Tode des letzten Schauenburgers der däniſche König 1460 zugleich ihr Herzog geworden war.

Die deutſche Entwicklung im Lande nahm ihren geſicherten Fortgang. Unter den Schauenburgern war das Niederdeutſche Amtsſprache geworden. Seine Herrſchaft in der Verwaltung und nach und nach auch in den bäuerlichen Volksgerichten, den Hardesthingen, iſt durch die Reformation, die in plattdeutſchem Gewande ins Land gekommen iſt, zunächſt noch ſehr begünſtigt worden.

Aus dem, was in den drei Jahrhunderten ſchleswigſcher Geſchichte von der Reformation bis zur Entſtehung der nationalen Spaltung von 1836 an viegeſtaltigem volklichen und ſtaatlichen Geſchehen und Erleben beſtimmend hat werden können für die ſpätere nationale Stellungnahme im ſchleswigſchen Volk[2], ſoll im nachſtehenden der Zeitraum von 1544—1721 einer beſonderen Betrachtung unterzogen werden, ein volkstumsgeſchichtlich beſonders wichtiger Entwicklungsabſchnitt, der durch zwei ſtaatsgeſchichtliche Merkpunkte abgegrenzt iſt; mit welchem Recht, wird ſich aus den Ausführungen ergeben.

Von der Nordoſtecke Schleswigs, von ſeiner Reſidenz in Hadersleben aus hatte der junge Prinz Chriſtian (III.) von Dänemark den Bogen hinübergeſpannt über das zögernd folgende Holſtein hinweg nach Wittenberg, und als endlich das Land zwiſchen Elbe und Königsau reif erſchien für die Gemeinſchaft mit dem neuen geiſtigen Deutſchland, konnte 1542 der gleiche Fürſt in der ſchleswig-holſteiniſchen Kirchenordnung ein Band um beide Herzogtümer legen, ein neues Band, durch das ihre innere und äußere Einheit gefeſtigt und zugleich die geiſtige Verbindung mit dem Süden — ein Gegengewicht gegen die ſtaatsrechtliche mit dem Norden — gekräftigt und erweitert wurde[3].

---

[2] Andreſen, Volkstum und nationale Entſcheidung im Heimdeutſchtum Nordſchleswigs, geſchichtlich geſehen. Der Schleswigholſteiner, Jg. 1934, S. 267ff.

Aber ſchon zwei Jahre ſpäter ſchien die Gemeinſamkeit der Herzogtümer gefährdet, als König Chriſtian III. und ſeine Brüder Johann und Adolf, alſo die Enkel jenes Chriſtians I., der 1460 im Ripener Vertrag die Unteilbarkeit der Herzogtümer feierlich verbrieft hatte, aus der mittelalterlichen, patrimonialen Auffaſſung, daß das Territorium ihr Privatbeſitz ſei und ihnen das Recht der privaten Erbteilung von Land und Volk zuſtünde, 1544 die Herzogtümer unter ſich teilten, Schleswig wie Holſtein, und zwar nach fiskaliſchen Geſichtspunkten, nach „Ämtern", den den ſpäteren preußiſchen Kreiſen entſprechenden Verwaltungseinheiten. In Schleswig erhielt der König Sonderburg und Alſen, Sundewitt, Flensburg, das Rüdekloſter und die Inſel Ärö, Herzog Johann der Ältere Hadersleben mit Törninglehen, Tondern mit Oſtföhr und Sylt, Lügumkloſter und den Strand (das alte Nordſtrand), Herzog Adolf Apenrade, Gottorf mit Südſchleswig, Huſum und Eiderſtedt. Der Einſpruch der adligen Führer der Stände bewirkte wenigſtens, daß nicht der ganze Herrſchaftsbereich geteilt wurde, ſondern die Gebiete der Ritterſchaft und der adligen Klöſter, auch in landſtändiſcher Hinſicht die Städte, die oberſte Rechtſprechung, die Landesſteuern, das Heeresweſen und die Außenpolitik der gemeinſchaftlichen Regierung den drei Landesherren unterſtellt blieben, in der Geteiltheit alſo die Einheit gewahrt blieb.

Die Teilung hat dem Lande in vieler Hinſicht geſchadet. Dem Königreich ſtanden die Herzogtümer nicht mehr als eine geſchloſſene Einheit gegenüber. Für ein Drittel, das königliche, lag die letzte Verwaltungsinſtanz bei der deutſchen Kanzlei in Kopenhagen. Die dreifache Mitregentſchaft und die durch die Vielheit der Grenzen gebotenen Reibungsflächen gaben Anlaß zu Konflikten, die, wie der Lokalhiſtoriker nicht ſelten ſpürt, auch auf die geiſtige und ſeeliſche Haltung des Volkes nicht ohne Wirkung geblieben ſind. Aber die unter den Schauenburgern ſchon ſo ſicher vorgeſchrittene deutſche Entwicklung in Schleswig hat durch die Teilung auch ihren Gewinn gehabt. Die 1544 für Schleswig zuſtändig gewordenen drei Fürſten, ihre Höfe und ihre Verwaltung, auch die in Kopenhagen, waren rein deutſch geprägt. Die Fürſten waren Söhne deutſcher Prinzeſſinnen; ihren Vater, König Friedrich I., hat man 1530 bitten müſſen, auf einem däniſchen Herrentag mit den Ständen däniſch zu ſprechen[4]. Ihre Verwaltung ſtand vor der gleichen Aufgabe: aus der mittelalterlichen Verwaltungsordnung, deren Schwergewicht noch in den lokalen Verwaltungseinheiten, den Ämtern lag, zu einer gleichmäßig durchorganiſierten Zentralverwaltung zu kommen. Es gibt außerhalb der deutſchen Reichsgrenzen im 16.—18. Jahrhundert keinen Staat, der ſo ſtark durch deutſche Geſtaltungskräfte beſtimmt worden iſt wie Dänemark, „das zeitweiſe geradezu wie eine geiſtige Provinz Deutſchlands mit deutſcher Staats- und Geſellſchaftsführung wirkt“ [4], eine Verdeutſchung, die „ſo lange möglich war, als ein nationales Eigenbewußtſein im däniſchen Volke ſich noch kaum entwickelt hatte“ [4].

---

[3] O. Scheel, Schleswig-Holſtein in der europäiſchen und deutſchen Geſchichte. Geſchichte Schleswig-Holſteins, hrsg. von V. Pauls und O. Scheel.

[4] E. Peterſen im Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums, Bd. 2 (1936), S. 80f.

Eine ähnliche Stärke des Einſtroms deutſchen, insbeſondere niederdeutſchen Bluts, in Beamtenſchaft und Adel wie in Kopenhagen iſt natürlich auch in Gottorf und Hadersleben zu ſpüren, zeitweiſe nicht ohne die Gefahr einer Überfremdung, jedenfalls in Gottorf. Das für ſeinen ſchleswigſchen Anteil von 1544—1721 zuſtändig geweſene gottorfiſche Fürſtenhaus hat dem Lande einige tüchtige Fürſten gegeben, die zum Teil glänzend in ihrer Kulturförderung, Schöpfer eines gut durchorganiſierten Verwaltungsapparats [5] unter Zurückdrängung des ſtändiſchen Einfluſſes geweſen ſind, Fürſten, die nichts mit däniſchen Intereſſen zu tun hatten und im Lande ſelbſt, auf Schloß Gottorf reſidierten, ein ausgeſprochen deutſches Fürſtenhaus, deſſen Reſidenz dem wachſenden deutſchen Volks- und Kulturboden in Schleswig gleichſam den natürlichen Mittelpunkt gab. Das galt in Nordſchleswig auch für die Reſidenz Johanns des Älteren, Hadersleben, von wo aus zwei Jahrzehnte früher ſchon, im reformatoriſchen Frühling Schleswigs, unter dem jungen Chriſtian III. neues deutſches Denken und Fühlen tief ins Land ausgeſtrahlt war. Während aber der Gottorfer, der hochbegabte Herzog Adolf, in ungeſtümem Betätigungsdrang immer wieder über die engen Verhältniſſe ſeines Zwergſtaates in die weiteren des Deutſchen Reiches und des Auslands hinausſtrebte, war Johann der Ältere der Typ des patriarchaliſchen Landesfürſten, ſein Leben lang unermüdlich landesväterlich arbeitſam, ganz dem inneren Ausbau ſeines kleinen Staates zugewandt, dabei — er war in Nyborg auf Fühnen und in Königsberg in Oſtpreußen erzogen — dem Volkstum Nordſchleswigs beſonders nahe, „Gammel Hans“, wie er volkstümlich hieß, aber ein deutſcher Fürſt, deſſen Lebenswerk lebendig bleibt in den ſchönen 21 Regiſtranten ſeiner Hansburg-Kanzlei, Konzeptenprotokollen in niederdeutſcher und hochdeutſcher Sprache, aus einer ausgezeichneten Kanzleitechnik, offenbar beſonders nach Königsberger Vorbild erwachſen, eine volks-, verwaltungs- und wirtſchaftsgeſchichtlich überreiche Quelle durch den in ihr immer wieder ſpürbaren Zuſammenprall unverfälſchten Mittelalters mit dem Wollen des neuen Fürſtenſtaates, beſonders für Schleswig reich.

Leider blieb es nicht bei dieſen Teilungen. Der König, nicht mehr Chriſtian III., ſondern ſein Sohn Friedrich II., fand Erbanſprüche ſeines Bruders Johann des Jüngeren dadurch ab, daß er ihm Sonderburg mit Alſen, Sundewitt, das Rüdekloſter (heute Glücksburg), Ärö und holſteiniſche Gebiete gab, doch nicht als einem mitregierenden Landesherrn, ſondern als privativem, „abgeteiltem“ Herrn mit der weiteren Unerfreulichkeit, daß der König für Alſen nicht, wie ſonſt ſeit 1544, mit dem Territorium die Kirchenhoheit folgen ließ, bedauerlich, weil Alſen, obſchon zum Herzogtum Schleswig gehörig, bis zur Reformation kirchlich dem Biſchof von Odenſe auf Fühnen untergeordnet geweſen war, nach 1544 aber beſonderen Kirchenviſitatoren unterſtanden hatte, nun jedoch 1571 vom König zurück unter den Biſchof von Odenſe gelegt wurde, ausgenommen die neuen Kirchen in Sonderburg und Kekenis, ſo daß von nun ab bis 1864 auf dieſem ſchleswigſchen Boden die däniſche Krone die Kirchenhoheit über 18 Kirchen ausgeübt hat[6]. Welche Bedeutung dieſe Unterordnung Alſens und die damit verbundene bevorzugte Anſtellung däniſch ausgebildeter Paſtoren für ſeine volksmäßige und nationale Entwicklung gehabt hat, bedarf keiner beſonderen Betonung. Dazu kam ein anderes:

---

[5] L. Andreſen, Studien und Quellen zur Geſchichte der Wirtſchaft und Verwaltung in Gottorf 1544—1659. Quellen und Forſchungen zur ſchlesw.-holſt. Geſchichte, Bd. 14 u. 15.

Auch Alſen hat, wie das übrige Schleswig, ſeine Periode niederdeutſcher Einwirkung gehabt. Im Mittelalter iſt das Gut des zahlreichen, einheimiſchen, kleinbeſitzenden Adels — für 1368 werden 37 Geſchlechter aufgezählt — faſt ganz an holſteiniſche Adlige übergegangen. Das Niederdeutſche drang ein (eine niederdeutſche Thingswinde liegt aus der Süderharde von 1488, aus der Norderharde von 1517 z. B. vor[7]) und bleibt hier feſtſtellbar bis etwa 1650, doch ohne dauernde Einwirkung auf die däniſchſprechende Hauptſchicht des Volkes. Herzog Johann der Jüngere aber hat den nun ſchon auf Alſen heimiſch gewordenen holſteiniſchen Adel ganz ausgekauft, auch Bauern in großem Umfange gelegt, um einen beſtabgerundeten Großgrundbeſitz zu gewinnen, und hat ſo mit dem Adelsgut auch deſſen nationalpolitiſche Bedeutung da oben für immer beſeitigt, ungewollt hier alſo redaniſiert[7].

Ähnliche Rückſchläge erlebten die Anfänge deutſcher Einwirkung im Haderslebenſchen. Der Weſten dieſes Amtes, das Törninglehn, hatte vor der Reformation dem königreichiſchen Biſtum Ripen unterſtanden. 1526 hatte der junge Prinz Chriſtian (III.) von Hadersleben aus kurzerhand Törninglehn ſeiner eigenen kirchlichen Aufſicht unterſtellt, ſo daß es alſo auch von der ſchleswig-holſteiniſchen Kirchenordnung von 1542 erfaßt wurde. 1543 aber hat Chriſtian III. dem evangeliſchen däniſchen Biſchof von Ripen, dem ſehr energiſchen Hans Tauſen, nachgegeben und eingewilligt, daß das ganze Törninglehn mit 29 Kirchen von da ab wieder unter Ripener Aufſicht, unter däniſchem Kirchenrecht, unter däniſcher geiſtlicher und geiſtiger Wirkung geſtanden hat. 1557 gelang es jedoch Herzog Adolf von Gottorf, drei in ſeinem Anteil belegene Kirchen, Bedſtedt, Eckwatt und Hellewatt, der Ripener Aufſicht zu entziehen und ſeinem eigenen Konſiſtorium zu unterſtellen. Auch Johann der Ältere hat mit ſeinem Neffen König Friedrich II. um die Rückgewinnung der vollen kirchlichen Hoheit über alle in ſeinem Anteil gelegenen, früher Ripen untergeordneten Kirchen, nicht nur im Törninglehn, ſondern hinunter bis Tondern und dem noch ſüdlich von dieſer Stadt bis zur heutigen Grenze gelegenen Uberg, gerungen, auch 1578 erreicht, daß wenigſtens zwei Kirchen, Lügumkloſter und Norderlügum, der Ripener Aufſicht ganz entzogen wurden und letztere für die übrigen nur in gewiſſer Hinſicht wirkſam blieb. Nach ſeinem Tode 1580 iſt jedoch für Törninglehn das alte Verhältnis wiederhergeſtellt, die Einwirkung der däniſchen Krone auf den Nordweſten des Herzogtums auf dem Wege der biſchöflichen Aufſicht geſichert worden[8], eine Ordnung, die natürlich für die nationale Entwicklung in dieſem Gebiet ſehr bedeutungsvoll geweſen iſt.

---

[6] Von 1676—1730 ſind die Kirchen zu Eken, Schwenſtrup, Hagenberg und Oxbüll auf Alſen unter Schleswig gelegt geweſen. Th. O. Achelis in: Personalhistorisk Tidsskrift, 1936, S. 99.

[7] C. F. Allen, Det danske Sprogs Historie i Hertugdømmet Slesvig I (1857), S. 47. — L. Andreſen, Alſen. Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums, Bd. 1, S. 94f.

Herzog Johanns des Älteren Anteil iſt nach ſeinem Tode 1580 unter die königliche und die gottorfiſche Linie ſo aufgeteilt worden, daß der König Hadersleben mit Törninglehn, der Gottorfer Lügumkloſter, Tondern und Nordſtrand, dazu beide Anteile des holſteiniſchen Gebiets erhielten und die gemeinſchaftliche Regierung wie früher blieb. Das bedeutete eine Verbeſſerung, denn nun gab es nur zwei Mitregenten, und ihre Gebiete erſtreckten ſich in einer Vierſtreifenteilung von der Nord- zur Oſtſee. König Friedrich II. begann nun gleich in den Ämtern Hadersleben und Törninglehn den Adel in großem Umfang auszukaufen, um — er war leidenſchaftlicher Jäger — ſich von keinem adligen Grund durchbrochene Wildbahnen zu ſchaffen. So hatte er es ſchon auf den Inſeln und in Jütland gemacht. Er hat aber damit der hier begonnenen deutſchen Entwicklung Hemmungen bereitet, die von Dauer blieben. So haben Johann der Jüngere auf Alſen und auch in Sundewitt, König Friedrich im Haderslebenſchen die Grundlage für die ſpätere nationale Entwicklung legen helfen[3].

Nach Herzog Johannes des Älteren Tode blieb alſo Gottorf der einzige ſtändige Sitz eines deutſchen Hofes und einer deutſchen Zentralverwaltung im Schleswigſchen. Herzog Johann wie die Gottorfer haben aber ihr Regiment nicht nur durch Beamte vom Süden aufgebaut, ſondern ſind von vornherein darauf bedacht geweſen, um der Erhaltung und Verkündigung der evangeliſchen Lehre wie um der Feſtigung und Ausgeſtaltung ihrer Verwaltung willen ſich geſchulte Kräfte aus dem eigenen Lande heranzuziehen und haben zu dem Zweck das Bildungsweſen erheblich gefördert.

Der ſtarke Impuls, den auch das Unterrichtsweſen in Schleswig-Holſtein der Reformation verdankt, iſt zunächſt in den Städten wirkſam geworden. So ſehr wir die Begründung des Volksſchulweſens auf die Kirchenordnung von 1542 zurückzuführen haben, ſo tritt die neue Entwicklung doch zunächſt in der Schaffung von Lateinſchulen entgegen. Wir wiſſen von einer Lateinſchule in Huſum 1527, in der Stadt Schleswig von einer gemäß der Kirchenordnung am Dom entſtandenen schola trivialis et particularis; in Sonderburg gab es eine Lateinſchule von 1550 ab, in Bredſtedt vor 1563, in Eckernförde und Flensburg 1566, in Tondern und Apenrade ungefähr zur gleichen Zeit. In allen Städten iſt neben dem Rektor für die klaſſiſchen Sprachen ein „teutſcher Rechen- und Schulmeiſter" nachweisbar oder vorauszuſetzen, auch in Nordſchleswig, wo deutſche, d. h. niederdeutſche Schulſprache nicht befremden kann, da der ſtädtiſche Rat bei der Schulordnung denen Rechnung trug, für die die Schulen geſchaffen worden waren: der Oberſchicht, den Kaufleuten und auch den Handwerkern, unter denen ſeit dem Mittelalter das Niederdeutſche führend war[9]. Aber dieſe Lateinſchulen genügten zur Vorbereitung auf die Univerſität nicht. Daher ſehen wir die Jugend aus Schleswig zunächſt auf weitergehende Schulen gehen, wie die Domſchule in Ripen (in geringem Umfange), das Catharineum in Lübeck, das Johanneum in Hamburg und ganz beſonders auf die Schule in Lüneburg[10], von da erſt auf die Univerſität. Um hier Erleichterungen zu ſchaffen, hat Herzog Adolf von Gottorf in Schleswig, wo ja ſchon eine Domſchule beſtand, 1566 als Gymnaſium höheren Stils, als eine Art Prouniverſität ein Pädagogium publicum ins Leben gerufen[11]; doch iſt dieſe Anſtalt ſchon zwanzig Jahre ſpäter aus Mangel an Mitteln eingegangen. Die Domſchule dagegen beſteht noch heute. Von längerer Lebensdauer dagegen war das Gymnaſium, das Johann der Ältere in dem ihm 1544 zugefallenen Kloſter Bordesholm bei Kiel 1566 nach dem Vorbild der ſächſiſchen Fürſtenſchulen eingerichtet hat als Internat mit Freiplätzen, beſonders für Beamten- und Paſtorenſöhne, mit der Verpflichtung, ſpäter in ſeine Dienſte zu treten. Unter den Alumnen finden wir eine Reihe Nordſchleswiger, 1578 z. B. unter ſieben Neulingen fünf[12]. Herzog Johann hat in ſeiner Reſidenzſtadt Hadersleben eine Trivialſchule gegründet, eine Lateinſchule, das Johanneum, daneben eine „Teutſche Rechen- und Schreib-Schul“, eine deutſche Volksſchule. Beide Schulen beſtehen noch heute neben einer jüngeren däniſchen Volksſchule. Das Johanneum iſt bis 1850 deutſch nach Lehrkörper und Unterricht geblieben[13]. In den übrigen ſchleswigſchen Städten hat es neben der Lateinſchule bis 1850 nur eine deutſchſprachige Volksſchule gegeben, keine däniſche, von gelegentlich auftretenden däniſchen Winkelſchulen abgeſehen.

---

[8] Kirchengeſchichte Schleswig-Holſteins, Bd. 2, von E. Fedderſen (1935), S. 143f.

Wo ſtudierten die Schleswiger[14]? Quaſi die alte Landesuniverſität war zunächſt Roſtock. Von 1431 bis zur Reformation ſind hier aus dem Herzogtum Schleswig etwa 300 Studenten immatrikuliert geweſen. Auch im 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts blieb Roſtock bevorzugt; der Herzog von Gottorf hat hier für Freiplätze geſorgt. Von der Reformation an ſind auch nicht wenige Schleswiger nach Wittenberg, Helmſtedt, Jena, auch nach Straßburg u. a. gegangen. Studierten Schleswiger nicht in Kopenhagen[15]? Die dortige Univerſität iſt 1479 gegründet worden, ihre Matrikel aber erſt von 1611 ab zu benutzen. Unter den hier Immatrikulierten findet ſich im 17. Jahrhundert aus dem herzoglich gottorfiſchen Anteil kaum einer, aus dem königlichen wenige, jedoch wohl aus den Teilen Schleswigs, die kirchlich zu däniſchen Bistümern gehörten, alſo von dem unter Odenſe ſtehenden Alſen und dem Ripen unterſtellten Törninglehn und der königreichiſchen Enklave (mit Weſtföhr). Dieſe Studenten wieder haben, ſoweit ſie von Alſen ſtammten, der Mehrzahl nach das Gymnaſium in Odenſe beſucht. Von den Schülern der Ripener Domſchule waren vom 16. Jahrhundert bis 1750 in der Enklave und auf Weſtföhr 24, in Törninglehn 61 beheimatet. Für das Studium von Nordſchleswigern hat alſo im 17. Jahrhundert die kirchliche Zugehörigkeit eine große Rolle geſpielt[16].

---

[9] Th. O. Achelis, Haderslev og Ribe Katedralskoler i Middelalderen. Sønderjysk Maanedsskrift II, S. 121, 137. — Derſ., Die Lateinſchulen in Hadersleben, Ripen und Kolding. Zeitſchrift für Geſchichte der Erziehung und des Unterrichts, Jg. 16 (1926), S. 1—23.

[10] Handſchrift Thott 1928b: Königl. Bibliothek Kopenhagen.

[11] A. Sach, Die schola trivialis s. particularis und das Paedagogium publicum in Schleswig. Programm Schleswig 1873.

[12] Handſchrift SH 322, 4^0, Univerſ. Bibliothek Kiel. — Th. O. Achelis in: Feſtſchrift zur 400-Jahrfeier des alten Gymnaſiums zu Bremen (1928, Bremen), S. 103—132.

[13] Th. O. Achelis, Aus der Geſchichte des Haderslebener Johanneums, Bd. I (Quellen und Forſchungen 8, 1920). — Derſ., Deutſche und däniſche Schulen einer Schleswiger Grenzſtadt im Wandel der Jahrhunderte, Hadersleben 1934.

[14] Th. O. Achelis, Gelehrte Bildung und Univerſitätsſtudium in Nordſchleswig bis 1867. Der Familienforſcher, Jg. 2 (1926), S. 7—17.

Die Lage änderte ſich etwas, nachdem 1665 die Univerſität Kiel[16], die ſpäterhin für das Deutſchtum des Landes und darüber hinaus von ungeahnter Bedeutung werden ſollte, vom Herzog von Gottorf errichtet worden war. Sie wurde zunächſt beſonders aus dem gottorfiſchen Anteil beſucht, aber auch aus dem königlichen zum Nachteil Kopenhagens[17]. Nach 1700 hat jedoch Kiel an Anziehungskraft verloren; Kopenhagen fand ſtärkeren Zuſpruch, bis die Verordnung des Bienniums für Kiel 1768, die Verpflichtung, in Kiel zwei Jahre zu ſtudieren, wenn man in den Herzogtümern angeſtellt werden wollte, die Landeskinder zur Landesuniverſität zurückführte. Zuſammenfaſſend iſt feſtzuſtellen, daß in dem hier behandelten Zeitraum die Verbindung der akademiſchen Jugend aus dem Herzogtum Schleswig mit dem Norden gering geweſen iſt, abgeſehen von den unter kirchlicher Einwirkung von Ripen und Odenſe ſtehenden Gebieten Törninglehn und Alſen; ſie iſt vielmehr weit überwiegend nach dem Süden gerichtet geweſen.

In dieſem Zuſammenhange iſt auch an die Tatſache zu erinnern, daß die Studenten aus dem Herzogtum Schleswig ſich ſchon ſeit Ende des 15. Jahrhunderts als Holſati in die Univerſitätsmatrikel eingetragen haben[18], und zwar in ſteigendem Grade, bezeichnend dafür, wie ſtark der Einfluß niederſächſiſchen Volkstums auf Schleswig und wie ſelbſtverſtändlich die Tatſache der inneren Gemeinſamkeit war. Von den 1665 bis 1865 in Kiel immatrikuliert geweſenen 9517 Schleswig-Holſteinern hat nicht ein Schleswiger ſich als Danus bezeichnet, vereinzelt einer als Cimber, die weit überwiegende Zahl aber nennt ſich Holſati. Kann das Gelehrtenbrauch geweſen ſein, ſo iſt doch genug bezeugt, daß nicht nur der gemeine Mann in Schleswig und Nordſchleswig die Bezeichnung „Holſteiner“ für ſich gekannt und auch gelegentlich ſich ſo bezeichnet hat, ſondern auch in Dänemark „Holſtein“ für „Schleswig“ bis ins 19. Jahrhundert nicht nur literariſch, ſondern auch volksmundlich in Gebrauch geweſen iſt[18].

---

[15] Th. O. Achelis, Schleswiger Studenten auf der Kopenhagener Univerſität. Archiv für Kulturgeſchichte XVIII, 3, S. 287—308.

[16] Th. O. Achelis in Personalhistorisk Tidsskrift 1936, S. 97—110.

[17] Derſ., Die Teilungen Schleswigs und die Kieler Univerſität 1665—1700. Schleswig-Holſt. Hochſchulblätter, Jg. 3 (1926—1927), S. 39—41.

[18] A. Sach, Das Herzogtum Schleswig in ſeiner ethnographiſchen und nationalen Entwicklung, Bd. I, S. 16f. — Th. O. Achelis, Die Heimatbezeichnung der Schleswiger im Album der Univerſität. Zeitſchrift der Geſellſchaft für Schlesw.-Holſt. Geſchichte 53, S. 303—316.

Dieſe ſchleswigſche akademiſche Jugend des 16. und 17. Jahrhunderts, die theologiſche vor allem, mochte wohl in ihren latiniſierten Namen — Georgius Petri für Jürgen Peterſen, Jonas Paludanus für Jens Kjaer, Carſtenius Nielſenius für Karſten Nielſen, Fabricius für Schmidt, Piscatorius für Fiſcher uſw. —, ihren Stammbüchern, in den vielen gedruckten Leichenpredigten von ihnen, in ihrem lateiniſchen Briefwechſel miteinander uſw. zeigen, wie eifrig ſie die mittelmeeriſch durchfremdete Schul- und Bildungsluft ihrer Hörſäle geatmet hatte. Aber von manchen von ihnen wiſſen wir auch, wie offen ſie in der Fremde deutſches Volksleben miterlebt und echtes deutſches Volksgut mit heimgebracht haben. Es gibt neben dem Locheimer Liederbuch kaum eine volkstumsechtere deutſche Liedſammlung wie das Lautenbuch des 1587 in Tondern geborenen Petrus Fabricius[19], in dem er in Roſtock und ſonſtwo auf der Wanderung unter deutſchen Volksgenoſſen Lied über Lied geſammelt hatte, darunter das nur bei ihm noch erhaltene vom Störtebecker und dem Göde Michael, in das er auch, als er auf ſeiner kleinen Pfarre in Bülderup, ſpäter in Warnitz ſaß, Text und Notenſatz deutſcher Kirchenlieder, und zwar doch wohl für den Gottesdienſt ſeiner däniſchſprechenden Gemeinde, eintrug. Zwei gelehrte Nordſchleswiger dieſer Zeit, der Chroniſt und Kalendermann Helduader (um 1600) und der Kirchenmann Trogillus Arnkiel (um 1690), unter deſſen humaniſtiſcher Fremdtümelei die Freude an den von ihm aufgeſpürten heimiſchen Altertümern immer wieder durchſchimmert, haben deutſch geſchrieben. Im jütiſchen Sprachgebiet groß geworden und tätig, zweifelte Arnkiel nicht an Schleswigs „Deutſchheit“ (1700)[20].

Als Diener am Worte ſind auch Nichtſchleswigholſteiner ins Land gekommen. Sehen wir das Zahlenverhältnis für das platte Land noch nicht ganz klar, ſo ſteht für die Zeit von der Reformation bis 1721 für die ſchleswigſchen Städte feſt, daß zuſammen etwa zwei Drittel der Paſtoren Landeskinder geweſen ſind, ein Drittel Fremde, alſo Nichtſchleswigholſteiner, überwiegend aus Niederdeutſchland im weiteren Sinne, beſonders Weſtfalen und Sachſen; in Hadersleben z. B. waren im Jahre 1650 Propſt, Paſtor und Rektor, 1659 auch der Kantor aus Sachſen.

Dieſe Männer, die immer den mittleren Schichten des Volks, aus dem ihr Stand ſich ergänzte, naheblieben, haben im 16. Jahrhundert mit Predigt, geiſtlichem Lied, Bibel und Poſtille die niederdeutſche Sprache vorgetragen in den frieſiſchen wie in den jütiſchen Gebieten Schleswigs und anderes deutſches Volksgut mit, haben über den deutſchen Volksboden hinaus nach Norden deutſchen Kulturboden wachſen helfen, haben mitgeholfen, Schleswig ſchließlich bis zur Königsau hinauf zu einer deutſchen Kulturprovinz zu machen[3].

---

[19] Über ihn Bolte in: Niederd. Jahrbuch XIII, S. 57. — L. Andreſen und B. Engelke in: Die Heimat 1929, S. 265—269.

[20] P. von Hedemann-Heeſpen, Die Herzogtümer Schleswig-Holſtein und die Neuzeit, 1926, S. 577.

Dazu hat die Ausſtrahlung deutſchen Volkstums und Kulturguts von den ſchleswigſchen Städten aus auch ſehr weſentlich beigetragen.

In allen ſchleswigſchen Städten ſehen wir das Niederdeutſche im 16. Jahrhundert ſich zu einer weder früher noch ſpäter ſo ſtark möglich geweſenen volklichen Tiefen- und Breitenwirkung entfalten. Wie feſt es hier damals eingewurzelt geweſen iſt, zeigt ſich im Verhalten der Städte gegenüber dem von den Regierungskanzleien ausgehenden Wechſel von der niederdeutſchen zur hochdeutſchen Kanzleiſprache. Die Annahme, das Hochdeutſche ſei auf dem Wege über die Kanzlei König Chriſtians III. nach Schleswig gekommen [3], beruht auf einem Mißverſtändnis. Nur für Flensburg kann das zutreffen [21]. In Gottorf gab es ſchon um 1510 hochdeutſche Schreiber. Alle drei 1544 für das Herzogtum Schleswig zuſtändig gewordenen Regierungskanzleien Gottorf, Hadersleben und Kopenhagen haben ſofort begonnen, in allen auswärtigen Angelegenheiten hochdeutſch zu ſchreiben; für die inneren Angelegenheiten überwog in Hadersleben und Gottorf bis 1560 das Niederdeutſche und danach umgekehrt die Anwendung des Hochdeutſchen neben dem Plattdeutſchen je nach dem Gegenſtand und dem Empfänger des Schriftſatzes, und zwar ſo, daß noch nach 1600 niederdeutſche Beſcheide von Gottorf ausgegangen ſind. Die Städte aber ſind im amtlichen Schrifttum erſt Jahrzehnte ſpäter zum Hochdeutſchen übergegangen, jedoch in Etappen ſo, daß erſt die Ratsſtube — in den Stadtbüchern — ſich zum Hochdeutſchen wandte, die Kirche erſt Jahrzehnte ſpäter ſchriftlich wie auf der Kanzel nachfolgte, dann noch ſpäter der Stadtkämmerer und ſeinesgleichen. Gerade dieſe letzte, auch für die nordſchleswigſchen Städte allgemeine Tatſache kann in der Diskuſſion darüber, ob das Plattdeutſche, was däniſcherſeits beſtritten wird, in den nordſchleswigſchen Städten nicht nur Schriftſprache, ſondern für einen größeren oder kleineren, jedenfalls den geſellſchaftlich und wirtſchaftlich führenden, aber mindeſtens auch in der Mittelſchicht führenden Teil der Bevölkerung Volksſprache, vorherrſchende Umgangsſprache, alſo Volksgut geweſen iſt, nach den konkreten Unterlagen nicht genug betont werden. Denn dieſe Stadtkämmerer, Steuererheber, Quartiersleute, Kirchenrechnungsführer uſw. waren Leute aus dem Volk, Handwerker, Krämer uſw., die dieſe Ehrenämter bekleidet haben mußten, ehe ſie z. B. Deputierte, alſo Stadtverordnete, werden konnten; zur Ratswürde ſind ſie ſelten aufgeſtiegen. Aber einen Zwang, in welcher Sprache die Abrechnungen uſw. zu führen waren, kannte jene Zeit nicht. Der Haderslebener Stadtkämmerer ſchrieb 1629—1632 niederdeutſch, ſein Nachfolger konnte wohl beſſer däniſch und führte ſeine Rechnung 1633 ſo; deſſen Nachfolger wieder haben niederdeutſch geſchrieben bis 1642, die nächſten hochdeutſch, andere dazwiſchen (1682, 1686, 1688) däniſch [22]. Gerade das Schrifttum aus dieſem volkstümlichen Teil der Selbſtverwaltung iſt für die Beurteilung der volksſprachlichen Verhältniſſe in den Städten außerordentlich wertvoll.

---

[21] O. Schütt, Die Geſchichte der Schriftſprache im ehemaligen Amt und in der Stadt Flensburg, 1919.

[22] Briefliche Mitteilung von Dr. Th. O. Achelis (Rendsburg).

In den Städten hat der Wandel vom Niederdeutſchen zum Hochdeutſchen amtlich ſich am früheſten in Flensburg[21] vollzogen, wohl als Auswirkung des Schriftverkehrs mit der deutſchen Kanzlei in Kopenhagen. In der Reſidenzſtadt Schleswig hat die nahe Regierungskanzlei auf Gottorf keinen beſonderen Einfluß auf die Sprache der Stadt gehabt; erſt von 1600—1628 ging der Rat zum Hochdeutſchen über, der Kämmerer 1618. Auf Schloß Gottorf hörte man um 1640 noch das kraftvolle Plattdeutſch des einheimiſchen Adels ſich mit dem Hochdeutſch zugezogener Beamten miſchen[5]. In der Stadt hat ſich das Niederdeutſche als Umgangsſprache erhalten. Eckernförde und Huſum bedürfen keiner Erwähnung; in ihnen iſt mit jütiſchen Einflüſſen nicht zu rechnen. — In Flensburg[21] iſt der Rat ſchon zwiſchen 1574 und 1622 zum Hochdeutſchen übergegangen, die Kirche aber erſt nach 1650, der der Stadtkämmerer erſt 1655 folgt. Das hier mit dem däniſchen konkurrierende niederdeutſche Volkstum hat im 16. Jahrhundert u. a. Verſtärkung erhalten durch den ſchon im 15. Jahrhundert vereinzelt nachweisbaren, von 1550—1630 in einer neuen, ſtarken Welle erfolgten Zuzug von Weſtfalen[23], die in dieſer damals im Seegroßhandel Kopenhagen weit übertreffenden Handelsſtadt Reichtum und Einfluß gewannen. Die weſtfäliſchen Beziehungen ſind von hier weiter zu verfolgen. Die weſtfäliſch-bremiſchen Kenckels kommen auch nach Tondern[24], ebenfalls die Ubbings aus Weſtfalen, dieſe auch nach Sonderburg[25]. Das Jütiſche iſt damals in Flensburg anſcheinend recht zurückgewichen; die 1588 entſtandene däniſche Kirchengemeinde neben den drei deutſchen blieb nur klein, ergänzt durch Zuzug „kleiner" Leute aus dem Norden[26].

In Sonderburg[27] zeugen ſchon die niederdeutſch abgefaßten Satzungen der Schuſterzunft von 1488 und ebenſo das „Kerkſwarenbook", das Kirchenjuratenverzeichnis von 1554—1711[25] mit niederdeutſchen Namen bis kurz nach 1600 davon, daß das Niederdeutſche auch hier ſich im 15. und 16. Jahrhundert durchgeſetzt hat. Um 1610 ſcheint das Hochdeutſche amtlich das Niederdeutſche abgelöſt zu haben. Leider iſt ſehr wenig archivaliſches Material erhalten. Es beſteht kein Zweifel, daß deutſche Traditionen hier[27] wie in Auguſtenburg und Norburg auch auf die Hofhaltungen Herzog Johanns des Jüngeren und ſeiner Nachfahren auf den dortigen Schlöſſern im 16.—17. Jahrhundert, zum Teil noch ſpäter, zurückzuführen ſind[7].

Auch für Apenrade[28] ſind die archivaliſchen Aufſchlüſſe dürftig. Wir kennen die niederdeutſche Faſſung des Stadtrechts von 1534, niederdeutſche Satzungen der Schuſterzunft von 1496 mit niederdeutſchen Nachträgen bis 1628, eine niederdeutſche Stadtchronik von 1620, ein berühmtes Apenrader Spezialbier „Kükelhahn". Das Niederdeutſche iſt hier amtlich dem Hochdeutſchen von 1620 ab, in den Kämmereirechnungen nach 1630, in der Kirche bald nach 1660 gewichen[29].

---

[23] Fr. Graef, Weſtfalen in Flensburg. Zeitſchr. 60, S. 24—59.

[24] L. Andreſen, Bürger- und Einwohnerbuch der Stadt Tondern bis 1869 (im Druck).

[25] Th. O. Achelis, Die Kirchgeſchworenen in Sonderburg 1554—1710. Zeitſchr. der Zentralſtelle für Niederſ. Familienforſchung, Jg. 11 (1929), Heft 6—7.

[26] Fr. Graef, Geſchichte der Heiligen Geiſtkirche in Flensburg, 1926, S. 19f.

[27] Th. O. Achelis, Aus Sonderburgs Vergangenheit. Heimatblätter aus Nordſchleswig 1936.

[28] L. Andreſen, Apenrade. Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutſchtums Bd. Nd. I, S. 103f.

In Hadersleben[30], das durch die Hofhaltungen Chriſtians III. und Johanns des Älteren, deſſen Kanzlei und das Johanneum der geiſtige Mittelpunkt deutſchen Kulturbodens in Nordſchleswig geworden waren, hat ſich die hier ſpäter als in den anderen Städten die jütiſche Zeit ablöſende niederdeutſche Führung überraſchend lange gehalten. Die Paſtoren predigen wohl ſchon ſeit etwa 1610 hochdeutſch, aber die Kirchenrechnungen bleiben niederdeutſch bis 1654. Der Rat geht ſchon zwiſchen 1604 und 1629 zum Hochdeutſchen über, doch rechnet der Kämmerer bis 1642 niederdeutſch ab, und auf dem Stadtthing wird bis 1655 niederdeutſch verhandelt. Für die Frage nach dem Volksgebrauch des Plattdeutſchen hat Dr. Achelis[31] eine Reihe eindeutiger Zeugniſſe zuſammengeſtellt, wo im hochdeutſchen Gerichtsprotokoll bis 1710 vorkommende plattdeutſche Ausrufe, Ausdrücke uſw. in Zeugenausſagen und Eiden nur als volksecht aufgefaßt werden können. Das gleiche läßt ſich für Tondern vielfach belegen.

In Tondern[32] blieb durch das ſeit 1243 hier gültige Lübſche Recht, zu deſſen Ergänzung — obwohl die Stadt außerhalb des Deutſchen Reiches lag — Verordnungen des Nürnberger Reichsregiments von 1521 und die Carolina angezogen wurden, wie auch durch die Berufung an das holſteiniſche Vierſtädtegericht das Bewußtſein des Zuſammenhangs mit der deutſchen Rechtsordnung lebendig. 1593 hat der Rat in einem Gerichtsverfahren die Annahme däniſch geſchriebener Akten abgelehnt. Der das ganze wirtſchaftliche Leben von 1500—1650 prägende Handel mit Holland und Oſtfriesland kräftigte das niederdeutſche Element in der Stadt und hat kulturelle Einwirkungen und familiäre Beziehungen hin- und herüber zur Folge gehabt. In der Ausſtattung der 1591 erbauten Stadtkirche gab es (bis 1920) nichts Däniſches. Für die gegen Ende des 17. Jahrhunderts hier ſich entwickelnde pietiſtiſche Richtung ſteht die Verbindung mit Halle feſt[33]. Das Stadtarchiv enthält bis 1850 ausnahmslos deutſches Urkunden- und Aktenmaterial. Der Rat iſt in den Stadtbüchern 1612—1621 zum Hochdeutſchen übergegangen, hat aber 1631 einen Paſtor gebeten, ſtatt der begonnenen hochdeutſchen Predigt zur plattdeutſchen „als dieſer einfeltigen Gemeinde verſtendigen Sprache" zurückzukehren. 1650 iſt die Predigt aber hochdeutſch. Die Kämmereirechnungen ſind bis 1671 niederdeutſch geblieben.

Nach dem Verluſt des volksnahen Niederdeutſchen im Amtsgebrauch ſind die faſt ganz niederdeutſch gewordenen nordſchleswigſchen Städte von dem umgebenden ländlichen

---

[29] A. Sach, Herzogtum Schleswig III. S. 270ff. — Th. O. Achelis, Die Kirchenbücher Nordſchleswigs. In: Familiengeſchichtliche Blätter Jg. 24. 1926, Sp. 110—116.

[30] Sach III, S. 292ff. — Th. O. Achelis, Haderslev i gamle dage, 2 Bde.

[31] Göttinger gelehrte Anzeigen 1933. S. 25—37.

[32] L. Andreſen, Tondern um 1500 (Kiel 1930). — Derſ., 700 Jahre Stadt- und Volkstumsgeſchichte Tonderns. Die Heimat 1935. S. 362—372. — Sach III, S. 309ff.

[33] L. Andreſen, 200 Jahre Waiſenhaus in Tondern. Tondern 1935.

Jütiſchen in gewiſſem Grade wieder erobert worden. Im ganzen iſt damit zu rechnen, daß das Jütiſche, das ja nie Schriftſprache geweſen und daher nach ſeinem tatſächlichen Anteil am volklichen und ſtädtiſchen Gemeinſchaftsleben nicht zu erfaſſen und alſo ſchwer zu beurteilen iſt, in der ſprachlichen Zweiſtrömigkeit des Alltags, im Nebeneinander der Volkstümer in den vier nordſchleswigſchen Städten immer der zahlenmäßig breitere Strom geweſen ſein wird, am wenigſten in der niederdeutſchen Periode in Tondern. Dabei iſt für die jütiſch Sprechenden die deutſche Führung, die deutſche Kulturgemeinſchaft und der Gebrauch der deutſchen Sprache als Sprache des höheren geiſtigen Lebens etwas ganz Selbſtverſtändliches geweſen und geblieben. Das nicht mehr von Rat und Kirche geſtützte Niederdeutſch wurde eine Mundart und iſt als ſolche in den Städten weiterhin noch von den Handwerkern getragen worden, nicht ſo ſehr mehr, wie bis ins 17. Jahrhundert, auch durch die führende Kaufmannſchicht; die blieb nun hochdeutſch. Das Plattdeutſche ging zurück, um ſo leichter, da eine blutsmäßige Auffriſchung des niederdeutſchen und deutſchen Volksteils überhaupt in den nordſchleswigſchen Städten, wie es ſcheint, nie ſo ſtark geweſen iſt, wie man nach ihrem Volkstums- und Kulturgepräge zunächſt annehmen möchte. Die erſt jetzt begonnene Bearbeitung der Bürgermatrikeln dieſer Städte wird uns klarer ſehen laſſen. Nur für Tondern liegen genaue Angaben vor [24].

Während in Eckernförde von 1663—1800 die Hälfte der Neubürger aus der Stadt ſtammte [34], ſind nach einer Liſte von Hadersleben [35] für 1639—1697 aus dieſer Stadt nur 4%, aus dem Amte Hadersleben aber 49% gebürtig geweſen, zuſammen aus der Stadt und ihrem Umland alſo 53%. In Tondern iſt von 1700 bis 1869 gleichmäßig ein Drittel der Neubürger ortsgebürtig geweſen, 35,67%; 19,91% ſtammten aus dem Amte Tondern, das jütiſches und frieſiſch-deutſches Volkstum in ſich vereinigte, 13,67% aus Jütland, 11,03% aus Holſtein und Deutſchland überhaupt. Stadt und Amt Tondern haben alſo mit über 55½% den gleichbleibenden feſten Kern geſtellt, eine orts- und landſchaftsechte Miſchung von deutſchem, däniſchem und frieſiſchem Volkstum, die das durch Blut und Schickſalsgemeinſchaft erwachſene Erbe von Geſchlecht zu Geſchlecht weitergetragen hat. Das durch alle Jahrhunderte gleichbleibend deutſchkulturelle Gepräge dieſer Stadt beruht alſo nicht, wie däniſcherſeits behauptet worden iſt, auf „Überfremdung“ durch deutſchen Zuzug, ſondern iſt bodenſtändig. Die jütiſche Mundart aber erhielt ihre Auffriſchung von anderswo her. Wenn in der nationalen Kampfdiskuſſion um 1845 ſchon betont worden iſt, das Jütiſche ſei ſeit alters immer wieder durch jütiſches Geſinde in die Stadt gebracht worden [36], ſo findet das in den Neubürgerliſten ſeine exakte Beſtätigung: Von allen Tagelöhnern, die von 1700—1800 das Bürgerrecht in Tondern erworben haben, waren 53,96% in Jütland beheimatet. Dabei iſt nur etwa $^1/_3$—$^1/_2$ der zugezogenen Tagelöhner Bürger geworden. Auch iſt ſtets ein ſehr großer Teil der Knechte und Mägde aus Jütland gekommen[24].

---

[34] W. Jeſſen, Handwerk und Gewerbe und ihr Einfluß auf den Wechſel der Bevölkerung in Eckernförde. Die Heimat, 1935, S. 25—30.

[35] Th. O. Achelis, Haderslebener Neubürger im 17. Jh. Familiengeſchichtl. Blätter, 26. Jg. (1928), Sp. 331—334.

[36] L. Andreſen, Geſchichtliche Vorausſetzungen uſw., S. 50.

Weil für Tondern vor 1700 die Herkunft der Neubürger nicht feſtzuſtellen iſt, müßten die Familiennamen für Schlüſſe auf die volkstumsmäßige Zuſammenſetzung der Bevölkerung herangezogen werden. Das dürfte aber nur mit Vorbehalt geſchehen, weil hier bis 1700, z. T. auch lange weiter, das Patronymikon in erdrückendem Übergewicht geweſen iſt. In der Haderslebener Liſte von 1639 bis 1697 finden wir 67,4% ſen-Namen, in Tondern von 1597—1700 71,6%. Wollte man hier nun der heute in der Schleswig-Diskuſſion von däniſcher pſeudowiſſenſchaftlicher Seite etwas leichtfertig als Dogma proklamierten Theſe „Sen-Namenträger ſind däniſchen Blutes" folgen, dann wäre die Sache einfach. Aber das Patronymikon und der generative Wechſel ſind ja nicht etwas nur Däniſches oder nur Nordiſches[37]. Der patronymiſche Wechſel griff ſchon im Mittelalter weit ins Niederdeutſche hinein, hat auch das Frieſiſche erfaßt. Im Herzogtum Schleswig hat er ſeine Hochkonjunktur noch im 16./17. Jahrhundert mit ſolcher Stärke gehabt, daß durch ihn immer wieder Spuren anderen Volkstums verwiſcht worden ſind. Der Bürgermeiſter Olde Ditmers in Tondern um 1500, deſſen Name wohl ſchon für die Herkunft der Familie bezeichnend ſein dürfte, hatte zwei Söhne, Niels und Hans Ditmers. Deren Söhne hießen ſchon Jürgen Nielſen und Matthias Hanſen. Der Sohn des niederdeutſchen Hans Wulf, 1615, hieß Ebby Hanſen, der 1708 nach Tondern berufene Kantor Barthold Peters aus Braunſchweig wird in den Steuerliſten zu B. Peterſen uſw. Immer wieder verloren ſich eindeutige Kennzeichen niederdeutſchen und frieſiſchen Volkstums in der Überflut der Hanſen, Peterſen, Jenſen, Andreſen uſw., Namentypen, die von einer erdrückenden Häufigkeit geweſen ſind und noch ſind, obwohl die ihnen zugrunde liegenden Vornamen ja nicht germaniſcher, ſondern lateiniſcher, griechiſcher oder hebräiſcher Herkunft ſind. Wichtig iſt aber volkstumsgeſchichtlich, daß in dieſer Blütezeit patronymiſcher Bildungen auf ſchleswigſchem Boden auch eine nicht geringe Anzahl ſen-Namen aus deutſchen bzw. frieſiſchen Vornamen gebildet worden ſind, echt ſchleswig-deutſche Bildungen wie Albrechtſen, Albertſen, Berendſen, Bahnſen, Bonkſen, Harmſen, Diedrichſen, Dirkſen, Friedrichſen, Gerdſen uſw. Die ſen-Namen gehen nach 1700 von Generation zu Generation der Verhältniszahl nach zurück. Betrug in Tondern — Berechnungen aus andern Teilen Schleswigs fehlen noch — ihr Anteil an den faſt 400 Namen von Neubürgern bis 1699 71,6%, ſo ſchwindet bis 1869 unter 3000 Neubürgernamen ihr Anteil auf 53,6% und zwar hauptſächlich unter Auswirkung des allgemeinen Geſetzes, daß ſeit dem Ausgang des Mittelalters die Feſtwerdung der Familiennamen von der Oberſchicht ausgehend nach und nach in die ſozial niederen Kreiſe fortſchritt und dabei auch Herkunfts-, Berufs- und andere, beſſer unterſcheidende Namen angenommen wurden. Die Feſtwerdung der Patronymiken iſt 1771 vom König verordnet worden.

---

[37] E. Grohne, Zur Geſchichte und Verbreitung der patronymiſchen Familiennamen. Niederd. Zeitſchr. für Volkskunde, Jg. 3 (1925), S. 73ff.

So volksgeſchichtlich außerordentlich wertvoll die vom 16. Jahrhundert ab in Stadt und Land in zunehmendem Umfange ſich erſchließenden Namenliſten (Steuerrechnungen u. ä.) gerade auch im Schleswigſchen ſind, aus ihnen Rückſchlüſſe auf das Volkstum der Bewohner zu ziehen, dürfte alſo nur mit allem Vorbehalt geſchehen. Das gilt mehr noch für das platte Land als für die Stadt und die für jenes in Frage kommenden Amtsrechnungen, die vom 16. Jahrhundert ab zahlreich vorliegen; denn ihre Schreiber, Lokalbeamte der mittleren Inſtanz, Amts- und Landſchreiber uſw., haben den Namenträgern und deren Volkstum oft ferner geſtanden als der Stadtſchreiber ſeinen Mitbürgern.

Wenden wir uns nun dem platten Lande zu. Wir erwähnten ſchon das Vorrücken des Niederdeutſchen in den jütiſchen und frieſiſchen Sprachbereich in Schleswig hinein. Es hatte ohne Zwang und ohne Reibung erfolgen können, weil dieſe kraftvolle Sprache wahrhaft aus Volkstiefe kam und dabei die werbende Kraft einer reicheren Kultur in ſich trug, Trägerin und Vermittlerin eines höheren geiſtigen Lebens war.

So war auch Nordfriesland[38] von dem Wirkungsbereich des Niederdeutſchen ganz erfaßt und dadurch dieſes Land und Volk über ſein frieſiſches Sonderleben hinaus in die großen geiſtigen Bewegungen, die vom Süden kamen, einbezogen worden. Auch hier iſt das Plattdeutſche die Sprache der Regierung, der Kirche und der Gebildeten geworden, und es hat ſich hier gut gehalten, nachdem im 17. Jahrhundert das Hochdeutſche mit ihm um die Führung im öffentlichen Leben zu ringen begann. Erſt um 1700 kann in Nordfriesland der Übergang zum Hochdeutſchen als abgeſchloſſen gelten, aber in den Protokollen der niederen Gerichte gingen Niederdeutſch und Hochdeutſch noch faſt das ganze 18. Jahrhundert hindurch nebeneinander her. Daß das Plattdeutſche das Frieſiſche als Volksſprache verdrängt, wie es ja ſchließlich in Eiderſtedt, Nordſtrand, Pellworm, im ſprachlichen Grenzſaum der Nordergoes- und der Karrharde möglich geworden iſt, hat in unſerem Zeitraum, dem 16./17. Jahrhundert, begonnen, aber an ſeinem Ausgang, um 1700, hat das Frieſiſche in den genannten Gebieten durchaus das Übergewicht. Im Karrharder Übergangsgebiet bis Leck aber ſprachen die Leute, wie Johs. Meier um 1670 ſchreibt, plattdeutſch, däniſch und frieſiſch, wie heute noch zum Teil, „alſo daß ſelbige Leuthe trilingues, dreyzüngig ſein[39]".

Und nun das übrige Schleswig. Den Süden hatte die deutſche Koloniſation zwiſchen Eider und Schlei ſchon ſehr früh erfaßt, den Däniſchen Wohld im 13., Schwanſen im 14. und 15. Jahrhundert ganz. Das Einſickern niederdeutſchen Blutes über dieſen geſchloſſenen deutſchen Siedlungsboden hinaus in die mittelſchleswigſchen Dörfer iſt nur ſchwach zu verfolgen wegen der Wucht, mit der die patronymiſche Namengebung Spuren anderen Volkstums ſchnell verwiſcht hat. Aber die niederdeutſche Sprache iſt über die mittelalterlich erreichte deutſche Siedlungsgrenze hinaus weitergedrungen. Niederdeutſches Lehngut ging in das ſchleswigſche Jütiſch ein. Selbſt in nordſchleswigſchen Flurnamen kommen Lehnwörter aus dem Mittelniederdeutſchen im Boden verankert vor[40]. Ein deutſcher Reiſender, der im Jahre 1586 durch Schleswig nach Norden fuhr, Samuel Kiechel, erzählt[41], er ſei einige Stunden nördlich von Schleswig, faſt auf dem halben Wege nach Flensburg, in eine Gegend gekommen, „do man ſchon dennemarkiſch redet". Im Volksgebrauch hat das Niederdeutſche hier nur langſam dem Jütiſchen Boden abgewinnen können. Aber das Volk lernte das Niederdeutſche aus dem amtlichen Verkehr verſtehen und auch ſprechen, wie die zahlreichen niederdeutſchen Thingswinden, rein bäuerliche Urkunden, beweiſen. Es wurde die zweite Volksſprache, die feine, ſchon weil amtliche, und die führende Sprache.

---

[38] J. Tedſen, Zur Geſchichte des Sprachwandels in Nordfriesland in ſeiner kulturellen und nationalen Bedeutung. Der Schleswig-Holſteiner, Jg. 15 (1932), S. 129—132.

[39] Sønderjyllands Historie, Bd. I, S. 78f.

Zu Beginn des von uns betrachteten Zeitraums, um 1540, ſind nicht nur die uns überlieferten Thingswinden der Harden[42] ganz Mittelſchleswigs, Angeln eingeſchloſſen, alle ohne Ausnahme oder in weit überwiegender Mehrheit niederdeutſch, ſondern ebenſo nördlich der heutigen Grenze in der Hoyer-, Tonder-, Schlux- und Nübelharde (Sundewitt), auch in der Süderrangſtrupharde bei Apenrade, in allen ſchon ſeit drei, zwei oder einem Menſchenalter nachweisbar. Sie begegnen ferner in der Riesharde bei Apenrade 1556—1647, vereinzelt im Amte Lügumkloſter um 1580, in der Norderrangſtrupharde 1568, ja, gegen 1600 vereinzelt ſogar im Amte Hadersleben. Ebenſo liegen niederdeutſche Dorfbeliebungen (Willküren) vor von Süderlügum, Humptrup und Braderup von 1520, von Rapſtedt von 1593, 1606, 1632, 1637 von Wimmersbüll von 1602, von Büllsbüll bei Leck noch 1688 uſw.[36].

Aber dieſe Feſtſtellungen beſagen nach däniſcher Auffaſſung wenig oder nichts. Das Plattdeutſche war die Schriftſprache der Beamten und Advokaten, ſchreibt ein däniſcher Philologe[39]. Und als ich vor einigen Jahren zur Berichtigung der Angabe eines däniſchen Hiſtorikers, das Plattdeutſche trete in Nordſchleswig zuerſt in der Schluxharde (um Tingleff) im Jahre 1608 auf, feſtſtellte[43], daß allein in der eben genannten Harde das Niederdeutſche in Privaturkunden von 1390 vorkommt und ſchon für die Zeit von 1470—1550 aus dieſer einen Harde in leicht greifbaren Quellen neben 17 däniſchen 34 niederdeutſche Thingswinden ſich finden, und ich dazu bemerkte, die Bauern, in deren Thinggemeinde dieſe urkundlichen Zeugniſſe beſchloſſen und abgefaßt worden ſind, müßten das Niederdeutſche dieſer

---

[40] L. Andreſen in Zeitſchrift 64, S. 462.

[41] Reiſebericht, hrsg. von Haßler, 86. Publ. d. Liter. Vereins, Stuttgart 1866.

[42] Schleswig war wie Dänemark in Harden geteilt, in der Siedlungszeit vom Volke geſchaffene Rechtskreiſe mit eigenem Gericht, dem Hardesthing, als Mittelpunkt der volksgemäßen Rechtspflege. Später Verwaltungseinheiten unter dem Amt. Thingswinden: Urkundliche Zeugniſſe der freien, bäuerlichen Gerichtsgemeinde.

[43] Zeitſchrift 60, S. 592f.

Urkunden, wenn auch nicht geſprochen, ſo doch verſtanden haben, ſchrieb mir einer der angeſehenſten däniſchen Gelehrten, er zweifle, daß ich darin recht hätte, „aus den Thingswinden zu ſchließen, daß die guten Leute in der Schluxharde das Plattdeutſche verſtanden haben. Man könnte, was die ältere Zeit betrifft, als Latein die alleinherrſchende Sprache war, mit genau dem gleichen Recht ſagen, die Bauern hätten Latein verſtanden“. So kann nur urteilen, wer nicht an der Hand der vielen zugehörigen Urkunden und Akten jener Zeit ihren Geiſt und den des volklichen Lebens in Schleswig unmittelbar nacherlebt und dabei ſein vorgefaßtes Urteil nachgeprüft hat. Er würde ſonſt erkannt haben, wie ſehr die ſchleswigſchen Hardesthinge der niederdeutſchen Periode noch Volksgerichte und ihre urkundlichen Zeugniſſe, die Thingswinden, ob däniſch oder niederdeutſch, volkstümlich auch in der Sprache geweſen ſind. Noch kannte das Thing die Mitwirkung von Beamten nicht. Der Hardesvogt war noch Ende des 17. Jahrhunderts Bauer wie ſeine Thinggenoſſen. Er und zwei andere Bauern bezeugten durch Beſiegeln die Richtigkeit der Urkunde, die meiſtens der Paſtor des Thingorts ſchrieb. Das Niederdeutſche iſt den ſchleswigſchen Thingen nicht durch behördlichen Zwang auferlegt worden, ſondern hat aus den Bedürfniſſen des Volks heraus aus eigener Kraft die Führung errungen. Die Verſchiedenheit von Volks- und Gerichts-, Volks- und Kirchenſprache erſchien jener Zeit nicht unnatürlich. Erſt von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ab hat die erhöhte Betonung der Schriftlichkeit im Rechtsleben, das Eindringen römiſchrechtlicher Tendenzen und nach 1600 das Erſcheinen von Advokaten in den Untergerichten zur Anſtellung von Gerichtsſchreibern, halbſtudierten Leuten, meiſtens aus der Gegend, geführt. Aber das waren noch keine volksfremden Advokaten. Deren Ära ſetzt erſt mit der Entthronung des Niederdeutſchen durch das Hochdeutſche recht ein.

Mit der Reformation war die Predigt in den Mittelpunkt des Gottesdienſtes gerückt, die Predigt in der Sprache des Volkes. Die „Haderslebener Artikel“ von 1528, Chriſtians III. Kirchenordnung nur für ſeine Propſteien Hadersleben und Törninglehn[44], hat für die Landkirchen dieſes Gebietes däniſche Gottesdienſte beſtimmt, und für die Stadt Hadersleben iſt die Predigt der neuen Lehre in deutſcher und däniſcher Zunge ſchon von 1526 ab bezeugt[45], für die übrigen Städte Nordſchleswigs erſt viel ſpäter. Die Schleswig-Holſteiniſche Kirchenordnung von 1542 ſah deutſche Kirchenſprache vor, ſpricht nicht von däniſcher, aber an Sprachzwang iſt nie gedacht. In den ſchleswigſchen Städten herrſchte niederdeutſche Kirchenſprache, aber in den nordſchleswigſchen Städten iſt es ſo geworden, wie in Hadersleben[45], daß der Hauptpaſtor deutſch, ein Kaplan däniſch oder deutſch und däniſch predigte. Das iſt für Tondern von 1543 ab[46], für Sonderburg auch vor 1550, für Apenrade erſt ſeit etwa 1584, in Flensburg ſeit 1583, ſicher[45]. Niederdeutſcher

---

[44] Schriften d. Vereins für Schlesw.-Holſt. Kirchengeſchichte, 1. Reihe, 18. Heft, S. 98.

[45] Th. O. Achelis, Die Geſchichte des luth. Gottesdienſtes in der St. Mariengemeinde in Hadersleben. Nordelbingen, Bd. 11, (1935), S. 260—279.

[46] Gemeinſch. Archiv XXII, 22—24, 50; Reichsarchiv Kopenhagen.

Gottesdienſt war auch für Nordfriesland und Südſchleswig ſelbſtverſtändlich. Wir ſehen ihn aber bald auch für den Bereich der niederdeutſchen Thingſprache in Mittelſchleswig bezeugt, auch für Angeln, doch ſind hier auch Einzelfälle däniſcher Predigt möglich, wie auch mit Zwiſchenſtadien zu rechnen iſt, wie in Karlum, wo es 1617 heißt, gepredigt werde in lingua Danica, die Meſſe jedoch deutſch geſungen[47]. Entſcheidend konnte ſich hier das Volkstum des Paſtors geltend machen. Die geſicherten Nachrichten ſind hier recht lückenhaft. Im heute abgetrennten Gebiet iſt auf dem Lande zunächſt Däniſch vorauszuſetzen in den Enklaven ſowie in den Ripen unterſtellten Kirchen des Herzogtums, ferner auf Alſen in den von Odenſe aus beaufſichtigten Gemeinden; ausgenommen waren hier Sonderburg und Kekenis, wie auch in der herzoglichen Reſidenz Norburg von 1621—1676 vereinzelt, bis 1729 aber regelmäßig deutſch gepredigt worden iſt[48]. Das übrige, dem ſchleswigſchen Generalſuperintendenten untergeordnete Nordſchleswig hatte auf dem Lande däniſche Gottesdienſte, aber in dem unter Adelspatronat ſtehenden Klipleff wechſelten Deutſch und Däniſch ab, ebenſo in Gravenſtein und Atzbüll[49]. Doch hat auch ſonſt auf dem Lande der niederdeutſche Einſchlag nicht gefehlt, und es ſah aus, als wolle das Plattdeutſche auch hier die Landkirchen erobern. Dafür ſpricht das in dortigen Kirchen häufige, von Bauern geſtiftete Schnitzwerk mit plattdeutſchen Inſchriften, ebenſo daß ſoweit hinauf wie in Bülderup, Oſterlügum und Oesby (bei Hadersleben) Paſtoren und däniſchſprechende Bauern unter niederdeutſch beſchrifteten Grabſteinen ruhen, desgleichen manche niederdeutſche Eintragung in Kirchenbüchern wie in Hoiſt von 1590, in Starup und Hammeleff an der Haderslebener Förde von 1592 bzw. 1567[50]. Eine von Gottorf aus 1598 hochdeutſch erlaſſene Kirchenordnung für die Propſtei Apenrade hat noch vierzig Jahre ſpäter der dortige Propſt ins Plattdeutſche überſetzt.

Neben dieſer niederdeutſchen Wirkung der Reformation iſt noch etwas anderes von beachtlicher germaniſatoriſcher Wirkung geweſen: der während des ganzen 16. Jahrhunderts und weiterhin blühende Ochſenhandel und Ochſendurchtrieb auf den beiden Nordſüdhauptſtraßen des Landes. In den Zollrechnungen, die an der an dem öſtlichen Ochſenwege, einer uralten Handelsſtraße, gelegenen Zollſtelle vor Gottorf geführt worden ſind, finden wir an der Verzollung der um 1500 durchgetriebenen 30 000, um 1560 50 000 Rinder und Pferde nicht nur holſteiniſche Aufkäufer beteiligt, ſondern auch viele nordſchleswigſche Kaufleute und Bauern. Greifen wir eine der jährlichen Abrechnungen heraus: Glaubt jemand, daß die Bauern aus Klixbüll, Abel, Enge, Braderup, Süderlügum, Leck, Bosbüll, Stedeſand, Achtrup, Seiersleff, Aventoft, Schnatebüll und Rohrkarr, die 1592[51] ihr Vieh durch den gottorfer Zoll nach Holſtein hinuntertrieben, in Holſtein haben handeln können ohne plattdeutſche Sprachkenntniſſe?

---

[47] A XX 2554; Staatsarchiv Kiel.

[48] P. F. Bruhn in: Die Heimat, 1919, S. 7, 39.

[49] Achelis, Kirchenbücher Nordſchleswigs (ſ. o.), Sp. 114.

[50] Achelis in Feſtſchrift Bremen (ſ. o.), S. 122.

[51] Zollrechnung Gottorf 1592, Staatsarchiv Kiel.

So hat das Niederdeutſche im 16. und 17. Jahrhundert bis weit in Nordſchleswig hinein eine Stellung innegehabt, die die jütiſchen und frieſiſchen Schleswiger zwang, zweiſprachig zu leben im Alltag und erſt recht im Feiertag. Es war Rangſprache in der unteren und oberen Verwaltung, in den Volksgerichten und in der Kirche, aber auf dem beſten Wege, noch mehr zu werden. Ein zweiſprachiges Volkstum war für Schleswig bis weit in Nordſchleswig hinein weſensbezeichnend geworden. Schon ſchien das Niederdeutſche in ſicherem, volkstumsmäßigem Weitergreifen durch Thing, Kirche, Handel und Wandel um 1600 die Vorherrſchaft bis zur Königsau zu gewinnen. Aber dann machte ſich ſeine Entthronung zur Mundart durch das Hochdeutſche mehr und mehr hemmend geltend. Sie ging von der Regierungskanzlei aus von etwa 1560 ab, ergriff die Amtsverwaltungen Ende des Jahrhunderts — doch gibt es noch niederdeutſche Amtsrechnungen in Tondern bis 1663 —, langſam auch die Gerichte[52], hier auch unterſtützt durch das Vordringen gemeinrechtlicher Anſchauungen. Am längſten hat ſich das Niederdeutſche auf der Kanzel des platten Landes gehalten. Der Wechſel vollzog ſich allmählich, meiſtens ſo, daß nach alten, plattdeutſch predigenden Paſtoren das Hochdeutſche mit ihren jungen Nachfolgern auf die Kanzel kam. Vom ſüdlichſten Kirchſpiel des alten Ripener Sprengels, Uberg bei Tondern, heißt es, der 1675 verſtorbene Paſtor ſei der letzte geweſen, der, obwohl vom Ripener Biſchof ordiniert, plattdeutſch mündlich und ſchriftlich gebraucht habe; der nächſte predigte hochdeutſch[53]. Dem königlichen Generalſuperintendenten Klotz († 1668), einem Weſtfalen, wirft man däniſcherſeits vor, er ſei im Schleswigſchen durch Begünſtigung der hochdeutſchen Kirchenſprache ein Verderber der däniſchen geworden. Aber der verlierende Teil iſt das Niederdeutſche zugunſten des Jütiſchen geweſen. Plattdeutſch empfand der jütiſch ſprechende Schleswiger nicht als fremd, wohl aber das Hochdeutſche zunächſt. Auch hat Klotz wie ſein gottorfiſcher Amtsgenoſſe Fabricius, ein Tonderaner, darauf gehalten, daß, wo man kein Deutſch hörte, der däniſche Katechismus gelehrt werde und auch bei deutſcher Predigt der Paſtor die Volksmundart beherrſche[54]. Für ſein Johanneum in Hadersleben hat 1655 der däniſche König Friedrich III. angeordnet, daß die Interpretation klaſſiſcher Autoren auf deutſch, nicht auf däniſch erfolgen und überhaupt nicht mit den Schülern däniſch geſprochen werden ſolle[55]! Von Gottorf aus hat man ſolche Strenge gegen die däniſche Sprache nicht bezeigt. Der Wechſel in der Kirchenſprache vollzog ſich in Landgemeinden bis um 1700 allmählich, ohne daß die Regierungen durch Verordnungen in die Entwicklung eingegriffen haben. Wo Geiſtliche der Volksſprache nicht mächtig waren, iſt es gelegentlich zu Unruhen und Beſchwerden gekommen. Auch aus dem Schleswigſchen gebürtige junge Geiſtliche gingen auf ein oder zwei Semeſter nach Kopenhagen, um ſprachlich für die däniſche Predigt bereit zu werden. Mochte im gemiſchten Mittelſchleswig das hochdeutſche Wort von der Kanzel die Herzen minder kraftvoll als das plattdeutſche erfaſſen, ſo war in Nordſchleswig „ſelbſt in dieſen Zeiten der Mißſtand in dem inſeldäniſchen Gottesdienſt mit ſeiner artikulierten Deklamation noch ſchwerer; hier haben volkstümliche Geiſtliche mit eingeſtreutem Plattdeutſch und Jütiſch geholfen, und trotzdem wollte der jütiſche Schleswiger die hochdeutſche Predigt, wie er ſie dort in den Städten zu hören bekam, reichlich ſo gut wie die ſchriftdäniſche verſtehen..... Aber wo, wie in den gemiſchten Gegenden, deutſche Predigt Sitte war, galt dem Volk die hochdeutſche als die heilige Sprache ſchlechthin[56]."

---

[52] Allen I, S. 92. — Sach III, S. 319ff.

[53] Jeſſen, Gemeindechronik von Uberg (Handſchr.).

[54] Handſchrift Thott 1928b; Königl. Bibliothek Kopenhagen. — Sach III, S. 368.

[55] Achelis in: Schriften d. Vereins f. Schlesw.-Holſt. Kirchengeſchichte II, 8, 1926, S. 35.

So wurde das Plattdeutſche zur Mundart entthront und zwar um ſo gründlicher, je mehr um 1700 der Beamte und überhaupt der Gebildete mit Allongeperücke und Stöckelſchuh und einer von lateiniſchen Floskeln oder franzöſiſchen Phraſen durchſetzten und überſättigten Sprache ſich hinaufhob, ſich abſchnürte von ſeinem volklichen Untergrund, der Abſtand zwiſchen Bildung und Volk immer ſteiler ſich verſtärkte. Hörte der Nordſchleswiger und Schleswiger nicht mehr den Lautklang und die Vokabeln des ihm vertrauten Niederdeutſchen von der Kanzel, im Gericht und in der Amtsſtube, ſo verlor es bald auch an Klang und Gebrauch im Alltag. Die amtlich geſtützte volkstümliche Vollkraft des Niederdeutſchen hatte der jütiſchen Mundart Boden abgewinnen können. Das Hochdeutſche war einſtweilen zu fremd und zu fertig, ſeine Träger wenig volkstümlich. So mußte das deutſche Volkstum, das ſo ſicher im Vormarſch auf die Königsau geweſen war, nach 1700 langſam in Nordſchleswig an Boden verlieren und auch in Mittelſchleswig hinein. Dieſe Entwicklung müſſen wir um des deutſchen Volkstums in Schleswig willen bedauern. Aber wir dürfen nicht heimateng, ſondern müſſen heimatweit denken und des Großen bewußt bleiben, was für Schleswig und Nordſchleswig der durch das Hochdeutſche bewirkte Anſchluß an die deutſche Kultur- und Erlebnis- und ſpäterhin auch an die nationale Willensgemeinſchaft bedeutet hat und uns heute bedeutet.

Dieſer nationale Wille, dieſer Wille zum deutſchen Volk und zur deutſchen Nation, der mit dazu beigetragen hat, daß die deutſche Sprach- und Volksgrenze nach ihrem Wiederzurückweichen in Schleswig hinein ſchließlich wieder hat über die heutige Reichsgrenze hinaus vorrücken können, er ſteht vor uns in ſeinem Einſatz ſeit dem Erwachen und Durchbruch des nationalen Bewußtſeins in der ſchleswigſchen Bevölkerung vor genau 100 Jahren. Er iſt da in einer Bevölkerung, deren Volkstum deutſche und nordiſche Volkstumselemente in ſich befaßt, wie das für jeden gebürtigen Nordſchleswiger weſensgetreu iſt, manchmal ſo, daß däniſches Volksgut das Übergewicht zu haben ſcheint, die aber ſchon, ſeit überhaupt die Frage einer nationalen Stellungnahme an ſie herantrat, d. h. ſeit 1836, ſich für die deutſche Gemeinſchaft entſchieden hat und mit Recht! „Mit Unrecht", ſagen die Dänen, „denn nach Eurem Volkstum gehört Ihr zu uns", während wir betonen: „Nein, wir haben das volle

---

[56] P. von Hedemann-Heespen, a. a. O. S. 579f.

Recht, uns Deutſche zu nennen, wir Heimdeutſchen, die das ſchleswigſche Däniſch ſprechen und doch deutſch fühlen und deutſch wollen[57].“

Die Abſtimmung 1920 und die ſpätere Entwicklung haben uns erleben laſſen, wie rings an den Grenzen des deutſchen Volkskörpers, wie in Schleswig ſo in Oſtpreußen, in Oberſchleſien, in Hultſchin und in Eupen-Malmedy ein erhebendes Bekenntnis zur deutſchen Schickſalsgemeinſchaft abgelegt worden iſt, auch dort, wo nicht deutſches Volkstum oder nicht nur deutſches Volkstum dieſe Entſcheidung erklärt, ſondern eine andere, den nationalen Willen beſtimmende oder mitbeſtimmende Kraft: die Wirkungsmacht geſchichtlicher Gemeinſchaft, geſchichtlichen Schickſals[2].

Und wenn wir nun für Schleswig fragen, aus welchen beſonderen geſchichtlichen Momenten über die Entwicklung hinaus, wie ſie heute hier veranſchaulicht worden iſt, die nationale Entſcheidung unſerer Heimdeutſchen in Nordſchleswig ſich erklärt, dann gibt es deren eine ganze Reihe, die aufweiſen zu helfen unſere Aufgabe, die Aufgabe der neuerdings eindringlicher angefaßten Heimdeutſchtumsforſchung iſt[2]. Es ſoll hier nur zum Schluß auf zwei Momente eingegangen werden, deren Entſtehung in die heute hier behandelte Zeit bis 1721 fällt.

Es iſt ſchon berührt worden, daß der deutſche Adelsbeſitz, auch das zahlreiche adlige Streugut, in Schleswig und Nordſchleswig ſeine nationalpolitiſche Aufgabe gehabt hat, aber nicht nur der adlige, ſondern vom hohen Mittelalter her auch die kirchliche und landesherrliche Grundherrſchaft überhaupt. Daß von ihr eine ohne Zweifel heute noch bedeutſame Wirkung hat ausgehen können, meinen wir an einem Gebiet Nordſchleswigs beſonders feſtſtellen zu können, nämlich in den Ämtern Tondern, Lügumkloſter und Apenrade, ganz beſonders in der Schluxharde, der Landſchaft öſtlich von Tondern um Tingleff, die im 15.—16. Jahrhundert geradezu überſät geweſen iſt mit Grundbeſitz des Adels, der Kirche (beſonders vom Lügumkloſter) und des Landesherrn, hauptſächlich Streugut, wo alſo lauter ſog. „Feſtebauern“, d. h. perſönlich freie Bauern auf grundherrlichen Hufen ſaßen. Durch die Reformation iſt dem Landesherrn hier alles kirchliche Grundeigentum, beſonders das des Lügumkloſters, zugefallen. Das aus letzterem damals gebildete Amt Lügumkloſter beſtand daher faſt ganz aus z. T. weit verſtreuten Feſtegütern. Infolgedeſſen ſind um 1600 von allen größeren bäuerlichen Hufen in der Schluxharde 53,9% landesherrliche Feſtehöfe geweſen, und nehmen wir die adligen hinzu, dann waren um 1600 mehr als drei Viertel aller bäuerlichen Beſitzungen in dieſer Harde grundherrlich abhängig, manche Dörfer ganz oder faſt ganz[58]. Dieſes Moment, daß hier ſo viele Bauern grundherrlich abhängig waren vom Landesherrn und Adel, wie das aus dem hier ſo überwiegend geweſenen Feſteverhältnis ſich ergebende Bewußtſein einer beſonderen Verbundenheit mit einer hier ausnahmslos kulturell deutſch gerichteten, deutſchſprachig geweſenen Grundherrſchaft, iſt ohne Zweifel von Bedeutung geweſen für die frühe beſondere

---

[57] Asmus v. d. Heide, Wir jungen Deutſchen und Schleswig, Apenrade 1936.

[58] L. Andreſen, Geſchichte des Amtes Tondern bis 1580 (Manuſkript).

Einbeziehung dieſer Bevölkerungsteile und Gegenden in den Bereich deutſcher Sprache und Kultur[59].

Von beſonders nachhaltiger Wirkung iſt dabei geweſen, daß das Gebiet dieſer Feſtehöfe lange Zeit unter gottorfiſcher Herrſchaft geſtanden hat.

Die gottorfiſche Herrſchaft ſeit 1544 bezw. 1581 hat ja die Selbſtändigkeit der Herzogtümer gegen Dänemark und, wie ſchon erwähnt wurde, im Schleswigſchen die deutſche Entwicklung weiter geſichert; das gilt beſonders für ihre nordſchleswigſchen Teile, die Ämter Apenrade, Lügumkloſter und Tondern, die Landſchaft, die heute als das „Schiefe Viereck" Tondern—Lügumkloſter—Apenrade—Gravenſtein im geiſtigen und wirtſchaftlichen Grenzkampf eine ganz beſondere Rolle ſpielt[60].

Hatten die Gottorfer aus ihrem Territorium einen ſtraff organiſierten Staat geſchaffen unter Zurückdrängung der Stände, ſo war eine andere Konkurrenz nicht zu beſeitigen geweſen: die des königlichen Mitregenten, dem der Herzog in Holſtein gleichgeordnet war als deutſcher Reichsfürſt, in Schleswig auch als Mitregent, aber hier zugleich untergeordnet als ſein Vaſall. Das aufſtrebende Gottorf rang um Befreiung von dieſer Lehnsabhängigkeit, die es immer wieder in die däniſchen Kriegswirren verwickelte. Es ſuchte und fand Anſchluß an die Großmacht Schweden, mit deren Hilfe es 1658 und 1660 in Schleswig von der Vaſallität frei, ſouverän wurde. Das abſolut gewordene däniſche Königtum ſetzte nun ſeine ganze Kraft ein, Gottorf aus dem Sattel zu heben. Es kam zu kriegeriſchen Konflikten mit wiederholter, z. T. mehrjähriger Beſetzung des gottorfiſchen Gebiets durch königlich-däniſche Truppen 1676—1679, 1684—1689, 1699, 1700, Jahre, in denen die gottorfiſchen Ämter in Schleswig alle Leiden einer fremdherrlichen militäriſchen Beſetzung durchgemacht haben. In dieſen vielen Leidensjahren beobachten wir überraſchend viele Beweiſe der Anhänglichkeit der gottorfiſchen Untertanen, gerade auch der däniſchſprechenden im Schiefen Viereck, gegenüber ihrem doch ſo ausgeſprochen deutſchen Fürſtenhauſe, einer Treue, die durch nichts zu erſchüttern geweſen iſt. Wir beobachten hier immer wieder paſſiven Widerſtand, Steuerverweigerung, Verweigerung des Huldigungseides, Fahnenflucht der zwangsmäßig zur königlichen Armee gepreßten Mannſchaften aus gottorfiſchen Ämtern, Gewiſſenskonflikte, Weigerung der Geiſtlichen, für das däniſche Königshaus und den Sieg der Waffen zu beten, gewaltmäßigen Widerſtand u. a. m.[60]. Immer enger ſchloß Gottorf ſich an Schweden an, mit deſſen Hilfe ſchließlich die gottorfiſche Frage in der europäiſchen Kabinettspolitik eine Rolle geſpielt hat, die im grellſten Mißverhältnis zu den Mitteln des winzigen Staates ſtand. Eine Unneutralität Gottorfs gab Dänemark 1713 den erwünſchten Vorwand, wieder zu einer Beſetzung zu greifen und 1721 die gottorfiſchen Gebiete in Schleswig mit den königlichen zu vereinigen, den gottorfiſchen Staat auf ſchleswigſchem Boden zu beſeitigen. Wie 1713—1721 wieder auch die däniſchſprechenden Untertanen ihrem Fürſtenhaus rührende Beweiſe der Anhänglichkeit gegeben haben, ſo blieb auch nach 1721 in der Bevölkerung des Schiefen Vierecks noch durch Generationen, wofür wir eindeutige Belege [60] haben, ein gottorfiſches Sonderbewußtſein lebendig, ein Nachklang des Gegenſatzes königlich—herzoglich. An einen nationalen Gegenſatz dürfen wir hierbei nicht denken. Wirkſam war hier nur ein rein dynaſtiſches Treuegefühl, ein Staatspatriotismus. Ein eigentliches Nationalgefühl hat jene Zeit noch nicht gekannt. Wohl aber lag in der Seele der Bevölkerung unter ihrer politiſchen Bewußtſeinsſchwelle das, was die Nationalität ausmacht, und das iſt zu willensbeſtimmender Klarheit aufgeſtiegen, als das ſchleswigſche Volk in den tiefgreifenden ſeeliſchen Kämpfen der Jahre nach 1836 ſich vor die Gewiſſensfrage der Entſcheidung für den Norden oder den Süden geſtellt ſah.

---

[59] L. Andreſen in: Zeitſchrift 60, S. 592.

[60] L. Andreſen, Geſchichtliche Vorausſetzungen uſw., S. 216ff.

Damals erfolgte der willensmäßige Durchbruch däniſchſprechender Nordſchleswiger zum deutſchen Volk auf Grund ihres Volkstums und geſchichtlichen Heimaterbes ganz beſonders klar im Schiefen Viereck, dem Kerngebiet des alten Feſteweſens und des Gottorfertums. Gottorfiſche Nachklänge, deutſche Volkstumselemente, die in einem ins Unbewußte verſunkenen Denken und Fühlen einer vergangenen Welt verwurzelt waren, ſtiegen ins Bewußtſein empor und beſtimmten entſcheidend den nationalen Willen, den Willen zur deutſchen Volks- und Schickſalsgemeinſchaft. Und ſie wirken noch heute unbewußt mit.

Es kann gar keine Frage ſein, daß, wenn in Dörfern der Schluxharde, wie Duborg, Freſtrup, Jündewatt, Bredewatt, Lüdersholm, Nolde u. a., die ganz oder faſt ganz aus früheren Feſtehöfen beſtehen, 1920 bei der Abſtimmung 50—74% deutſche Stimmen abgegeben worden ſind, hier ein im Feſteweſen begründeter, geſchichtlicher Zuſammenhang mit wirkſam geweſen iſt.

Die Nachklänge gottorfiſchen Erbes im Heimdeutſchtum des Schiefen Vierecks hat man früher däniſcherſeits nicht zugeben wollen. Nachdem neuerdings eine Menge eindeutiger, quellenmäßiger Zeugniſſe zu dieſer Frage veröffentlicht worden iſt [60], iſt über ſie nicht mehr zu diskutieren. Sie iſt eine Tatſache, die der Forſchung, die bemüht iſt, das geſchichtliche Heimatrecht deutſcher Geſinnung in Nordſchleswig urkunden- und aktenmäßig aufzuklären, für das altgottorfiſche Gebiet wertvollſte Hinweiſe gibt, denen mit den Mitteln ortsgeſchichtlicher Kleinarbeit, bäuerlicher Hof- und Sippenforſchung uſw. nachgegangen wird. Gleiches gilt für die Frage der Bedeutung des Feſteweſens für die deutſche Entwicklung. Die Feſteverhältniſſe, Folge und Stellung der Inhaber der einzelnen Feſtehöfe und andere Dinge laſſen ſich dank des recht reichhaltig überlieferten amtlichen Urkunden- und Rechnungsmaterials meiſt verhältnismäßig gut beobachten, in Einzelfällen von etwa 1450 ab, genauer ſeit Mitte des 16. Jahrhunderts und bis zur Aufhebung des Feſteverhältniſſes im 18. und 19. Jahrhundert oder bis zur Beſeitigung ſeiner letzten ſteuerlichen Auswirkungen durch die preußiſche Reallaſtenablöſung von 1873 ab, die die preußiſche Regierung mit vorbildlicher Sorgfalt auch aktenmäßig durchgeführt hat.

Beide Fragen, die der Nachklänge des Feſtewesens und des Gottorfertums in heimdeutſcher Geſinnung, ſind nur Teilgebiete in dem vielgeſtaltigen Bereich der Heimdeutſchtumsforſchung in Nordſchleswig und der Geſchichte des Deutſchtums in Schleswig überhaupt. Aber ſie betreffen, wie ſchon geſagt wurde, ein beſonders umkämpftes Kerngebiet des Heimdeutſchtums[61]. Hier wie in ganz Schleswig hat unſere Geſchichtsforſchung reiche Gelegenheit und reiche Verpflichtung zum Dienſt am deutſchen Gedanken im Grenzland.

---

[61] Es tritt als ſolches ſehr deutlich hervor in den Karten von P. Langhanns, Deutſches Volkstum in Nordſchleswig nach den Ergebniſſen der däniſchen Folkethingswahl vom 22. Oktober 1935, in Petermanns Geographiſchen Mitteilungen, 82. Jg. 1936.

Eindringen und Verbreitung der deutſchen Stadtrechte in Böhmen und Mähren

Von Wilhelm Weizſäcker

Mit einer Karte

Zweck dieſes Aufſatzes iſt nicht ſo ſehr die Gewinnung neuer wiſſenſchaftlicher Erkenntniſſe als die überſichtliche Darſtellung deſſen, was wir bereits über den Gegenſtand unſerer Unterſuchung wiſſen. Freilich hoffen wir, durch die erneute Darſtellung manches in eine neue Beleuchtung zu rücken und die Verbreitung des deutſchen Stadtrechts klarer als bisher herausarbeiten zu können.

Wiederholt iſt die Verbreitung des deutſchen Stadtrechts in den Sudetenländern auch kartenmäßig dargeſtellt worden. Im geſamtdeutſchen Raum geſchah dies bei v. Künßberg in ſeiner Rechtsſprachgeographie (1926). Auf dem 17. Deckblatt (Überſichtskarte der Stadtrechte) finden wir ſchematiſch abgegrenzt die Stadtrechtsgebiete von Magdeburg, Nürnberg, Wien und Iglau. Auf den Deckblättern 19 und 20 (Stadtrechte II und III) ſind dieſe Stadtrechtsgebiete durch beſonders geformte Zeichen, welche die Zugehörigkeit zu einem beſtimmten Stadtrechtsgebiete anzeigen, ausgefüllt. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß eine ſolche Darſtellung auf den erſten Anhieb nicht durchweg befriedigend ausfallen konnte: Die Zurechnung des Iglauer Rechts zum Wiener Stadtrechtsgebiete iſt nicht zutreffend und das Brünner Recht iſt überhaupt nicht berückſichtigt. Etwa die gleichen Unebenheiten weiſt die von v. Künßberg bearbeitete Karte im Buch vom deutſchen Volkstum (1935, S. 135) auf, indem auch ſie Iglau und Znaim einfach zum Wiener Stadtrechtsgebiete rechnet und Brünn außer Betracht läßt; ein großer Vorzug, der die Überſicht beträchtlich erhöht, iſt jedoch die Verwendung verſchiedenfarbiger Zeichen.

Etwa zur gleichen Zeit wie v. Künßbergs Rechtsſprachgeographie (1926) erſchien meine Karte „Überſicht über die Verbreitung des deutſchen Stadtrechtes in Böhmen, Mähren und dem ehem. öſterr. Schleſien“ in „Staat und Volkstum“, S. 561. Sie iſt von dem Beſtreben geleitet, die Veräſtelungen des deutſchen Stadtrechts bis in ſeine äußerſten ſtädtiſchen Zweige darzuſtellen, arbeitet deshalb mit Buchſtabenbezeichnungen, die — dem einzelnen Stadtnamen beigefügt — das in der Stadt gebrauchte Recht erkennen laſſen. Dagegen iſt die Zugehörigkeit einer Stadt zu einem beſtimmten Stadtrechtsgebiete erſt durch Verfolgung bis zum oberſten Oberhofe erkennbar. Deshalb entbehrt die Karte, die übrigens auch einige Verſehen enthält, der

Überſichtlichkeit. In der nächſten Zeit ſoll daher dieſe Karte in der Form veröffentlicht werden, daß die wichtigſten Stadtrechtsgebiete durch Grenzlinien hervorgehoben werden, ſo daß insbeſondere die große Grenzlinie zwiſchen ſächſiſchem (und flämiſchem) und ſüddeutſchem Stadtrechte deutlich in die Augen ſpringt. Das wäre eine Verbindung punktmäßiger mit flächenhafter Darſtellung.

H. Aubin hat ſeinem Beitrag in der Feſtſchrift für Friederichſen (1934) eine Karte über die deutſchen Stadtrechtslandſchaften des Oſtens beigegeben. Wertvoll und belehrend ſind ſeine Ausführungen über die Technik der bis dahin erſchienenen Stadtrechtskarten. Das von ihm ſelbſt verwendete Flächenſyſtem läßt die im Oſtraum vorhanden geweſenen Stadtrechtsgebiete anſchaulich hervortreten. Auf genaue Grenzziehung und Verfolgung der Einzelheiten wird bewußt verzichtet.

Alle bisher erwähnten Karten geben „Zuſtandsbilder“. Der von mir eingeſchlagene Ausweg, den Übergang zu einem andern Stadtrecht bei der einzelnen Stadt durch Beifügung eines zweiten Zeichens zu veranſchaulichen, iſt nur ein Notbehelf, der die erwünſchte Überſichtlichkeit vermiſſen läßt, wenn man nicht wenigſtens mit verſchiedenfarbigen Zeichen arbeitet. Dagegen hat die von F. Schilling (Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutſchtums I, S. 559) entworfene Karte der Brünner deutſchen Rechtslandſchaft den Vorzug, durch Pfeilverbindungen, die mit Jahreszahlen verſehen ſind, den Verbreitungsvorgang ſelbſt darzuſtellen; freilich iſt dieſe Karte ſachlich nicht durchweg verläßlich.

Einen ähnlichen Weg ſchlägt die jüngſt von Schultheiß im Jahrbuch für Fränkiſche Landesforſchung 2 (1936, S. 39) vorgelegte Karte ein, welche die Verbreitung des Prager Rechts darſtellt, zum Teil auf meiner Karte beruht, ſich aber der Veranſchaulichung durch Pfeile (ohne Jahreszahlen) bedient.

Schließlich ſei noch die Karte Nr. 24 in dem vor ganz kurzer Zeit erſchienenen Werke „Kulturräume und Kulturſtrömungen im mitteldeutſchen Oſten“ (von Ebert, Frings, Gleißner, Kötzſchke, Streitberg) erwähnt. Sie bringt auch einen Teil von Böhmen zur Darſtellung und veranſchaulicht die Stadtrechtsgebiete, indem ſie den höchſten Oberhof bzw. die Mutterſtadt des Stadtrechtsgebiets mit den davon abhängigen Städten durch gerade Linien verbindet. Jahreszahlen ſind nicht beigegeben, die Zwiſchenglieder nicht berückſichtigt. Die Karte kann daher nur ein (wenn auch eindrucksvolles) Zuſtandsbild vermitteln.

Ich lege nunmehr eine Karte über die Verbreitung des deutſchen Stadtrechts in Böhmen und Mähren vor, der ich von dem benachbarten Schleſien nur den jetzt tſchechoſlowakiſchen Teil hinzufüge[1]. Das übrige Schleſien wird nur inſoweit berückſichtigt, als es für die Verbreitung des Stadtrechts im behandelten Gebiete notwendig erſcheint; denn das Stadtrecht des eigentlichen Schleſien (zu dem die Gebiete von Troppau und Jägerndorf ja nicht gehörten) hat ſeine beſondere Geſchichte. Als zeitliche Grenze habe ich mir die Mitte des 14. Jahrhunderts geſetzt, da es mir darauf ankam, die Anfänge und die Verbreitung des Stadtrechts herauszuarbeiten. Geht man zeitlich weiter, ſo droht die verwirrende Fülle neu auftauchender Rechtsbeziehungen die erwünſchte Überſichtlichkeit zu vernichten. Warum ich gerade die Mitte des 14. Jahrhunderts als zeitliche Grenze wählte, ſoll am Schluſſe dieſer Unterſuchung dargelegt werden[1a].

---

[1] Erſt nach Drucklegung kam mir die Karte über die Verbreitung des deutſchen Stadtrechts nach dem Oſten zu Geſicht, die dem Werke „Magdeburg in der Politik der deutſchen Kaiſer“, hrsgg. von der Stadt Magdeburg (Heidelberg-Berlin 1936), beigegeben iſt. Die Karte, in Fünffarbendruck ſchön ausgeführt, beruft ſich auf meine Vorarbeit, weiſt jedoch leider gewiſſe Unvollkommenheiten auf, die in Einzelheiten ein unrichtiges Bild hervorrufen. Als erſte Überſicht kann ſie dienen, doch iſt ſie auch bezüglich der Sudetenländer mit Vorſicht zu benützen. Mitgearbeitet habe ich an ihr nicht.

I. Dadurch daß wir die jenſeits dieſer Grenze liegende Fortentwicklung unberückſichtigt laſſen, treten die Aufmarſchlinien des deutſchen Stadtrechts gegen Böhmen und Mähren deutlich in Erſcheinung. Vorläufig muß es dabei bleiben, daß der erſte Einbruch deutſchen Stadtrechts in Böhmen-Mähren nach Mähren von Freudenthal aus erfolgte. Dorthin muß um 1213[2] Magdeburger Recht gelangt ſein. Auf welchen Wegen es dorthin kam, iſt noch ungewiß. Vermutungsweiſe nehmen wir den Weg von der „oſtſaaliſchen Ausgangsbaſis“[3] über Goldberg an; jedenfalls führte der Weg nicht durch Böhmen und Mähren, ſondern jenſeits der böhmiſchen Grenze dem Rieſengebirge entlang. Nur dies ſtimmt ſowohl mit den rechtsgeſchichtlichen Gegebenheiten wie mit den von Ernſt Schwarz ermittelten Siedlungsbahnen überein. Wir können nur noch hinzufügen, daß der Weg des Magdeburger Rechts Neiße, das flämiſches Recht hatte, beiſeitegelaſſen haben muß. Klar erkennbar iſt der weitere Weg, den das Magdeburger Recht von Freudenthal aus genommen hat. Denn in der Urkunde von 1223, deren Echtheit mit unzulänglichen Gründen angezweifelt wurde[4], erhielt Mähr. Neuſtadt das Magdeburger Recht von Freudenthal. Von Mähr. Neuſtadt ſtieß das Magdeburger Recht in die Marchniederung vor, und zwar einerſeits, ſpäteſtens 1258[5], nach Gewitſch, anderſeits, wohl vor 1256, nach Olmütz. Von hier war nur mehr ein kleiner Schritt zur Bečwa-Oder-Furche: Um 1256[6] gibt Olmütz ſein Stadtrecht (das freilich erſt 1326[7] ausdrücklich als

---

[1a] An allgemeinem Schrifttum über das Stadtrecht Böhmens und Mährens erwähne ich: Hanĕl, O vlivu práva německého v Čechách a na Moravě. Werunſky, Die culturhiſtoriſche Bedeutung des deutſchen Städteweſens in Böhmen, MVGDB. 20 (1882), S. 61 ff. Pangerl, Über Städtegründer und Städtegründungen in Böhmen und Mähren, MVGDB. 16 (1878), S. 33 ff. Grunzel, Über die deutſchen Stadtrechte Böhmens und Mährens, MVGDB. 30 (1892), S. 128 ff.; 31 (1893), S. 129 ff., 263 ff. Lippert, Socialgeſchichte Böhmens in vorhuſſitiſcher Zeit II, S. 124 ff. Juritſch, Die Deutſchen und ihre Rechte in Böhmen und Mähren im XIII. und XIV. Jahrhunderte, S. 104 ff. Zycha, Über den Urſprung der Städte in Böhmen und die Städtepolitik der Přemysliden (auch in MVGDB. 52 (1914) und 53 (1915), angeführt nach der Buchausgabe). Vacek, Emfyteuse v Čechách ve XIII. a XIV. stol. Čas. pro děj. venk. 7 (1920), S. 4 ff., 41 ff., 112 ff.; 8 (1921), S. 17 ff. Vacek, Soudnictví v Čechách, městské a vrchnostní, až do XV. stol. Čas. pro děj. venk. 9 (1922), S. 129 ff. 177 ff.; 10 (1923), S. 19 ff., 79 ff., 136 ff.; 11 (1924), S. 3 ff., 81 ff., 152 ff.; 12 (1925), S. 14 ff., 81 ff. Einzelſchrifttum wird im folgenden angeführt werden.

[2] Dies ergibt ſich aus der Mähr. Neuſtädter Gründungsurkunde, CBoh. II, 246 (1223).

[3] Vgl. die Karte Abb. 38 bei Ernſt Schwarz, Sudetendeutſche Sprachräume, S. 269.

[4] Vgl. Weizſäcker, Zur Einführung des Magdeburgiſchen Rechtes in Mähren, Wiſſ. Vierteljahrsſchr. der Prager Jur. Zeitſchr. 2 (1922), Sp. 79. Kux, Geſchichte der kgl. Stadt Mähr. Neuſtadt.

[5] CMor. V, Suppl. 29 (1258). [6] CMor. III, 228 (1256). [7] RBoh. III, 1310 (1327).

Magdeburger bezeichnet wird) an Prerau, 1292[8] an Mähr. Weißkirchen, wo es das frühere Leobſchützer Recht ablöſte. Marchaufwärts pflanzte ſich das Magdeburger Recht von Olmütz 1327[9] nach Littau fort. Damit ſcheint dieſer Stoß vorläufig verebbt. Nur eine ſchwache Einwirkung iſt (wahrſcheinlich von Mähr. Neuſtadt aus) vor 1243 nach Brünn und vor 1249 nach Iglau gedrungen, wovon ſpäter am gehörigen Orte die Rede ſein wird.

II. Unabhängig von dieſem erſten Wege ſcheint das Magdeburger Recht über Breslau nach Troppau gekommen zu ſein. Breslau hat ſeine erſte Bewidmung mit Magdeburger Recht 1261 erhalten. Troppau erſcheint 1224[10] als Stadt und hat 1301[11] von Breslau eine Mitteilung Magdeburger Rechts erhalten. Dieſes war aber ſchon 1269 beſtimmt zu Troppau in Gebrauch. Denn in dieſem Jahre[12] ſtößt das Magdeburger Recht von Troppau nach der durch Biſchof Bruno von Olmütz gegründeten Stadt Braunsberg im Kuhländchen vor, und um 1300[13] gelangt es, zweifellos ebenfalls von Troppau, nach Zuckmantel. Daraus ſcheint ſich eine zweite wichtige Einbruchslinie (Breslau—Troppau—Braunsberg) zu ergeben. Aber die Vereinigung mit der weſtlicheren von Freudenthal—Mähr. Neuſtadt—Olmütz—Mähr. Weißkirchen wurde durch die Ausbreitung des Leobſchützer Rechts verriegelt.

III. Eine dritte Einbruchslinie des Magdeburger Rechts eröffnete ſich nach Leitmeritz. Es iſt zweifellos vor 1235[14] Stadt geworden. Zwar wird das Magdeburger Recht in Leitmeritz erſt 1262[15] ausdrücklich genannt, aber wir haben allen Grund zur Annahme, daß es ſchon viel früher in Übung war. Der Brief von 1282[16], mit dem die Magdeburger Schöffen ihre leider verlorene Rechtsmitteilung an Leitmeritz begleiten, bezeugt die Überlieferung, daß die Stadt auf Magdeburger Recht *gegründet* worden ſei („que nostris fundata dicitur legibus“). Eine Urkunde König Heinrichs von Böhmen vom Jahre 1308[17] verſichert dies beſtimmt („juribus Maydburgensibus, cum quibus ipsa Lithomierycenzis ciuitas a principio est fundata“). So wird es ſich wohl ſchon um Magdeburger Recht gehandelt haben[18], als 1237[19] Raudnitz, ein Stück ſtromaufwärts an der Elbe gelegen, die Rechte von Leitmeritz erhielt. Im Jahre 1257[20] gründete Przemyſl Ottaker II. die Prager Kleinſeite. Iſt unſere obige Vermutung bezüglich der Stadt Raudnitz richtig, ſo hat wohl auch die Kleinſeite ſchon bei ihrer Gründung Magdeburger Recht erhalten, das hier zuerſt

---

[8] CMor. IV, 302 (1292).

[9] RBoh. III, 1269 (1327).

[10] CBoh. II, 265 (1224).

[11] Zycha, Urſprung der Städte, S. 207.

[12] CMor. IV, 28 (1269).

[13] Pfitzner, Geſchichte der Bergſtadt Zuckmantel, S. 49. Derſ., Beſiedlungs-, Verfaſſungs- und Verwaltungsgeſchichte des Breslauer Biſtumslandes I, S. 363.

[14] CJM. II, 2 (1235). Hohmann, Die Anfänge der Stadt Leitmeritz, S. 109.

[15] CJM. II, 11 (1262).

[16] Hieke, MVGDB. 28 (1890), S. 354. CJM. II, S. 38.

[17] CJM. II, 85 (1308).

[18] Dagegen insbeſ. Vacek, Agr. Archiv 6 (1919), S. 175. Teige, Kdy a kým zavedeno bylo právo magdeburské na Moravě. Právník 59 (1920), S. 244. Derſ., O deskách zemských a jich významu pro dějiny venkova. Čas, pro děj. venk. 8 (1921), S. 9ff.

[19] RBoh. II, 2824 (1237).

[20] Zycha, Prag. Ein Beitrag zur Rechtsgeſchichte Böhmens im Beginn der Koloniſationszeit, S. 13f.

1312 bezeugt iſt. Damit war das Magdeburger Recht bis in die Mitte des Landes Böhmen vorgeſtoßen. Etwa gleichzeitig muß es ſich aber elbaufwärts, und zwar vor 1259 bis Königgrätz, verbreitet haben, da in dieſem Jahre[21] die Kloſterſtadt Leitomiſchl die Rechte von Grätz (und anderen Städten des Königreichs) erhält. Die Erwähnung „anderer Städte“ legt den Gedanken an Leitmeritz nahe. Denn aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts haben wir eine in Königgrätz entſtandene Schöffenſpruchſammlung[22], welche deutlich die Unterordnung dieſer Stadt unter den Leitmeritzer Oberhof und ihre eigene Oberhofſtellung gegenüber Chrudim, Leitomiſchl und Glatz erweiſt. Von Chrudim, das uns als Angehörige des Iglauer Stadtrechtsgebiets entgegentreten wird und erſt ſpäter zum Magdeburger Rechtskreiſe überging, ſei hier nicht weiter gehandelt. Hohenmaut hat wohl ſchon 1265 Magdeburger Recht gehabt, da es in dieſem Jahre[23] ſein Recht an Polička weitergab und in der erwähnten Schöffenſpruchſammlung als zum Leitmeritzer Oberhofe gehörig erſcheint. Ob das Magdeburger Recht unmittelbar oder durch Vermittlung von Königgrätz nach Hohenmaut kam, muß dahingeſtellt bleiben, doch ſcheint Hohenmaut ſeinen Zug nach Königgrätz gehabt zu haben. Braunau bekam, wiewohl eine grundherrliche Stadt, 1348[24] die Rechte von Königgrätz und Glatz beſtätigt.

Vor 1261 iſt das Magdeburger Recht auch nach Kolin und Kauřim gelangt, weil damals[25] das Magdeburger Recht, wie es dieſe königlichen Städte haben, dem grundherrlichen Přelautſch beſtätigt wird. Gerade das iſt die älteſte ausdrückliche Erwähnung Magdeburger Rechts in Böhmen, obwohl dieſes, wie ausgeführt, ſchon durch etwa dreißig Jahre in Böhmen heimiſch geweſen ſein muß.

Hatte ſich alſo das Magdeburger Recht in das Gebiet der oberen Elbe und darüber hinaus bis in die Mitte des Glatzer Keſſels ausgebreitet, ſo wanderte es auch ſchon vor 1278[26] von Leitmeritz elbaufwärts nach Außig, vor 1305[27] in ſüdlicher Richtung nach Schlan und 1325[28] egeraufwärts nach Laun. Der Grund, warum es nicht weiter weſtlich vordrang, liegt wohl darin, daß das Prager Recht der ſchon vor 1249 ſicher beſtehenden Stadt Saaz ſein weiteres Fortſchreiten hemmte.

Dagegen verdichtete ſich die Reihe der Städte Magdeburger Rechts an der Elbe. In Nimburg iſt es 1327[29] bezeugt. Von hier wandert es 1334[30] im Iſertal aufwärts in das grundherrliche Jungbunzlau. Wenzel II. hat in einer nur als Formel erhaltenen Urkunde (vielleicht von 1291)[31] auch an Böſig Nimburger Recht verliehen, und vielleicht iſt ſchon damals der Stadt Böſig Hirſchberg untergeordnet worden, das Ottaker II. 1264 mit Prager Recht begabt hatte. 1337[32] übertrug aber Hynko Berka von Duba die Rechte von Böſig auf das einige Zeit vorher gegründete Weißwaſſer, zu dem nunmehr auch Hirſchberg gehörte, ſo daß wir auch in Weißwaſſer die Herrſchaft Nimburger Rechts anzunehmen haben.

---

[21] RBoh. II, 230 (1259).

[22] Abgedruckt CJB. II, 4, S. 372ff. Angef. Hom. 191. Dazu Kiſch, ZSStRG. XLIV, 1924, Germ. Abt., S. 367f.

[23] CJM. II, 14 (1265).

[24] Franz Weiß, Oſtböhm. Heimat 1926, S. 87f.

[25] RBoh. II, 2825 (1261).

[26] CJM. II, 133 (1325) beſtätigt die Rechte aus der Zeit Przemysl Ottokars II.

[27] CJM. II, 188 (1336) beſtätigt die Rechte aus der Zeit Wenzels II.

[28] CJM. II, 134 (1325).

[29] CJM. II, 149 (1327).

[30] CJM. II, 169 (1334).

[31] Vgl. Novotný-Šimák, České dějiny I, 4, S. 754, Anm. 1. RBoh. II, 2411.

IV. Zwiſchen und hinter den Anſatzpunkten Freudenthal und Troppau entſtand ein weiterer in Leobſchütz. Mit der Urkunde Przemysl Ottakers II., welche das von ſeinen Vorfahren (Mehrzahl!) gewährte Privileg erwähnt, kommen wir mindeſtens in die Zeit Przemysl Ottakers I. (vor 1230). Die Herkunft des Leobſchützer Rechts vermögen wir nicht zu beſtimmen. Insbeſondere kann die Geltung des ſog. Dritteilsrechts nicht zur Annahme flämiſchen Rechtes führen[33], dem nicht das Dritteilsrecht, ſondern die Halbteilung eigen iſt. Eher würde das Dritteilsrecht auf anderweitigen fränkiſchen Einfluß ſchließen laſſen[34]. In dieſelbe Richtung wieſe auch die Erwähnung des Gottesfriedens[35] mit nicht geringerer Berechtigung als nach Flandern. Wir verweiſen auch auf eine gewiſſe Ähnlichkeit von Art. 16 der Leobſchützer Urkunde mit dem Anfange des Rechtsbuchs der Stadt Mühlhauſen in Thüringen und auf die Urkunde für Pozmansdorf (unten Anm. 41). Damit ſtimmt ſchließlich auch das Ergebnis der Mundartforſchung von Ernſt Schwarz[36] überein, der bei den Trägern des (von ihm angenommenen) flämiſchen Rechts um Leobſchütz an Mittelfranken denkt.

Wie immer dem auch ſein mag, jedenfalls wurde ſchon 1253[37] die Stadt Benniſch nach Leobſchützer Recht gegründet. 1265[38] iſt es in Kranowitz bezeugt. 1272[39] ſtieß es ſogar bis nach Ung. Brod in Südmähren vor. 1276[40] ergriff es das halbwegs zwiſchen Leobſchütz und Ung. Brod gelegene Mähr. Weißkirchen, wo es ſich freilich nicht lange behauptete. 1294[41] gebrauchte es Freiberg und 1301[42] beherrſchte es wohl auch ſchon die Orte Wigſtadtl, Bautſch und Liebau. Wahrſcheinlich galt es auch in Fulnek ſchon ſeit der Entſtehung der Stadt (vor 1293) und (in Geſtalt des Fulneker Rechts) ſeit etwa 1316[43] in Neutitſchein. Das Leobſchützer Recht iſt übrigens verhältnismäßig bald dem Magdeburger Rechtseinfluß erlegen.

V. Flämiſches Recht hatte zweifellos die älteſte Stadt des Breslauer Bistumslandes, Neiße. Dieſe Stadt bekam zwar 1308 von Breslau Magdeburger Recht. Aber ſchon 1310[44] wird ihr wegen der vielfachen Nachteile, die das Magdeburger Recht mit ſich gebracht habe, das „jus municipale Flamingicum . . ., quod ex antiquo et a primeva locatione ipsius civitatis habitum est ibidem“ wieder zurückgegeben. Leider wiſſen wir nichts von den „scriptis et libris“ des flämiſchen Rechts, auf die hierbei Bezug genommen wird; feſt ſteht aber, daß Neiße irgendwelche als flämiſch geltende Rechtsaufzeichnungen gehabt haben muß. Klar tritt ein für das flämiſche Recht bezeichnender Rechtsſatz hervor, der in den Urkunden von 1290 und 1310 beſonders kräftig betont wird: Ein Mädchen, das ſich (zwecks Eheſchließung) entführen läßt, verliert das Erbrecht gegen ihre Eltern[45].

---

[32] RBoh. IV, 419 (1337).

[33] Für flämiſches Recht insbeſ. Bednara, Beiträge zur Heimatkunde Oberſchleſiens.

[34] Vgl. jetzt v. Loeſch, ZSStRG. LVI, 1936, Germ. Abt., S. 540. Siehe auch unten Anm. 41.

[35] Vgl. Herbert Meyer, Freiheitsroland und Gottesfrieden, SA. aus den Hanſ. Geſchichtsbll. 56 (1931), S. 38ff.

[36] Ernſt Schwarz, a. a. O. S. 216.

[37] Vgl. Latzke, Die Anfänge der Stadt Benniſch, ZGKgSchl. 20 (1930—1933), S. 45.

[38] RBoh. II, 2793 (1265).

[39] CMor. IV, 68 (1272).

[40] CMor. IV, 122 (1276).

[41] CMor. V, 14 (1294). Fränkiſche Hufen neben Leobſchützer Recht in Pozmansdorf.

[42] Berger, Die Beſiedlung des deutſchen Nordmährens, S. 338, mit Berufung auf CMor. V, 127 (1301).

[43] Berger, a. a. O. S. 295, 303.

[44] Tzſchoppe-Stenzel 111 (1310).

Ottmachau hat 1348 (oder ſchon 1347)[46] das flämiſche Recht von Neiße erhalten. Von Ziegenhals, Freiwaldau und Weidenau können wir den Gebrauch flämiſchen Rechts aus der Oberhofſtellung Neißes im Biſchofslande (1290)[47] erſchließen. Doch machen ſich bei Weidenau in der Urkunde von 1291[48] fränkiſchrechtliche Einflüſſe (Töpferabgabe und Dritteilsrecht) bemerkbar. Einen nach Mähren hineinreichenden Einfluß des Neißer Stadtrechts vermögen wir nicht feſtzuſtellen.

VI. Von größter Bedeutung für Böhmen ſcheint das Recht der im bairiſch-fränkiſchen Grenzgebiete gelegenen Reichsſtadt Nürnberg geworden zu ſein. Freilich liegt über den Beziehungen Nürnbergs zu den böhmiſchen Städten ein Schleier, der ſchwer zu lüften iſt. Über Zeit und Art der Übernahme Nürnberger Rechts wiſſen wir nichts Genaues. Eger wird 1203[49] zum erſtenmal civitas genannt. Daß es Nürnberger Recht gebrauchte, zeigt die innere Verwandtſchaft der beiden Stadtrechte und die für das 14. Jahrhundert bezeugte Einholung von Rechtsbelehrungen bei den Nürnberger „Altvätern“[50]. Aber wann die Rechtsübernahme erfolgte, iſt nicht feſtſtellbar; wir glauben ſie jedenfalls noch ins 13. Jahrhundert verlegen zu dürfen, wahrſcheinlich ſchon vor das Egerer Privileg von 1279. Es iſt eine Eigenheit des Magdeburger Rechts, daß die Übertragung eines beſtimmten Stadtrechts ausdrücklich ausgeſprochen wird, während wir bei den ſüddeutſchen Stadtrechten in der Regel auf ſchwierige Unterſuchungen des Inhalts angewieſen ſind. Bei der Weiterverbreitung des Egerer Rechts ſind wir aber in der glücklichen Lage, auf klare Quellennachrichten hinweiſen zu können. Im Jahre 1319[51] kommt das Egerer Recht an Schönbach, den Hauptort des Schönbacher Ländchens, das damals nicht mehr zum Egerlande gehörte; 1326[52] an das burggräflich nürnbergiſche Wunſiedel, und ſchon 1324[53] Wunſiedler Recht an (das ebenfalls dem Burggrafen gehörige) Kirchenlamitz; 1343[54] bekommt das im Beſitz des Kloſters Waldſaſſen befindliche Bärnau ebenfalls Egerer Recht. Der Gebrauch dieſes Rechts in Elbogen[55] geht ſicher in die

---

[45] Tzſchoppe-Stenzel 83 (1290), 111 (1310). Vgl. dazu Warnkönig, Flandriſche Rechtsgeſchichte III, 1, S. 64.

[46] Tzſchoppe-Stenzel 157 (1347), 163 (1348).

[47] Tzſchoppe-Stenzel 83 (1290). Pfitzner, Biſchofsland, S. 362.

[48] Tzſchoppe-Stenzel 84 (1291).

[49] RBoh. I, 467 (1203).

[50] Weizſäcker, Egerer und Nürnberger Stadtrecht, Jahrb. des MVGDB. 3 (1930—1933), S. 265ff. Schultheiß, a. a. O. S. 27f.

[51] Mädler, Zur Geſch. des Schönbacher Ländchens, Unſer Egerland 25 (1921), S. 44.

[52] Mon. Zoll. II, 609 (1326).

[53] Mon. Zoll. II, 582 (1324).

[54] Gradl, Geſch. des Egerlandes, S. 187.

[55] CJM. II, 337 (1352).

Zeit König Johanns von Luxemburg zurück. Durch die Erreichung von Elbogen hatte das Egerer Recht die Oſtgrenze des alten Egerlandes weit überſchritten, was für ſeine ſpätere Weiterverbreitung von Wichtigkeit war. Aber auch die ſpätere Weiterverbreitung fand, was doch auch hier beſonders betont ſei, an der nordbairiſch-weſtböhmiſchen Mundartengrenze ihr Ende. Denn dort ſtieß das Egerer Recht auf das Prager Recht der Stadt Saaz und ihrer Tochterſtädte.

VII. Die alte deutſche Kaufmannsgemeinde in der Prager Vorburg hat im 12. Jahrhundert wahrſcheinlich Handels- und Rechtsbeziehungen zu Regensburg gehabt. Schwache Spuren laſſen einen weiteren Zuſammenhang etwa mit Freiburg i. Br. und Köln ahnen[56]. Wir wiſſen nicht, welche Gründe dazu geführt haben, daß an die Stelle dieſer alten Rechtsbeziehungen die Annahme Nürnberger Rechts trat[57]. Aber die Tatſache, daß dieſe Änderung eintrat, läßt ſich ſchwerlich mit Grund bezweifeln. Die Annahme Nürnberger Rechts muß ſpäteſtens Mitte des 13. Jahrhunderts erfolgt ſein. Denn nur ſo können wir die urkundliche Nachricht deuten, die uns darüber erhalten iſt. Eine Urkunde König Johanns von 1315[58] gewährt einem Dorfe bei der königlichen Burg Pürglitz, Lubno, das Recht der Stadt Nürnberg, das die Altſtadt Prag von ihrer erſten Gründung an genoſſen hat und genießt. Obzwar die Urkunde nur in einem notariellen Transſumpt des Jahres 1612 auf uns gekommen iſt, haben wir keinen Grund, an ihrer Echtheit zu zweifeln[59]. Auch in der Regelung des Rechtszuges, die Wenzel IV. im Jahre 1387[60] erließ, werden diejenigen Städte, die ad jus Nurembergense berufen wollen, an die (Alt-) Stadt Prag gewieſen, „ubi talia jura redduntur". Die Behauptung Mendls[59], daß Nürnberg im 13. Jahrhundert kein geeignetes Muſter für Prag habe abgeben können, weil es erſt im 13. Jahrhundert zur Entfaltung gekommen ſei, iſt ſchon durch den Hinweis auf das Nürnberger Privileg von 1219 zur Genüge widerlegt. Nachrichten über Rechtsbelehrungen Nürnbergs an Prag ſind freilich bis jetzt nicht aufzufinden geweſen. Es iſt kein Erſatz dafür, wenn in der Prager Zinngießerordnung von 1371[61] bezüglich Zuſatzes von Blei zum Zinn auf die Gewohnheit von Nürnberg und Wien verwieſen wird. Wohl aber können wir auf die innere Verwandtſchaft der beiden Stadtrechte hinweiſen, die ſich beſonders deutlich in dem Vorhandenſein von Genannten als Urkundsperſonen äußert.

Unſeres Wiſſens zum erſtenmal wurde Altſtadt-Prager Recht 1264[62] von Ottaker II. an Hirſchberg verliehen, das unterhalb der Burg Böſig am Rande des großen Waldes gelegen war. Wir wiſſen, daß ſich das Prager Recht hier, nachdem die ganze Umgebung von Magdeburger Recht überflutet worden war, nicht zu halten vermochte. Dagegen fand das Prager Recht nach Nordweſten, Weſten und Süden noch freie Bahn. Wir finden es 1303[63] miesaufwärts in Beraun, von wo es 1343[64] auf das grundherrliche Hoſtomitz übergriff. Es drang weit hinein ins ſüdböhmiſche Plateau: 1327[65] bekam das an der Wottawa gelegene Piſek die Erlaubnis, ſich in allen Rechtsfällen des Prager Rechts zu bedienen; 1336[66] wird dieſes Recht den Klattauern beſtätigt. 1341[67] hat es auch ſchon Pilſen, das — ideal gelegen — ſpäter zum Mittelpunkt weiterer Ausbreitung werden ſollte. Wahrſcheinlich beſaß es 1337 auch Saaz, obzwar ein Beleg dafür erſt 1368[68] vorliegt; denn 1337[69] wird Saazer Recht an Rabenſtein verliehen. Es war geradezu ſelbſtverſtändlich, daß Karl IV. der Neuen Stadt, die er 1347[70] neben der Altſtadt Prag gründete, auch das Recht der Altſtadt verlieh, die ſeit Jahrzehnten als Hauptſtadt des Königreichs, caput totius regni u. ä., bezeichnet wurde[71], und an die nun auch die Neuſtädter ihre Urteile ſchieben ſollten.

---

[56] Mein Beitrag in der demnächſt erſcheinenden Feſtſchrift für Wilhelm Woſtry.

[57] Zycha, Prag, S. 215ff.

[58] RBoh. IV, 2128 (1315).

[59] Mendl, „Vici Theutunicorum" a „civitas circa s. Gallum". ČČH. 38, S. 258, zweifelt an der Glaubwürdigkeit der Urkunde, weil er unter dem Nürnberger Recht den Schwabenſpiegel verſtehen will.

[60] CJB. II, 3, S. 187ff.

[61] Peterka, Das Gewerberecht Böhmens im XIV. Jahrhunderte, S. 96.

[62] RBoh. II, 463 (1264).

Freilich, Przemysl Ottaker II. hatte einſtmals noch andere, ſtolzere Pläne gehegt, die durch das tatſächliche Ergebnis der geſchichtlichen Entwicklung zunichte gemacht wurden. Wir glauben ſie aus dem ſog. Ottokariſchen Stadtrechte zu erkennen, deſſen Bedeutung wir aber erſt dann voll zu würdigen vermögen, wenn wir die Entwicklung der Stadtrechte von Süd- und Mittelmähren kennengelernt haben.

VIII. Über die Herkunft des Stadtrechts von Wien iſt bisher keine reſtloſe Klarheit gewonnen. Das Schlagwort „babenbergiſche Stadtrechte", deſſen man ſich früher mit Vorliebe bediente, bringt uns nicht weiter. Die weitgehende inhaltliche Übereinſtimmung des Wiener Privilegs von 1221 mit dem Ennſer von 1212 iſt zwar ſehr bedeutungsvoll, ſagt aber über die Herkunft des Wiener Stadtrechts an ſich nichts aus. Für dieſe Herkunft ſtehen Beziehungen zu Regensburg oder zu Salzburg und Paſſau in Frage[72]. Die Brünner Handfeſte von 1243[73] ſtimmt zum großen Teil mit dem Wiener Privileg von 1221 wörtlich überein, ſo daß an einem Vorlageverhältnis nicht zu zweifeln iſt. Bedeutungsvoll ſcheint, daß im Brünner Privileg (Art. 11 des Priv. maius) gegenüber dem Wiener (und Ennſer) ein merkwürdiger Schreib- oder Leſefehler vorfindlich iſt (citaverit ſtatt cecaverit)[74]. Es war zwar in der Grundlage Wiener Recht, was in der Brünner Handfeſte übernommen wurde, aber doch keineswegs ausſchließlich. Auf einen (allerdings geringfügigen) ſächſiſchen Einfluß haben wir bereits hingewieſen. Er beſteht darin, daß Art. 7 des Brünner

---

[63] CJM. II, 76 (1303).

[64] RBoh. IV, 1258 (1343).

[65] CJM. II, 145 (1327).

[66] CJM. II, 186 (1336).

[67] Strnadt, Listař m. Plzně 50 (1341).

[68] Schleſinger, Urkundenbuch der Stadt Saaz 105 (1368): Rechtsbelehrung des Prag-Altſtädter Rats.

[69] RBoh. IV, 475 (1337).

[70] CJM. I, 48 (1347).

[71] Vgl. Zycha, Prag, S. 227.

[72] Vgl. jetzt auch Klebel, Zur Frühgeſchichte Wiens, Abh. zur Geſch. u. Quellenk. der Stadt Wien IV (1932), S. 103ff.

[73] Ich führe ſie nach der Ausgabe CJB. I, S. 72ff. an.

[74] Siehe auch Rößler, Deutſche Rechtsdenkmäler II, S. CXVI, Anm. 1. Zycha, Urſprung der Städte, S. 202, Anm. 1.

Privilegs (maius) mit dem Privileg Erzbiſchof Wichmanns von Magdeburg (§ 2) von 1188[75] übereinſtimmt. Schließlich bleiben eine Anzahl von Beſtimmungen, deren Herkunft wir nicht feſtſtellen können, die aber zum Teil nur örtliche Bedeutung haben und inſoweit als bodenſtändig anzuſehen ſind. Von einer weiteren Rechtsbeziehung mit Wien iſt nichts zu entdecken. Die Fortbildung des Brünner Rechts auf der gegebenen Grundlage iſt ſelbſtändig erfolgt.

Mit Brünner Recht wurde 1258[76] Neu-Welehrad (Ung. Hradiſch) ausgeſtattet, das kurz vorher als Feſtung gegen die Ungarn auf einer Marchinſel angelegt worden war. Dasſelbe Recht bekam 1290[77] die weiter flußaufwärts gelegene biſchöfliche Stadt Kremſier und 1302[78] Eiwanowitz, zwiſchen Kremſier und Brünn an der Hanna gelegen. Vor 1350[79] war die ſüdöſtlich von Brünn gelegene Stadt Mönitz ein von Brünn unabhängiger kleiner Oberhof, zu dem Auſpitz, Pohrlitz, Eibenſchitz und Rausnitz gehörten. Leider wiſſen wir nicht, woher Mönitz bis dahin ſein Recht nahm, doch iſt nicht zu zweifeln, daß dies aus dem benachbarten Öſterreich erfolgte, zumal wir wiſſen, daß wenigſtens in Weinbergſachen der Rechtszug aus Mähren auch noch viel ſpäter nach Falkenſtein in Niederöſterreich ging. Erſt 1350 wurde Mönitz mit den zu ihm gehörigen Orten dem Brünner Oberhof unterſtellt. Aus dem etwa 1353 entſtandenen Brünner Schöffenbuche laſſen ſich noch zahlreiche andere Orte als zum Brünner Oberhofe gehörig feſtſtellen, doch iſt ungewiß, bei welchen von ihnen dieſe Rechtsbeziehung in die Zeit vor 1350 zurückreicht.

Mit rätſelhafter Plötzlichkeit taucht das Iglauer Stadtrecht in der Handfeſte von 1249[80] vor uns auf. In dieſer eigenartigen Urkunde iſt die Brünner Handfeſte von 1243 verwertet, während für eine unmittelbare Benutzung des Wiener Privilegs von 1221 keine Anhaltspunkte vorliegen. Zuerſt wird der Stoff des zweiten Pergamentblattes der Brünner Handfeſte und dann der des erſten in freier Weiſe benutzt, und zwar ſo, daß auch ſolche Brünner Beſtimmungen verwertet werden, die im Wiener Privileg keine Vorlage haben. Die Iglauer Handfeſte läßt aber auch andere Quellen erkennen. Ein Artikel (XXI) weiſt auffallende Übereinſtimmung mit dem Sachſenſpiegel (III, 39, § 1 und 2) auf, ein anderer (XXIX, 1) mit dem ſog. Magdeburg-Goldberger Recht (§ 17)[81]. Dieſe ſächſiſchen Einflüſſe führen wahrſcheinlich wie die in Brünn auf Mähr. Neuſtadt zurück. Früher pflegte man den flämiſchen Einfluß auf die Iglauer Handfeſte ungeheuer zu überſchätzen. Tatſächlich iſt er mit Sicherheit nur in jener berühmten Beſtimmung (XXXVIII) ſicher feſtzu-

---

[75] Tzſchoppe-Stenzel 1 (1188). [76] CMor. III, 267 (1258). [77] CMor. IV, 291 (1290).

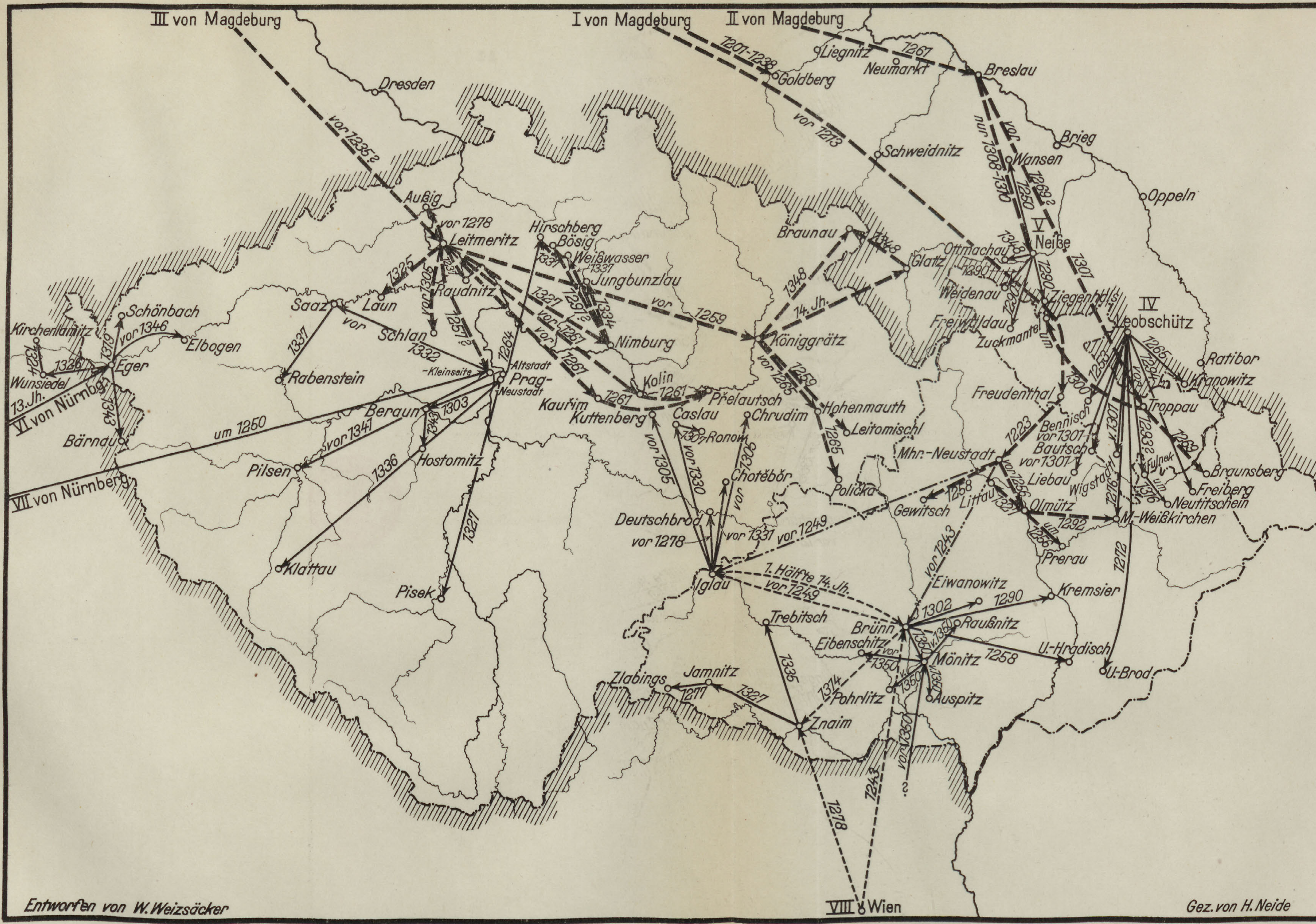
[78] RBoh. II, 1942 (1302).

[79] CMor. VIII, 60 (1350). Rößler, a. a. O. II, Nr. 395. Dazu Zycha, Urſprung der Städte, S. 210.

[80] Ich führe ſie nach der Ausgabe CJB. I, S. 82ff. an. Vgl. dazu Zycha, Über die Echtheit der Iglauer Stadthandfeſte von 1249. MVGDB. 39 (1901), S. 10. Derſ., Zur Urſprungsgeſchichte der Stadt Iglau, ZVGMSchl. 16 (1912), S. 203ff. Derſ., Urſprung der Städte, S. 46f. Überholt, aber nicht außer acht zu laſſen Tomaſchek, Deutſches Recht in Öſterreich. Auf die Beſiedlungsfrage und die Auseinanderſetzung Schwab — Anton Mayer — Dobiáš können wir hier nicht eingehen.

[81] Tzſchoppe-Stenzel 2 (S. 273).

Karte I


III von Magdeburg
I von Magdeburg
II von Magdeburg
Dresden
Liegnitz
Neumarkt
Goldberg
Breslau
1201–1238
1261
vor 1235?
vor 1213
Schweidnitz
Brieg
Wansen
Oppeln
Aussig
vor 1278
Leitmeritz
Hirschberg
Bösig
Weißwasser
Jungbunzlau
Braunau
Glatz
Ottmachau
V
Neiße
Weidenau
Ziegenhals
Freiwaldau
Zuckmantel
IV
Leobschütz
Ratibor
Kranowitz
Troppau
Saaz
Laun
Raudnitz
Schlan
Schönbach
Kirchenlamitz
Elbogen
Eger
Wunsiedel
13. Jh.
VI von Nürnberg
Rabenstein
Bärnau
Altstadt
Prag
Kleinseite
Neustadt
Nimburg
Königgrätz
vor 1259
14. Jh.
Kolin
Přelautsch
Kaurim
Kuttenberg
Caslau
Chrudim
Ronow
Hohenmauth
Leitomischl
Freudenthal
Bennisch vor 1301
Bautsch vor 1301
Liebau
Wigstadtl
Fulnek
Braunsberg
Freiberg
Neutitschein
Mhr.-Neustadt
Beraun
Hostomitz
Pilsen
um 1250
vor 1341
VII von Nürnberg
Chotěbor
Policka
Gewitsch
Littau
Olmütz
M.-Weißkirchen
Prerau
Deutschbrod
vor 1278
vor 1331
vor 1249
Klattau
Pisek
Iglau
1. Hälfte 14. Jh.
vor 1249
Eiwanowitz
Kremsier
Trebitsch
Brünn
Raußnitz
Eibenschitz
Mönitz
U.-Hradisch
U.-Brod
Zlabings
Jamnitz
Pohrlitz
Auspitz
Znaim
VIII Wien
1278
1243
vor 1350
?

Entworfen von W. Weizsäcker

Gez. von H. Neide

Zeichenerklärung.

1341 → 1. Richtung der Stadtrechtsübernahme. Die beigesetzte Jahreszahl bedeutet das Jahr der Bewidmung, Bestätigung oder erstmaligen Erwähnung.

1249 - - - → 2. Richtung einer Beeinflussung durch ein Stadtrecht.

1325 — — → 3. wie zu 1, jedoch Magdeburger Recht.

1249 - · - → 4. wie zu 2, jedoch Magdeburger Recht.

Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung I 1, Weizsäcker

Verlag von S. Hirzel in Leipzig

STADTBIBLIOTHEK ELBING

ſtellen, wonach die entführte Tochter, zwiſchen den Entführer und ihre Verwandten geſtellt, zu einer der beiden Parteien zu gehen hat und der Entführer, wenn ſie die Verwandten wählt, der Enthauptung verfällt[82]. Auf welchem Wege (etwa über Neiße?) dieſer flämiſche Einfluß nach Iglau gelangt iſt, läßt ſich bisher nicht feſtſtellen. Neben den angeführten Beſtandteilen finden ſich eine große Anzahl, deren Herkunft nicht näher beſtimmt werden kann. Das Iglauer Recht iſt von noch größerer Selbſtändigkeit als das Brünner, ſo daß wir nicht einmal als Grundlage ein beſtimmtes Stadtrecht anführen können. Wir müſſen es vielmehr als ein Miſchrecht bezeichnen, deſſen einzelne Beſtandteille nach ihrer Herkunft nicht ſämtlich unterſchieden werden können. Doch mag zur Vermeidung eines Mißverſtändniſſes hinzugefügt werden, daß ein Einfluß ſlawiſchen Landrechts, an den man etwa denken könnte, nirgends zu bemerken und die Weſensart des Iglauer Stadtrechts durchaus deutſch iſt.

Das Iglauer Stadtrecht hat ſich raſch verbreitet, und zwar in Verbindung mit dem Bergrecht. Es gelangte zuerſt (wohl beträchtliche Zeit vor 1278)[83] nach dem grundherrlichen Deutſchbrod, das ſchon in Böhmen an der Sazawa gelegen war und das der alte Handelsweg, den man Haberer Steig nennt, mit der Iglauer Gegend verband. Das Iglauer Recht drang wohl noch vor 1305[84] nach dem eben aufgekommenen Kuttenberg, vor 1305[85] auch ſchon nach Chrudim, lange vor 1330[86] nach dem weiter landeinwärts gelegenen Časlau, das ſein Recht 1307[87] nach dem Lichtenburgiſchen Ronow weitergibt, und wohl vor 1331[88] (unmittelbar von Iglau) nach Chotěboř.

Merkwürdig iſt die Rückwanderung, durch die ſchon in der erſten Hälfte des 14. Jahrhunderts[89] das Iglauer Recht auf das Brünner einwirkte. Dadurch iſt insbeſondere jene Beſtimmung über die entführte Tochter auch in das Brünner Recht aufgenommen worden.

Aber auch nach Prag ſtrahlten die Wirkungen des Brünn-Iglauer Rechtes aus. Hier in Prag dürfte wohl jene merkwürdige Rechtsquelle entſtanden ſein, die man als Ottokariſches Stadtrecht[90] bezeichnet, und die nach der (zweifelhaften) Bemerkung zweier Handſchriften König Ottaker im Jahre 1269 geſetzt habe über alles Böhmerland. Die Quelle muß aber tatſächlich zwiſchen 1268 und 1300 (wahrſcheinlich um

---

[82] Die größte Ähnlichkeit beſteht mit der Keure von Gent 1192 (Warnkönig, a. a. O. II, 1, UB. S. 15, Punkt 6), die ebenfalls die Worte „statuetur in medio“ (Iglau: „in medio statuetur“) und außerdem den gleichen Gedankenaufbau bietet. Zwiſchen l. Rib. 58, 18 und dem böhmiſchen Landrechtsbuch Ordo iudicii terrae c. 84f. (CJB. II, 2, S. 249) beſteht wieder die intereſſante Übereinſtimmung, daß die Geraubte ſelbſt den Entführer zu töten hat. Woher kommt dieſer Einfluß?

[83] CJM. II, 23 (1278).

[84] Zu ſchließen aus der Übernahme des Bergrechts, die durch das Ius regale montanorum III, 5, § 12 (Zycha) für die Zeit vor 1305 bezeugt iſt.

[85] CJM. II, 24 (undatierte Formel, vielleicht aus der Zeit vor 1278, ſicher vor 1305).

[86] CJM. II, 154 (1330). Beſtätigung des „ab antiquis“ gebrauchten Iglauer Rechts.

[87] RBoh. IV, 2124 (1307). [88] RBoh. III, 1778 (1331). [89] Rößler, a. a. O. II, S. 356ff.

[90] Vgl. Haněl, a. a. O. S. 31ff. Zycha, Prag, S. 218ff. Vacek, Čas. pro děj. venk. 9 (1922), S. 149ff.

1270) entſtanden ſein. Denn zu 1268 haben wir die Nachricht über die Einführung eines einheitlichen Maßes, die in der Quelle ebenfalls vorkommt, und 1300 fällt die Einführung der Prager Groſchen, die dem Ottokariſchen Stadtrechte noch unbekannt ſind. Zu 1272[91] berichtet uns eine Chronik von dem König, daß er aus dem Magdeburger und anderen Rechten das Beſſere, was ihm und ſeinen Getreuen erforderlich ſchien, ausgezogen habe, was das Mißfallen ſeiner Barone erregte. Aus der Quelle ſelbſt geht das Beſtreben hervor, ein einheitliches böhmiſches Stadtrecht zu ſchaffen. Die Quelle verwertet in äußerſt freier und geſchickter Weiſe den Sachſenſpiegel, das Magdeburger Schöffenrecht, die Brünner und die Iglauer Handfeſte und wahrſcheinlich auch das Sobieslawſche Privileg für die Prager Deutſchen von 1176—1178. Ein Privater hat kaum Anlaß gehabt, eine derart freie Kompilation zu ſchaffen, die eben wegen der Heranziehung verſchiedener Rechte nirgends brauchbar war. Daher neigen wir uns der Anſicht zu, daß wir in dieſer Quelle tatſächlich einen geſetzgeberiſchen Verſuch aus der Zeit des großen Böhmenkönigs vor uns haben. Ob er wirklich in Kraft geſetzt wurde, iſt allerdings fraglich und wegen der geringen Verbreitung eher zu verneinen.

Zuletzt haben wir noch jenes Stadtrechtsgebiet zu unterſuchen, das ſich in Südweſtmähren zwiſchen den Stadtrechtsgebieten von Iglau und Brünn ausbreitete, dasjenige von Znaim. Welches Recht dieſe Stadt urſprünglich hatte, wiſſen wir nicht, doch iſt ziemlich ſicher, daß ſie dem Wiener Rechte naheſtand. Im Jahre 1278[92] verlieh Rudolf von Habsburg der Stadt Znaim alle Rechte, deren ſich die Stadt Wien bedient. Allein wenn damit wirklich die Verleihung des Wiener Rechts gemeint war, wie der Wortlaut nahelegt, ſo blieb deſſen Herrſchaft entweder nicht beſtehen oder man meinte, ſich Wiener Recht von Brünn her beſchaffen zu können. Denn vom Jahre 1314[93] haben wir eine Aufzeichnung der iura de Znaim, die nichts anderes als eine etwas umgeſtellte und ergänzte Brünner Handfeſte enthält. Inhaltlich war das Znaimer Recht nur das den Znaimer örtlichen Verhältniſſen angepaßte Recht von Brünn. Formell war es aber ſelbſtändig.

Das Recht von Znaim wurde 1327[94] der Stadt Jamnitz beſtätigt. Deren Recht war ſchon 1277[95] an Zlabings verliehen worden, wobei freilich nicht feſtſteht, ob Jamnitz ſchon damals Znaimer Recht gebrauchte. 1335[96] geſchah die Verleihung Znaimer Rechts auch an Trebitſch, ſo daß dieſes Recht in einem bedeutenden Teile Südmährens zur Herrſchaft gelangte.

Damit hätten wir unſere Überſicht in großen Zügen beendet. Es erübrigt noch, die gewonnenen Einzelerkenntniſſe in einer großen Geſamtſchau zu verwerten.

---

[91] Vgl. Šuſta, Dvě knihy českých dějin I, S. 208. Siehe auch meinen Beitrag in der demnächſt erſcheinenden Woſtry-Feſtſchrift.

[92] RBoh. II, 1139 (1278).

[93] Rößler, a. a. O. II, S. 406ff. Vrbka, Ein Bruchſtück des Znaimer Stadtrechts aus 1314. Znaimer Wochenblatt Nr. 52 vom 22. VII. 1935.

[94] RBoh. III, 1270 (1327).

[95] Reutter, Geſch. der Stadt Zlabings, ZVGMSchl. 16 (1912), S. 20f. Zycha, Urſprung der Städte, S. 26, Anm. 8.

[96] RBoh. IV, 197 (1335).

Wir bemerken in der Hauptſache vier große Einbruchslinien. Die anſcheinend älteſte, von Magdeburger Recht getragen, geht durch Schleſien, dem Rieſengebirge entlang in gewaltigem, zuletzt nach Südweſten auslaufenden Bogen bis in das Herz von Mähren. Hier treffen ihre letzten Ausläufer mit dem zweiten großen, von Süden herkommenden Strom des ſüddeutſchen (Wiener) Rechts zuſammen, das in Brünn ſeinen Mittelpunkt findet und ein zweites örtliches Zentrum in Znaim entwickelt.

Die dritte große Einbruchsrichtung geht über das Erzgebirge nach Leitmeritz. Von dieſem Mittelpunkt ſtrahlt das Magdeburger Recht nach mehreren Richtungen aus, zieht ſich aber in der Hauptſache, dem gewaltigen Elbebogen folgend, bis nach einem zweiten örtlichen Mittelpunkt, Königgrätz, und von hier einerſeits an die mähriſche Grenze, anderſeits in den Mittelpunkt des Glatzer Keſſels. Die Mitte des Landes Böhmen erreicht eine Abzweigung von Leitmeritz her nur in der Kleinſeite.

In Prag war dem Magdeburger Recht der vierte große Strom (Nürnberger Recht) bereits zuvorgekommen. Dieſer war unmittelbar bis Prag-Altſtadt vorgeſtoßen, von wo er ſich nach Nordweſten bis Süden verbreitete, während ein nördlicher Ausläufer der Erdrückung durch das übermächtige Magdeburger Recht verfiel.

Gleichſam im toten Raum zwiſchen dieſen vier großen Strömungen erwächſt in Mähren, ganz nahe der böhmiſchen Grenze, verſchiedene Rechtseinflüſſe ſelbſtändig verarbeitend, das Iglauer Recht, das ſtarke eigene Einflüſſe nach Brünn und Prag ausſendet und ſich im böhmiſch-mähriſchen Grenzraume eine ſtarke Stellung zu ſchaffen weiß.

Neben dieſen großen Stößen und dem in ihrer Mitte erwachſenen Iglauer Stadtrechtsgebiet haben andere Einbruchsſtellen nur eine geringere, örtliche Bedeutung erlangt. Dazu gehört das Leobſchützer Recht, das nach anfänglichen großen Erfolgen dem Einfluß des Magdeburger Rechtes erlag. Es trennte das flämiſche Stadtrecht Neißes, das nur im Biſchofslande herrſchend wurde, von dem kleinen Magdeburger Zweige, der ſich von Troppau aus keinen rechten Austritt ins Innere Mährens zu verſchaffen vermochte. Dazu gehört ſchließlich das Nürnberger Recht Egers, das im Süden und Oſten von dem nahe verwandten, aber ſelbſtändig organiſierten Prager Rechte begrenzt und in ſeinem weiteren Vordringen gehemmt wurde.

Nachdem wir uns ſo das tektoniſche Bild der Stadtrechte Böhmens und Mährens klargelegt haben, wäre zu eindringlicherem Verſtändnis noch etwas über die innere Entwicklung der Stadtrechte in dem behandelten Gebiete zu ſagen. Das deutſche Stadtrecht drang von Anfang an in ſeinen verſchiedenen Ausbildungsformen als Magdeburger, Nürnberger Recht uſw. im Lande ein, als eine Vielheit, deren höhere Einheit, eben als deutſches Stadtrecht, klar empfunden worden ſein muß. Daher die verſchiedenen unklar ſcheinenden Ausdrucksweiſen, denen wir auch in andern Koloniſationsgebieten zur vielfachen Verlegenheit der Forſcher begegnen. So, wenn Raudnitz das Recht von Leitmeritz und „anderer unſerer Städte" erhält, Leitomiſchl die Rechte und Freiheiten von Königgrätz und „anderer unſerer Städte" uſw. Über dieſe ſozuſagen ideelle Einheit geht es bereits hinaus, wenn in der Iglauer Handfeſte unleugbar ein gemeinſames Recht für alle Bergſtädte zumindeſt in Ausſicht genommen wird[97]. Wollte man bei den übrigen Städten ebenfalls zu einem ſtofflich einheitlichen Stadtrechte kommen, ſo mußte man dabei denſelben Weg einſchlagen, der bei Iglau zum Ziele geführt hatte, nämlich den einer Kompilation, die wir eben in dem oben erwähnten Ottokariſchen Stadtrechte ſehen. War die Vereinheitlichung des Stadtrechts wirklich ein Plan Ottakers, ſo iſt er ſchon 1272 als geſcheitert zu betrachten, da in dieſem Jahre die Verleihung des Leobſchützer Rechts an Ung. Brod geſchah, was mit einer wirklichen Einheit des Stadtrechts ſchlechterdings nicht in Einklang zu bringen iſt.

Die folgenden Jahre bringen den Ausbau der nunmehr auf Jahrhunderte verſelbſtändigten Stadtrechtsgebiete und die feſte Begründung der Oberhöfe. Es iſt möglich, daß der Verluſt der öſterreichiſchen Länder auf den weiteren Ausbau der Städte ſüddeutſchen Rechts in Mähren ungünſtig einwirkte. Wahrſcheinlich iſt dies aber nicht. Denn der Einfluß Wiener Rechts begann vor der Erwerbung der öſterreichiſchen Länder und braucht darum auch nach deren Verluſt nicht aufgehört zu haben. Allerdings finden wir gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts wiederum einen intereſſanten Verſuch, das Stadtrecht wenigſtens für die Städte Böhmens zu vereinheitlichen. Ein Prager Statut von 1341[98] ſpricht davon, daß der König befohlen habe, daß „ein geſchrieben Recht gemacht und gedichtet werde“ für alle Städte zu Böheim ohne die, die im Bergrechte ſitzen. Wiederum kommt es zu einer Rechtsaufzeichnung, dem Prager Rechtsbuch[99], das Kompilationscharakter hat, bezeichnenderweiſe auch das Ottokariſche Stadtrecht als Quelle benutzt, und das unſerer Anſicht nach als Ergebnis der durch jenes Statut eingeleiteten geſetzgeberiſchen Arbeit aufzufaſſen iſt. Auch diesmal muß der Plan geſcheitert ſein. Die Oberhöfe der verſchiedenen Stadtrechtsgebiete hatten ſchon früher Anerkennung gefunden und erfuhren in Zukunft weitere Anerkennung und Feſtigung. Die Oberhofſtellung von Leitmeritz für die Städte Magdeburger Rechts in Böhmen wird 1325[100] beſtätigt, die von Olmütz für die Städte Magdeburger Rechts in Mähren 1352[101], die von Prag-Altſtadt für „manche Städte“ in Böhmen 1347[102] erwähnt, die von Brünn für die Städte Brünner Rechts 1350[103] ausführlich geordnet. So haben ſich um die Mitte des 14. Jahrhunderts die allmählich erwachſenen Ordnungen gefeſtigt. Die verſchiedenen Stadtrechtsgebiete waren, mögen auch Übergänge einzelner Städte wiederholt vorgekommen ſein, klar voneinander geſchieden, die Oberhöfe beſtimmt, die Möglichkeit für eine einheitliche Gerichtspraxis wenigſtens einigermaßen innerhalb der einzelnen Gebiete gegeben. Ein wichtiger formeller Unterſchied beſtand anſcheinend darin, daß die Städte Magdeburger Rechts ihren höchſten Oberhof außerhalb des böhmiſchen Staates hatten, was bei den Städten des Prager, Brünner und Iglauer Rechts nicht der Fall war. Durch die Feſtigung der Stadtrechtsgebiete war auch der Grund dazu gelegt, daß in der Folgezeit große Rechtsaufzeichnungen des deutſchen Stadtrechts zur Verwendung und zu nahezu geſetzlichem Anſehen gelangten: In Leitmeritz neben dem Sachſenſpiegel das Sächſiſche Weichbild und das Rechtsbuch nach Dinſtinktionen, in Olmütz vor allem das letztere, in Prag-Altſtadt der Schwabenſpiegel, in Brünn, Iglau und Znaim das Brünner Schöffenbuch, das ſpäter auch auf Prag-Altſtadt hinübergriff. Aber die nähere Unterſuchung dieſer Verhältniſſe fällt ſchon weit außerhalb jenes Rahmens, den wir uns für die vorliegende Unterſuchung geſteckt haben.

---

[97] Zycha, MVGDB. 39 (1901), S. 21 f.

[98] Rößler, a. a. O. I, S. 191 f.

[99] Vgl. Tomek, Děj. města Prahy II², S. 309 f. Jireček, Právnický život, S. 88 ff. Vacek, Čas. pro děj. venk. 10 (1923), S. 159 ff. Meinen Beitrag in der Woſtry-Feſtſchrift.

[100] CJM. II, 138 (1325).

[101] CMor. VIII, 150 (1352). Dazu Weizſäcker, Die Rechtsmitteilung Breslaus an Olmütz. Feſtſchrift für Otto Peterka, S. 85 ff.

[102] Siehe Anm. 70.

[103] Siehe Anm. 79.

Abkürzungen

Čas. pro děj. venk. — Časopis pro dějiny venkova (Prag).
CBoh. — Guſtav Friedrich, Codex diplomaticus et epistolaris regni Bohemiae.
ČČH. — Český časopis historický (Prag).
CJB. — Hermenegild Jireček, Codex juris Bohemici.
CJM. — Jaromir Čelakovſký, Codex juris municipalis regni Bohemiae.
CMor. — Boczek-Chytil-Chlumecky-Brandl-Bretholz, Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae.
MVGDB. — Mitteilungen des Vereins für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen (Prag).
RBoh. — Erben-Emler-Mendl, Regesta Bohemiae et Moraviae.
ZVGMSchl. — Zeitſchrift des deutſchen Vereins für die Geſchichte Mährens und Schleſiens (Brünn).

Die Witigonen und die Beſiedelung Südböhmens[1]

Von Heinz Zatſchek

Mit einer Bildtafel und einer Karte

Für die Geſchichtsforſchung iſt die Frage nach der Herkunft der Witigonen, nach Lage und Umfang ihrer Beſitzungen, nach der Bedeutung dieſes Geſchlechtes als Stütze oder Gegenſpieler des Königtums, ebenſo für die Beſiedelung und Eindeutſchung Südböhmens eine der feſſelndſten Aufgaben. Sie führt unmittelbar zu den großen und unvergänglichen Leiſtungen des Deutſchtums in Böhmen und hätte ſchon längſt einer eingehenden Prüfung bedurft. Was bisher an Einzelarbeiten vorliegt, iſt nicht viel und zumeiſt veraltet — ein Verſtändnis für die Zuſammenhänge vermitteln ſie nicht[2]. So groß auch der Anreiz für eine Beſchäftigung mit den Witigonen ſein mag, die völlig unzureichende Veröffentlichung der Quellen ſchreckt immer wieder davor ab[3]. So können die folgenden Ausführungen nicht beanſpruchen, überall das letzte Wort zu ſprechen. Vielleicht bieten ſie aber den Anſtoß zu einer gründlichen Beſchäftigung mit einem Adelsgeſchlecht, das bis zu ſeinem Ausſterben 1611 eines der erſten war.

Der Süden Böhmens ſpielt in der Geſchichte des Landes eine weit größere Rolle, als man auf den erſten Blick erwarten ſollte. Den Becken von Budweis und Wittingau ſind nach Süden zu Gneis- und Granitberge vorgelagert, die in vorgeſchichtlicher Zeit eine dichte Walddecke trugen, von der heute der Kubany eben noch eine Ahnung zu bieten vermag[4]. Daß dieſes Südböhmen ein wertvoller Teil des böhmiſchen Maſſivs geweſen ſein ſollte, wird man erſt recht nicht glauben, wenn man ſich vergegenwärtigt, daß der wichtigſte Fluß, die Moldau, im Oberlauf ein ſo geringes Gefälle hat, daß die Ufer auf weiten Strecken verſumpft ſind und für Siedlungen keinen Raum bieten. Ähnliches gilt von der Maltſchitz und Lainſitz, deren tſchechiſcher Name, Luſchnitz, von luzina = Sumpf, Moraſt, abzuleiten iſt. Dieſe nun durchfließt das Wittingauer Seengebiet, das wir uns für die Frühzeit und das ganze Mittelalter als vorwiegend ſumpfig vorzuſtellen haben[5].

---

[1] Die Abhandlung gibt mit einigen Zuſätzen und unweſentlichen Veränderungen einen Vortrag wieder, den ich am 27. IX. 1936 in Linz gehalten habe.

[2] In erſter Linie ſind hier die Arbeiten von M. Pangerl zu nennen, nämlich: „Wok von Roſenberg", Mitteilungen des Vereins für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen, 9, 1 ff., „Zawiſch von Falkenſtein", a. a. O. 10, 145 ff. und „Die Witigonen; ihre Herkunft, ihre erſten Sitze und ihre älteſte Genealogie" Archiv für öſterreichiſche Geſchichte 51, 501 ff. Die tſchechiſche Literatur über die Anfänge der Witigonen iſt zuſammengeſtellt bei Novotný, České Dějiny, Teil 1, Bd. 4, 427, Anm. 2.

[3] Die Urkunden für Böhmen nach 1230 liegen nicht in vollem Wortlaut, ſondern in Regeſtenform vor, nur die allergröbſten Fälſchungen ſind als ſolche kenntlichgemacht.

[4] Karten der böhmiſchen Urlandſchaft finden ſich bei W. Friedrich, Die hiſtoriſche Geographie Böhmens bis zum Beginne der deutſchen Koloniſation, Abhandlungen der k. k. geographiſchen Geſellſchaft in Wien, Bd. 9, Nr. 3, Tafel I, und bei Preidel, Germanen in Böhmen im Spiegel der Bodenfunde. Ein Beitrag zur Frühgeſchichte des Landes. Anſtalt für ſudetendeutſche Heimatforſchung, Vorgeſch. Abt. Heft 3. Zuverläſſig ſind beide nicht. Zum heutigen Waldbeſtand vgl. Waldkarte der Sudetenländer 1 : 750000 von J. Heller.

Gerade in jüngſter Zeit iſt der Nachweis geführt worden, daß die Grenzwälder nicht ſo dicht waren, als man lange Zeit annahm; die Wege, die von Nieder- und Oberöſterreich und Bayern nach Südböhmen führen, ſind bereits in vorgeſchichtlicher Zeit begangen worden. Fundkarten für das Mühlviertel[6] zeigen, daß in der Jungſteinzeit und in der Bronzezeit entlang den linken Zuflüſſen der Donau, des Rodel- und Guſenbaches und der Aiſt Funde bis hart an die heutigen Landesgrenzen reichen. Entlang der Aiſt führt der Linzer Steg, der dann zur Moldau biegt und von Krumau entlang des Kalſchinger Baches über Netolitz nach Piſek geht. Ein zweiter Weg folgt der großen Mühl aufwärts über Haslach nach Unterwuldau und von hier über Schwarzbach nach Polletitz[7]. Damit kommen wir in ein Gebiet, in dem in dem letzten Jahrzehnt reichliche Funde gemacht wurden[8]. Erwähnen wir noch einen Weg, der von Eggenburg über Dreieichen-Horn-St. Marein und Schwarzenau die Pforte von Gmünd erreichte, dann haben wir die wichtigſten Einfallstore in den Teil Böhmens genannt, der uns hier angeht. Wir werden uns dieſe Straßen merken; Funde von Münzen aus der Zeit des Antoninus Pius bei Neu-Biſtritz und Schweinitz, des Gallienus und Konſtantius II. in Neuhaus und Umgebung zeigen, daß dieſe Wege auch in der Römerzeit von Bedeutung waren[9]. Ungeachtet des Nordwaldes, der Nortica silva, haben ſchon frühzeitig Fäden aus den Donaugebieten nach Südböhmen hinübergeführt. So werden ſehr bald Beziehungen zwiſchen dem heutigen Mühlviertel und dem angrenzenden Böhmen faßbar, die immer ſtärker werden, je mehr wir uns der Neuzeit nähern.

Sehen wir nun ganz kurz nach den vorgeſchichtlichen Funden in Böhmen[10]. Es ſind in der Hauptſache drei Gebiete: eines um Prag—Leitmeritz—Teplitz—Kaaden und um die Beraun, dann das Dreieck, das die Flüſſe Mies und Uslawa mit Pilſen als Scheitelpunkt bilden — hierher führt auch das Itinerar der Přemysliden zwiſchen 1198 und 1253. Eine dritte Inſel ſtellt das Gebiet entlang der Moldau und der Mündungen der Wottawa und Luſchnitz in jene dar; die ſüdliche Grenze liegt etwa bei Krumau. Hier und entlang dem Südufer des Kalſchingbaches ſind in letzter Zeit zahlreiche vorgeſchichtliche Funde gemacht worden; ſie liegen hier auf den Hängen, nicht im Tal und weiſen Zuſammenhänge mit Oberöſterreich auf, ſoweit ſie der Bronzezeit angehören; die aus der ſpäteren Hallſtattzeit laſſen ſolche mit Innerböhmen erkennen. Es iſt möglich, wenn auch noch nicht ſicher zu beweiſen, daß Südböhmen und das Mühlviertel den Kern von Marbods Markomannenreich bildeten[11]. Daß ein Teil der Markomannen oder Langobarden im Land geblieben wäre, oder gar das ganze Volk, wie man neuerdings wieder lieſt[12], iſt eine Annahme, die von der Sprachforſchung widerlegt wird[13].

---

[5] Vgl. dazu W. Friedrich, a. a. O. 5f., 15f.; Haſſinger, Die Tſchechoſlowakei. Ein geographiſches, politiſches und wirtſchaftliches Handbuch, 54ff.; Machatſchek, Landeskunde der Sudeten- und Weſtkarpatenländer, 235ff.

[6] Karnitſch, Die vorgeſchichtliche Beſiedlung des oberöſterreichiſchen Mühlviertels, Sudeta 9, 21ff. und die Karte S. 23.

[7] Ich entnehme das einer handſchriftlichen Karte des Seminars für Urgeſchichte an der deutſchen Univerſität in Prag, für deren Zugänglichmachung ich auch hier beſtens danke.

[8] Vgl. L. Franz, Böhmerwald-Forſchungen 1932, Sudeta 9, 58ff. und die Karte auf S. 69.

[9] Preidel, a. a. O. 86, 92.

[10] Eine Karte bei L. Franz und E. Streit, Böhmerwald-Forſchungen 1933, Sudeta 9, 114.

In die freigewordenen Gebiete ſind Slawen eingewandert. Ob ſie von Norden oder von Süd-Südoſten kamen, iſt eine noch ungeklärte Streitfrage. Es gab nicht nur in Südböhmen einen Stamm der Dudleber, nach denen eine Gauburg Doudleby — deutſch Teindles — benannt war; auch um Spital an der Drau ſind Dudleber bezeugt[14]. Es ſtünde ſomit nichts der Annahme im Wege, die Dudleber ſeien ein ſüdſlawiſcher Stamm, ähnlich wie die gleichfalls in Böhmen anſäſſigen Chrowati[15], der durch die Avaren zerſprengt worden wäre. Das iſt indes nur eine Möglichkeit, denn es gibt im übrigen Böhmen noch eine ganze Anzahl von Ortsnamen, die mit den Dudlebern zuſammenhängen[16].

Ebenſo unſicher iſt die Zeit der Landnahme durch die Slawen. Zum Jahr 857 wird ein Zug des Markgrafen Ernſt in Boemanos berichtet, bei dem die civitas Witztrachi ducis belagert wurde[17]. Setzt man dieſe civitas mit Weitra gleich[18], dann liegt der Schluß nahe, daß in den angrenzenden Teilen Südböhmens bereits Slawen ſiedelten. Die erſte ſichere Nachricht bietet Cosmas zum Jahr 981[19]. Damals gehörte Südböhmen zum Reich des Slavnik: dieſes reichte im Norden bis Glatz, gegen Mähren bildeten Leitomiſchl und die Zittau die Grenze, nach Weſten hin die Beraun, als Grenzburgen contra Teutonicos orientales werden Cheinow, Teindles und Netolitz genannt. Seinen Sitz hatte Slavnik in Libitz bei Poděbrad. Die Familie, aus der Biſchof Adalbert von Prag ſtammte, hatte gute Beziehungen zu Polen und zum ottoniſchen Kaiſerhaus: 995 wurde ſie vernichtet, und damit war die Einigung Böhmens in der Hand der Přemysliden in der Hauptſache vollendet[20].

---

[11] L. Franz, Beiträge zur Vor- und Frühgeſchichte Böhmens, Mitteilungen der deutſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften und Künſte für die tſchechoſlowakiſche Republik in Prag, NF. 1, 39f.

[12] R. Holtzmann, Kaiſer Otto der Große, 126, 131.

[13] E. Schwarz, Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geſchichtsquelle, Forſchungen zum Deutſchtum der Oſtmarken, 2. Folge, 2, 374ff., 439.

[14] Vgl. Niederle, Slovanſké ſtarožitnoſti II, 2, 369 und Anm. 5, beſ. 370, Anm. 2

[15] Die Chronik der Böhmen des Cosmas von Prag, hrsg. von Bretholz, Mon. Germ. SS. rer. Germ. Nova series II, 138. Literatur bei Schwarz, a. a. O. 51, Anm. 213.

[16] Einige Beiſpiele, die aber noch vermehrt werden können, bei Schwarz, a. a. O. 54.

[17] Annales Fuldenses, SS. rer. Germ. 47.

[18] Eine andere Auffaſſung vertritt K. Lechner, Geſchichte der Beſiedlung und der urſprünglichen Grundbeſitzverteilung des Waldviertels, Jahrbuch für Landeskunde von Niederöſterreich, NF. 19, 24, 29f.

[19] Cosmas, a. a. O. 49f.

Mit den urbes terminales Netolitz, Teindles und Cheinow haben wir eine annähernde Grenze der ſlaviſchen Beſiedlung in Südböhmen zu Ausgang des 10. Jahrhunderts gewonnen. Natürlich waren den Gauburgen noch Ortſchaften und Verhaue vorgelagert, die wir heute noch aus den Ortsnamen erſchließen können, etwa Přeſeka, Přisnitz, Straž u. a.[21]. Dieſe Orte liegen mehrfach hintereinander, ſo daß man auf ein ſchichtweiſes Vorſchieben der ſlawiſchen Siedlungen nach Süden ſchließen kann[22]. Urſprünglich dürfte die Südgrenze eine Linie dargeſtellt haben, die von der Prachatitzer Gegend entlang des Planſker Waldes bis in die Krumauer Gegend führt. Später dann ſind dem Gebiet von Teindles und Netolitz ſlaviſche Siedlungen vorgelagert, die ſich in einem Streifen von Kaplitz an der Maltſch nach Höritz ſüdweſtlich Krumau ziehen: ſie finden ſich ferner entlang dem Kalſchinger Bach und von Höritz in der Richtung gegen Unterwuldau in Teilen Südböhmens, die auch jetzt noch teilweiſe innerhalb der deutſchen Sprachgrenze liegen[23]. Es iſt recht beachtlich, daß die Slaven von Höritz, aber auch von Kaplitz gegen den Süden im Verlauf des weiteren Landesausbaus entlang von Wegen vordringen, die bereits in vorgeſchichtlicher Zeit begangen worden ſind.

Gegen das, was uns an ſüdböhmiſchen Ortsnamen aus dem 11. Jahrhundert berichtet wird, iſt größte Zurückhaltung am Platz; ſie ſind teilweiſe in Fälſchungen aus dem Ende des 12. und aus dem 13. Jahrhundert überliefert, und wenn auch die Schenkung durch den Herzog als ſolche richtig ſein kann, iſt das Jahrhundert der Vergabung doch fraglich. Die Schenkung von Ottau an die Benediktiner von Oſtrov zwiſchen 1037 und 1055 kann als geſichert gelten[24]. Die Urkunde, nach der die Břevnover Benediktiner 1045 eine Reihe von Ortſchaften in der Gegend von Schüttenhofen bekommen haben ſollen, iſt dagegen eine Fälſchung[25]. Daß aber die Přemysliden entlang der Wottawa und in Südweſtböhmen verhältnismäßig früh Beſitz abgeſtoßen haben, iſt ſicher. Für die Schenkung der Gegend von Tweras an Strahov durch Wladiſlaw II. gibt es keine gleichzeitige Aufzeichnung[26]. Aber wir ſtehen jetzt bereits im 12. Jahrhundert, und nun werden die Urkunden ergiebiger. 1130 erhielt das Vyšehrader Kapitel den Prachatitzer Weg[27], zwiſchen 1158 und 1173 das bayriſche Kloſter Windberg das Gebiet um Albrechtsried an der Wottawa[28]. In den Zeugenreihen der Urkunden werden ſeit den ſechziger Jahren Kaſtellane von Netolitz und Teindles genannt. Der Pillunc de Tudeliep, der von 1179—1186 in Teindles nachweisbar iſt, war zweifellos ein Deutſcher.

---

[20] Vgl. dazu Loſerth, Der Sturz des Hauſes Slavnik. Ein Beitrag zur Geſchichte der Ausbildung des böhmiſchen Herzogtums. Archiv für öſterreichiſche Geſchichte 65, 19ff.

[21] Vgl. V. Schmidt, Verſuch einer Siedlungs-Geſchichte des Böhmerwaldes 1923, 5, und E. Schwarz, a. a. O. 65ff.

[22] Darauf hat Peisker, Die Knechtſchaft in Böhmen, 23ff., aufmerkſam gemacht.

[23] Ich beziehe mich hier auf eine ungedruckte Prager Doktorarbeit von O. Wilder, Siedlungsformen und Beſiedlungsgang im ſüdlichſten Böhmen, 116f., 74f.

[24] Friedrich, Codex diplomaticus et epistolaris regni Bohemiae I, Nr. 52.

[25] a. a. O. Nr. 379.

[26] Vgl. dazu V. Schmidt, a. a. O. 5.

[27] Friedrich, a. a. O. Nr. 111.

Wir ſtehen bereits mitten in der Zeit, in der von Süden und Oſten her das Vordringen der Deutſchen nach Südböhmen einſetzt. Zu 1176 meldet der Geſchichtsſchreiber Gerlach von Mühlhauſen den Ausbruch von Grenzſtreitigkeiten zwiſchen Öſterreich und Böhmen über die Gebiete, die im Grenzwald beſiedelt worden ſind[29]. Drei Jahre ſpäter hat Friedrich I. zu Eger einen Vergleich zuſtandegebracht, durch den das Gebiet um Neu-Biſtritz an Öſterreich fiel[30]. Wir ſehen hier, wie weit von Niederöſterreich aus die Beſiedelung nach Böhmen hinein ſchon vorgedrungen war, und damit wird es wohl zuſammenhängen, daß Herzog Friedrich 1185 Hadmar von Kuenring mit Weitra und dem Land zwiſchen Strobnitz und Lainſitz belehnt hat[31]. Unter den Zeugen dieſer Urkunde wird ein Witigo genannt, auf den wir als Ahnherrn der Witigonen gleich zu ſprechen kommen. 1186 hat dann der Böhmenherzog auch dem öſterreichiſchen Ziſterzienſerkloſter Zwettl in Südböhmen eine Schenkung gemacht[32]. Nachdem er von ſeinem Kaplan Engelſchalk gegen Nezetitz das Dorf Schors bei Gratzen eingetauſcht hatte, ſchenkte er dieſes der Ziſterze. Bei der Gelegenheit wirkte der vicinatus mit, nämlich die Bewohner der Dörfer Mairitz, Elexnitz, Forbes, Měchau und Todně.

Witigo iſt zum erſtenmal 1169 als Truchſeß nachweisbar[33]. 1177 wurde er Burggraf von Glatz, ſieben Jahre ſpäter von Pracheň. In den Urkunden dieſer Zeit wird er häufig als Zeuge genannt, beſonders gerne in ſolchen, deren Empfänger Ziſterzienſerklöſter waren. Als König Wladiſlaw II. von Böhmen zugunſten ſeines Sohnes Friedrich auf die Herrſchaft in Böhmen verzichtete, brach eine Spannung mit dem Kaiſerhof aus. Im Sinn der Senioratserbfolge waren nähere Anwärter vorhanden als der junge Friedrich. Die Lage wurde für Wladiſlaw und ſeine Familie bedrohlich, darum ging eine böhmiſche Geſandtſchaft zum Kaiſer nach Nürnberg, Biſchof Friedrich von Prag, ein Sachſe, und Witigo, deſſen überzeugende Beredſamkeit Gerlach von Mühlhauſen hervorhebt[34]. Die Geſandtſchaft erzielte keine Erfolge, und Soběslav II. erhielt das Herzogtum, aber Witigo blieb dem von der Herrſchaft abgedrängten Zweig der Přemysliden treu. Als der abgeſetzte Friedrich mit Soběslav kämpfte, wurde Witigo gefangen; Friedrich floh auf deſſen Burg Prčitz und zog hier ein mähriſches Hilfsheer an ſich.

---

[28] Vgl. Friedrich, a. a. O. Nr. 299. Auf die Schenkungen der Přemysliden in Südweſtböhmen im Verlauf des 13. Jahrhunderts gehe ich hier nicht mehr ein; ſie ſind auch in der Karte nicht berückſichtigt.

[29] Zobezlaus . . . questionem movet de terris super magnam et finalem silvam cultis, quam mediam et interiacentem silvam Boemi dicunt esse totaliter suam, Austriensibus e contrario affirmantibus, quod ad eos pertineat ex parte sua, sicut ad nos ex nostra. Fontes rerum Bohemicarum II, 470.

[30] Friedrich, a. a. O. Nr. 291, St. 4284; vgl. auch H. Hirſch, Zur Entwicklung der böhmiſch-öſterreichiſch-deutſchen Grenze. Ein Beitrag zur hiſtoriſchen Geographie Böhmens. Jahrbuch des Vereins für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen 1, 14ff.

[31] Friedrich, a. a. O. Nr. 309.

[32] Friedrich, a. a. O. Nr. 311.

[33] Friedrich, a. a. O. Nr. 246.

[34] virum urbane eloquentie, Fontes rerum Bohemicarum II, 465.

Prčitz liegt in Mittelböhmen, nordweſtlich von Tabor. Als Sitz Witigos iſt es urkundlich bezeugt[35]. Aber auch Witigos Verwandtſchaft iſt nicht in Südböhmen begütert. Wir hören von einem nepos Zezema, der Burggraf von Bilin bei Teplitz war[36] und in den Kämpfen gegen Soběslaw II. fiel[37], und von zwei Söhnen Zezemas, Ernſt und Hroznata. Dieſer wurde zuletzt oberſter Kämmerer und hatte ſeinen Sitz in Perutz öſtlich von Laun. Ich möchte der Bedeutung dieſer Verwandtſchaft nicht weiter nachgehen; im 13. Jahrhundert taucht der Name Zezema in zwei Linien der Witigonen wieder auf. Außer Prčitz beſaß Witigo nachweislich noch Kojetin[38], Stankau bei Mühlhauſen hat er 1185 gekauft[39]; an der Mies hat er um 9 Mark Silbers Land an die Deutſchen Gervaſius und Martin verkauft, die es in der königlichen Kanzlei zu hohem Anſehen gebracht haben[40]. Schließlich iſt noch Bykoš, ſüdöſtlich von Beraun, zu nennen[41]. Die älteſten Beſitzungen der Witigonen liegen mithin in Mittelböhmen; will man Witigos Zeugenſchaft bei der Belehnung des Kuenringers nicht als Zeugnis gelten laſſen, dann ergeben ſich zu Südböhmen im 12. Jahrhundert überhaupt keine Beziehungen.

Dieſer Witigo, der 1194 ſtarb[42], ſcheint nicht der erſte ſeiner Familie geweſen zu ſein, der in Böhmen feſten Fuß faßte. Dafür ſpricht, daß Zezema als nepos, als Sohn von Witigos Bruder oder Schweſter, bezeichnet wird und daß Witigos gleichnamiger Sohn 1220 Kojetin als ein Gut betrachtet, das ihm und ſeinen predecessores gehört habe, worunter kaum der ältere Witigo allein zu verſtehen ſein wird[43]. Über den Zeitpunkt, zu dem die Witigonen ins Land kamen, ſind nur Vermutungen möglich. Man könnte daran denken, daß einer der bayriſchen Teilnehmer an dem Zuge Konrads III. nach Prag 1142 im Lande geblieben ſei; das paßt aber nicht dazu, daß Witigos Neffe Zezema 1189 bereits zwei Söhne hatte, die als Zeugen auftraten. Bliebe noch einer der Herren, die 1110 mit Heinrich V. nach Böhmen gezogen waren.

Die Urkunde über die Schenkung von Kojetin an Mühlhauſen von 1220 nennt in der Intitulatio zwar Witgo de Perchyc, das Siegel aber weiſt die Legende Witko de Plankinberc auf[44]. Es handelt ſich hier um Blankenberg an der großen Mühl, etliche Kilometer nördlich der Donau. Das Geſchlecht der Blankenberge hatte ſeinen Stammſitz um Schönerding an der Vils; um 1100 hatte es bereits an der großen

---

[35] Friedrich, a. a. O. Nr. 305.

[36] Friedrich, a. a. O. Nr. 280.

[37] Gerlach von Mühlhauſen, Fontes rerum Bohemicarum II, 474.

[38] Friedrich, a. a. O. II, Nr. 208.

[39] Fontes rerum Bohemicarum II, 507.

[40] Friedrich, a. a. O. I, Nr. 318.

[41] Friedrich, a. a. O. I, Nr. 251.

[42] Fontes rerum Bohemicarum II, 511.

[43] Es heißt in der Urkunde: sub eadem pace, sub qua ego et predecessores mei possedimus. Ich verhehle mir allerdings nicht, daß es vorher heißt: Cogetin, quam pater meus beate memorie anticus Witco possedit pacifice, et ego possedi. Hier iſt von einem Vorfahren des älteren Witigo nicht die Rede.

[44] Friedrich, a. a. O. II, Nr. 208.

Mühl feſten Fuß gefaßt, der Beſitz liegt beiderſeits dieſes Baches, beſonders dicht bis Igelbach. Witigo mag ein Bruder oder Vetter Engelberts I. von Schönhering-Blankenberg geweſen ſein, alſo ein erbberechtigter Schwertmage der Blankenberger, und wird um 1190/91 nach deren Ausſterben den Beſitz angetreten haben. 1194 hat dann Witigo in Paſſau die Belehnung mit jenen blankenbergiſchen Gütern durchgeſetzt, die um die Mitte des 12. Jahrhunderts in paſſauiſche Lehen umgewandelt worden waren. Die Witigonen ſind demnach ein bayriſches Geſchlecht[45]. Im Mühlviertel können wir ſie im Beſitz des Gebietes um die Mühl bis Salnau nachweiſen, ebenſo hatten ſie Güter in den Pfarren Waldburg und Reichental[46]; auch die Kirche in Rauchenödt zeigt ihr Wappen[47]. Zwiſchen der heutigen Landesgrenze und der Moldau lagen in den fünfziger Jahren des 13. Jahrhunderts die gemeinſamen Beſitzungen der Roſenberger und Krumauer Linie[48]. Nun iſt kein Zweifel, daß um die Wende des 12. Jahrhunderts die Moldau die Grenze zwiſchen Öſterreich und Böhmen gebildet hat. Von den Přemysliden können demnach die Witigonen in dieſer Gegend keinen Beſitz erhalten haben. Man wird alſo folgendes behaupten dürfen: Die Witigonen waren zwiſchen Moldau und Donau begütert. Etwa zu Beginn des 12. Jahrhunderts faßten ſie in Mittelböhmen feſten Fuß und gingen mit dem heimiſchen Adel Familienverbindungen ein. Wann und wieſo ſie Beſitzungen in Südböhmen erhielten, wiſſen wir nicht. Aber die Annahme wird ſchwerlich danebengreifen, daß ſie ſchon vor 1194 vorhanden geweſen ſind und daß ſie Witigo von Prčitz ſelbſt noch unter ſeine Söhne verteilt hat.

Hier müſſen die Zeugenreihen der Urkunden weiterhelfen. Seit 1205 etwa nennen die Privilegien Přemysl Ottokars I. die Witigonen in ſteigendem Ausmaß. Sie ſcheinen damals nicht nur eine vermögende, ſondern auch eine ſehr einflußreiche Familie geweſen zu ſein. Man findet ſie in Prag, aber auch in Mähren, ihre Beziehungen zu dem Markgrafen Heinrich Wladislaw waren jedenfalls gute. Und als der Streit zwiſchen dem König und dem Prager Biſchof Andreas in Rom geſchlichtet werden ſollte, war ein Witigo unter den Bürgen[49]. 1220 war die Teilung in mehrere Linien vollzogen, wie die bereits erwähnte Urkunde von 1220 zeigt. Unter den Zeugen ſind die Söhne Witigos von Prčitz-Blankenberg genannt, dann Witigo von Koklot, der als Stammherr der Landſteiner Linie gilt, Heinrich von Neuhaus,

---

[45] Dieſen entſcheidenden Nachweis erbrachte H. Sperl, Die Grenzen zwiſchen Böhmen und dem Mühllande im Mittelalter und die Heimat der Witigonen, Mitteilungen des Vereins für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen 38, 394ff., 1900. Nach ihm hat dann Strnadt, Das Land im Norden der Donau, Archiv für öſterreichiſche Geſchichte 94/I, 150ff. und 161ff., die Zuſammenhänge endgültig geklärt (1906). Ich beziehe mich hier und im folgenden auf dieſe Abhandlung.

[46] Strnadt, a. a. O. 170.

[47] Darauf hat mich K. Oberdorffer aufmerkſam gemacht, dem ich auch hier dafür herzlich danke.

[48] Das geht aus den Zuſtimmungsurkunden hervor, die Budiwoj und Witigo 1259 anläßlich der von Wok von Roſenberg vorgenommenen Gründung der Ziſterze Hohenfurt hinſichtlich des ſog. Kloſterwaldes ausgeſtellt haben. Urkundenbuch des Ziſterzienſerſtiftes B. Mariae V. zu Hohenfurt in Böhmen, hrsg. von Pangerl, Fontes rerum Austriacarum, Abt. II, 23, Nr. IV und V.

[49] Friedrich, a. a. O. II, Nr. 172.

Budiwoj und deſſen Bruder Witigo. Gehört der Ausſteller zum Roſenberger Aſt, muß Budiwoj der Krumauer Linie eingegliedert werden. Beide Burgen ſind ſpäter entſtanden — oder erſt ab 1250 im Beſitz der Witigonen nachweisbar. Der Ausſteller der Urkunde, Witigo, von dem die Roſenberge abzuleiten ſind, ſitzt noch in Prčitz, und der Ausſtellungsort Vletice liegt in der gleichen Gegend.

Erſt mit Heinrich von Neuhaus, der 1222 Marſchall wurde, kommen wir nach Südböhmen und wollen nun weiter an Hand der Urkunden die Sitze der einzelnen Witigonen bis zum Ausgang des 13. Jahrhunderts feſtſtellen. 1232 wird Hradiště genannt; heute erhebt ſich hier die Stadt Tabor. Es folgt 1235 Nechanitz in Nordoſtböhmen, weſtlich von Königgrätz, 1239 Benešov, ſüdlich der Sazava, 1241 Kamenitz, nordöſtlich von Neuhaus, 1243 Přibenitz an der Luſchnitz, weſtlich von Tabor und Vlčkovice an der Wottawa in der Gegend von Horažďowitz, 1251 Sepekau in der Nähe von Mühlhauſen und 1253 Načeradec, ſüdlich von Wlašim. Jetzt werden auch Roſenberg genannt, 1250, und drei Jahre ſpäter Krumau. Ehe wir verſuchen, die Gründe dafür zu klären, ſetzen wir aber die Aufzählung fort. 1260 Skalitz bei Soběslav und Schweinitz, öſtlich von Goldenkron, 1261 Wittingau, 1265 Lomnitz, nördlich Wittingau, 1277 Wittinghauſen[50], 1282 Landſtein im Gebiet von Neubiſtritz[51], 1284 Platz, ſüdweſtlich von Neuhaus, und Gratzen, 1285 Frauenberg, nördlich von Budweis, 1290 Strunkowitz an der Planitz, nördlich von Prachatitz und 1293 Ledenitz, öſtlich von Budweis.

Eine lange Liſte, aus der es gilt, das Weſentliche herauszuholen. Der Ausbau erfolgt in der Richtung von Norden nach Süden, anſchließend an die mittelböhmiſchen Beſitzungen, die wir aus der Zeit der erſten Witigonen bereits kennen. Das Vordringen wird beſonders zu beiden Seiten der Luſchnitz deutlich erkennbar. Und nun um die Mitte des 13. Jahrhunderts Roſenberg und Krumau, eine klare Stoßrichtung von Süden nach Norden. Dazwiſchen liegen, das kann vorgreifend geſagt werden, die Reſte des Krongutes wie in einer Preſſe.

Es iſt unerläßlich, noch bei der Geſchichte der Witigonen zu bleiben und ſie ſo weit klar zu ſtellen, daß die Koloniſation durch deutſche Siedler verſtändlich wird. Zunächſt fällt einmal auf, wie viele Sitze in Südoſtböhmen genannt werden, im Gebiet der Herrn von Neuhaus und Landſtein. Das geht darauf zurück, daß die Neuhauſer ſchon unter Přemysl Ottokar I. öfter unter den Zeugen auftreten[52] als die übrigen Familienzweige. Genaue Angaben ſind freilich ſchwer möglich, weil Heinrich von

---

[50] Die Burg wird zwar bis 1300 nicht namentlich aufgeführt, aber in der Urkunde, durch die Witigo von Krumau 1277 auf dem Sterbebett einige Dörfer an Hohenfurt ſchenkt (Urkundenbuch von Hohenfurt, a. a. O. Nr. XXIII), werden als Zeugen die Pfarrer von Friedberg und St. Oswald genannt. Friedberg liegt nordöſtlich, St. Oswald ſüdweſtlich von Wittinghauſen. Der Schluß liegt alſo nahe, daß Witigo die Urkunde in Wittinghauſen ausgeſtellt hat; vgl. Strnadt, Das Land im Norden der Donau, a. a. O. 168 und die Anm. 3 angeführte ältere Literatur.

[51] Zu dem Übergang von Landſtein an die Witigonen vgl. H. Hirſch, Zur Entwicklung der böhmiſch-öſterreichiſch-deutſchen Grenze, a. a. O. 12f.

[52] Heinrich von Neuhaus wird etwa in einem Viertelhundert von Königsurkunden unter den Zeugen angeführt.

Neuhaus mehrere Brüder namens Witigo hatte, und weil aus den Urkunden nicht immer hervorgeht, welcher gerade gemeint iſt. Unter Wenzel I. ändert ſich das Bild zunächſt nicht. Heinrich von Neuhaus weilte bis zu ſeinem Tode 1237 immer wieder am königlichen Hofe, in Böhmen ebenſo wie in Mähren, ſein jüngerer Sohn Zezema war durch Jahre Untermundſchenk. Auch zu den Markgrafen von Mähren hat Heinrich von Neuhaus gute Beziehungen gepflegt. Von den übrigen Linien tritt nur die Krumauer greifbar hervor. Zawiſch der Ältere wird ſeit 1232 immer wieder unter den Zeugen angeführt[53], eine Zeitlang war er Unterkämmerer, ſeit 1242 verſchwindet er aus den Zeugenreihen.

Gerade aus ihnen läßt ſich nun zeigen, daß 1244 in den Beziehungen dieſes mächtigen Geſchlechtes zum Königtum ein tiefgreifender Wandel eingetreten iſt. Bis 1250 läßt ſich in keiner Urkunde Wenzels I. ein Witigone als Zeuge nachweiſen, ſogar die Herren von Neuhaus meiden den Hof. Sie ſind, wie es ſcheint, von ihren Krumauer Vettern in dieſen Gegenſatz hineingeriſſen worden, über deſſen Urſachen wir freilich nur Vermutungen äußern können. Die Witigonen, deren Nachkommenſchaft ſpäter Krumau zum Sitz wählte, ſind bis zu Beginn der vierziger Jahre des 13. Jahrhunderts in Südböhmen überhaupt nicht nachweisbar. Als Sitz Zawiſchs d. Ä. wird 1235 Nechanitz in Nordoſtböhmen genannt, als der ſeines Sohnes Budiwoj etwas ſpäter Vlčkovice. Damals nun ſcheinen der Roſenberger und der Krumauer Aſt, ausgehend von den Beſitzungen im Mühlviertel, entlang der Moldau nach Norden vorgedrungen zu ſein. Krumau wird nun erſtmalig 1240, wenn auch nicht in einer Urkunde, genannt[54]. Die Roſenberge faßten zwiſchen Moldau und Maltſch feſten Fuß; wenn die Krumauer um ſich greifen wollten, ſtießen ſie auf Krongut. Es iſt alſo möglich, daß die Ausdehnungsbeſtrebungen dieſes Familienzweiges damals zu der erſten großen Spannung mit dem Königtum führten, auf die dann ein Menſchenalter ſpäter unter Führung Zawiſchs von Falkenſtein die bewaffnete Auseinanderſetzung folgte. Will man aber wirtſchaftlichen Fragen keine ſo weitgehende Bedeutung einräumen, dann bleibt immer noch zu bedenken, daß Papſt Innozenz IV. ſeit 1244 bemüht war, den Böhmenkönig auf ſeine Seite zu bringen[55]. Wenzel I. hat dann tatſächlich den Anſchluß an das päpſtliche Lager vollzogen, der durchaus nicht von dem geſamten böhmiſchen Adel gebilligt wurde. Die Witigonen waren Deutſche, vermutlich haben ſie ſtaufiſch gedacht. 1248 brach der Aufruhr in Böhmen aus; Wenzels Sohn Přemysl Ottokar trat an die Spitze. Wenn auch aus den Quellen heraus ein Beweis nicht erbracht werden kann, wird man die Witigonen zu ſeinen Parteigängern zu rechnen haben. Denn 1247 wurde Witigo von Neuhaus Burggraf von Olmütz, und in den Urkunden des Markgrafen aus dieſem Jahr ſteht er an der Spitze der Zeugenreihe. Nach den Kämpfen des Jahres 1249, nach der Freilaſſung

---

[53] Die Urkunden, die er bezeugt, nennen in der Datierung faſt immer Prag als Ausſtellungsort.

[54] Der Beleg bei E. Schwarz, a. a. O. 285.

[55] Vgl. dazu Bretholz, Geſchichte Böhmens und Mährens bis zum Ausſterben der Přemysliden (1306), 414ff.

Přemysls, finden wir Witigo wieder als Zeugen in ſeinen Urkunden. Als der junge Prinz die öſterreichiſchen Erblande in ſeine Hand brachte, da finden wir ſie alle um ihn geſchart: Die Neuhauſer, die Krumauer und die Roſenberge[56].

Ab 1253 treffen wir Witigo von Neuhaus in der gleichen Vertrauensſtellung bei dem König, die er vordem bei dem Markgrafen eingenommen hatte. Ein Jahr ſpäter iſt er Unterhändler in dem Frieden mit Bela von Ungarn[57] und kann bis zu ſeinem 1256 erfolgten Tod als einer der bedeutendſten Ratgeber Přemysl Ottokars II. gelten. Witigos Sohn hat dann bis 1270 als Unterkämmerer am Hof eine Rolle geſpielt. So viel über die Neuhauſener Linie, von der aus dieſer Zeit leider keine Urkunden erhalten ſind.

Die Roſenberge treten erſt ſeit 1255 hervor. Wok war Marſchall des Königreichs Böhmen; 1255 wurde er iudex provincialis des Landes ob der Enns, 1260 Landeshauptmann der Steiermark, im gleichen Jahr erfolgte auch ſeine Belehnung mit der Grafſchaft Raabs. 1262 ſtarb er bereits, ſeine Söhne treten in der Umgebung des Königs nicht auf. Von der Krumauer Linie finden wir nur 1264 ein Mitglied bei Hofe. Den Gründen für dieſe Zurückhaltung müſſen wir um ſo mehr nachgehen, weil ſie für den Sturz Přemyſl Ottokars nicht ohne Bedeutung ſind. Bei dem derzeitigen Stand der Arbeiten iſt es unmöglich, den Umfang der Krumauer Beſitzungen um die Mitte des 13. Jahrhunderts auch nur annähernd abzuſtecken. Während die Roſenberge den Zuſammenhang mit den Gütern im Mühlviertel wahrten, hatten die Herrn von Krumau, ſoweit man ſieht, nur eines: eine glänzend gelegene Burg[58]. Gegen Süden zu ſtießen ſie auf die Beſitzungen, die ſchon ſeit dem 11. Jahrhundert in geiſtlichen Händen waren. Im freigebliebenen Teil zwiſchen Moldau und Maltſch können wir aus den Urkunden für Hohenfurt die Roſenberge nachweiſen. So blieb von Krumau nur moldauaufwärts gegen Budweis zu eine Ausdehnungsmöglichkeit. Hier aber lagen ziemlich ausgedehnte Krongüter, zu deren Veräußerung Přemyſl Ottokar II. nicht zu gewinnen war. Von Norden und Oſten her ſchoben ſich die Witigonen ſtändig immer näher an den königlichen Beſitz heran — nun erfolgte die Umfaſſung auch von Süden her. So entſchloß ſich der König zu der Stiftung der Ziſterze Goldenkron, nördlich von Krumau, die Mönche kamen aus Heiligenkreuz. Den Krumauer Herrn war damit der Weg verlegt. Denn die Beſitzgrenzen des Stiftungsgutes liegen im Norden am Planſker Wald und umfaſſen noch Netolitz, erreichten im Weſten den Prachatitzer Steig, der teilweiſe überſchritten wurde; der Böhmerwald vom Plöckenſtein bis zum Eulenberg bildete die Südgrenze, die dann von Unterwuldau in einem Bogen bis knapp vor Krumau reichte. Hier ſchob ſich ein Keil nach Oſten bis nahe an die Maltſch[59]. Wenn auch die Urkunde falſch iſt, durch die Přemyſl Ottokar den Schutz von Goldenkron an Wok von Roſenberg und deſſen Erben übertragen haben ſoll[60], ſo läßt ſich doch nachweiſen, daß die Stiftung ſich gegen die Krumauer Linie richtete.

---

[56] Es war mir natürlich unmöglich, für den Vortrag nachzuſehen, ob nicht die eine oder andere der Urkunden, die Witigonen als Zeugen nennt, bereits als Fälſchung erwieſen iſt. Darum habe ich auch darauf verzichtet, für die Zeugenſchaft der einzelnen Familienmitglieder die entſprechenden Regeſtennummern anzuführen. Ich möchte ja auch keineswegs der großen Arbeit über die Witigonen vorgreifen, die eine wichtige Aufgabe ſudetendeutſcher Forſchung ſein wird. In einem Fall war ich freilich gezwungen, auf die leider immer noch unvollſtändige Fakſimileſammlung der Přemyslidenurkunden im hiſtoriſchen Seminar der Deutſchen Univerſität Prag zurückzugreifen.

Wenn ich, wie ich hoffe, nichts überſehen habe, dann gibt es für die entſcheidenden Jahre nach 1244 nicht ein Zeugnis dafür, daß die Witigonen den Weg an den Hof Wenzels I. gefunden hätten. Sie ſind zu ſeinem Sohn Přemysl übergeſchwenkt und ihm treu geblieben. Dem ſteht nun eine Königsurkunde vom 22. Juni 1250 für die Kirche von Prag im Wege (Erben, Regesta diplomatica nec non epistolaria Bohemiae et Moraviae I, Nr. 1247), die Wok von Roſenberg, ſeinen Bruder Witigo von Přibenitz und Witigo von Neuhaus als Zeugen nennt. Urſprünglich hatte ich angenommen, daß es nach der Freilaſſung Přemysl Ottokars Ende 1249 dem alten König gelungen ſei, die Witigonen auf ſeine Seite zu bringen. Ich meinte, daß dieſe Schwenkung in Mähren nicht verborgen geblieben ſein könnte und wollte darauf zurückführen, daß ſeit Anfang 1251 als Olmützer Burggraf nicht mehr Witigo von Neuhaus, ſondern Cyrho genannt wird (Erben I, 1261, 1262). Dieſe Auffaſſung habe ich auch im Vortrag vertreten. Sie wäre an ſich nicht zwingend, weil die markgräflichen Urkunden von Ende 1247 bis Anfang 1251 überhaupt keinen Burggrafen von Olmütz nennen. Wir wiſſen alſo gar nicht, wann dieſer Wechſel ſtattgefunden hat. Nun ergeben ſich aber gegen das Privileg von 1250 Bedenken. Die Ausfertigung A iſt unſtreitig die jüngere und gehört nie und nimmer in die Mitte des 13. Jahrhunderts. Nicht ganz ſo ſchlimm ſteht es mit der Faſſung B; um 1250 kann aber der Schrift nach auch ſie nicht angeſetzt werden. Ich möchte alſo, vorbehaltlich einer genaueren Unterſuchung, dieſe Urkunde aus der Reihe der echten Privilegien Wenzels I. ſtreichen, und damit fällt das einzige Zeugnis für ein Schwanken der Roſenberger und Neuhauſer Linie. Die letzte uns überlieferte Urkunde Wenzels I. vom 16. Auguſt 1253, die Witigo von Neuhaus als erſten Zeugen nennt, habe ich in der Urſchrift noch nicht geſehen. Sie würde aber, ſelbſt wenn ſie echt iſt, keinen Einwand gegen meine Darlegungen bedeuten, weil Wenzel I. kurz darauf geſtorben iſt und aus der Zeugenſchaft Witigos von Neuhaus in der Zeit für einen Wechſel vom Sohn zum Vater kein Beweis zu gewinnen wäre. Daß eine Geſchichte der Witigonen erſt dann wird geſchrieben werden können, bis die weiteren Bände des Codex diplomaticus et epistolaris regni Bohemiae vorliegen oder doch die Schreiber und Diktatoren bis 1306 feſtgeſtellt und die Fälſchungen ausgeſchieden ſind, wird nun erſt recht klar.

[57] Emler II, Nr. 24.

1273 hat der König etliche eingezogene Güter gegen Hohenfurter Beſitzungen ausgetauſcht[61]. Die richtigen Zuſammenhänge ergibt hier erſt ein Blick auf die Karte. Vlhlavy, Chráſtány, Němčice und Tupeſy liegen nordweſtlich der 1265 von Přemyſl Ottokar II. gegründeten Stadt Budweis. An dieſer Stelle bedeuteten ſie für den König wenig, da Frauenberg noch nicht in den Händen der Witigonen war. Von Hohenfurt übernahm der König Strodenitz, das knapp ſüdlich von Budweis an der Moldau liegt, Zahorčitz, etwas ſüdlicher an der Moldau, und Plaben an der Maltſch in der Gegend von Teindles. Damit wurde Budweis gegen Süden zu geſchützt. Unter Maltze denke ich mir nicht Malſchitz im Süden von Tabor[62], ſondern Maltſchitz, öſtlich von Krumau. Trifft dieſe Annahme zu, dann verſtärkt der Punkt den Druck des Königtums auf die Herrn von Krumau — oder er mindert den herab,

---

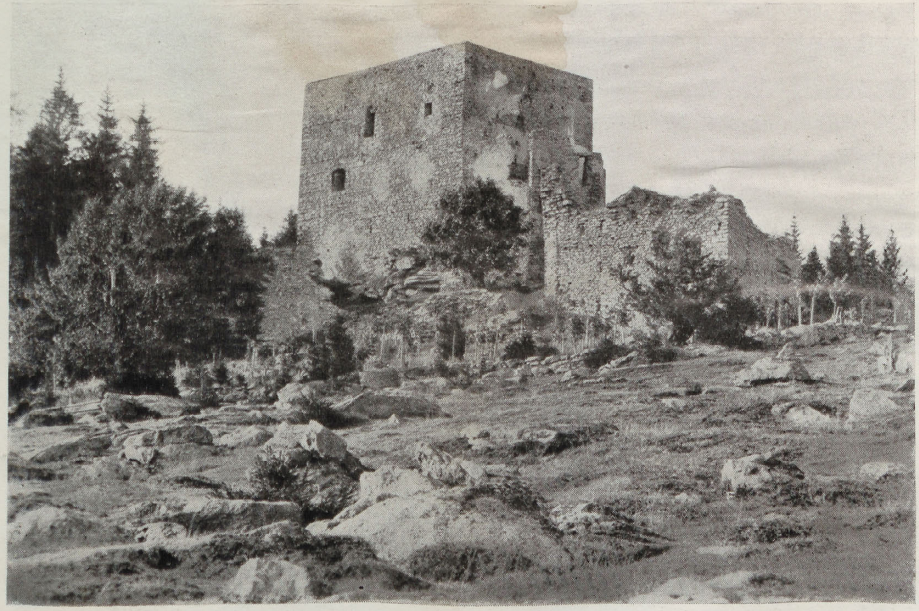
[58] Ich ſehe hier natürlich von den Burgen ab, die in der Gegend um Tabor liegen.

[59] Karten des Goldenkroner Stiftungsgutes finden ſich im Urkundenbuch des ehemaligen Ziſterzienſerſtiftes Goldenkron in Böhmen, hrsg. von Pangerl, Fontes rerum Austriacarum, 2. Abt., Bd. XXXVII, und bei E. Kubička, Správa klášterního velkostatku „Zlaté Koruny“ do válek Husitských (1263—1420).

[60] Fontes rerum Austriacarum, a. a. O. Nr. II.

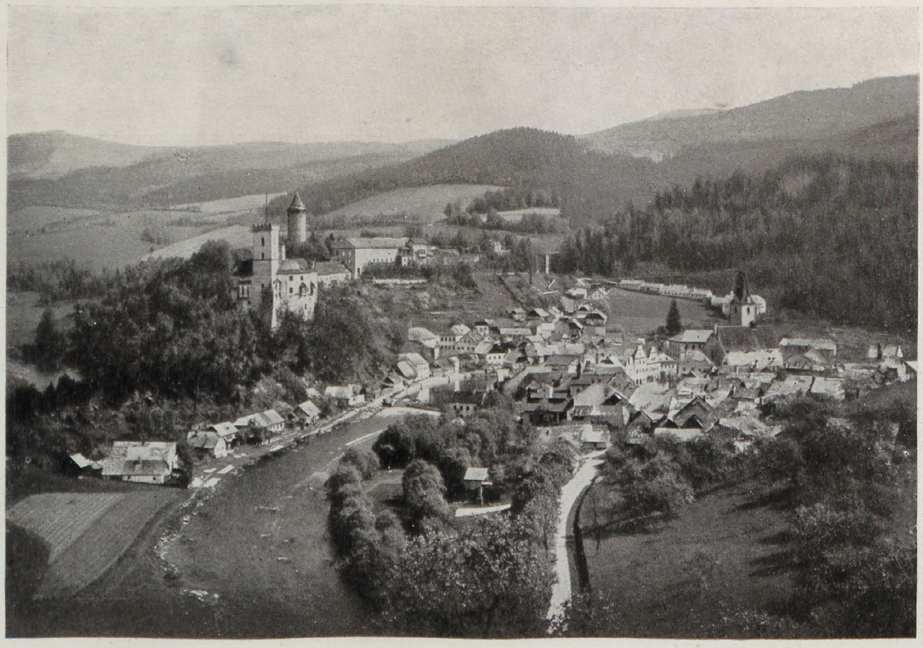
[61] Fontes rerum Austriacarum, Bd. XXIII, Nr. XXI.

[62] So beſtimmt den Ort Fr. Franz, Zur Geſchichte der Witigonen und ihres Beſitzes in Südböhmen, Feſtſchrift zur Feier des fünfzigjährigen Beſtandes des Staats-Obergymnaſiums in Krumau, 187.



Phot. J. Seidel, Krumau

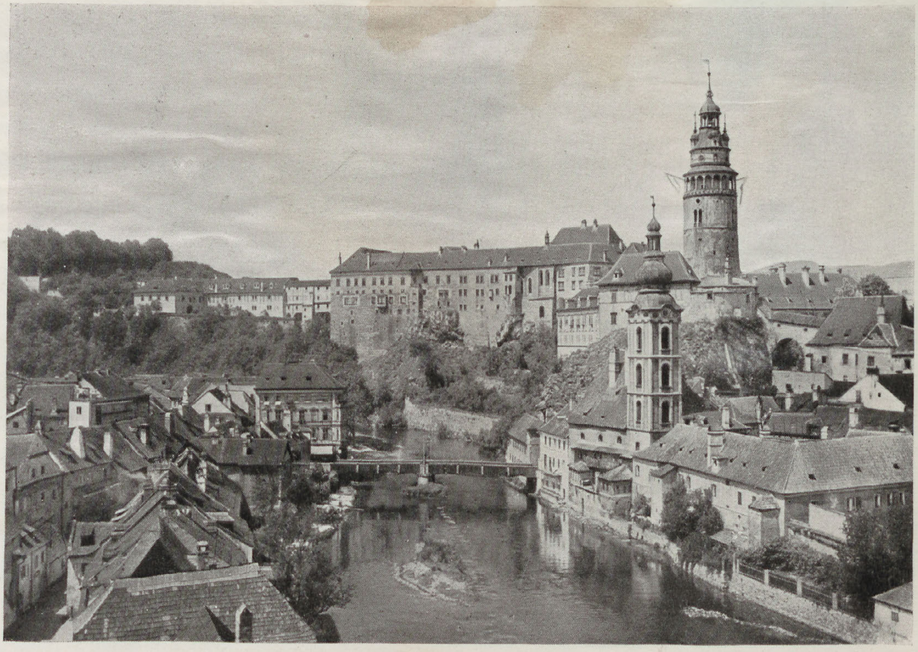
Abb. 1 Burgruine Wittinghauſen, Südböhmen



Phot. J. Seidel, Krumau

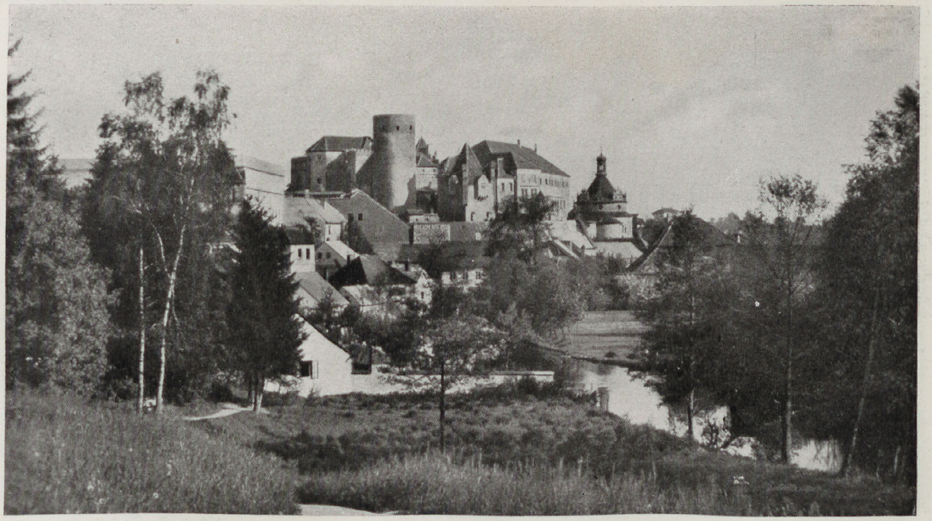
Abb. 2. Roſenberg an der Moldau, Südböhmen.

Verlag von S. Hirzel in Leipzig.



Phot. J. Seidel, Krumau

Abb. 3. Krumau an der Moldau, Südböhmen.



E. Meynen, Berlin

Abb. 4. Schloß Neuhaus, Südböhmen.

ADTBIBLIOTHE

der von Krumau aus auf die Stellungen des Königtums in Südböhmen ausgeübt wurde. Es iſt nicht nur möglich, ſondern auch wahrſcheinlich, daß ſich Přemyſl Ottokar bei der Stiftung Goldenkrons von „volkswirtſchaftlichen" Erwägungen leiten ließ[63]. Ganz ſicher wollte er aber einem weiteren Umſichgreifen der Krumauer Witigonen vorbeugen. Hier alſo liegt der Hauptgrund für den Streit zwiſchen ihm und Zawiſch von Falkenſtein.

Wir wiſſen zwar, daß Zawiſch 1276 der Führer der abtrünnigen Adelsgruppe war, aber noch fehlt eine Erklärung dafür, warum die Roſenberge und Neuhauſer mit den Krumauern gemeinſame Sache machten. Hier gibt die Geſchichte von Budweis einen wichtigen Fingerzeig. Přemyſl Ottokar II. war auf dem Zwickel zwiſchen Moldau und Maltſch, wo ſich heute die Stadt Budweis erhebt, gar nicht Grundherr. Er mußte ihn um 1264/65 von Čeč eintauſchen, der ſich nach einer hier bereits befindlichen Burg gleichen Namens benannte[64]. Für dieſen ſo überaus günſtig gelegenen und zukunftsreichen Platz mußte der König an Čeč das Krongut Welleſchin überlaſſen, das zwiſchen Maltſch und Schweinitzbach liegt[65]. Bis zur Mitte der ſechziger Jahre des 13. Jahrhunderts hatten die Witigonen hier nicht feſten Fuß faſſen können. Welleſchin trennte wie ein Felsblock die Witigonengüter zwiſchen Luſchnitz und Strobnitz von denen zwiſchen Moldau und Maltſch. Die Übertragung Welleſchins an Čeč traf die Neuhauſer und Roſenberge in gleicher Weiſe. Wie ſtark, das begreift man allerdings erſt, wenn man ſieht, daß das Gut Welleſchin im Weſten an das Goldenkroner Stiftungsgut angrenzt. Der König hatte zwar in kürzeſter Zeit reiche Beſitzungen abſtoßen müſſen. Aber er hatte eine Form gewählt, die den Witigonen die Erfüllung ihrer Pläne unmöglich machen mußte. Nicht nur, daß ein Zuſammenſchmelzen der Roſenbergiſchen und Neuhauſer Güter verhindert war — viel ſchwerer wog der Riegel, der ſich nun unterhalb von Budweis zwiſchen die Beſitzungen in Süd- und Mittelböhmen ſchob.

Welleſchin fiel anſcheinend 1276 an den König zurück. Da Čeč anderweitig entſchädigt wurde, kann er an dem Abfall der Witigonen in dem Jahr kaum teilgenommen haben[66]. Vielleicht haben dieſe nun ihre Bemühungen um Welleſchin bei Přemyſl Ottokar erneuert, erſt ihr Scheitern könnte ſie dann dem Habsburger zugeführt haben. 1283 ſchenkte Wenzel II. Welleſchin den Herrn von Michelsberg[67], und zwar auf Bitten der Adeligen, die wir als die ſchärfſten Gegner der Witigonen kennen[68].

---

[63] Pangerl in der Einleitung zum Goldenkroner Urkundenbuch, a. a. O. X.

[64] Vgl. dazu Klimeſch, Die Herren von Michelsberg als Beſitzer von Weleſchin. Mitteilungen des Vereins für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen 22, 186ff. Über Čeč vgl. Novotný, České dějiny Teil I, Bd. 4, 459.

[65] Über den Umfang vgl. Klimeſch, a. a. O. 193; 214ff. gibt er eine Schilderung des Welleſchiner Gutes und ſtellt 218ff. die von den Michelsbergen gegründeten deutſchen Siedlungen zuſammen, die aber zum guten Teil erſt im 14. Jahrhundert und noch ſpäter entſtanden ſind. A. Teichl, Geſchichte der Herrſchaft Gratzen mit Zugrundelegung des Urbars vom Jahre 1553 hat 282 die zum Welleſchiner Gut gehörigen Beſitzungen überſichtlich zuſammengeſtellt.

[66] Vgl. dazu Klimeſch, a. a. O. 188f.

[67] Emler II, Nr. 1298.

[68] Emler II, Nr. 1316, 1317.

Ehe wir auf die Ereigniſſe des Jahres 1276 eingehen, müſſen wir noch einige andere Fragen behandeln. Es wurde ſchon bemerkt, daß die von den Witigonen ſüdlich der Moldau zur Ausſtattung des 1259 gegründeten Ziſterzienſerkloſters Hohenfurt[69] verwendeten Güter nicht auf eine Schenkung der Přemysliden zurückgehen können. Wir haben aus dem 12. Jahrhundert eine Reihe von Urkunden, die deutlich die Moldau als Grenze zwiſchen Böhmen und Öſterreich bezeichnen[70]. Selbſt dann, wenn ſich alle als unecht erweiſen ließen, bliebe immer noch zu Recht beſtehen, daß zur Zeit ihrer Anfertigung, nämlich vor der Mitte des 13. Jahrhunderts[71], die Moldau als Grenzfluß angeſehen wurde. Hier iſt nun eine Änderung erfolgt, die wenigſtens teilweiſe damit zuſammenhängt, daß Přemysl Ottokar II. die öſterreichiſchen Erblande mit Böhmen vereinigte. Bis zum Ausſterben der Babenberger kann von einer Verſchiebung der Grenzen nicht die Rede ſein. Als Wok von Roſenberg die Ziſterze Hohenfurt ſtiftete, da iſt bereits von der altitudo silve Boemiam et Bavariam dividentem die Rede[72]. Es handelt ſich hier um die Waldhöhe von Böhmiſch-Kapellen, wo heute die Landesgrenze verläuft[73]. Hohenfurt liegt demnach auf böhmiſchem Boden, und dieſe Änderung muß zwiſchen 1246 und 1259 ſtattgefunden haben[74]. Daß gerade in der Zeit Roſenberg und Krumau genannt werden, mag ein Zufall der Überlieferung ſein. Aber es ſpricht doch manches für die Annahme, daß eben im Zuſammenhang mit dem weiteren Ausbau des Beſitzes der Witigonen entlang der Moldau gegen Norden zu das Beſtreben wach wurde, die Landesgrenzen nach Süden vorzuſchieben und ſo die Allode im Mühlviertel von Öſterreich abzulöſen. Für dieſe Annahme ſpräche, daß die ehemaligen blankenbergiſchen Beſitzungen zwiſchen Donau und Rauſche Mühl paſſauiſche Lehen geworden waren, daß alſo die witigoniſchen Eigengüter ohnehin nördlich und nordöſtlich von Haslach lagen. Man ſieht nicht, daß hier Möglichkeiten für einen weiteren Ausbau beſtanden. Zukunft, das gab es für die Witigonen nur mehr in Böhmen. So wäre es nicht unbegreiflich, wenn ſie die öſterreichiſchen Allode und ihren ſüdböhmiſchen Beſitz nicht durch eine Grenze getrennt ſehen wollten. Přemysliden und Witigonen konnten hier unſchwer zuſammenarbeiten. Daß Wok von Roſenberg den Anſtoß dazu gab, verſteht ſich eigentlich von ſelbſt. Denn die Roſenberge waren es, die über die Liegenſchaften im Mühlviertel geboten, und Wok iſt 1255 Hauptmann des Landes ob der Enns geworden. Hier ſcheint ſich alles beſtens zuſammenzufügen.

Die Wurzeln des Witigonenbeſitzes haben wir im heutigen Mühlviertel kennengelernt; Hohenfurt, Roſenberg und Krumau liegen auch heute innerhalb der deutſchen Sprachgrenze. Wie groß iſt nun der Anteil der Witigonen an der Erſchließung und Eindeutſchung Südböhmens? Selbſt wenn man bedenkt, daß die beiden Ziſterzen Hohenfurt und Goldenkron mitgewirkt haben, daß an der Koloniſation noch andere Geſchlechter beteiligt ſind, kann man ohne weiteres das Hauptverdienſt für die Witigonen in Anſpruch nehmen. Trägt man auf eine Karte die deutſchen Ortsnamen bis 1300 ein[75], dann zeigen ſich in Südböhmen drei Gebiete: in der Neuhauſener Gegend, dann weſtlich von Gratzen, vor allem aber in dem Moldauknie etwa ſüdlich der Linie Oberplan-Krumau und darüber hinaus bis in das Gebiet von Budweis. Daß hier, wo die Beſitze der Witigonen lagen, das Vordringen des Deutſchtums nur ihr Werk ſein kann, iſt nicht zu bezweifeln. Dieſer Raum war nicht völlig ſiedlungsleer, als die Deutſchen kamen. Die bis 1300 eingedeutſchten tſchechiſchen Ortsnamen[76] reichen zu beiden Seiten der Moldau tief nach Süden; zwiſchen Moldau, Maltſch und Strobnitz liegen ſie ziemlich dicht, finden ſich auf den Beſitzungen des Goldenkroner Kloſters und ſind ſogar noch am Nordrand des Wittingauer Beckens nachzuweiſen. Natürlich ſind die Urkunden, aus denen der Sprachforſcher ſchöpft, eine mehr als zufällige Quelle: es mögen viele deutſche Orte beſtanden haben, deren Namen erſt viel ſpäter in den Quellen genannt werden. Und man wird weiter zu beachten haben, daß Südböhmen in der urkundlichen Überlieferung überhaupt erſt ſpät hervortritt. Trotzdem aber laſſen die Jahre, in denen erſtmalig deutſche Orte in Südböhmen genannt werden, gewiſſe Schlüſſe zu. Sie treten zwiſchen Moldau und Maltſch im Gebiet von Kaplitz früher auf als im Bezirk von Krumau. Liegt hier das Hauptgewicht auf den achtziger und neunziger Jahren des 13. Jahrhunderts, ſo dort in den ſechziger und ſiebziger Jahren[77]. Damit ſoll allerdings nicht geſagt ſein, daß nicht ſchon viel früher hier Deutſche angeſiedelt waren. Für Krumau gibt es einen Beleg ſchon zu 1240, freilich nicht in einer Urkunde, und im Bezirk Budweis haben wir deutſche Ortsnamen ſchon 1263.

---

[69] Vgl. dazu O. Kaindl, Geſchichte des Ziſterzienſerſtiftes Hohenfurt in Böhmen, wo auf der nach S. 48 eingebundenen Karte auch das Stiftungsgut eingetragen iſt. Daneben iſt noch Proſchko, Das Ciſtercienſer-Stift Hohenfurth in Böhmen, zu benützen.

[70] Vgl. die Liſte bei Strnadt, a. a. O. 127ff., und bei H. Hirſch, a. a. O. 18.

[71] Soweit die in Frage kommenden Urkunden bisher als Fälſchungen nachgewieſen worden ſind, iſt keine nach 1250 angefertigt worden.

[72] Urkundenbuch von Hohenfurt, a. a. O. Nr. III.

[73] Strnadt, a. a. O. 119ff.

[74] Vgl. dazu Strnadt, a. a. O. 134ff., und H. Hirſch, a. a. O. 18ff.

Bei der Frage nach der Herkunft der deutſchen Siedler wird man doch wohl auf den Bericht des Cosmas über die Südgrenze des Reiches Slavniks zurückgreifen können. Sie zieht von Netolitz nach Teindles in ſüdöſtlicher Richtung, dem Böhmerwald gleichläufig[78], und biegt dann nach Cheinow ſcharf nordöſtlich ab. Die Bezeichnung dieſer drei Orte als urbes terminales contra Teutonicos orientales paßt nicht für den Ausgang des 10. Jahrhunderts[79]; aber auf die Zeiten des Cosmas, in das erſte Viertel des 12. Jahrhunderts, wird man ſie beziehen dürfen, wenn man in Rechnung ſtellt, daß den Gauburgen noch ſlaviſche Siedlungen und Verhaue vorgelagert waren. Tatſächlich iſt die Strecke zwiſchen Teindles und Cheinow früher unter deutſchen Druck geſetzt worden als die von Teindles nach Weſten. Das Land bis zur Lainſitz haben nach der Mitte des 12. Jahrhunderts bereits öſterreichiſche Miniſterialen und das Kloſter Lambach beſiedelt[80] und ſind immer weiter in den Grenzwald vorgedrungen. Im Streifen zwiſchen Lainſitz und Strobnitz müſſen bereits deutſche Siedler gelebt haben, als der Kuenringer Hadamar damit vom Böhmenherzog belehnt wurde. Weitra war damals Zollſtätte, und das 1186 an Zwettl verſchenkte Sohors lag intra portam provincie nostre[81]. Daß die Siedlung hierher vom nördlichen Niederöſterreich aus vorgetragen wurde, wird von der Sprachforſchung beſtätigt[82]. Nur dagegen könnten ſich Zweifel erheben, „daß das Gebiet öſtlich der Moldau von Hohenfurth bis Krumau in einer Reihe mundartlicher Züge zu Niederöſterreich ſtimmt“[82]. Denn zwiſchen Moldau und Maltſch war alles Roſenbergiſch, und gerade dieſer Zweig der Witigonen hatte ja die engſten Beziehungen zum Mühlviertel. Von hier ſtammen die Siedler in Südböhmen weſtlich der Moldau[83], ſie müſſen aber auch öſtlich des Fluſſes eine entſcheidende Rolle geſpielt haben[84].

---

[75] Vgl. dazu das Deckblatt 6, Deutſche Ortsnamen bis 1300, das E. Schwarz ſeinem Buch über: Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geſchichtsquelle beigegeben hat.

[76] Vgl. dazu das Deckblatt 10 bei Schwarz.

[77] Die Belege dafür bei Schwarz, a. a. O. 284f.

[78] Das wird noch deutlicher, wenn man noch die bei Horazďovitz gelegene Gauburg Prachen hinzunimmt.

[79] Auch Lechner, a. a. O. 32, nimmt das an.

Es iſt, ſelbſt wenn man die Flurformen bis ins einzelne unterſuchen und die Ergebniſſe hier berückſichtigen könnte, natürlich unmöglich, eine Grenze der deutſchen Siedlungen in Südböhmen bis zum Ausgang des 13. Jahrhunderts zu zeichnen. Uns muß darum die Feſtſtellung genügen, daß zu beiden Seiten der Moldau, dann bis gegen Gratzen hin und in der Neuhauſener Sprachzunge um 1300 die heutige Sprachgrenze im weſentlichen erreicht war und daß gerade da witigoniſcher Beſitz nachweisbar iſt. Es iſt ohne weiteres verſtändlich, daß die Witigonen auf die Erſchließung Südböhmens das größte Gewicht legten. So umfangreich auch ihre Beſitzungen am Nord- und Oſtrand des Budweiſer und Wittingauer Beckens geweſen ſein mögen, ſie hingen doch in der Luft. In Südböhmen war dagegen gerade im Anſchluß an die öſterreichiſchen Güter eine geſicherte Ausbreitung leicht möglich. Schließlich hat in der Geſchichte der Witigonen bis 1611 kein Ort eine ſolche Bedeutung beſeſſen wie Krumau. Dieſes Neuland iſt es, auf dem die Macht der Familie im ſpäten Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit beruht.

Und nun ſind wir ſo weit, daß wir den Streit zwiſchen Přemysl Ottokar II. und Zawiſch von Falkenſtein in den Kreis unſerer Betrachtungen einbeziehen können. Völkiſche Gegenſätze haben ihn nicht hervorgerufen. Der König war ja der Sohn einer ſtaufiſchen Prinzeſſin und erfreut ſich wegen ſeiner Vorliebe für die Deutſchen bei den Tſchechen mäßiger Beliebtheit. Die Chronik des Dalimil iſt dafür ein früher Zeuge. Es iſt auch unangebracht, eine zu weitgehende Vorliebe der Königin Kunigunde für Zawiſch ins Treffen zu führen. Die Gegenſätze zwiſchen dem König und den Krumauer Witigonen ſind viel älter. Die Krumauer haben ſich vom Hofe ferngehalten, ſeit 1270 tritt in böhmiſchen Angelegenheiten überhaupt kein Witigone mehr als

---

[80] Lechner, a. a. O. 77.

[81] Lechner, a. a. O. 80.

[82] Schwarz, Sudetendeutſche Sprachräume 42.

[83] Schwarz, a. a. O. 43.

[84] Schwarz ſpricht ſelbſt von mundartlichen Übereinſtimmungen mit dem öſtlichen Oberöſterreich und niederöſterreichiſchen Einflüſſen; vgl. noch 46 und die Karte 4 auf S. 26.

Zeuge auf. Das beweiſt, daß die übrigen Familienzweige bedenkenlos den Standpunkt der Krumauer Vettern teilten.

Der bedeutendſte von ihnen war Zawiſch[85], der zuerſt 1269 in Urkunden Kalhochs von Falkenſtein mit Sicherheit nachzuweiſen iſt. Seine Mutter war eine Falkenſteinerin, die Burg, gleichfalls im Mühlviertel — an der Ranna — gelegen, war ihr Erb- und Heiratsgut[86], von ihr iſt die Burg auf Zawiſch übergegangen, der ſich ſeit 1272 nach ihr benennt. Bis zur Mitte der ſiebziger Jahre des 13. Jahrhunderts können wir ihn auf böhmiſchem Boden nur dann nachweiſen, wenn er in Roſenberg einem Familientag beiwohnte[87]. Die Möglichkeit zu der Verwirklichung ſeiner Pläne ſah Zawiſch gekommen, als 1276 der Streit um die öſterreichiſchen Erblande ausbrach. Die Witigonen verweigerten die Heeresfolge und warfen ſich, während Přemysl Ottokar mit ſeinem Heer in Öſterreich ſtand, gegen die claustrales, das heißt wohl, gegen die Goldenkroner Güter[88]. Nach Přemysl Ottokars Rückkehr in ſein Land muß in Südböhmen zwiſchen den Witigonen und den Königlichen geradezu Krieg geführt worden ſein, durch den auch das Kloſter Hohenfurt zu leiden hatte[89]. Přemysl Ottokar hat die witigoniſchen Güter eingezogen, namentlich genannt werden uns Hradiſtě und Neuhaus. Damit wäre aber gerade die Linie nicht getroffen worden, die uns die Quellen als verantwortlich für den Abfall der Barone ſchildern, eben die Krumauer. 1276 iſt in den Verträgen, die zwiſchen Rudolf von Habsburg und dem Böhmenkönig gewechſelt wurden, von den böhmiſchen Parteigängern des Habsburgers nichts zu leſen[90]. Erſt in dem neuen Friedensvertrag von Anfang Mai 1277 verpflichtete ſich Přemysl Ottokar, die böhmiſchen Parteigänger König Rudolfs wieder in Gnaden aufzunehmen und ihnen ihre Beſitzungen zurückzuſtellen[91]. In dieſem Vertrag, in dem König Rudolf beſtrebt war, die Grenze des Mühlviertels wieder an die Moldau vorzuſchieben, ſteht auch der dunkle Satz: Preterea Chrumnowe ei, ad quem de iure pertinet, assignari debebit. Es wäre natürlich völlig verfehlt, wollte man die Spannungen, die ſich im weiteren Verlauf des Jahres 1277 zwiſchen beiden Königen ergaben, darauf zurückführen, daß die Witigonen ihren Widerſtand gegen

---

[85] Über ihn vgl. Pangerl, Zawiſch von Falkenſtein, Mitteilungen des Vereins für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen 10, 145ff., Šuſta, Záviš z Falkenštejna, Český Časopis historický 1, 69ff., 246ff., 287ff., 384ff.

[86] Vgl. dazu Strnadt, a. a. O. 204.

[87] 1274 (Emler II, Nr. 917) wird in einer Urkunde Přemysl Ottokars für den Paſſauer Biſchof ein Zabissius castellanus in Valchenstein unter den Zeugen genannt. Er gilt in der Literatur als der Witigone Zawiſch. Strnadt, a. a. O. 180, hält ihn aber für einen gleichnamigen Burggrafen des Witigonen.

[88] Fontes rerum Bohemicarum II, 302.

[89] V. Schmidt, Nachträge zum Hohenfurter Urkundenbuch, Studien und Mittheilungen aus dem Benedictiner- und dem Ciſtercienſer-Orden 22, 434, Nr. 1 und 2. Daß Hohenfurt auch 1281 noch nicht zur Ruhe gekommen war, bezeugt a. a. O. Nr. 3; vgl. auch Redlich, Rudolf von Habsburg 289 und über den Abfall des böhmiſchen Adels Šimák, Přemyl a panstvo české. Český Časopis historický 30, 19ff.

[90] Weder in der Unterhändlerurkunde vom 21. November, Emler II, Nr. 1050, noch in der Ratifikation vom 26. November, Emler II, Nr. 1053, Mon. Germ. Constitutiones III, Nr. 113, 114.

[91] Emler II, Nr. 1074, Constitutiones III, Nr. 130.

Přemysl Ottokar nicht aufgaben und Rückhalt bei dem Habsburger ſuchten[92]. Aber daß dieſe Frage zu der Vergiftung der Beziehungen beigetragen hat, das wird man mit Recht behaupten dürfen. Denn in weiteren Abmachungen vom 12. September wiederholt der Böhmenkönig zwar ſeine Zuſagen hinſichtlich der Strafloſigkeit der Barone, die ſich Rudolf von Habsburg angeſchloſſen hatten, aber er ſchränkt ſie ein: Jene Adeligen, die auch nach dem Friedensſchluß in ihrem Widerſtand verharrten, wollte Přemysl Ottokar nicht ſchonen[93]. Was zu dieſer Verſchärfung geführt hat, iſt allerdings ſchwerwiegend genug. Unbekümmert um den Frieden ließen Heinrich und Witigo von Roſenberg die königlichen Güter brandſchatzen, die Leute Hojers von Lomnitz unternahmen ſogar zehn Tage nach dem Friedensſchluß einen Handſtreich gegen Budweis. Ende Oktober richtete Přemysl Ottokar dann eine Beſchwerdeſchrift an König Rudolf[94], und es iſt bezeichnend, daß dieſer die Witigonen ſeine servitores nannte[95]. Peter von Zittau berichtet, Přemysl Ottokar habe Zawiſch und ſeine ganze Verwandtſchaft ihrer Beſitzungen für verluſtig erklärt und des Landes verwieſen[96]. Ob damit auch die übrigen Familienzweige der Witigonen gemeint ſind, erſcheint nicht ganz ſicher. Denn der Roſenberger Heinrich hat 1278, ad expeditionem Austrie proficiscens, vielleicht doch auf ſeiten des Königs, der Ziſterze Hohenfurt für den Fall ſeines Todes einige Güter geſchenkt[97].

Die Schlacht auf dem Marchfeld hat jedenfalls die Krumauer Linie vor dem Schlimmſten bewahrt; Zawiſch hat 1279 Budweis überfallen[98], was neuerdings beweiſt, daß vor allem die Krumauer durch die königliche Güterpolitik getroffen waren. Noch im gleichen Jahr begab ſich Zawiſch zur Königinwitwe Kunigunde nach

---

[92] Über dieſe Wochen und Monate vgl. O. Redlich, Rudolf von Habsburg. Das Deutſche Reich nach dem Untergang des alten Kaiſertums, 290ff.

[93] Emler II, Nr. 1089, Constitutiones III, Nr. 139. Zur beſſeren Überſichtlichkeit ſtelle ich die Texte nebeneinander:

Emler II, Nr. 1074.	Emler II, Nr. 1089.
Nos etiam vice versa omnibus adiutoribus et servitoribus domni nostri regis per Boemiam et Moraviam plene nostre gracie restitutis omnia, que in hereditatibus, feudis et allodiis ipsis notorie per nos vel nostros abstulimus, plene restituemus et restitui faciemus; in dubio vero, quicquit Olomucensis episcopus et purchravius sepedicti nos facturos sub iuramenti debito pronunciaverint, faciemus.	Preterea illos, qui de terris nostris domno nostro predicto durante presentis guerre tempore astiterunt et auxilium prebuerunt, plene nostre restituimus gracie et favori et promittimus prestito iuramento, quod huiusmodi culpam, quam in nos commiserunt, nunquam ad animum revocabimus temporibus vite nostre nec eisdem aliquam violentiam contra iusticiam inferemus. Verum si in posterum excesserint, extunc contra ipsos non aliter quam contra alios regni nostri homines iure previo procedemus iuxta iura et consuetudinem regni nostri.

[94] Emler II, Nr. 1093, Constitutiones III, Nr. 141.

[95] Vgl. dazu Redlich, a. a. O. 289.

[96] Fontes rerum Bohemicarum IV, 22.

[97] Urkundenbuch von Hohenfurt, a. a. O. Nr. XXV.

[98] Annalen Heinrichs von Heimburg, Fontes rerum Bohemicarum III, 317.

Mähren und hoffte, von ihr die Wiedereinſetzung in ſeine Güter zu erlangen[99]. Er gewann Kunigundens Liebe in weiteſtgehendem Maß. Dem Verhältnis entſprang ein Sohn, und 1281 wurde Zawiſch Kunigundens Burggraf in Grätz. Ein Jahr darauf erfolgte die heimliche Vermählung des Paares, und es ſieht ſehr ſo aus, als ob ſich in der Zeit ſchon der Gegenſatz zwiſchen Zawiſch und den Habsburgern nachweiſen ließe. Rudolf hatte ſeine Tochter mit Wenzel II. verlobt, Zawiſch als Stiefſchwiegervater mochte dem deutſchen König doch recht bedenklich erſcheinen. Wir beſitzen nämlich aus dem Jahr 1282 eine Urkunde über den Verzicht Heinrichs von Roſenberg auf Raabs zugunſten ſeines consanguineus Albrecht von Habsburg[100]. Heinrich verpflichtet ſich Albrecht gegenüber zu Dienſt- und Hilfeleiſtung wider jedermann, ausgenommen König Wenzel, Otto von Brandenburg und namentlich aufgezählte Freunde und Verwandte. Alle Witigonen ſind genannt — Zawiſch fehlt. Als dann König Wenzel nach Böhmen zurückkehrte, ſöhnte Kunigunde ihren Sohn mit ihrem Mann aus. Unerhört raſch war Zawiſch der erſte Mann im Land. Gefliſſentlich hielt er den jungen König von den Regierungsgeſchäften fern. Er nötigte ihn, einer öffentlichen Eheſchließung mit Kunigunde zuzuſtimmen, und ſoll, während Wenzel unverheiratet war, nach mehr geſtrebt haben. Seine Verwandten brachte Zawiſch in die höchſten Ämter: Hojer von Lomnitz wurde oberſter Kämmerer, Witigo von Krumau Kämmerer. Natürlich ſcharten ſich die Adeligen zuſammen, die Zawiſch und der Kreis um ihn von jeglichem Einfluß auf die Regierungsgeſchäfte ausgeſchaltet hatte. 1284 kam mit dieſer Gruppe ein auf vier Jahre befriſteter Ausgleich zuſtande[101], der für uns ſo wichtig iſt, weil er uns Einblicke in die Kräfteverteilung im böhmiſchen Adel gewährt. 1285 ließ ſich Zawiſch von Wenzel II. die Städte Polička und Landskron ſowie die Burg Landsberg ſchenken[102], ſeinen Bruder Witigo machte er zum Burggrafen von Znaim, Smilo zum Burggrafen von Poděbrad und trug Sorge, daß ſeine Familie im ganzen Königreich verwurzelte. Nach einer in ihrer Verläßlichkeit nicht weiter überprüfbaren Quelle wäre Zawiſch auch ein bewußter Förderer des Deutſchtums in Böhmen geweſen. Er ſoll Deutſche in die Städte gezogen, er ſoll allerdings auch den Gegenſatz zwiſchen beiden Völkern vertieft haben[103].

Sei dem wie immer. Die königliche Stellung ermöglichte es Zawiſch, nach Kunigundens Tod die Schweſter König Ladislaus' von Ungarn, Judith, zu freien, er war es wohl auch, der Wenzel den Plan nahelegte, die öſterreichiſchen Länder wiederzugewinnen[104]. Damit iſt Wenzel freilich geſcheitert. Den Habsburgern gelang es, die darüber zwiſchen den beiden Höfen entſtandene Spannung auszugleichen, aber neben Gutta, der Tochter Rudolfs und Gattin Wenzels, war nun für Zawiſch kein Platz mehr. Gegen ihn arbeitete auch die Adelspartei, der nach Ablauf des Vertrages die

---

[99] Peter von Zittau, a. a. O. 22.

[100] Emler II, Nr. 1271.

[101] Emler II, Nr. 1316, 1317.

[102] Emler II, Nr. 1358.

[103] Peheimiſche Chronica, Fontes rerum Bohemicarum III, 292; Graebner, Böhmiſche Politik vom Tode Ottokars II. bis zum Ausſterben der Přemysliden, in Mitteilungen des Vereins für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen, Jg. 41, S. 584ff., ſchildert Zawiſchs Aufſtieg anders und meint, ſeine Sippe hätte ihn in den Sattel gehoben.

[104] Vgl. dazu Redlich, a. a. O. 714f.

Hände nicht mehr gebunden waren. Eben in dieſem Jahr, 1288, wurde Zawiſch gefangen und zum Tod verurteilt, ihm wie ſeinen Brüdern Witigo und Wok wurden überdies die Beſitzungen abgeſprochen[105]. Auch das begreift man. Nicht nur das Goldenkroner Gebiet, ſondern auch die Gegend um Budweis waren gefährdet, beſonders ſeit die Krumauer in Frauenberg ſaßen. Darum mußten ſie verſchwinden. Wenzel II. hat ſich ihrer Beſitzungen mit großem Nutzen bedient. Aber auch die Habsburger ſind nicht leer ausgegangen. 1290 fiel die Herrſchaft Falkenſtein an Albrecht[106]. Die Krumauer Witigonen haben dieſen Schlag nicht lange überlebt: der letzte dieſer Linie ſtarb zu Beginn des 14. Jahrhunderts.

Manches von dem Geſagten iſt Vermutung, wie das bei einem erſten Verſuch nicht anders möglich iſt; anderes wiederum ſcheint geſichert. Zweifellos waren die Witigonen ein bayriſches Geſchlecht[107], das im heutigen Mühlviertel begütert war. Der Moldau entlang erſtreckten ſich ihre Beſitzungen etwa bis zum Oberlauf der Maltſch. Von ihnen erfahren wir freilich erſt ſpät, aus den Urkunden für das Kloſter Hohenfurt. Alle dieſe Liegenſchaften befanden ſich auf öſterreichiſchem Boden. Sie ſind die Grundlage, von der aus die Witigonen die Erſchließung der Waldungen und die Beſiedlung Südböhmens mit Deutſchen in die Wege leiten konnten. Von hier aus gelang ihnen der Griff auf Krumau und auf das Land an der Moldau, Maltſch und Strobnitz. Zur Beraun und Sazava hingegen hätten ſie ſich von da aus nie vorſchieben können.

Hier hat das Glück ein Familienmitglied begünſtigt, das ſeine Dienſte einem Böhmenherzog angeboten und ſich als brauchbar und zuverläſſig erwieſen hatte. Und das waren alle die Deutſchen, über die böhmiſche Geſchichtsſchreiber nach der Mitte des 12. Jahrhunderts berichten. Die Beſitzungen, die wir in den Händen Witigos von Prčitz nachweiſen können, liegen alle in der Gegend des Kloſters Mühlhauſen. Darum wohl hat der Geſchichtsſchreiber Gerlach ſchätzenswerte Einzelheiten über ſeinen Nachbarn feſtgehalten und uns ſo eine Ergänzung der dürren Nennungen in den Urkunden ermöglicht.

Iſt das obere Mühlviertel die eine Wurzel witigoniſcher Machtſtellung, ſo ſtellt der Bereich um Prčitz die zweite dar. Von hier ſchieben ſich die Witigonen an den Nordrand des Budweiſer Beckens vor und greifen nach Oſten gleich bis zur böhmiſch-mähriſchen Höhe aus. 1220 erfahren wir von Klokot und Neuhaus. Wie wichtig die Stellung am Knie der Luſchnitz bei Tabor war, zeigt uns das Entſtehen zweier weiterer Burgen ebenda im Verlauf eines Vierteljahrhunderts: Hradiſtě und Přibenitz. Noch deutlicher wird alles das, wenn wir uns das weitere Vordringen Luſchnitz aufwärts nochmals in Erinnerung rufen: Skalitz, Lomnitz und Wittingau; dazwiſchen war Weſeli Beſitz, wenn auch nicht Sitz der Familie.

---

[105] Hohenfurter Urkundenbuch, a. a. O. Nr. XXXVIII.

[106] Vgl. dazu H. Hirſch, a. a. O. 19.

[107] Die tſchechiſche Forſchung zweifelt nicht an dem böhmiſchen Urſprung der Witigonen; vgl. Novotný, České dejiny, Teil 1, Bd. 4, 428 und Anm. 4.

Klugerweiſe haben die Witigonen nicht verſäumt, ihre Ausgangspunkte in Mittelböhmen weiter auszubauen: Beneſ̌ov, Sepekau und Načeradec. Im Oſten entſtehen rings um Neuhaus dann Kamenitz und Platz, Landſtein fällt ihnen mehr nebenbei in die Hand. Dieſes Vorgehen iſt zu überlegt, als daß man nicht an ein hohes Ziel glauben wollte. Dieſes war das Budweiſer Becken und das Krongut ſüdlich davon. Gelang die Verwirklichung, dann war Südböhmen witigoniſch; wer ſonſt noch hier Beſitz hatte, trat weit hinter ihnen zurück. Man könnte noch fragen, warum die Familie nicht auch gegen den mittleren Böhmerwald zu vorgedrungen iſt. Die Ausſichten waren hier wenig günſtig. Ihre Beſitzungen an der Mies ſcheinen nicht nennenswert geweſen zu ſein. Klattau verſperrte hier den Weg; an der Wottawa lagen umfangreiche Kloſtergüter, Schüttenhofen hatte Albrecht II. von Bogen erhalten, das Gebiet fiel erſt 1273 an Böhmen zurück[108]. Für alle Fälle haben ſich die Witigonen in der Nähe von Schüttenhofen, in Vlčkovice, einen Stützpunkt zu ſchaffen verſtanden.

Der Griff auf das Budweiſer Becken, auf den Streifen zwiſchen Maltſch und Schweinitzbach und das Waldgebiet zwiſchen Krumau und Prachatitz iſt mißglückt. Auch die Verbindung mit Rudolf von Habsburg hat an dieſem Ergebnis nichts ändern können. In der Zeit, in der Zawiſch von Falkenſtein Böhmen beherrſchte, werden Frauenberg an der Moldau und Strunkowitz an der Blanitz als Witigonenſitze genannt. Es war ein Verſuch, diesmal von der anderen Seite, von Weſten und Norden her, in das Budweiſer Becken zu gelangen. Zawiſch iſt geſcheitert; der Zuſammenſchluß der witigoniſchen Beſitzungen im Norden und Süden iſt mißlungen.

Es leuchtet ein, daß die Witigonen unmöglich das ganze Gebiet, über das ſie verfügten, mit deutſchen Siedlern beſetzen konnten. In Südböhmen ſchöpften ſie aus ihren öſterreichiſchen Eigengütern und haben wohl auch die paſſauiſchen Lehen in den Dienſt der Beſiedlung und Eindeutſchung geſtellt. Wok von Roſenberg hat ſich 1259 verpflichten müſſen, dem Biſchof von Paſſau keine Dienſtmannen und Untertanen zu entfremden[109]. Der 1291 erwähnte Ort Pazawerslag, heute Paſſern, verdient in dieſem Zuſammenhang Erwähnung[110]. In Südoſtböhmen liegen die Dinge anders. Hier iſt die deutſche Beſiedlung früh bis zur Lainſitz vorgetragen worden, und die Belehnung des Kuenringers Hadmar mit Weitra und dem Land zwiſchen Lainſitz und Strobnitz 1186 hat die Wege weiter geebnet[110]. Nehmen wir nun noch die Gegend zwiſchen Neu-Biſtritz und Neuhaus, wo heute eine Sprachzunge iſt, dann wäre zu bemerken, daß Neu-Biſtritz und Landſtein kirchlich zu Paſſau gehörten und daß Landſtein bis 1259 öſterreichiſch war[111]. Ein Jahr ſpäter dann erhielt Wok von Roſenberg die Herrſchaft Raabs, 1282 fiel ein Teil an Öſterreich zurück, in Landſtein ſaß aber da bereits ein Witigone feſt. So war auch hier den Witigonen die Möglichkeit geboten, deutſche Siedler aus den an Böhmen grenzenden Teilen Öſterreichs zu gewinnen.

---

[108] Schmidt, a. a. O. 9.

[109] Urkundenbuch des Landes ob der Enns 3, Nr. CCLXXIV.

[110] E. Schwarz, Die Ortsnamen der Sudetenländer 285, 440.

[111] Vgl. dazu H. Hirſch, a. a. O. 12f.

[112] E. Schwarz, a. a. O. 107 und Deckblatt 2.

Und hier darf vielleicht noch eine Beobachtung angeführt werden. Wenn man die Ortsnamen auf -ſchlag in die Karte einträgt, dann ergibt ſich ein Zweifaches. Die auf böhmiſchem Boden liegenden ſind Ausläufer der öſterreichiſchen[112] und die Gruppen, die da zu ſcheiden ſind, decken ſich in der Hauptſache mit den Gebieten, in denen die Witigonen begütert waren. Die öſtlichſte Gruppe liegt zwiſchen Neuhaus und Neu-Biſtritz; daran ſchließt eine um Gratzen und Deutſch-Beneſchau, mit Ausläufern bis gegen Groß-Gerungs, die dritte und letzte reicht ſüdwärts bis gegen Freiſtadt und dringt im Norden in das Land ein, das zwiſchen Moldau und Maltſch liegt, ſie greift hinüber auf das Weſtufer der Moldau und erſtreckt ſich auch auf den Grundbeſitz Goldenkrons. Gerade ſie iſt für uns die lehrreichſte, denn hier liegt ja der Kern der witigoniſchen Beſitzungen. Gewiß, ſo mancher Ort auf -ſchlag iſt erſt in der Neuzeit entſtanden[113], aber im großen und ganzen beweiſt auch das die große Bedeutung der Witigonen für die Eindeutſchung. Wir dürfen der beiden Ziſterzen Hohenfurt und Goldenkron nicht vergeſſen. Zu Ende der ſechziger Jahre des 13. Jahrhunderts hat Hirzo von Klingenberg dem Goldenkroner Kloſter Güter vermacht, die in einem Streifen von Höritz bis Unterwuldau liegen[114]. Die Namen ſind ausnahmslos tſchechiſch. Kaum zwanzig Jahre ſpäter ſind die Namen entweder deutſch oder eingedeutſcht, die tſchechiſchen treten hinter ihnen zurück[115]. In kaum einem Menſchenalter haben die Ziſterzienſer dieſes Gebiet aus einem rein tſchechiſchen zu einem überwiegend deutſchen gemacht. Dem an das Mühlviertel anſchließenden Teil Südböhmens haben aber doch die Witigonen das Gepräge gegeben — und dieſes Gepräge war deutſch[116].

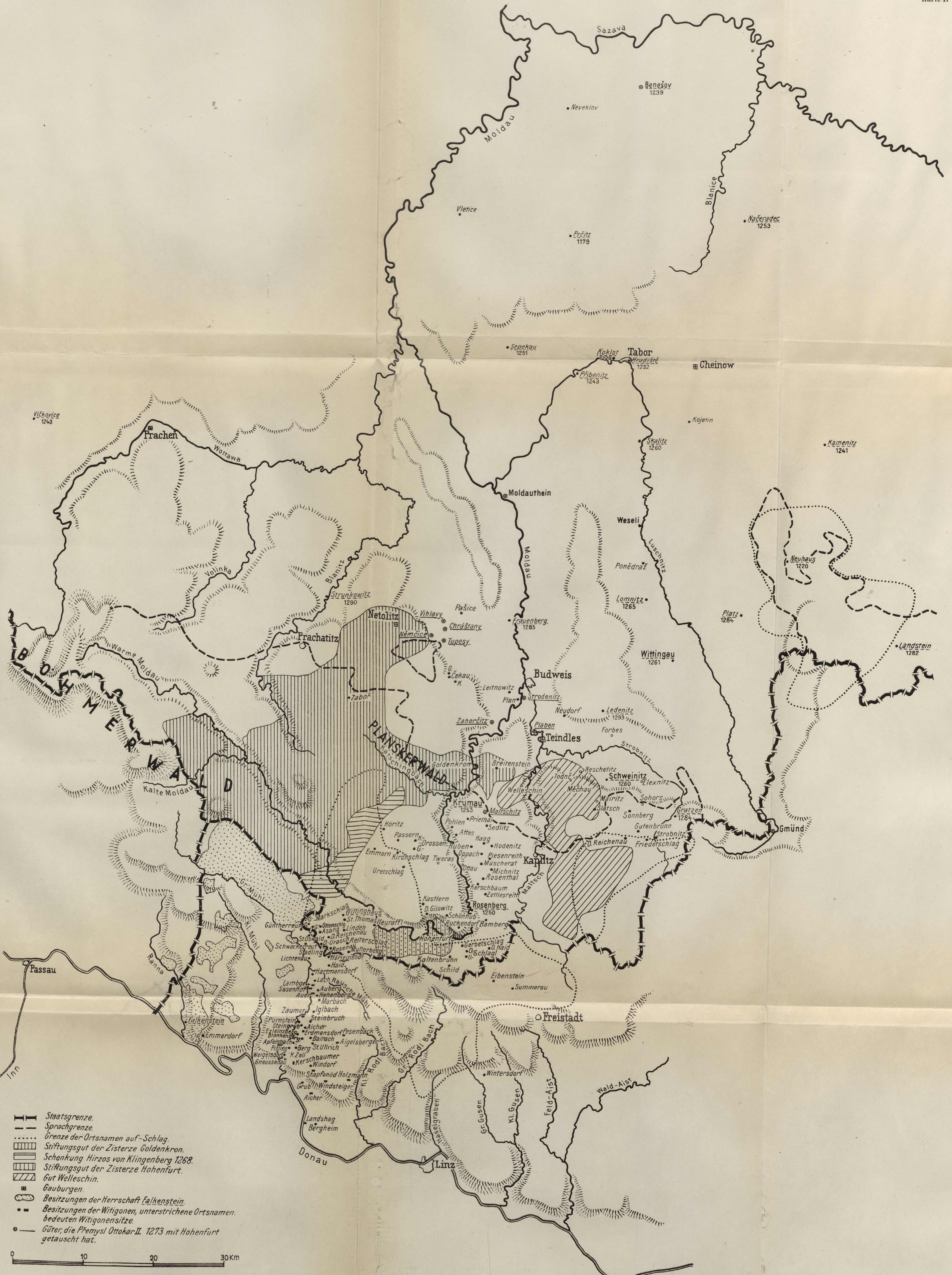
---

[113] Schwarz, a. a. O. 106 f.

[114] Urkundenbuch von Goldenkron, a. a. O. Nr. III.

[115] Ebenda Nr. X; vgl. auch Schwarz, a. a. O. 440.

[116] Auch die Karte, deren Vorlage im Maßſtab 1 : 200000 entworfen wurde, iſt als erſter Verſuch zu werten. Die Sprachgrenze iſt aus handſchriftlichen Karten übernommen, die im geographiſchen Seminar der deutſchen Univerſität in Prag von den Herrn Wirth und Schinzel gezeichnet wurden. Die Lage der witigoniſchen Beſitzungen und der Falkenſteiner Beſitzungen im Mühlviertel entſtammen der Karte von Strnadt, die Goldenkroner Grenzen den Karten bei Pangerl und Kubička. Die Ortsnamen auf -ſchlag im Gebiet um Neuhaus und Gratzen hat bereits Lechner in der ſeiner Unterſuchung beigefügten Karte beſonders kenntlich gemacht. Für die Beſchaffung der Kartenblätter und für manche weitere Hilfe bin ich Herrn Dr. Weinelt und den Herrn Privatdozenten Dr. Sedlmeyer und Dr. Schreiber zu Dank verpflichtet.


Sazava
Benešov
1239
Neveklov
Moldau
Blanice
Vletice
Prčitz
1179
Načeradec
1253
Sepekau
1251
Koklor
1220
Tabor
Hradiště
1232
Přibenitz
1243
Cheinow
Vlčkovice
1243
Prachen
Wotawa
Kojetin
Skalitz
1260
Kamenitz
1241
Moldauthein
Weseli
Luschnitz
Neuhaus
1220
Poněd'raž
Lomnitz
1265
Platz
1284
Landstein
1262
Wittingau
1261
Volinka
Blanitz
Strunkowitz
1290
Netolitz
Vihlavy
Pašice
Chrášťany
Němčice
Tupesy
Frauenberg
1285
Prachatitz
Warme Moldau
G.
Čekau
K.
Leitnowitz
Budweis
Plan
Strodenitz
Zaboř
Neudorf
Ledenitz
1293
Forbes
Zahorčitz
Plaben
Teindles
BÖHMERWALD
PLANSKERWALD
Katschingbach
Goldenkron
Breitenstein
Strobnitz
Kalte Moldau
Neschetitz
Todnč
Schweinitz
1260
Elexnitz
Welleschin
Měchau
Mairitz
Slatsch
Sohors
Krumau
1253
Maltschitz
Gratzen
1284
Sonnberg
Gutenbrunn
Gmünd
Höritz
Pohlen
Priethal
Sedlitz
Passern
K.-
-Drossen-
G.-
Ruben
Attes
Haag
Hodenitz
D. Reichenau
Strobnitz
Friederschlag
Emmern
Kirchschlag
Tweras
Oppach
Piesenreith
Müscherat
Ottau
Michnitz
Rosenthal
Uretschlag
Kaplitz
Maltsch
Kerschbaum
Zettlesreith
Gr. Mühl
Kastlern
D. Gilowitz
Rosenberg
1250
Schönhub
Ruckendorf
Bamberg
O.-Markschlag
Wittinghaus
St. Thomas
Heuraffl
Güntherreut
U.-
Ottenschlg.
Asang
Linden
D. Reichenau
St. Oswald
D.-Urasch
Reiterschlag
Hohenfurt
Gerbetschlag
O. Haid
Schwackerreut
Rosenau
Multerberg
O.-
Schlagl
U.-
Stadling
Hörleinsödt
Kaltenbrunn
Lichtenau
Haid.
Schild
Eibenstein
Summerau
Kl. Mühl
Hartmansdorf
Passau
Lach
Rausche Mühl
Lambgr.
Sasenhof
Auberg
Auer
Hehenberg
Ranna
Marbach
Zaumer
Iglbach
Freistadt
Falkenstein
Steinbruch
Pürnstein
Steingrub
Aicher
Ezleinsberg
Erdmansdorf
Pesenbach
Emmerdorf
Blankenberg
Bairach
Apfelsbach
Aigelsberger
Pisling
Berg
St. Ullrich
Weigelsdorf
K. Zell
Kerschbaumer
Gneussenau
Windorf
Inn
Stapfenöd
Holzmann
Kl. Rodl Bach
Gr. Rodl Bach
Wintersdorf
Grub
Windsteiger
Aicher
Gr. Gusen
Kl. Gusen
Feld-Aist
Wald-Aist
Haselgraben
Landshag
Bergheim
Donau
Linz
Staatsgrenze.
Sprachgrenze.
Grenze der Ortsnamen auf-Schlag.
Stiftungsgut der Zisterze Goldenkron.
Schenkung Hirzos von Klingenberg 1268.
Stiftungsgut der Zisterze Hohenfurt.
Gut Welleschin.
Gauburgen.
Besitzungen der Herrschaft Falkenstein.
Besitzungen der Witigonen, unterstrichene Ortsnamen.
bedeuten Witigonensitze.
Güter, die Přemysl Ottokar II. 1273 mit Hohenfurt
getauscht hat.
0
10
20
30 Km

Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung I 1, Zatschek

Verlag von S. Hirzel in Leipzig

STADTBIBLIOTHEK St. ELBING

Die Siedlungsformen des oberöſterreichiſchen Mühlviertels und des böhmiſchen Grenzgebietes

Von Adalbert Klaar

Mit drei Abbildungen im Text, einer Bildtafel und einer Karte

Der Großteil des oberöſterreichiſchen Mühlviertels zählt zu den ſpäterſchloſſenen mittelalterlichen Siedellandſchaften des öſterreichiſchen Donauraumes. Die Urſache der ſpäten Erſchließung war durch Boden- und Klimaverhältniſſe, ſowie durch die Grenzlage gegen Böhmen bedingt. Ein dichtes Waldland, gebirgig, hochgelegen und rauh, nur von ſpärlichen Siedelhorſten durchſetzt und von wenigen Verkehrswegen durchzogen, war durch Rodung allmählich in ein Siedelland umgewandelt worden. Nur die Stromebenen am linken Donauufer und das Gallneukirchner Becken wie Gebiete am Unterlauf der Aiſt und Naarn ſind ſchon in vorkoloniſatoriſcher Zeit beſiedelt geweſen. Unmittelbar an dieſe Gebiete ſchließt ſich die ſteil anſteigende, ſtark gebirgige, von tiefen Tälern zerfurchte Granitlandſchaft, in der naturgegeben Einzelhöfe und kleine Sammelſiedlungen wechſeln. Im nördlich folgenden Grenzgebiet gegen Böhmen ſetzt eine breithügelige weite Hochlandſchaft ein. Sie bietet eine günſtige Grundlage für großräumige Waldhufendörfer. Dieſe ſcharfe Dreiteilung der Mühlviertler Siedellandſchaft hat ſchon A. Hackel[1] und neuerlich K. Radler[7] erkannt und kartographiſch feſtgehalten. Sie beweiſt ein zages, ſtoßweiſes Vordringen der Siedler vom alterſchloſſenen Donauuferſaum nach dem hochgelegenen Norden. In dem Nebeneinander verſchiedener, immer anders gearteter Siedlungsformen finden wir auch das allmähliche, zeitlich langſame Wachstum der Siedlungslandſchaft beſtätigt.

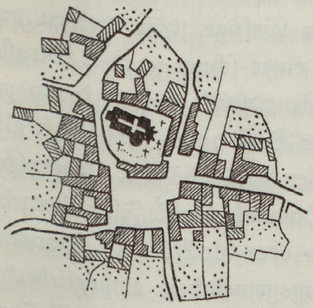
Siedlungstechniſch geſehen bildet der Mittelteil mit den zahlreichen Wechſelformen von Streu- und Sammelſiedlung und der Nordteil mit den weiträumigen Waldhufendörfern eine beſondere Eigenart mittelalterlicher Beſiedlung im öſterreichiſchen Donauraum. Hier vollzog ſich nämlich jene die geſchloſſene Sammelſiedlung immer mehr auflockernde Entwicklung, die allmählich zur offenen Reihenſiedlung überleitete. Sie ſtellte gemeinſam mit der Einzelſiedlung das charakteriſtiſche Siedlungsbild einer ſpätmittelalterlichen Koloniſation dar. Dieſer Vorgang beginnt nach 1200, erreicht um 1300 ſeinen Höhepunkt, um während des 14. Jahrhunderts auszuklingen. Die wenigen oft ſehr kleinräumigen Sammelſiedlungen aus dieſer Zeit erhalten Planformen, wie ſie die Stadt- und Marktgründungsanlagen aus gleicher Zeit aufweiſen. An Stelle der uralt überkommenen bäuerlichen Gemeinſchaftsſiedlung, wie ſie im Angerdorf und der Gewannflur planmäßig vollendet erreicht wurde, trat die vom Stadtgeiſt beeinflußte Zuweiſung eines Grundſtückes als Nutzungsland (Waldhufe und Einzelhof).

Zunächſt die älteſten Siedlungsformen in den Ebenen der Ottensheimer Bucht und dem Machland an der Naarn, der Beckenlandſchaft an der Guſen und am Unterlauf der Aiſt. Aus der großen Dichte unplanmäßiger Weiler treten Haufendörfer heraus, die ſchon deutlich Spuren planmäßiger Entwicklung erkennen laſſen. Oft umlagern hier die ungleich geſtellten Gehöfte einen unregelmäßigen, angerartigen Platz, von deſſen Ecken mehrfach gewundene Ortsſtraßen abzweigen. Solche „ſpäte" Haufendörfer ſind in der Ottensheimer Bucht Audorf und Rodl, nächſt Urfahr Katzbach (urk. 985), bei Steyregg Pulgarn (1111), in der Naarnebene Zirking (1125), Harth (1195), Gaſſolding (1151), Mettendorf (1141) und Saxen (823). Im Gallneukirchner Becken in beſonders dichter Reihung: Lugitz (1208), Edtsdorf (1155), Kattsdorf (1125), Klendorf (1125), Engerwitzdorf (1122). Die beigegebenen urkundlichen Erſtnennungen erfolgen wohl zu ſpät, um eine Datierung der Ortsentſtehung zu geben. Folgen wir jedoch den ſpärlichen allgemeinen geſchichtlichen Nachrichten, ſo waren die Gebiete um Ottensheim vor 777 beſiedelt; um 823 werden Ried, Naarn und Saxen genannt, 827 iſt Puchenau erwähnt, 853 die Aiſt. Das „taberesheim" von 885 befand ſich an der Stelle von Steyregg. Um 900 erſcheint die Riedmark als waldreiches Gebiet zwiſchen Haſelgraben und der Aiſt. Erſt 985 wird Aiſthofen und Katzbach genannt. Demnach wäre der Südteil zur Karolingerzeit ſchon beſiedelt geweſen, und ſicher hat die Beſiedlung dieſer Zeit auf einer vorhergegangenen aufgebaut.

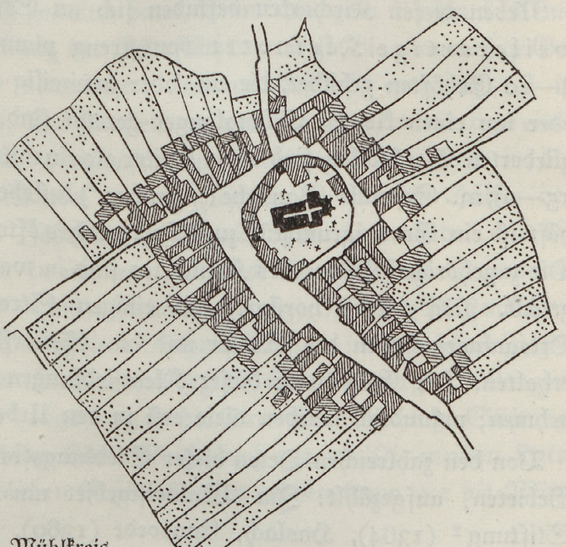
Daß bis um 1000 ein weiterer Ausbau in dieſen Landſchaften ſtattgefunden hat, beweiſen uns die ſchon planmäßig angelegten Kirchenſiedlungen, welche zwiſchen 800 und 1050 im übrigen öſterreichiſchen Donauraum häufig entſtanden ſind. Dieſe wehrartige Siedlungsform nützt ſchon die Steilhänge der Randgebiete aus und umſäumt damit die alten Siedlungshorſte, ſo Walding bei Ottensheim, St. Magdalena am Eingang in den Haſlgraben (1110), St. Georgen a. d. Guſen (1125) am Südrand des Guſenbeckens, das ſtattliche Mauthauſen (1208), Pergkirchen (1114) und Mitterkirchen (1111) am Rande der Naarnebene.

Es iſt nun auffallend und für die Siedlungsgeſchichte des Mühlviertels wichtig, daß die Kirchenſiedlung in planmäßig gereifter Form als Kirchort im Einzelhofgebiet des Mittelteiles ebenfalls vorkommt. Dieſe Kirchorte beſtehen aus der weithin ſichtbaren, hochgelegenen Kirche, die als Mittelpunkt der Ortſchaft rings von wenigen Gehöften umſtellt wird. Auch planvolle Straßen oder kleine Angerdörfer bilden die Ortſchaft und unterſcheiden ſich damit ſchon ſtark von den haufendorfähnlichen Ortsplänen der früheren Kirchenſiedlung. Gleiche planmäßige Kirchorte finden wir im öſtlich angrenzenden Waldviertel (Traunſtein, Martinsberg) und vor allem im Einzelhofgebiet der Voralpen, ſo zwiſchen Kremstal und Gmunden, um den Weilhartforſt bei Braunau, vom Traiſental bis Waidhofen in Niederöſterreich und im Joglland der Oſtſteiermark. Die Entſtehung der Kirchorte im Mühlviertel iſt nach 1050 und vor 1200 zu ſetzen, fällt alſo in die Zeit der Hochkoloniſation des übrigen Donauraumes. Die urkundlich frühe Nennung dieſer Kirchorte gibt wichtige Erkenntniſſe über die zeitliche Anlage der Streuſiedlungen, denn es erſcheint ſiedlungstechniſch fraglos, daß dieſe kleinräumigen Kirchorte als Zentren einer ringsum verbreiteten Streuſiedlungsgemeinde aufzufaſſen ſind. Wir haben alſo mit der Kirchortſiedlung zuerſt eine planvollere Form der Kirchenſiedlung feſtzuſtellen und, was uns noch wichtiger erſcheint, mit dieſen Kirchorten die Ausbreitung und Entſtehungszeit der weitläufigen Einzelhofſiedlung anzunehmen.

Nun die charakteriſtiſchen Anlagen ſolcher Kirchorte: Im öſtlichen Mittelteil, dem Aiſt-Naarngebiete, die Orte: Wartberg (1111), Rechberg (1209), St. Thomas am Blaſenſtein (1150), Pabneukirchen (ſpäter planmäßig erweitert), Dimbach, St. Georgen a. Walde[1], Waldhauſen (alle urk. 1147), Gutau (1122), Lasberg (1125) und Neumarkt (1171). Im Gebiete der Rodl und Mühl: Gramaſtetten, St. Johann und St. Peter am Wimberg (um 1110), St. Stefan am Walde (1147) und St. Veit (1208) nächſt Waxenberg, ferner weſtlicher: Kl. Zell (1109), Nd. Kappl (1150) und Kirchberg (1262).



Neumarkt im Mühlkreis



Rohrbach im Mühlkreis

Unmittelbar nach dieſer Siedlungszone, zwiſchen Streuſiedlungs- und Waldhufengebiet, tauchen vereinzelt noch planmäßiger gebildete Kirchenſiedlungsformen auf, die Kirchorte mit platzdorfmäßiger Siedlungsform. Zum Großteil ſind es ſchon planmäßig gegründete Marktorte, die als Umſchlagplätze für Handelswaren in einem weitverzweigten Einzelhof- und Weilergebiet dienen. Auch bei dieſen Orten bildet die Kirche der hochgelegenen Ortſchaft den Mittelpunkt der Siedlung und ſteht auf einem ſtreng regelmäßig geformten quadratiſchen, rechteckigen oder dreieckigen Platz. Dieſer Platz wird von planmäßig abgeteilten, rechteckigen Baublöcken mit Gehöften in enger Reihung umgeben. An den Ecken der Platzformen münden gerade, baublocktiefe Straßen aus. Dieſe Siedlungsformen beweiſen den unmittelbaren Zuſammenhang mit den Stadtplanformen des 13. Jahrhunderts und ſind kaum vor 1200 urkundlich nachzuweiſen. Die Kirchen ſelbſt tragen öfters noch wehrhaften Charakter (Rohrbach). Hier mögen ſiedlungstechniſche Zuſammenhänge mit den Taborkirchen der Oſtſteiermark (Feldbach, Fehring, Gleisdorf) und den Kirchenburgen Siebenbürgens vorliegen. Am deutlichſten veranſchaulichen dieſe ſpäte Kirchenſiedlungsform die Orte: Rohrbach (um 1200), Putzleinsdorf (1236), Schenkenfelden (1251) und Unt. Weißenbach (1209) mit Quadratplätzen, Tragwein (um 1230) und Prägarten (1251) mit Dreieckplätzen.

---

[1] Bildtafel 2, Abb. 1.

Neben dieſen Kirchorten befinden ſich im Streuſiedlungsgebiete des Mittelteiles weilerartige Kleinorte von ſtreng planmäßigem Gefüge. Sie werden von 4—10 Gehöften gebildet, die ein- oder zweizeilig entlang einer ſchnurgeraden Straße, oder um einen kleinen Schmalanger gereiht ſind. Die Grundſtücke in den knapp gegliederten Baublöcken ſind nicht breiter als ein mittelgroßer Drei- oder Vierſeithof, alſo 15—25 m. Schmale Bauriche („Reichen") beſtehen zwiſchen den Gehöften. Jedem Gehöft iſt ein Gartengrundſtück zugefügt, welches öfters als Hausacker in die Flur übergeht. Die zugehörigen Felder des Kleinortes ſind in waldhufen- oder blockförmige Gewanne geteilt. Mit dieſen horſtartig in einigen Streuſiedlungsgemeinden eingegliederten Ortsanlagen haben der Weiler und die Weilerflur ihre ſpäte planmäßigſte Faſſung erhalten. Die Entſtehung dieſer Kleinſiedlungen iſt für das 13. Jahrhundert anzunehmen; urkundlich werden viele erſt in den Urbaren des 14. Jahrhunderts genannt.

Von den zahlreichen Orten dieſer Siedlungsform ſeien nur die regelmäßigſten (nach Gebieten) aufgezählt: Im Waldaiſtgebiet um St. Leonhart und Weitersfelden: Stiftung[2] (1364), Haslach, Ennsoedt (1380), Nadlbach (1370), Ebenort (1571), Windgföll (1481), Wenigfirling (1512), Unt. Arzing (1481), Altfirling (1435) u. a. m. Im Großen-Mühlgebiet um Rohrbach, Haslach, Aigen: Berlesreith (1303), Rudolfing (1303), Wippling (1305), Perwolfing (1307), Neundling (1321), Serling (13. Jahrhundert), Hörleinsoedt (1329), Damreith (1379), Fürling (1397), Sauoedt (1537) u. a. m. Beachten wir die Ortsnamen (-ling, -oedt, -reith), ſo weiſen auch dieſe auf eine ſpäte Rodungsſiedlung in hügelig-waldreichen Gebieten hin.

Ein ganz anderes, großzügiges und planmäßiges Gefüge zeigen die Waldhufenſiedlungen im nördlichen Grenzraum, dem dritten Teil des Mühlviertels. Als Hauptverbreitungsgebiet dieſer Siedelform kommt die Senke des Kerſchbaumer Sattels nördlich von Freiſtadt in Frage. Dieſem ſchließt ſich, nach Süden bis gegen Hellmonsoedt, am Ende des Haſelgrabens ausbuchtend, das weſtlich gelegene Leonfelder Gebiet um den Sternwald an. Ausläufer ziehen ſich bis gegen Helfenberg-Haslach zu. Nach Südböhmen ſetzt ſich dieſe Siedlungszone in nordöſtlicher Richtung bis gegen Gratzen fort. Während die Waldhufenſiedlungen in der Kerſchbaumer Senke als angerartige Grabendörfer mit noch geſchloſſener Ortsform angelegt ſind, löſen ſich dieſe im Leonfelder Gebiete in lange offen verbaute Reihenſiedlungen auf. Letztere erſtrecken ſich hunderte Meter lang über das wellige Hochgelände, wobei die Gehöfte in weiten Abſtänden voneinander in der Mitte des zugehörigen 60—100 m breiten Feldſtreifens liegen. Ein „Ortsweg" verbindet die einzelnen Gehöfte und läuft am Hang, auf dem Kamm oder im Tal der zugehörigen Ortsgemarkung[3].

---

[2] Bildtafel 2, Abb. 2.

In dieſen großräumigen Reihenſiedlungen, die, ſiedlungstechniſch geſehen, eine Zwiſchenſtellung von Sammel- und Streuſiedlung einnehmen, tritt bereits das unvolkhafte und unſoziale Moment ſpäter grundherrlicher Koloniſation hervor. Kein Gemeinſchaftswille, wie ſolchen die Sammelſiedlung der Angerdörfer in uralt volkhaftem Sinne planmäßig geſtaltet hatte, kommt hier zum Ausdruck. Keine bodenmäßig günſtig gewertete Verteilung der Ackerflächen, wie ſie die planmäßige Gewannflur zeigt, und wie ſie einer bäuerlichen Gemeinwirtſchaft entſprach, iſt in dieſen Reihengrundſtücken angeſtrebt. Die Umſtellung von der Bauernkultur zu einer von der Stadtkultur beſtimmten landwirtſchaftlichen Siedlung wird damit in der Siedlungsanlage deutlich. Dieſer Wandel vollzog ſich ab der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts und war im 14. Jahrhundert abgeſchloſſen. Um wieder nur die regelmäßigſten Waldhufenorte zu nennen: Nördlich von Freiſtadt Summerau (1262), Lichtenau (1270), Grünbach (1308), Reinbach (1355), Mardetſchlag und Leopoldſchlag (1356), Schlag (1362). Die offenen Reihenſiedlungen im Leonfelder Bezirk und bei Hellmonsoedt-Schenkenfelden: Rudersbach (1366), Sonnberg (1544!), Langenzwettl (1593!), Vorder-Weißenbach (1292). 1356 die Orte Dietrichſchlag, Stiftung, Leimbach, Ammesſchlag, Bernhartſchlag, Hint. Weißenbach u. a. m. Die meiſten Ortsnamen lauten auf -ſchlag, die urkundlichen Erſtnennungen reichen kaum vor die Mitte des 13. Jahrhunderts zurück.

Verhältnismäßig gering iſt die Anzahl geſchloſſen verbauter Anger- und Straßendörfer. Auch ſie dürften z. T. Spätgründungen aus dem 13. Jahrhundert ſein. So weiſen Rauchenoedt (1286) und March (1380) einen großen Dreieckanger, Langen-Firling (1481!), Ottenſchlag (1270) linſenförmige Anger auf. Im Gebiete von Aigen-Schlögl iſt eine ſtattliche Reihe kleiner Anger- und Straßendörfer entlang dem Oberlauf der Mühl zu finden. Ihre Entſtehung iſt wohl nicht vor 1220 anzuſetzen.

Im Verlauf der Arbeit wurde es notwendig, die Darſtellung der Siedlungsformen auf den angrenzenden Teil Böhmens auszudehnen, der vom gleichen Zug der Koloniſation erfaßt wurde. Es muß betont werden, daß dem Verfaſſer für die Erweiterung kein vollſtändiges Kartenmaterial zur Verfügung geſtanden hat; es iſt ihm daher nicht in allen Fällen möglich geweſen, die oft unklaren Siedlungsformen an Hand der

---

[3] Bildtafel 2, Abb. 3.

Kataſterblätter (die ja in Öſterreich nicht aufliegen), eindeutig zu beſtimmen. Weitere Spezialforſchung wäre zu begrüßen.

Der Zweck der erweiterten Siedlungsformenkarte iſt, die Zuſammenhänge darzuſtellen, welche in einem Grenzlandraum bezüglich der Siedlungstypen beſtehen. Die Zeichen der Karte ſollen dafür ſprechen. Wer ſie lieſt, wird die Trennungslinie des mächtigen Grenzwaldes an der europäiſchen Waſſerſcheide wohl erkennen. Erſt die Spätrodung der Waldhufenſiedlung hat dieſen Grenzwald an der Stelle des Kerſchbaumer Sattels durchbrochen. Eine breite Siedlungszone reicht damit von Helmonsödt bis über Gratzen von Südweſt nach Nordoſt und ſchuf ab der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts hier eine einheitliche Siedellandſchaft. Ihre unmittelbare Fortſetzung folgt in gleicher Richtung entlang dem Lainſitztal (im niederöſterreichiſchen Waldviertel), um in die Litſchauer-Biſtritzer Gegend einzumünden. Ferner tritt uns deutlich der uralte Nordſüdweg Budweis—Kaplitz—Freiſtadt—Gallneukirchen—Linz in Erſcheinung. Hier finden wir auf der welligen Hochfläche zwiſchen Moldau und Maltſch ſehr unregelmäßige Ortsanlagen, die ſiedlungstechniſch von den übrigen planmäßigen Formen abſtechen. Reicht doch von Süden her ebenſo eine Altformenzone in die Feldaiſtſenke weit nach Norden. Das Gebiet weſtlich von Krumau—Planſkerwald zeigt eine ſiedlungstechniſche Verwandtſchaft mit dem weſtlichen Mühlviertel auf. Das iſt wohl mit der nahezu gleichen Beſiedlungszeit zu begründen. Neben den gleichgearteten ſehr planmäßigen Weilerformen, die wir für das Mühlviertel im 13., 14. Jahrhundert als entſtanden annehmen können, tauchen die ſehr planmäßigen Platzdörfer in großer Zahl auf. Dieſe fehlen dem Mühlviertel vollkommen. Sie ſind wohl eine Spätform der mittelalterlichen Koloniſation, und ihre Beeinfluſſung vom planmäßigen Stadtgrundriß iſt ſiedlungstechniſch unverkennbar. Zeitlich gehen ſie nicht vor 1200 zurück, einige ſind aber erſt in der Neuzeit entſtanden. Auffallend für das ſüdböhmiſche Grenzgebiet iſt der vollſtändige Mangel an ausgedehnten mittelalterlichen Streuſiedlungen. Sie ſind nur auf ganz kleine Horſte beſchränkt, die zeitlich genau feſtgeſtellt gehörten.

Um das mittelalterliche Siedlungsbild des Mühlviertels in groben Umriſſen zu vervollſtändigen, ſind die zahlreichen planmäßigen Marktgründungen des 13. Jahrhunderts anzuführen. Sie geben abermals den Beweis für den ſpäten ſchon durchaus von der Stadtkultur beeinflußten Siedelcharakter des Landes. Von den 34 (!) mittelalterlichen Märkten entſprechen allein 16 der planmäßigen Marktgründungstype des Straßenplatzes. Sechs Märkte und die einzige Stadt Freiſtadt weiſen Rechteckplätze auf, nur fünf haben Dreieckplätze. Ferner zeigen eine Anzahl von Dorfſiedlungen vom Straßen- oder Rechteckplatz beeinflußte Siedlungsformen. Die meiſt hochgelagerten Märkte nehmen Verkehrsknotenpunkte in allen drei Siedelteilen ein und ſind landesplanlich wohlgeordnet verteilt.

Die regelmäßigſten Anlagen der Straßenplatztype mit Angabe der Seitenverhältniſſe der Platzwände und erſten urkundlichen Nennung als Markt ſind: Ottensheim (1 : 6, 1146 kommt für die Planform nicht in Frage! 1228), Neufelden

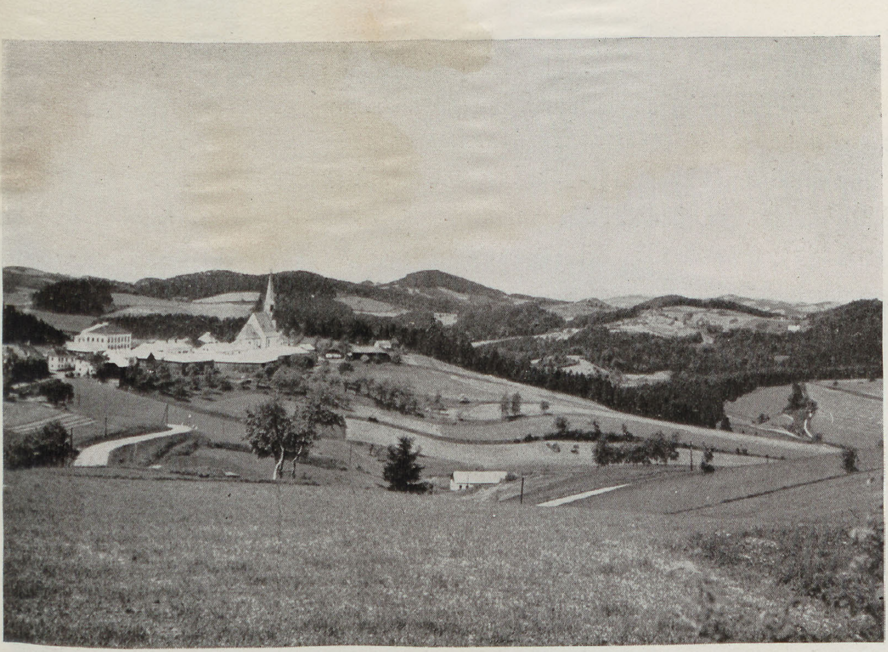


Abb. 1. Kirchort St. Georgen am Walde, Streuſiedlungsgebiet des Greiner Waldes, Mühlviertel, Oberöſterreich

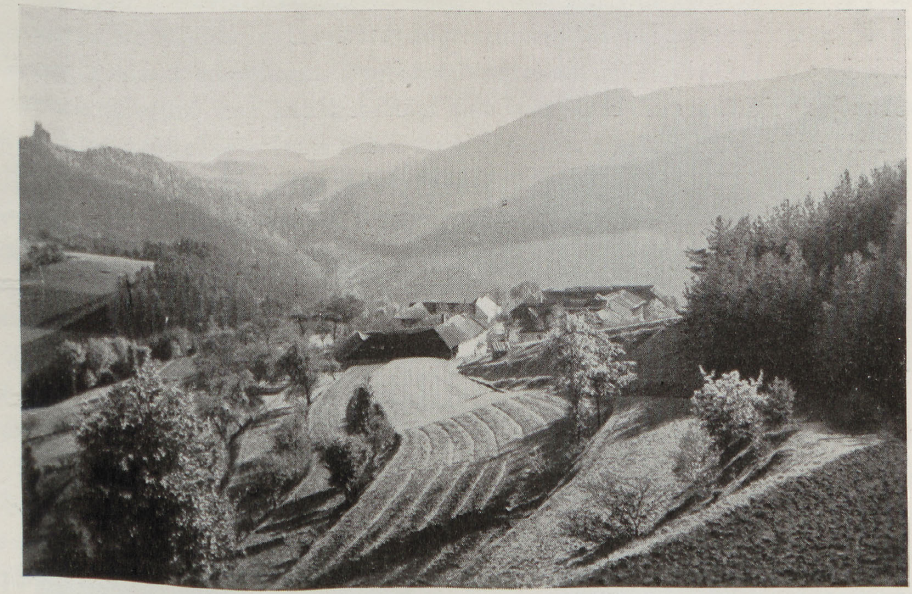


Abb. 2. Der planmäßige Weiler Stiftung bei St. Leonhard-Guttau, Mühlviertel, Oberöſterreich.

Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

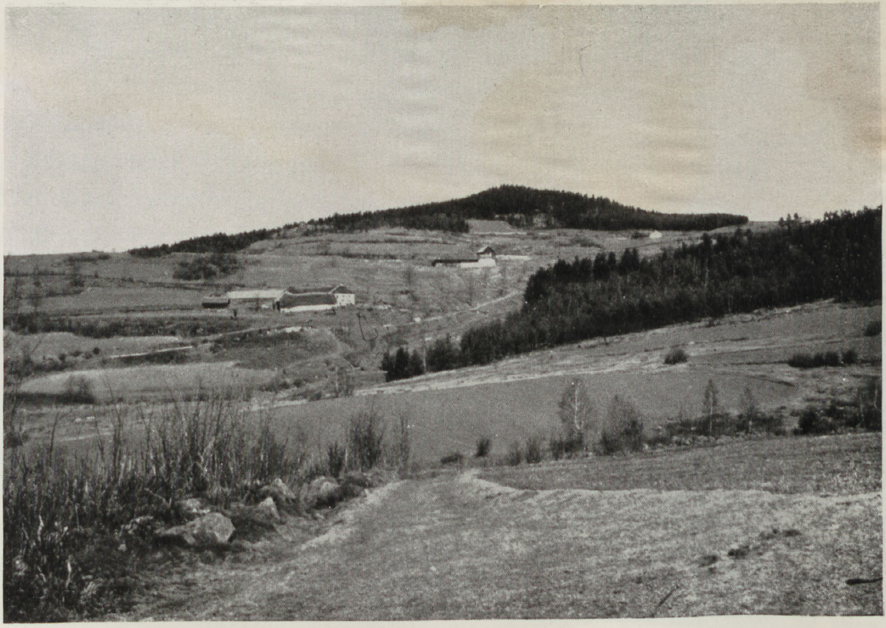


Abb. 3. Offene Reihenſiedlung in Waldhufenform am Waſchberg bei Windhaag, Mühlviertel, Oberöſterreich.

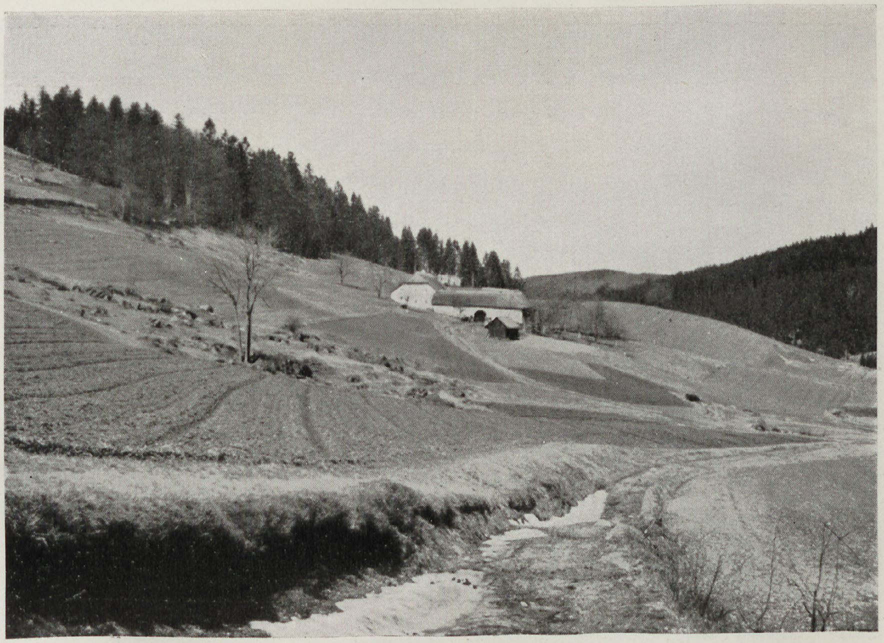
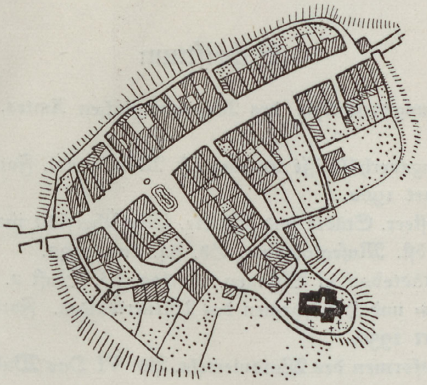


Abb. 4. Einzelhof bei Prendt=Windhaag, Mühlviertel, Oberöſterreich.

ADTBIBLIOTHE

(1 : 11, 1217), Haslach (1 : 6, 1256), Aigen (1 : 7, 1362), Leonfelden (1 : 5, 1356), Königswieſen (1 : 6, 1180!), Waldhauſen (1 : 5, 1359). Markttypen mit Rechteckplätzen, wie ſie die Kolonialſtadt des 13. Jahrhunderts kennt: Gallneukirchen (1260), Perg (1269), Steyregg (1282), Schwertberg (1287), Zwettl (1380). Dreieckplätze beſitzen: Gutau (1220), Prägarten (1251) und Tragwein (1287). Dörfer mit der Siedlungsform des Straßenplatzes ſind: Weitersfelden (1269, erſt 1733 Markt), St. Oswald (1260, 1415 Markt), Reichental (1378), Ulrichsberg (1314, 1583 Markt) u. a. m.



Neufelden a. d. Mühl

Im knappen Rahmen vorliegender Skizze konnte nur eine Überſicht über die Siedlungsformen des Mühlviertels mit dem angrenzenden Böhmen geboten werden. In vielen Belangen iſt da noch auszubauen. Deutlich erkannten wir drei Beſiedlungsräume, die landwirtſchaftlich und zeitlich bedingt ſind und verſchiedene Siedlungstypen aufweiſen. Dem altbeſiedelten ſüdlichen Donauraum gehören Haufendörfer zu, die ſchon vor 800 beſtanden haben. Zwiſchen 800 und 1050 iſt dieſer Teil ausgebaut worden, wofür die hochgelegenen Kirchenſiedlungen Zeugnis geben. Erſt während der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts (um 1100) ſetzt die ſtärkere Beſiedlung im hochgelegenen Mittelteil ein. Die charakteriſtiſche Siedelform ſind hier Kirchorte, deren Verteilung im Siedelraum den Weg der Beſiedlung kennzeichnen. Sie ſind die Mittelpunkte einer ausgedehnten, hier naturbedingten Einzelſiedlung, die noch während des 12. Jahrhunderts, aber auch ſpäter ausgebaut worden ſein dürfte. Um 1150 iſt ſchon eine große Anzahl Kirchorte urkundlich nachzuweiſen. Eine wichtige Tatſache für die Entſtehung der Einzelhofſiedlungen nicht nur in dieſen Gebieten, ſondern im ganzen öſterreichiſchen Donauraum. Um 1200 ſetzt die letzte intenſive Beſiedlung im nördlichen Grenzteil ein. Hierbei kommt ſelten klar jener Auflöſungsprozeß zur Erſcheinung, der an Stelle geſchloſſener Sammelſiedlungen die offen verbauten Reihenſiedlungen ſetzt. Mit den Waldhufendörfern iſt die letzte Phaſe der mittelalterlichen Koloniſation im nördlichen Donauraum eingeleitet. Neben dieſen entſtehen gleichzeitig kleine planmäßige Weilerorte. Beide

Siedlungsformen entwickeln ſich während des 13. Jahrhunderts, erreichen um 1300 ihre ſiedlungstechniſche Vollendung und werden noch im 14. Jahrhundert häufig angelegt. Es ſind ſpäte Rodungsſiedlungen, wie Urkunden und Ortsnamen (-ſchlag, -reith, -oedt, -ling) beweiſen. Auffallend dicht iſt das Mühlviertel von planmäßig gegründeten Marktorten erfüllt. Das beweiſt gleichfalls eine ſpäte, wirtſchaftlich veränderte Beſiedlungszeit. Die Anlagen nach Straßen- und Rechteckplatzſchema bilden zuſammen mit den angrenzenden Siedelräumen von Südböhmen, der Oberpfalz und dem Waldviertel eine einheitliche Siedellandſchaft aus dem 13. Jahrhundert.

Schrifttum

[1] Fr. Broſch, Die Siedlungsgeſchichte des Waxenbergiſchen Amtes. Jahrb. d. ob.-öſt. Muſealvereins, Bd. 84, Linz 1932.

[2] A. Hackel, Die Beſiedlungsverhältniſſe im ober-öſt. Mühlviertel. Forſchungen z. deutſch. Land- und Volksk., Bd. 14, 1, Stuttgart 1902.

[3] A. Hoffmann, Die oberöſterr. Städte und Märkte. Eine Überſicht ihrer Entwicklungs- und Rechtsgrundlagen. Jahrb. d. ober-öſt. Muſealvereins, Bd. 84, Linz 1932.

[4] A. König, Deutſcher Städtebau in Böhmen, Verlag W. Ernſt u. Sohn, Berlin 1921.

[5] A. Klaar, Die Siedlungs- und Hausformen des Wienerwaldes. Forſchungen z. deutſch. Land- und Volksk., Bd. 31, 5, Stuttgart 1936.

[6] A. Klaar, Die Siedlungsformen des Waldviertels, Bd. VI Das Waldviertel, Verlag Dr. Stepan, Wien 1937.

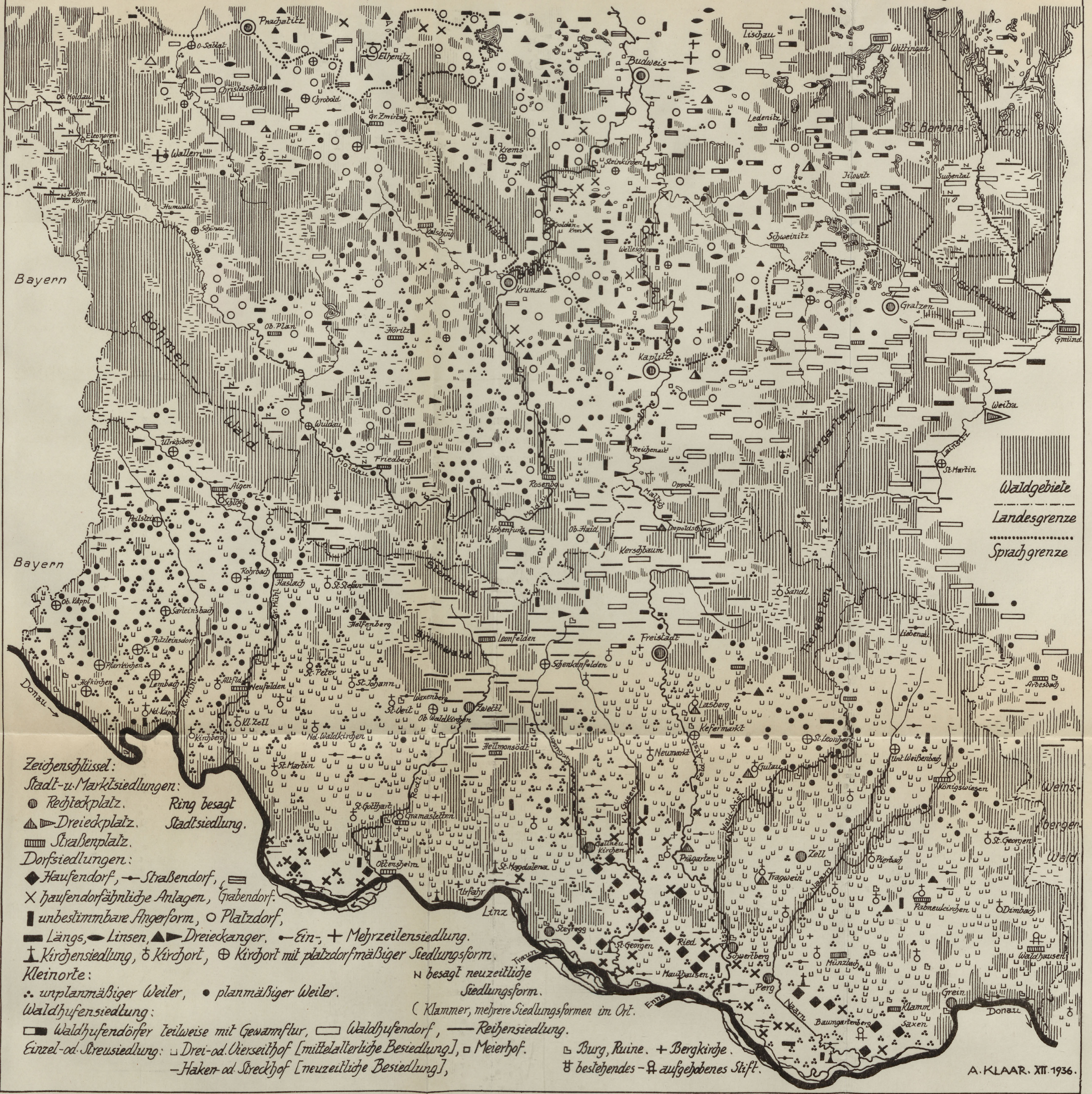
[7] E. Kriechbaum, Das Bauernhaus in Oberöſterreich. Forſchungen z. deutſch. Land- und Volksk., Bd. 29, 3, Stuttgart 1933.

[8] K. Radler, Die bäuerliche Siedlung. Mühlviertel, II. Bd., Volkskunde. Verlag Dr. Stepan, Wien 1931.

[9] K. Schiffmann, Hiſtoriſches Ortslexikon von Oberöſterreich, 2 Bde., Linz 1935.

[10] H. Wengert, Die Stadtanlagen in Steiermark, Verlag H. Truppe, Graz 1932.

Siedlungsformenkarte des oberösterreichischen Mühlviertels und des südböhmischen Grenzgebietes.


Prachatitz
o. Sablat
Elhenitz
Budweis
Lischau
Wittingau
Ob. Moldau
Chrobold
Gr. Zmirtsch
Eleonorenhain
Wallern
Krems
Ledenitz
St. Barbara-Forst
Steinkirchen
Böhm. Röhren
Humwald
Jilowitz
Suchental
Schönau
Kalsching
Schweinitz
Wellesmin
Bayern
Krumau
Gratzen
Ob. Plan
Höritz
Kaplitz
Gmünd
Weitra
Böhmer Wald
Wuldau
Friedberg
Reichenau
St. Martin
Aigen
Schlägl
Rosenberg
Oppolz
Tiergarten
Peilstein
Ob. Haid
Hohenfurt
Leopoldschlag
Kerschbaum
Rohrbach
Haslach
St. Stefan
Sandl
Ob. Kappl
Sarleinsbach
Helfenberg
Putzleinsdorf
Leonfelden
Freistadt
Liebenau
Pfarrkirchen
Lembach
Hofkirchen
Neufelden
St. Peter
St. Johann
Schenkenfelden
Arbesbach
Donau
Nd. Kappl
Kl. Zell
Kirchberg
Waxenberg
St. Veit
Ob. Waldkirchen
Zwettl
Nd. Waldkirchen
Lasberg
Kefermarkt
St. Leonhard
Hellmonsödt
Neumarkt
Gutau
Unt. Weißenbach
St. Martin
Königswiesen
Weinsberger Wald
St. Gotthart
Gramastetten
Gallneukirchen
Prägarten
Zell
Pierbach
St. Georgen
Ottensheim
St. Magdalena
Tragwein
Urfahr
Linz
Rabnerkirchen
Dimbach
Steyregg
St. Georgen
Ried
Schwertberg
Münzbach
Waldhausen
Traun
Mauthausen
Perg
Enns
Klamm
Grein
Baumgartenberg
Saxen
Waldgebiete
Landesgrenze
Sprachgrenze
Zeichenschlüssel:
Stadt- u. Marktsiedlungen:
Rechteckplatz.
Dreieckplatz.
Straßenplatz.
Ring besagt Stadtsiedlung.
Dorfsiedlungen:
Haufendorf, Straßendorf, Grabendorf.
haufendorfähnliche Anlagen,
unbestimmbare Angerform, Platzdorf,
Längs, Linsen, Dreieckanger. Ein-, Mehrzeilensiedlung.
Kirchensiedlung, Kirchort, Kirchort mit platzdorfmäßiger Siedlungsform.
Kleinorte:
unplanmäßiger Weiler, planmäßiger Weiler.
N besagt neuzeitliche Siedlungsform.
(Klammer, mehrere Siedlungsformen im Ort.
Waldhufensiedlung:
Waldhufendörfer teilweise mit Gewannflur, Waldhufendorf, Reihensiedlung.
Einzel- od. Streusiedlung: Drei- od. Vierseithof [mittelalterliche Besiedlung], Meierhof.
Haken- od. Streckhof [neuzeitliche Besiedlung],
Burg, Ruine. Bergkirche.
bestehendes - aufgehobenes Stift.
A. KLAAR. XII. 1936.

Maßstab: 1:300 000

Verlag von S. Hirzel in Leipzig

STADTBIBLIOTHEK ELBING

70 Jahre Sprachenzählung in der Schweiz

Von Hektor Ammann

Die Schweiz iſt heute das einzige mehrſprachige Land in Europa, bei dem ſich die Entwicklung der Sprachverhältniſſe an der Hand zuverläſſiger amtlicher Aufnahmen und ohne Unterbrechungen durch äußere Gewalt über eine Reihe von Jahrzehnten vor und nach dem Weltkriege verfolgen läßt. Sie iſt im beſondern das einzige Land an der ganzen germaniſch-franzöſiſchen und deutſch-italieniſchen Sprachgrenze, wo ſich bisher die Sprachverhältniſſe ohne mehr oder weniger gewaltſame ſtaatliche Eingriffe entwickeln konnten, und wo dieſe Geſtaltung auch zahlenmäßig ſicher zu erfaſſen iſt. Frankreich ſowohl wie Italien ziehen es ja vor, von der zahlenmäßigen Stärke ihrer fremdſprachigen Staatsbürger keine amtliche Kenntnis zu nehmen; ſie kennen bei ihren Volkszählungen in der Regel keine Fragen nach der Mutterſprache. Belgien führt die Sprachenzählung regelmäßig durch, aber die erſte Nachkriegszählung war durch den Druck der Kriegsleidenſchaften völlig verfälſcht, und auch die neueſte Zählung von 1930 verdient in weiten Teilen nur ein begrenztes Zutrauen; die Flamen kommen eben bei den Volkszählungen wie in ihren ganzen Beziehungen zum belgiſchen Staatsapparat ſchlecht weg.

Demgegenüber dürfen die Angaben der ſchweizeriſchen Volkszählungen Anſpruch auf volle Zuverläſſigkeit erheben, ſoweit dieſe bei derartigen Erhebungen überhaupt zu erreichen iſt; Beeinfluſſung der Eintragungen unſelbſtändiger Elemente werden ſich ja nie ganz vermeiden laſſen. So werden die ſchweizeriſchen Sprachenzählungen zum beſten Quellenſtoff für die Feſtſtellung der Verſchiebungen an der deutſch-franzöſiſchen und der deutſch-italieniſchen Sprachgrenze, zur Erfaſſung des Bevölkerungsaustauſches zwiſchen den drei Sprachgebieten, zur Erkenntnis der in den drei Volksgebieten lebenden und ſtrebenden Kräfte.

Heute iſt es bereits möglich, mit den ſchweizeriſchen Sprachenzählungen einen Zeitraum von 70 Jahren zu überblicken. Die erſte Volkszählung fand zwar in der Eidgenoſſenſchaft ſchon im Jahre 1850 ſtatt, zwei Jahre nach der Schaffung des neuen eidgenöſſiſchen Bundesſtaates 1848. Damals aber begnügte man ſich damit, einfach die Verwaltungsſprache der Gemeinden an Hand des eingereichten Zählmaterials feſtzuſtellen und in Zweifelsfällen durch Rückfragen bei den Staatskanzleien der Kantone zu ergänzen oder zu berichtigen. Die ſo entſtandene Überſicht über die ſchweizeriſchen Sprachverhältniſſe bietet nun zwar eine Reihe von bemerkenswerten Einzelangaben, z. B. aus dem Kanton Wallis, iſt aber doch insgeſamt ſo ungenau und lückenhaft, daß mit ihr nicht viel anzufangen iſt[1]. Im Jahre 1860 hat man dieſen Mangel empfunden und deshalb eine eigentliche Sprachenaufnahme mit der Volkszählung verbunden, allerdings auch jetzt eine mangelhafte. Man hat nämlich bloß die Sprache der Haushaltungen, nicht die der einzelnen Perſonen feſtgeſtellt. So iſt aber doch ein Ergebnis herausgekommen, das die klare Feſtſtellung der Sprachgebiete und teilweiſe auch der bereits vorhandenen Sprachmiſchung erlaubt. Dabei hat man es auch bei der Volkszählung von 1870 bleiben laſſen.

Erſt 1880 hat man dann die Aufnahme der Sprachen gleich eingehend durchgeführt, wie die andern Erhebungen der Volkszählung, und von da an iſt es bei den fünf noch folgenden Zählungen bis 1930 immer ſo geblieben. Eine gewiſſe Unſicherheit bringt in das Material die Tatſache, daß 1880 die ortsanweſende Bevölkerung der Auszählung zugrunde gelegt wurde, ſeither aber immer die Wohnbevölkerung, was zweifellos richtiger iſt. Ebenſo iſt es bedauerlich, daß die Regelmäßigkeit der Zeiträume der Zählungen dadurch unterbrochen wurde, daß ſtatt 1890 ſchon 1888 gezählt wurde. Abgeſehen aber von dieſen Schönheitsfehlern, die nicht allzuſchwer ins Gewicht fallen, ſind die Angaben der ſchweizeriſchen Volkszählungen vollſtändig und auch ſehr gut und überſichtlich veröffentlicht[2].

Es ergibt ſich daraus nun folgendes Bild der ſprachlichen Zuſammenſetzung der geſamten ſchweizeriſchen Bevölkerung:

	Bevölkerung in Tauſenden					Tauſendſatz			
	Geſamt	Deutſch	Franz.	Ital.	Rom.	Deutſch	Franz.	Ital.	Rom.
1860	2510	367 H.	123 H.	29 H.	9 H.	695	234	54	17
1870	2655	385 H.	134 H.	30 H.	9 H.	690	240	54	16
1880	2846	2031 K.	608 K.	162 K.	39 K.	713	214	57	14
1888	2918	2083	635	155	38	714	218	53	13
1900	3315	2313	731	221	39	698	220	67	12
1910	3753	2594	793	303	40	691	211	81	11
1920	3880	2751	824	238	43	709	213	61	11
1930	4066	2924	831	242	44	719	204	60	11

Man erſieht auf den erſten Blick, daß die Geſamtbevölkerung der Schweiz von 1860 weg ſtändig zugenommen hat. Zunächſt vollzog ſich dieſe Zunahme ziemlich langſam, um dann ſtändig anzuſchwellen und zwiſchen 1888 und 1910 allein 800 000 Seelen zu erreichen. Darauf brachte das Jahrzehnt des Weltkrieges einen ſtarken Rückſchlag, dem aber ſeit 1920 ein neuer Anſtieg folgte. Die 70 Jahre ließen insgeſamt die Bevölkerung der Schweiz um 60% anwachſen; es war eben die Zeit der Umwandlung des Landes in einen Induſtrieſtaat, die Zeit der mächtigen Entwicklung des Fremdenverkehrs.

---

[1] Beiträge zur Statiſtik der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft I (1851), Tafel VI.

[2] Erſchienen in den verſchiedenen Veröffentlichungen des Eidgenöſſiſchen Statiſtiſchen Bureaus, jeweils in mehreren Bänden für eine Volkszählung.

Zugenommen haben in dieſen 70 Jahren alle 4 Sprachſtämme der Schweiz, wenn auch verſchieden ſtark. Am ſchwächſten iſt die Zunahme bei den Rhätoromanen Graubündens geweſen mit nicht viel mehr als 10%, am ſtärkſten bei den Italienern mit 50%. Dazwiſchen ſtehen die beiden großen Gruppen der Deutſchſchweizer mit 45% und der Welſch- oder franzöſiſchen Schweizer mit gegen 40%. Daraus ergeben ſich gewiſſe, freilich beſcheidene Verſchiebungen im Hundertſatz des jeweiligen Anteils an der Geſamtbevölkerung; ſie machen im Höchſtfall 1% aus, die die Welſchſchweizer verloren haben, während Deutſchſchweizer und Italiener je ½% gewinnen konnten. Dieſe Entwicklung iſt aber durchaus nicht gradlinig verlaufen, ſondern unter ziemlichen Schwankungen. Bis 1910 hatten die Deutſchſchweizer mehr als 2% verloren, die Welſchſchweizer waren faſt gleich geblieben, die Italiener dagegen hatten mehr als 2% gewonnen. Dieſe Entwicklung iſt zweifellos bis 1914 weitergelaufen, hat dann aber durch den Weltkrieg einen ſtarken Umſchwung erfahren und nähert ſich heute wieder mehr dem Ausgangspunkt. Der Sprung zwiſchen 1870 und 1880 darf dabei außer Betracht fallen, da offenbar damals ſchon die Haushaltungen in der franzöſiſchen Schweiz der Kopfzahl nach weit ſchwächer waren als in den andern Landesteilen, ſo daß ſich daraus bei einer Sprachenzählung nach Haushaltungen eine ungerechtfertigte Verſchiebung des Geſamtbildes zugunſten der franzöſiſchen Sprache ergeben hat. Freilich bekommt man den Eindruck, daß auch zwiſchen 1860 und 1880 dieſelbe langſame Entwicklung im Gange war wie zwiſchen 1880 und 1910, vor allem alſo ein Sinken des deutſchen Anteils.

Was war nun die Urſache dieſer Verſchiebungen zwiſchen den verſchiedenen Sprachgebieten? Es haben dabei eine Reihe von Kräften mitgewirkt. Zunächſt kommt der verſchiedenartigen wirtſchaftlichen Entwicklung der vier ſchweizeriſchen Sprachgebiete ein weſentlicher Einfluß zu. Darüber gibt folgende Zuſammenſtellung des Bevölkerungsſtandes der vier Sprachgebiete in den Stichjahren 1850, 1880, 1910 und 1930 Auskunft:

	Bevölkerung in Tauſenden				Tauſendſatz			
	Deutſch	Franz.	Ital.	Rom.	Deutſch	Franz.	Ital.	Rom.
1850	1683	537	129	41	704	225	54	17
1880	1966	684	142	40	694	242	50	14
1910	2632	904	169	48	701	241	45	13
1930	2911	932	172	51	716	229	42	13

Man ſieht deutlich, daß die welſche Schweiz von 1850 bis 1880 in raſcheſter Entwicklung begriffen war und dadurch einen weſentlichen Vorſprung im Anwachſen der Bevölkerung errang. Bis 1910 vermochte ſie den Vorſprung zu wahren, empfand aber dann den Rückſchlag der Kriegs- und Nachkriegszeit um ſo ſtärker. Die deutſche Schweiz blieb bis 1880 erheblich zurück, holte bis 1910 den Verluſt langſam auf und hielt ſich ſeither beſſer als die franzöſiſche Schweiz. Stark zurück bleiben demgegenüber ſowohl der italieniſche wie der franzöſiſche Landesteil. Dieſe ganze Entwicklung iſt aus dem Gange der Wirtſchaft ohne weiteres zu erklären. Die welſche Schweiz war früher und ſtärker induſtrialiſiert als die deutſche. Allmählich holte jedoch der deutſche Landesteil den Rückſtand auf, und ſeit dem Weltkrieg liegt eben das wirtſchaftliche Schwergewicht ausgeſprochen in der Züricher Gegend, während die welſche Schweiz keinen Ausgleich für den ſtarken Rückgang des Uhreninduſtriegebietes gefunden hat. Die italieniſche wie die romaniſche Schweiz ſind beides wenig günſtig geſtellte Gebirgsgegenden, die nicht Schritt halten können. So wird ein Teil der Schwankungen in der Sprachverteilung erklärlich, vor allem die Entwicklung ſeit 1910; aber andere und gerade die ſtärkſten Schwankungen ſtehen völlig im Widerſpruch dazu.

Hier muß man denn auch eine andere Tatſache zur Erklärung heranziehen, die Wanderungen zwiſchen den verſchiedenen Sprachgebieten, teilweiſe auch über die Staatsgrenzen hinweg. Sie erklärt einzig und allein das ſtarke Anſchwellen der Zahl und des Anteils der Italieniſchſprechenden in der Schweiz. Außerhalb des eigenen Sprachgebiets wurden „Italiener“ gezählt:

	Deutſche Schweiz	Franzöſiſche Schweiz
1880	12600	7600
1910	98200	39000
1930	54000	27700

Es gab alſo ſchon 1880 eine recht erhebliche Anzahl von italieniſchſprechenden Zuwanderern ſowohl in der deutſchen wie in der franzöſiſchen Schweiz, davon allerdings 6500 allein im Gebiet des Baus der Gotthardbahn. Bis 1910 ſchwoll dann dieſe Zahl ganz gewaltig an, ſo daß nun diesſeits der Alpen 137 000 Italiener feſtgeſtellt wurden. Die Schweiz benötigte eben bei ihrem raſchen Aufſchwunge für die vielen Hochbauten, für die Eiſenbahnen und auch für die Induſtrie fremde Arbeitskräfte, die vor allem Oberitalien liefern konnte. So wurde die Schweiz zu einem der wichtigſten Ziele der bis 1914 ſo außerordentlich ſtarken Auswanderung aus Italien[3]. Der Weltkrieg brachte dann dieſe Entwicklung zum Stehen. Tauſende von Italienern wurden einberufen, Tauſende verloren ihre Arbeitsgelegenheit. Die wiederholten Wirtſchaftskriſen der Nachkriegszeit unterbanden ihrerſeits die immer vorhandene Neigung zur Wiederaufnahme der italieniſchen Zuwanderung. So ſank von 1910 bis 1930 die Zahl der Italieniſchſprechenden diesſeits der Alpen auf 82 000, zum größten Teile Reichsitaliener. Das iſt immer noch eine ſehr ſtattliche fremdſprachige Beimiſchung, die ſich jedoch auf die Dauer nicht halten wird. Auf der ganzen Linie iſt die Aufſaugung durch die franzöſiſche, bzw. deutſche Sprache und Kultur im Gange, und daran wird auch die eifrige faſchiſtiſche Organiſationsarbeit der letzten Jahre ſchlußendlich wenig ändern können. Eine Verſchiebung der Sprachgrenze oder eine dauernde Sprachmiſchung wird aus dieſer italieniſchen Maſſenwanderung über die Alpen nicht entſtehen können, es ſei denn, daß politiſche Einflüſſe von Süden her einmal eingreifen würden.

---

[3] H. Ammann, Die Italiener in der Schweiz. Baſel 1917.

Erheblich ſchwächer iſt die Wanderung in der Gegenrichtung, aus der deutſchen oder der franzöſiſchen Schweiz in den italieniſchen Landesteil. Die franzöſiſche Zuwanderung iſt im Teſſin unbedeutend. Aus der deutſchen Schweiz ſetzte ſie erſt nach dem Bau der Gotthardbahn in einem beachtenswerten Umfange ein. 1880 gab es in der geſamten italieniſchen Schweiz erſt 1300 Deutſchſprechende, 1910 bereits 5800 und 1930 11700. Das iſt ein ſtarkes Wachstum. Die Deutſchſchweizer kamen in den Teſſin als Träger vieler wirtſchaftlicher Unternehmungen, als Bahnbrecher und Träger des Fremdenverkehrs und ſeit längerer Zeit auch als Ruheſtändler. So ſchließen ſie ſich in den Kurgegenden zuſammen, während die Maſſe des Landes von ihnen wenig berührt wird. Auch hier haben wir es mit einem ſtark beweglichen, ſicher auf die Dauer für die italieniſche Landesart unſchädlichen Element zu tun.

Etwas anders liegen die Dinge für das kleine, ſtark zerklüftete rhätoromaniſche Sprachgebiet Graubündens, das eine erhebliche deutſche und italieniſche Zuwanderung vor allem im Gefolge des Fremdenverkehrs aufgenommen hat und noch aufnimmt. Dieſe Zuwanderung hat an einigen Hauptverkehrspunkten und großen Kurorten zur Verſchiebung der ſprachlichen Mehrheit geführt. Einige Gemeinden am Hinterrhein und der Albula ſind deutſch geworden. Im Oberengadin iſt eine ſtarke deutſch-italieniſche Miſchung zuſtande gekommen. Aber die Hauptteile des romaniſchen Sprachgebiets haben ſich durchaus unvermiſcht gehalten, und hier ſieht das romaniſche Volkstum, das heute eine ſtarke Kulturſtrömung beſitzt und das Eigenleben eifrig pflegt, durchaus einer gedeihlichen Zukunft entgegen.

Eine mächtige Wanderungswelle führt ſeit langem aus der deutſchen Schweiz über die weſtliche Sprachgrenze. Auch ſie iſt wirtſchaftlich bedingt. Der ſtarke wirtſchaftliche Aufſchwung der franzöſiſchen Schweiz, vor allem die weitgreifende Induſtrialiſierung des Juras durch die Uhrenfabrikation, machte einen Zuzug fremder Arbeitskräfte notwendig. Sie kamen in erſter Linie aus der deutſchen Schweiz. Dieſe Entwicklung ſetzte lange vor dem Beginn unſerer Sprachenzählungen ein. 1860 wurden in der franzöſiſchen Schweiz ſchon rund 8000 deutſchſprachige Haushaltungen gezählt, davon 6000 außerhalb der Sprachgrenzzone. Das Jahr 1880 trifft denn auch die ganze Entwicklung ſchon in einem ſehr fortgeſchrittenen Zuſtande an, der ſich ſeither nicht mehr weſentlich verändert hat. Im einzelnen zeigt die franzöſiſche Schweiz ſeit 1880 folgende deutſchſprechende Zuwanderer:

	Berner Jura	Franzöſiſch-Freiburg	Unterwallis	Neuenburg	Waadt	Genf	Insgeſamt
1860	2400 H.	1100 H.	700 H.	2300 H.	800 H.	700 H.	8000 H.
1880	21100	9700	3800	24500	21700	11500	92400
1910	19500	13600	4200	17300	33400	17100	105100
1930	20200	14400	5500	15200	38000	24200	117600

Es gab alſo 1880 bereits faſt 100 000 Deutſchſprechende in der franzöſiſchen Schweiz. Davon verhältnismäßig wenige in den beiden gemiſchtſprachigen Kantonen Wallis und Freiburg, da man hier das alteingeſeſſene deutſche Element in Freiburg, in Sitten und einer ganzen Reihe von Sprachgrenzgemeinden in Abzug bringen muß. Sehr ſtark war dagegen die deutſche Zuwanderung im Berner Jura, und zwar faſt ausſchließlich im ſüdlichen, unter dem Einfluß der Uhreninduſtrie raſch aufblühenden Teil, ebenſo im Kanton Neuenburg, dem Hauptſitz der Uhreninduſtrie. Anſehnlich war auch ſchon der deutſchſprachige Zuſtrom im Kanton Waadt, beſonders in der reichen Genferſeelandſchaft, und ſelbſt in dem entfernten Stadtkanton Genf. Dieſe Zuwanderung ſtellte in den Städten Arbeiter und Handwerker, Angeſtellte und Dienſtboten, ſie ſtellte aber vor allem auch auf dem Lande Bauern als Erſatz der in die Uhreninduſtrie, in die Städte überhaupt abwandernden jungen welſchen Generation. So machten die Deutſchſchweizer ſchon 1880 im ganzen Gebiet der Uhreninduſtrie im Berner und Neuenburger Jura überall einen weſentlichen, auf den abgelegenen Berghöfen des Juras ſogar den Hauptteil der landwirtſchaftlichen Bevölkerung aus. Das größte, zäheſte und lebenskräftigſte Bauerngebiet der deutſchen Schweiz, der Kanton Bern, lieferte hierher wahre Menſchenmaſſen. Nur ſo iſt es erklärlich, daß der früher rein franzöſiſche Kanton Neuenburg 1880 beinahe 25% deutſchſprechende Bewohner zählte.

In der Folge änderten ſich dieſe Verhältniſſe. Das Tempo der Wirtſchaftsentwicklung der welſchen Schweiz wurde weniger ſtürmiſch; der Zuzug von Oſten her wurde dementſprechend etwas ſchwächer, wenn er auch immer noch erhebliche Zahlen umfaßte. Dafür wurden die länger in der franzöſiſchen Schweiz anſäſſigen Deutſchſchweizer, die ſich meiſt in ſozial abhängiger Stellung befanden, raſch romaniſiert. Das alles bewirkte, daß der deutſche Bevölkerungsanteil in den Gebieten früheſter und ſtärkſter Miſchung, dem Verbreitungsbezirk der Uhreninduſtrie, ſeit 1880 ſtändig zurückgegangen iſt (Berner Jura und Neuenburg). Die großen deutſchen Kolonien ſchwanden zuſammen, die überall bis zur abgelegenſten Gemeinde hin verſtreuten Gruppen dagegen nahmen immer noch zu. Dem entſpricht es, daß die über die Waadt und Genf verſtreuten Deutſchſprechenden ſich noch ziemlich ſtark vermehrten, in beſcheidenem Ausmaße ſelbſt noch im Wallis und Freiburg. Die deutſche Schweiz iſt für die franzöſiſche Schweiz nach wie vor der Lieferant für Arbeitskräfte in weitem Ausmaße geblieben. Noch iſt $^1/_8$ der Geſamtbevölkerung der welſchen Schweiz deutſchſprachig. Aber dieſe zahlenmäßig ſo umfangreiche Zuwanderung iſt heute weiter davon als je, die ganze welſche Schweiz oder größere Teile davon ſprachlich oder kulturell irgendwie entſcheidend zu beeinfluſſen. Bei einem Nachlaſſen der Zuwanderung würde die heute vorhandene Maſſe von 120 000 Köpfen ſehr raſch vollſtändig im franzöſiſchen Volkstum eingeſchmolzen werden.

Ein ganz anderes Bild bietet uns die franzöſiſche Zuwanderung ins deutſche Sprachgebiet. Sie war 1860 noch ganz unbedeutend und betrug insgeſamt nur 1250 Haushaltungen, davon 200 in der Stadt Bern, 300 in Biel mit der aus dem

Jura einwandernden Uhreninduſtrie und 250 in Baſel. Nur 600 Familien waren über den engern Sprachgrenzſaum hinausgezogen. 1880 wohnten in der deutſchen Schweiz 15 200 Franzöſiſchſprechende, davon faſt die Hälfte im Kanton Bern. In dem raſch zu einem Hauptpunkt der Uhreninduſtrie aufſtrebenden Biel gab es jetzt ſchon 3000 Franzöſiſchſprechende, in der Bundeshauptſtadt Bern 1900. Bis 1930 nahm dann die welſchſchweizeriſche Zuwanderung ſtändig und ziemlich raſch zu. 1910 zählte man in der deutſchen Schweiz 39 000 franzöſiſchſprechende Einwohner, 1930 ſchon 51 700. In der Bundeshauptſtadt wuchs die franzöſiſchſprechende Kolonie auf 4800 Köpfe im Jahre 1910, auf 7000 zwanzig Jahre nachher. Im Bieler Induſtriebezirk wurden 1910 10 000 Franzöſiſchſprechende gezählt, 1930 über 12 000. Im Kanton Solothurn mit ſeinem Anteil an der Uhreninduſtrie wanderten bis 1930 3000 Welſchſchweizer ein. Aber auch über die ganze deutſche Schweiz hinweg bildeten ſich bis 1930 allmählich überall franzöſiſchſprechende Gruppen, die in Baſel 5000 und im Kanton Zürich 9000 Glieder erreichten. So ſieht man, daß die ſtarke wirtſchaftliche Entwicklung der deutſchen Schweiz nach und nach eine ſehr ſtarke Anziehungskraft entfaltet hat. In raſch ſteigendem Maße ſind die Welſchſchweizer dieſem Zuge gefolgt.

Die Geſamtentwicklung der deutſchen Wanderung nach der Weſtſchweiz und der welſchen Wanderung nach der deutſchen Schweiz zeigt alſo in zunehmendem Maße das Beſtreben, ſich auszugleichen und anzugleichen. Zwar iſt das Verhältnis der Sprachmiſchung in den beiden Sprachgebieten noch durchaus verſchieden. 1880 machten die Deutſchſprechenden in der welſchen Schweiz 135‰ aus, 1930 immer noch 126‰, alſo trotz einer leichten Senkung immer noch einen ſehr hohen Anteil. Demgegenüber machten die Welſchſchweizer in der deutſchen Schweiz 1880 erſt 8‰ und auch 1930 erſt 18‰ der Bevölkerung aus. Trotz dieſes augenfälligen Unterſchiedes darf man das Beſtreben zum Ausgleich, wie es in dieſen Zahlen zum Ausdruck kommt, nicht überſehen, wenn auch ſelbſtverſtändlich bis zum wirklichen Ausgleich noch ein weiter Weg iſt. Anders ſieht die Lage ſchon aus, wenn wir das Verhältnis der ins fremde Sprachgebiet Abgewanderten zur Geſamtſtärke des Sprachſtamms in der Schweiz ins Auge faſſen. 1880 machten die Deutſchſprechenden in der welſchen Schweiz 46‰ aller Deutſchſprechenden in der geſamten Schweiz aus, 1930 noch 40‰. Die Welſchen in der deutſchen Schweiz machten 1880 erſt 25‰ aller Franzöſiſchſprechenden in der Schweiz aus, 1930 dagegen ſchon 62‰. Die Welſchen ſind alſo bereits in erheblich ſtärkerem Maße an der Wanderung über die Sprachgrenze hinweg beteiligt als die Deutſchſchweizer, während in den abſoluten Zahlen immer noch ein großes Übergewicht der deutſchen Wanderung beſteht.

Die Wanderungen hinüber und herüber über die Sprachgrenzen in der Schweiz werden andauern. Verſchiedenartige wirtſchaftliche Strömungen, die unendlich vielen Berührungsmöglichkeiten der heutigen Zeit werden ſie immer wieder in Fluß bringen. Z. T. wird dazu auch die natürliche Vermehrung beitragen. Bereits haben die welſchen Kantone Neuenburg und Genf und die meiſten größeren Städte der welſchen

Schweiz ſeit Jahren einen Überſchuß der Todesfälle aufzuweiſen, während das in der deutſchen Schweiz nur in den ſchlimmſten Kriſengebieten der Fall iſt. Von einer irgendwie weſentlichen Verſchiebung der Sprachgrenze wird aber nie die Rede ſein können, ſolange der Staat in Schule und Verwaltung auf ſolche ins fremde Sprachgebiet abwandernde Perſonen keine Rückſicht nimmt, mögen ſie noch ſo zahlreich ſein. So werden die großen geſchloſſenen Sprachgebiete immer wieder ihr Schwergewicht zur Geltung bringen und die Zuwanderer in der zweiten oder längſtens dritten Generation völlig einſchmelzen.

Das Burgenland und der Stand ſeiner wiſſenſchaftlichen Erforſchung im Spiegel des „Burgenlandatlaſſes"

Von Hugo Haſſinger

Mit einer Bildtafel

Einzigartig iſt die Stellung des Burgenlandes im deutſchen Volksraum. Iſt es doch das einzige Gebiet, das durch die Friedensverträge von 1918/19 einem deutſchen Staate zuwuchs, ſtellt es doch den einzigen Fall dar, wo eine völkiſch bedrohte deutſche Minderheit den politiſchen Anſchluß an das deutſche Stammvolk fand, während ringsum unter den erſchütternden Weltkriegsfolgen mächtige Quadern aus dem deutſchen Bau bröckelten. Gegenſätze unter den Siegermächten hatten zu dieſem Ergebnis geführt. Italien galt der Plan des über das heutige Burgenland zu ziehenden tſchechoſlowakiſch-jugoſlawiſchen Korridors, der die Machtſtellung der öſtlichen Trabantenſtaaten Frankreichs verſtärkt hätte, als untragbar. Durch den Ausweg, den größten Teil des deutſchbeſiedelten Burgenlandes Öſterreich zuzuteilen, wurde aber das mitteleuropäiſche Kräfteverhältnis nicht geſtört. So war alſo nicht der nationale Gedanke Pate an der Wiege des Burgenlandes geſtanden, ſondern inmitten des Streites nichtdeutſcher Staaten um die mitteleuropäiſche Vorherrſchaft wurde es aus der Taufe gehoben. Da kann es nicht wundernehmen, daß für die Feſtſetzung ſeiner Grenzen nicht volksdeutſche Geſichtspunkte wegleitend wurden. Erhielt doch die Tſchechoſlowakei einen Randteil des geſchloſſenen deutſchen Volksgebietes um Preßburg, und ein weſentlich größerer, ſüdlich der Donau, verblieb Ungarn. Die Übergabe des Burgenlandes an Öſterreich wurde bis 1921 durch ungariſche Freiſcharen verhindert. Ringsum waren bereits von den Siegermächten die den nationalen Magyaren als unverletzlich geltenden Grenzen des Reiches der Stefanskrone durchbrochen, hier auf der Linie des geringſten Widerſtandes hoffte man ſie zu halten. Dieſer Kampf erzielte inſofern einen Teilerfolg, als für Ödenburg und Umgebung eine Volksabſtimmung zugeſtanden wurde, für deren Durchführung die Magyaren Machtmittel der Verwaltung einſetzen konnten. So erzielten ſie in der um die Mitte des 19. Jahrhunderts noch rein deutſchen, ſpäter teilweiſe magyariſierten Stadt eine Mehrheit, während ſich die Dörfer der Umgebung mehrheitlich für Öſterreich entſchieden. Durch das Protokoll von Venedig wurde daraufhin Ödenburg mit Umgebung Ungarn zugeſprochen. Das bedeutete aber für den an Öſterreich fallenden Teil des deutſchen Weſtungarn die Aushöhlung der Mitte dieſes nord-ſüdlichen Landſtreifens, wogegen die bei Ungarn verbliebene Stadt ihre ſtaatliche Zugehörigkeit mit dem Verluſte eines großen Teiles ihres Marktgebietes zu bezahlen hatte. Für Öſterreich war in dieſem Kampf um das Burgenland der Volkstumsgedanke, für Ungarn aber die hiſtoriſche Staatsidee wegleitend geweſen, und jede der Parteien handelte in guten Treuen. Wohl hätte auf ungariſcher Seite ruhige realpolitiſche Einſicht zur Erkenntnis führen müſſen, daß die Zuteilung des Landes an Öſterreich nun Ungarn vor dem Schickſal der allſeitigen Umklammerung durch die Sieger bewahrte, aber zwiſchen jenen beiden Schickſalsgenoſſen gab es in dieſer Zeit politiſcher und ſeeliſcher Erſchütterungen vorerſt kein Verſtehen.

Die Übergabe des Landes an Öſterreich beendete hier die ſeit 1867 ja überall im Siedlungsbereich der Nationalitäten Ungarns im Gang befindliche Magyariſierung. Sie entſprach zwar nicht dem Ideengang des großen Schöpfers des Ausgleichwerkes Franz Deák, wohl aber dem Geiſt der Verwaltungspraxis. Gewiß hatte das magyariſche Weſen auf das deutſchungariſche Bürgertum ſtets eine nicht geringe Anziehungskraft ausgeübt, aber noch viel ſtärker erwieſen ſich der geſellſchaftliche Zwang, die Verwaltungs- und Schulpolitik, welche für die Einſchmelzung der Nationalitäten in das magyariſche Herrenvolk eingeſetzt wurden. Volkstumspflege der Nationalitäten und ungariſcher Staatspatriotismus hätten ſich in dem zu einem natürlichen Ganzen geformten hiſtoriſchen Staat ſehr wohl miteinander vereinbaren laſſen, doch das Opfer der Mutterſprache, das die völlig magyariſierte Schule von den Nationalitäten zugunſten des nationalen Staates verlangte, hätte in zwei Generationen den Tod der Nationalitäten bedeutet. Daß der Ablauf dieſes dem Zeitgeiſt ſo widerſprechenden Prozeſſes geſtört werden mußte durch Gegenwirkungen, war eine zwangsläufige Erſcheinung. Auch im deutſchen Weſtungarn der Vorkriegszeit war die deutſche Unterrichtsſprache bis auf einige Religionsſtunden völlig verſtummt, doch das Bauernvolk hielt zäh an ſeiner Mutterſprache feſt. Tauſende von weſtungariſchen Deutſchen, die auf Wanderarbeit in das benachbarte Öſterreich gingen, Hunderte von Bauern, die ſtändig deſſen tägliche Märkte verſorgten, erlebten es ja immer wieder, daß hier jenſeits der ungariſchen Grenze Menſchen des gleichen Blutes, derſelben Sprache und Sitte lebten. Hatten jene Deutſchen auch keine Führer, ſo beſaßen ſie doch Männer, die ihre Mundart liebevoll ſtudierten oder in ihr dichteten, Lieder und Sagen ſammelten und alte Weihnachtsſpiele lebendig erhielten. Freilich, das Bürgertum der Städte, namentlich das von Ödenburg und Güns, gebrauchte ſein Deutſch nur mehr als Hausſprache und gab ſich zumeiſt in der Öffentlichkeit magyariſch. Einen einflußreichen Adel aber hatte das Deutſchtum Ungarns nie beſeſſen. Die großen Grundbeſitzer des Landes, die Eſterhazy, Batthyanyi, Palffy und andere Geſchlechter, waren Magyaren, allerdings mit dem Wiener Hofadel verſippt und bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus ganz im deutſchen Kulturkreis verwurzelt. Dieſer Adel hatte ſeine Wiener und ungariſchen Schlöſſer durch deutſch-öſterreichiſche Barockkünſtler erbauen laſſen, und auf dem Schloß der Eſterhazy zu Eiſenſtadt wirkte jahrelang Joſef Haydn.

Kaum war nun 1921 der Bann der ungariſchen Verwaltung gebrochen, ſo flammte das deutſche Volksbewußtſein wie ein Lauffeuer auf. Während der nun 15jährigen Zugehörigkeit des Burgenlandes zu Öſterreich hat ſich dieſes Bewußtſein, zumal jetzt Verwaltung, Schule und Preſſe deutſch geworden waren, erſtaunlich vertieft. Was ſich hier vollzog, war weit mehr als das völkiſche Erwachen einer grenzlanddeutſchen Volksgruppe. Es war die geiſtige Umformung dieſer zu Binnendeutſchen und der Ausbau einer bisher der Oberſchichte entbehrenden Geſellſchaft. Das weſtungariſche Deutſchtum, nun zum größten Teil heimgekehrt zum Muttervolk, war aber jetzt auch aus dem Schatten getreten, und der Begriff „Burgenland“ wurde nun den Binnendeutſchen geläufig. Wie viele von dieſen hatten bisher gewußt, daß aus dem weſtungariſchen Deutſchtum dem geſamtdeutſchen Kulturleben wertvolle Kräfte zugewachſen waren, daß jenem Boden z. B. der Anatom Joſef Hyrtl, die Muſiker Johann Nepomuk Hummel, Franz Liſzt (richtig Liſt), Joſef Joachim, Hans Richter, der Schauſpieler Joſef Kainz und der Bildhauer Viktor Tilgner entſtammten?

Sehr raſch paßten ſich die Burgenländer den ſtammverwandten Niederöſterreichern und Steirern an. Sie waren nun einem föderaliſtiſch gebauten deutſchen Mittelſtaat angegliedert und hatten in ihm das Recht der eigenen Landesverwaltung erhalten, was ihnen zweifellos das Einleben in Öſterreich erleichterte. Der geiſtige Weg der Burgenländer führte über die Landsgemeinſchaft zur Staats- und Volksgemeinſchaft. Die Länder ſtanden in dieſem Öſterreich der erſten Nachkriegszeit der Bevölkerung gefühlsmäßig viel näher als der Geſamtſtaat, der als eine in St.-Germain geſchaffene Zwangseinrichtung empfunden wurde. Der Name dieſes jüngſten Gliedes des deutſchen Öſterreich leitete ſich aber nicht her von den ſtolzen Wehrbauten des Oſtalpenrandes, von Forchtenſtein, Landſee, Lockenhaus, Bernſtein, Schlaining und Güſſing, obgleich eine ſolche Ableitung durchaus berechtigt wäre, ſondern von den ungariſchen Grenzkomitaten Ödenburg, Eiſenburg, Wieſelburg, Preßburg, an denen das deutſche Weſtungarn Anteil hatte. Dieſer Name verdrängte die nur kurze Zeit übliche Bezeichnung „Heinzenland“, abgeleitet von den „Heanzen“ des nordöſtlichen Alpenrandes[1].

Ohne Zweifel hätte es den geographiſchen Verhältniſſen, namentlich der engen verkehrs- und wirtſchaftsgeographiſchen Verflechtung des Nordburgenlandes mit Niederöſterreich, des Südburgenlandes mit der Steiermark entſprochen, wenn erſteres jenem, letzteres dieſem zugeteilt worden wäre, zumal das Mittelſtück mit Ödenburg herausgebrochen und ſo das Land ſeines Mittelpunktes beraubt worden war. Hängt doch das Nordburgenland durch die breiten Pforten von Bruck und Wiener-Neuſtadt-Ödenburg auf das engſte mit dem Wiener Becken zuſammen, ſind doch die Raab und ihre Nebenflüſſe die Klammern der Oſtſteiermark und des Südburgenlandes. Doch der im hiſtoriſch-politiſchen Individualismus verwurzelte Gedanke der Bundesſtaatlichkeit ließ es nicht zu, daß die Grenzen der Länder verwiſcht, ja auch nur verſchoben wurden, und auch pſychologiſche Rückſichten auf die Burgenländer ſprachen für die Sonderſtellung der territorialen Neuerwerbung. So wurde das Burgenland ein öſterreichiſches Bundesland, ein Nachbar der öſterreichiſchen Bundesländer Niederöſterreich und Steiermark, zugleich aber auch ein Grenzland Öſterreichs und des Deutſchtums gegen die nichtdeutſchen, aber von ſtarken deutſchen Minderheiten durchſetzten neuen Staaten Tſchechoſlowakei, Ungarn und Jugoſlawien. Das ſind keine politiſchen Erörterungen, ſondern nüchtern vorgetragene hiſtoriſche Tatſachen, die das Werden dieſes jüngſten Gliedes eines deutſchen Staates verſtehen laſſen.

---

[1] Über die Namensgebung vgl. zahlreiche Aufſätze des früheren Landeshauptmannes A. Walheim in Zeitungen und Zeitſchriften und E. Oberhummer in: Geogr. Zeitſchr. 1929, ferner in: Mitt. Geogr. Geſ. Wien, Bd. 76 und Anz. d. Akad. d. Wiſſ., phil.-hiſt. Kl. 1934.

Hier ſteht zwar nicht die geographiſche Weſenheit des Burgenlandes zur Behandlung, aber einige Striche müſſen ſie doch umreißen. Das Burgenland deckt ſich mit keinem Naturraum ganz, weder in phyſiſcher, noch in völkiſcher Hinſicht, denn nur teilweiſe lehnen ſich ſeine Grenzen an Naturlinien, an die Leitha, die Rücken des Leitha- und Roſaliengebirges, an eine Flußſtrecke der Lafnitz und das Sumpfgebiet des Waaſen ſüdlich vom Neuſiedlerſee. Das Burgenland enthält Teile verſchiedener größerer Landſchaften, des eingebuchteten Oſtalpenſaumes und der pannoniſchen Ebene. Dieſe verzahnt ſich mit jenem und dringt in die Mündungen ſeiner Täler. Die der Ebene zugehörige Neuſiedlerſeelandſchaft und der nördlich von ihr gelegene Heidboden gehören dem Burgenland auch nur zum Teil an. Wie ſchon erwähnt, verläuft ſeine Oſtgrenze auch großenteils innerhalb des deutſchen Volksraumes. 42 mehrheitlich deutſche Gemeinden und einige ehemals rein deutſche, jetzt nur noch deutſche Minderheiten beherbergende Städte, wie Preßburg, Ödenburg, Güns, Steinamanger, St. Gotthard, Ungariſch-Altenburg mit zuſammen etwa 94000 Deutſchen des geſchloſſenen deutſchen Gebietes liegen außerhalb ſeiner Grenzen. Andererſeits ſchließt es kroatiſche und magyariſche Sprachinſeln ein, die jedoch an dem deutſchen Charakter des Landes nichts zu ändern vermögen (1934: neben faſt 1 Million Deutſcher 40000 Kroaten, 10000 Magyaren, unter dieſen über $^{1}/_{5}$ ungariſche Staatsbürger). Immerhin empfängt der politiſch-geographiſche Raumbegriff des Burgenlandes (3972 qkm) daraus ſeinen Sinn, daß es ein Stück des alpin-pannoniſchen Grenzſaumes bildet und einen Abſchnitt des ſüdoſtdeutſchen Grenzſaumes umfaßt. Das Burgenland ſteht gleichſam mit dem Rücken gegen das Oſtalpenland, wenn es auch durch Ödenburger- und Bruckerpforte dem inneralpinen Wiener Becken verbunden iſt, und es erſtreckt ſich von den oſtalpinen Waldbergen über wein- und obſttragende flußzerſchnittene Hügel hinaus in die Ebene. Seine Waſſerläufe werden durch Leitha und Raab der Donau zugeführt. Von ſeinen Waldhöhen ſchweift der Blick über die verdämmernden Weiten der pannoniſchen Ebene, deren tiefſte Stelle der glitzernde Spiegel des ſeichten, von breiter Schilfzone umkränzten Neuſiedlerſees einnimmt. Dieſer Anteil der pannoniſchen Ebene, ein Ausſchnitt aus dem Transdanubien (Dunántúl) der Magyaren, iſt ein Land des Ackerbaus, der Viehzucht, der feuchten Wieſen und eines lebhaften die Märkte von Wien und Graz verſorgenden Gemüſebaues. Es iſt ein Übergangsgebiet des Alpenwaldes zum pannoniſchen Eichenwald der Hügelſtufe und zur urſprünglich von Eichenbuſch und Auen durchſetzten Steppenebene, entſprechend der Lage im trockenen ſommerheißen Lee der weſtlichen Regenwinde. Hier gab es ſchon in vorgeſchichtlicher Zeit offene oder halboffene Landſchaften und daher Siedlungsraum. Nur das Waldland der Bergſtufe blieb bis zu den Rodungen des Hochmittelalters ſiedlungsleer.

Der Widerſtreit von weſtlichen ozeaniſchen und öſtlichen kontinentalen Einflüſſen in dieſer Landſchaft findet ſein Spiegelbild im Kampf weſtlicher und öſtlicher Kräfte um dieſen Raum. Hier begegneten einander deutſche ſeßhafte Ackerbauern und das urſprünglich nomadiſierende magyariſche Steppenvolk. Vom Alpenvorland aus ſtieß die Macht des fränkiſchen Staates und deutſchen Königtums in die Ebene vor, um die Gebirgspforten zu ſichern. So wurde dieſes Land ſchon in der Karolingerzeit in eine Oſtmark einbezogen. Umgekehrt ſuchten die Magyaren den weſtlichen Gebirgswall zum Schutze ihres um das Jahr 1000 entſtehenden Beckenſtaates zu gewinnen. Friedlich nebeneinander wohnende Deutſche und Magyaren wurden aber in der gegen Oſten offenen Lage ſeit dem 16. Jahrhundert von den Türken ſchwer bedroht. Die befeſtigten Städte und Grenzburgen, die Anſiedlungen der aus dem Oſten vor den Türken geflohenen Kroaten, die Ausfüllung der in den Türkenkriegen entſtandenen Bevölkerungslücken mit Deutſchen aus dem Weſten, die Erneuerung vieler Dörfer im 17. und 18. Jahrhundert, die durch Türken- und Kuruzzenkriege vernichtet worden waren, ſind die lebendigen Zeugen für den Charakter dieſes Landes als einer Kampfzone. Die Aufteilung ſeines Kulturlandes iſt keine gleichmäßige. Die großen Forſte der ungariſchen Magnaten, ihre zahlreichen, aber weitabſtändigen Meierhöfe mit großblockigen Ackerfluren und Wieſen und Weiden ſtehen den dicht verbauten Straßen- und Angerdörfern der Bauern mit ihren auf ſchmale Streifen geteilten Gewannfluren, alſo bäuerlichen Klein-, ja Zwergbeſitzen gegenüber, ſo daß die Landnot einen Teil der männlichen Bevölkerung zwingt, als landwirtſchaftliche und Induſtriearbeiter außer Land zu gehen, während ein Teil der weiblichen Landbevölkerung ſich ihr Brot in Wien im Hausdienſt erwirbt.

Wenn man ſich nun fragt, wie es mit der wiſſenſchaftlichen Erforſchung des Burgenlandes und des weſtungariſchen Deutſchtums ſteht, ſo hat man ſich vor allem vor Augen zu halten, daß Weſtungarn Grenzland war, zwar inmitten der beiden Univerſitätsſtädte Wien und Budapeſt gelegen, aber ſozuſagen von dem geiſtigen Einfluß der beiden Hochſchulſtädte nur geſtreift. Gerade in den für den heutigen Stand der Wiſſenſchaften maßgebenden Jahrzehnten war das Gebiet infolge der 1867 in Kraft getretenen Eigenſtaatlichkeit Ungarns dem unmittelbaren Einflußbereich der deutſchen Wiſſenſchaft, vertreten durch die Univerſität Wien, entrückt. Die ſtudierende deutſche Jugend des heutigen Burgenlandes kam nicht mehr nach Wien, ſondern ging durch höhere magyariſche Schulen und beſuchte die magyariſche Univerſität Budapeſt. Die ungariſche Wiſſenſchaft aber fand naturgemäß an den magyariſchen Kerngebieten des Staates ein intenſiveres Forſchungsfeld als an den von den Nationalitäten bewohnten Randgebieten. Doch entwickelte ſich in der deutſchſtämmigen Bevölkerung Preßburgs und Ödenburgs ein wiſſenſchaftliches Eigenleben, deſſen deutſche Ausdrucksformen jedoch in der letzten Vorkriegszeit ſich immer mehr magyariſierten. Als 1921 das Burgenland öſterreichiſch wurde, waren die kulturellen Vorausſetzungen für die wiſſenſchaftliche Arbeit durch die Eigenkräfte des Landes die denkbar ungünſtigſten. Die ſtudierende Jugend war der deutſchen Schriftſprache großenteils entfremdet, der kulturelle Mittelpunkt des Landes, Ödenburg, war an Ungarn, Preßburg an die Tſchechoſlowakei verloren gegangen, mit ihren höheren Schulen, Muſeen, Bibliotheken, Archiven, Theatern und Zeitungen. Es gab in den Öſterreich verbliebenen Städtchen Eiſenſtadt, Ruſt und Güſſing keine öffentliche Bibliothek, kein öffentliches Muſeum, es gab kein Landesarchiv, keine deutſche höhere Schule. In allen dieſen Belangen mußte die Aufbauarbeit wie in einem Neuland einſetzen. Nun wandte ſich allerdings die burgenländiſche Jugend Wien als akademiſchem Studienort zu, und ſeine wiſſenſchaftlichen Anſtalten und Perſönlichkeiten erſtreckten ihre Forſchungsarbeit auch auf das Burgenland. Man darf aber nicht vergeſſen, daß dieſe Öſterreich für die kulturelle Aufbauarbeit zur Verfügung geſtandenen 15 Jahre eine Zeit ſchwerer eigener Kriſen bedeutete und daß hier ein verarmter Staat vor große Aufgaben kultureller Pionierarbeit geſtellt worden war. Er hätte ſie nicht zu leiſten vermocht, wenn man nicht in einer jahrhundertelangen Schule gelernt hätte, mit beſcheidenen Mitteln, aber um ſo größerem Idealismus Grenzlandarbeit zu leiſten. Mit keinem anderen Teil des deutſchen Volksgebietes ſind die Verhältniſſe im Burgenland ganz vergleichbar. In binnendeutſchen Landſchaften, wo der breite Strom deutſchen Kulturlebens ohne Unterbrechung ſeit Jahrhunderten dahinflutet, wo eine jahrhundertelange Tradition und Schulung einer hochgebildeten Bevölkerung beſteht, wo ſich im dichten Netz der Hochſchulſtädte die von ihnen ausgehenden geiſtigen Wellen begegnen, hat die Landes- und Volksforſchung ein ungleich leichteres Spiel als hier. Es wäre ungerecht, die Leiſtungen dort und hier mit gleichen Wertmaßſtäben meſſen zu wollen und die ungleichartigen Vorausſetzungen der wiſſenſchaftlichen Arbeit, den hier erſt begonnenen, dort längſt ausgereiften kulturellen Aufbau zu überſehen, und hier die Landes- und Volksforſchungsarbeit wegen ihrer notgedrungenen Lückenhaftigkeit geringſchätzig beurteilen zu wollen. Über das bisher Geleiſtete gibt der in der erſten Jahreshälfte 1937 zur Ausgabe gelangende Burgenlandatlas Rechenſchaft[2]. Was er bietet, ſind vorläufige, nicht überall abgeſchloſſene Ergebniſſe, ſind erſte Überſichten. Wir wiſſen ſehr wohl, wo noch Lücken klaffen, was alles noch zu erarbeiten iſt. In zwanzig Jahren wird man einen beſſeren und vollendeteren Burgenlandatlas der Öffentlichkeit übergeben können. Jedoch deshalb ſage man nicht, man hätte warten ſollen, bis alles vollſtändiger und ausgereifter iſt. Die Wiſſenſchaft verlangt die erſte, die großen Züge aufklärende Überſchau unſerer Kenntnis von Land und Volk, ſie verlangt Überſichtskarten als Grundlagen weiterer

---

[2] Burgenland. Natur und Kultur. Ein Atlas mit rund 400 Haupt- und Nebenkarten auf 108 Tafeln (37 × 28 cm) und der Generalkarte 1 : 200000. Unter Leitung von H. Haſſinger, mit zahlreichen Mitarbeitern, hrsg. von F. Bodo. Öſterr. Bundesverlag. Wien 1937.

Forſchung, und Öſterreich, namentlich die burgenländiſche Landesregierung, haben ein Recht darauf, zu zeigen, was hier in den letzten 15 Jahren trotz widriger Verhältniſſe geleiſtet wurde. Das deutſche Volk aber darf verlangen, ſchon jetzt über das Weſen dieſes Landes aufs genaueſte unterrichtet zu werden und auch die wiſſenſchaftlichen Unterlagen und Belege für das Recht auf die Angliederung dieſes deutſchen Landes an den deutſchen Staat Öſterreich bereitgeſtellt zu ſehen. Der Burgenlandatlas, notgedrungen mit beſcheideneren Mitteln ins Werk geſetzt als andere große Kartenwerke deutſcher Landſchaften, urſprünglich nicht getragen von einer Organiſation, ſondern von dem unermüdlichen Arbeitseifer eines idealiſtiſch eingeſtellten Einzelarbeiters, Profeſſors Fritz Bodo, erſt allmählich beraten, ergänzt und geſtützt durch die Mitarbeit eines akademiſchen Kreiſes und die werktätige Hilfe der burgenländiſchen Verwaltung, iſt nicht ſo organiſch gewachſen wie ſo manches ähnliche, von einer wiſſenſchaftlichen Kommiſſion von Haus aus geſchaffene, aus öffentlichen Mitteln reichlich geſpeiſte Unternehmen. Auch das muß bei der Beurteilung des Werkes in Rechnung geſtellt werden. Der Burgenlandatlas verfolgt ein wiſſenſchaftliches und ein praktiſches, und zwar unterrichtliches und verwaltungstechniſches Ziel. Er unterſcheidet ſich darin von anderen ausſchließlich wiſſenſchaftlich gerichteten Unternehmungen. Man darf nicht überſehen, daß dieſe mehrfache Zielſtellung unter den vorliegenden Verhältniſſen eine Notwendigkeit war. Der Burgenlandatlas darf und muß ein wiſſenſchaftlicher und kulturpolitiſcher Rechenſchaftsbericht ſein, er muß auch ein Werkzeug des weiteren kulturellen Aufbaues durch Schule und Verwaltung werden und die Intereſſen der Kulturarbeiter auch außerhalb des Landes auf dieſes Beiſpiel deutſcher Aufbauarbeit lenken, um letztere weiterhin zu fördern. Der erſchloſſenen Erkenntnisquelle ſollen neue Kräfte entwachſen, die wiederum dem Leben des Volkes in der erforſchten Landſchaft zugute kommen.

Es ſoll nun hier gezeigt werden, aus welchen Vorarbeiten der Burgenlandatlas ſchöpfen konnte und welche für ſeine Zwecke beſonders in Angriff genommen wurden, um auf dieſe Weiſe den Stand der wiſſenſchaftlichen Erforſchung des Burgenlandes zu kennzeichnen. Natürlich können nur die weſentlichſten Arbeiten erwähnt werden. Im übrigen ſei auf die in dieſem Heft enthaltenen Bibliographien verwieſen.

Von den überſichtlichen Würdigungen, die der Raum des heutigen Burgenlandes als Teil Weſtungarns in länderkundlichen Überſichten gefunden hat, ſei an das wohl nur Landſchaften beſchreibende, aber Geſchichte, Volkskunde und Kultur eingehend behandelnde Kronprinzenwerk: „Die öſterreichiſch-ungariſche Monarchie in Wort und Bild“ erinnert, deſſen 4. Ungarn gewidmeter Band die weſtlichen Komitate behandelt[3] und in welchem A. Herrmann auch das Volksleben der Heinzen erörtert. Fahrten durch Weſtungarn beſchreiben Kraus und Sziklai in deutſcher[4], Ungarns Komitate und Städte der letztere, und S. Borovſzki in ungariſcher

---

[3] Wien 1896.

[4] Nach und durch Ungarn. 4. Bd. Weſtungarn. Zürich 1890.

Sprache[5]. Transdanubien ſchildern in dem Sammelwerk: Ungarn, Land und Volk für den deutſchen Leſerkreis der Geograph E. v. Cholnoky[6], für einen internationalen P. Graf Teleki und A. Domanovſky[7] und G. Thirring[8], Streitſchriften aus der Kampfzeit, während der öſterreichiſche Standpunkt durch die „Flugblätter für Deutſchöſterreichs Recht“[9] verfochten wurde. Noch in der Vorkriegszeit entſtand die Landeskunde von J. Prinz[10], in der Nachkriegszeit jene von E. v. Cholnocky[11], beide in ungariſcher Sprache. Die älteren Zuſtände des Landes lernt man aus den topographiſch-ſtatiſtiſchen Werken über Ungarn von W. Blumenbach[12], Chr. Cruſius[13], J. v. Cſaplovics[14], G. Krekwitz[15], L. Nágy[16], J. B. Piker[17], M. Schwartner[18], F. Schweikhardt[19], J. L. Stocz[20], J. C. v. Thiele[21] und K. G. Windiſch[22], die neueren aus dem großen ungariſchen Werk: „Ungarn von Verecke bis heute. Geſchichte, Land, Volk, Leben, Wirtſchaft, Literatur, Kunſt“[23] kennen. Hiſtoriſch-geographiſche Landesbeſchreibungen verdanken wir N. Bél[24], Bombardi[25], eine ſehr wertvolle hiſtoriſche Geographie Ungarns im Zeitalter der Hunyadi D. Cſánki[26], eine andere Dayaſaſſa[27]. Mehr wirtſchaftlich gerichtet ſind die Landesbeſchreibungen von E. Fényes[28] und J. M. Korabinſky[29].

Ein wichtiger hiſtoriſcher Nachſchlagsbehelf iſt für die Bevölkerungsverhältniſſe der neueren Zeit das von der ungariſchen Friedensdelegation herausgegebene „Lexicon locorum regni Hungariae populosorum anno 1773“[30] mit Angabe der vorwiegenden ſprachlichen Verhältniſſe in den einzelnen Orten und das Geographiſche Wörterbuch von Ungarn von A. Fényes[31]. Unter den Bearbeitungen einzelner Landesteile ſeien aus der ungariſchen Zeit die zahlreichen hiſtoriſch-geographiſchen Aufſätze über Orte und Altertümer der Komitate Ödenburg und Güns von dem ungariſch ſchreibenden J. Steſſel[32] und ein Werk über die hiſtoriſchen Orte und Bauten im Komitat Sopron von E. Tomek (in deutſcher Sprache) genannt[33]. Es liegt auch eine Komitatsbeſchreibung Ödenburgs aus dem 18. Jahrhundert vor[34]. Aufſätze zur Geſchichte Ödenburgs und über die Naturverhältniſſe ſeiner Umgebung wurden geſammelt in einer Erinnerungsſchrift an den 1847 in Ödenburg abgehaltenen ungariſchen Naturforſcher- und Ärztetag[35]. Einen trefflichen Führer durch Sopron (Ödenburg) und die ungariſchen Alpen verfaßte G. Thirring[36]. Unter den kartographiſchen Darſtellungen des Landes ragen die Werke der öſterreichiſchen Kartographen Wolfgang Lazius, G. M. Viſcher und Frhr. v. Lichtenſtern über das Ungarn des 16. bis 18. Jahrhunderts hervor. Spezialkarten weſtungariſcher Geſpanſchaften gibt es mehrfach aus der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts, aber die Bedeutung dieſer und zahlreicher anderer Überſichtskarten als Quellen hiſtoriſch-geographiſcher Forſchung iſt nicht beſonders hoch anzuſchlagen, wie eine Schülerin des Verfaſſers dieſes Beitrages, J. Fendrich, in einer noch ungedruckten Diſſertation (Über die Kartographie des Burgenlandes von den älteſten Zeiten bis zur Entſtehung der Spezialkarte 1 : 75 000, Wien, 1936) zeigen konnte.

---

[5] Magyarország vármegyéi és városai. Budapeſt 1889ff.

[6] Budapeſt 1918.

[7] La Hongrie occidentale (Questions de l'Europe orientale N. 5). Budapeſt 1920.

[8] West-Hungary (East European Problems N. 6). Budapeſt 1920.

[9] Hrsg. v. A. v. Wotawa: Nr. 8. R. v. Pfaundler, Die Zukunft der Deutſchen in Weſtungarn; Nr. 12 Karten v. Deutſchöſterreich und ſeinen Grenzgebieten. Nr. 40 Deutſchweſtungarn nach dem Friedensvertrag. Wien 1919f.

[10] Magyarország földrajcsa. Budapeſt 1914.

[11] Magyaroszág földrajcsa. Pécs 1929.

[12] Neueſte Gemälde der öſter. Monarchie. 2. Bd. 2. A. Wien 1837.

[13] Topogr. Poſtlexikon aller Orte der K. K. Erbländer. 4. T. 2 Bde. Wien 1804/06.

[14] Topogr. ſtatiſt. Archiv des Kgr. Ungarn. 2 Bde. Wien 1821 u. Gemälde v. Ungarn, 2 Bde. Peſt 1829.

[15] Richtige Beſchreibung des ganzen Königreiches Hungarn. Nürnberg 1685.

[16] Noticiae politico — geographico — statisticae — inclyti regni Hungariae. 2 Bde. Ofen 1828/29.

[17] Topographia Magni Regni Hungariae. Wien 1750.

[18] Statiſtik des Kgr. Ungarn. Peſt 1798. 2. A. 1809/II.

[19] Das Kgr. Ungarn und deſſen einverleibte Nebenländer. Wien 1846.

[20] Das Kgr. Ungarn. Preßburg u. Ödenburg. 1824.

[21] Das Kgr. Ungarn. 4 Bde. Kaſchau 1833 2. Bd.: Der Kreis jenſeits der Donau.

[22] Geographie des Kgr. Ungarn. Preßburg 1780.

[23] Magyarország Vereckétöl napjainkig. 5 Bde. Budapeſt 1929.

[24] Noticia Hungariae novae geografico-historica Viennae 1735/42. — Compendium Hungariae geograficum. Posoniae et Pestini 1792.

[25] Topographia Magni Regni Hungariae. Viennae 1750.

[26] Magyarország történeti földrajca a Hunyadiak korában. Budapeſt 1890/1913. 4 Bde.

[27] Beſchreibung und Verfaſſung von Hungarn. Auf Befehl des k. k. Hofkriegsrates. 6 Bde. 1773/83.

[28] Magyarország mostani allapotja statisztikai és geographiai tekintetben. 6 Bde. Peſt 1836ff.

[29] Geogr.-hiſtor. u. Produktenlexikon von Ungarn. Preßburg 1786.

Ganz anders ſteht es mit der ausgezeichneten joſefiniſchen Landesaufnahme des k. k. Generalquartiermeiſterſtabes 1 : 28 800 (nur als Handzeichnung im Wiener Kriegsarchiv) und der franziszeiſchen Aufnahme (ebd.), die auch im Maßſtab 1 : 144 000 als erſte militäriſche Spezialkarte des Gebietes im Druck erſchien, um in den ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts durch die Spezialkarte 1 : 75 000 (Originalaufnahme 1 : 25 000) erſetzt zu werden. Dieſe Kartenwerke zeigen die Veränderungen der Kulturlandſchaft während eines Jahrhunderts und erfahren eine wertvolle Ergänzung für alle ſiedlungsgeſchichtlichen und -geographiſchen Arbeiten durch die Kataſteraufnahmen der Gemeinden aus der Mitte des 19. Jahrhunderts mit den zugehörigen Protokollen und durch Faſſionen des Bodenertrages aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Als das Burgenland öſterreichiſch geworden war, erſchienen zahlreiche Überſichten über Land und Volk, zumeiſt kurze Zeitſchriftenaufſätze, aber auch einige größere Arbeiten. Es ſei nur auf eine von E. Stepan herausgegebene Burgenland-Feſtſchrift aus Anlaß der Vereinigung des Landes der Heidebauern und der Heinzen mit Öſterreich[37] und auf die Schrift von R. Winterſtetten (A. Ritter): Heinzenland[38], ſowie auf das Heft der Öſterreichiſchen Bücherei: Das Burgenland unter öſterreichiſcher Verwaltung[39], auf die Flugſchrift der Südmark[40], den von G. Berka verfaßten Beitrag zu den Taſchenbüchern des Grenz- und Auslanddeutſchtums[41] und das Sonderheft des „Auslanddeutſchen“[42] von O. Kende verwieſen und die Schrift von J. Karner und J. Schranz: Das Burgenland[43]. 1931 ließ die Landesregierung eine Schrift: 10 Jahre Burgenland erſcheinen. Sie gibt eine Überſicht der geleiſteten Kulturarbeit. Unter den Zeitſchriftenaufſätzen und Sonderheften über das Burgenland wären noch ferner zu nennen: Öſterreichiſche Rundſchau 1918, 12; Deutſch-Öſterreich 1918; Neuer Ring 1921; Kartographiſche und ſchulgeographiſche Zeitſchrift 1921 (L. Helmer), 1922 (Kaindlſtorfer); Alpenländiſche Monatshefte 1927, 12; Der Fährmann 1927, 6; Deutſche Welt 1927, 6; Bergland 1929, 7; Volk und Reich 1929, 1; Der getreue Eckhart 1929, 1; Heilige Oſtmark 1929, 6; Deutſche Stimmen 1928; Grenzland 1931, 1936. In vielen Zeitungsartikeln äußerte ſich der frühere Landeshauptmannſtellvertreter Dr. E. Leſer über die nationale und politiſche Stellung des Burgenlandes.

---

[30] Budapeſt 1920, hrsg. von der Delegatio Hungarica pacem tractans.

[31] Magyorország geographiai szotáva. 4 Bde. Peſt 1851. Enthält ein alphabet. Ortsverzeichnis mit Angabe der Religion und Nationalität der Bevölkerung.

[32] In: Sopron Ujság 1889, ferner in: Sjázadok 1896—1906 u. a. a. O.

[33] Ödenburg 1902.

[34] M. Bél, Comitatus Semproniensis descriptio 1722.

[35] A magyar sovosok és természetviszgalok 1847 Sopronban tartott VIII. Nagygyüléscének történeti vázlata és munkálatai. Peſt 1863. Hrsg. von F. Halacz.

[36] Sopron. 1912. Neuauflage der Nachkriegszeit magyariſch.

Der Grazer Geograph R. Sieger nahm mit ſeinen Schülern die ſyſtematiſche Erforſchung des Burgenlandes in Angriff. Einige Exkurſionsberichte finden ſich von ihm in der Burgenlandſondernummer der „Öſterreichiſchen Illuſtrierten Zeitung“ 1923 im „Freien Burgenländer“ vom 29. 7. 1923 und in der „Deutſchen Grenzwacht“ vom 14. 5. 1922. Sieger Aſſiſtent M. Sidaritſch behandelte die landſchaftliche Gliederung des Burgenlandes[44] und das nördliche Burgenland[45]. Auch geographiſche und geopolitiſche Aufſätze von G. Lukas[46] und ein Führer von M. Hoffer[47] ſtammen aus der Grazer Schule, ebenſo eine umfaſſende Landeskunde des Burgenlandes, deren Schwergewicht auf der Siedlungsgeographie liegt, von F. Wehofſich. Sie iſt leider noch nicht gedruckt, aber ihren Niederſchlag findet man bereits in Texten und Karten des Artikels: Burgenland im „Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums“[48] und in den Aufſätzen: Zur Siedlungsgeographie des Burgenlandes[49] und: Das Werden der burgenländiſchen Kulturlandſchaft[50]. Im Rahmen für weitere Kreiſe beſtimmter Darſtellungen von Land und Volk des neuen Öſterreich von E. Stepan[51], K. Brockhauſen[52], M. Haberlandt[53] und in dem Bilderwerk: Öſterreich, von K. Hielſcher[54], ſowie in der wiſſenſchaftlichen Darſtellung von N. Krebs[55] über: Die Oſtalpen und das heutige Öſterreich, kommt natürlich auch das Burgenland zur Geltung. Sein deutſches Volkstum erfährt eine ſachliche und warmherzige Würdigung von M. H. Boehm[56], D. A. Isbert[57] und R. Bahr[58]. P. Eitler, A. Barb, H. Kunnert verdanken wir einen mit Hilfe verſchiedener wiſſenſchaftlicher Mitarbeiter verfaßten, inhaltlich und bildlich guten Burgenlandführer[59], der die älteren Arbeiten von Hoffer und F. Kramer (Eiſenſtadt 1927) erſetzt. Für Lehrausflüge und heimatkundliche Wanderungen ſind die Hefte von V. Jovanovic[60]: Eiſenſtadt und der Neuſiedlerſee und H. Stipek[61] über das Gebiet öſtlich vom Neuſiedlerſee beſtimmt. D. Aull[62] bietet eine Monographie der Landeshauptſtadt Eiſenſtadt[62] und der Freiſtadt Ruſt[63], E. Löger eine Heimatkunde des Bezirkes Mattersburg[64] und eine ſolche von Pöttſching[65].

---

[37] Wien 1920 in: Deutſches Vaterland.

[38] Wien 1919.

[39] Wien 1920.

[40] R. Pfaundler, Das B., Graz 1923.

[41] Heft 31. Berlin 1926.

[42] 1921, 4.

[43] Wien 1923.

[44] Mitteilungen Geogr. Geſ. Wien 1924.

[45] Geogr. Anz. 1264.

[46] Geogr. Anz. 1922. Geogr. Zeitſchr. 1928 u. Zeitſchr. f. Geopol. 1925 u. 1931, u. Mitt. Dtſch. Akad. München 1932.

[47] Graz 1926.

[48] I. Bd., Breslau 1933. Hrsg. von Peterſen, Ruth, Scheel u. Schwalm.

[49] Burgenländ. Heimatbl. 1930/31.

[50] Korr.-Bl. d. Geſamtver. d. Dtſch. Geſchichts- u. Altertumsver. 1930.

[51] Neu-Öſterreich. Amſterdam 1923.

[52] Öſterreich in Wort u. Bild. Wien 1925.

H. Güttenberger verfaßte einen anthropogeographiſchen Aufriß des Burgenlandes[66]. Dieſe Arbeitsrichtung wurde von Wehofſich (ſiehe oben) und durch das große volkskundliche Werk A. Haberlandts: Volkskunde des Burgenlandes[67] und kleinere Arbeiten von K. Ulbrich[68] fortgeſetzt. Auch die Kunſtdenkmale in der Kulturlandſchaft finden neben den Kunſtſchätzen der Malerei und Plaſtik bereits eine das ganze Land umſpannende Bearbeitung in dem Buch von D. Frey: Das Burgenland, ſeine Bauten und Kunſtſchätze[69] und in E. Hempels Beitrag zu Dehios Handbuch der deutſchen Kunſtdenkmäler[70]. Ein Band der öſterreichiſchen Kunſttopographie von A. Cſatkai und D. Frey behandelt die Städte Eiſenſtadt und Ruſt und den Bezirk Eiſenſtadt[71]. Cſatkai verfaßte übrigens auch 1932 eine Kunſttopographie der Umgebung von Ödenburg[72].

Die Siedlungsforſchung von ungariſcher Seite wurde durch eine überſichtliche Darſtellung der Dorfformen Ungarns von J. Prinz gefördert[73]. Eine wertvolle Kulturgeographie Transdanubiens und der kleinen ungariſchen Tiefebene mit vielen Luftbildaufnahmen von Dörfern und einer Karte der Urlandſchaft verdanken wir K. Kogutowicz[74]. Der zweite kürzlich erſchienene Band des Werkes enthält jedoch eine ſcharfe Kritik der deutſchen Volks- und Kulturbodenforſchung, worauf wohl noch zurückgekommen werden muß.

---

[53] Öſterreich, Land u. Volk u. ſeine Kultur. Wien 1927.
[54] Öſterreich. Berlin 1928.
[55] 2 Bde. Stuttgart 1928.
[56] Die deutſchen Grenzlande. Berlin 1924.
[57] Die deutſch-magyariſche Volksgrenze in: Die ſüdoſtdeutſche Volksgrenze. Hrsg. von F. Heiß. Berlin 1934.
[58] Deutſches Schickſal im Südoſten. Hamburg 1936.
[59] Eiſenſtadt. I. A. 1932; 2. A. 1936.
[60] Wien 1925.
[61] Die Landſchaft am Neuſiedlerſee. Heimat und Schule. Wien 1935.
[62] E., ſeine Geſchichte und Kunſt. Eiſenſtadt 1931.
[63] Eiſenſtadt 1933.
[64] Wien 1931.
[65] Eiſenſtadt 1928.
[66] Mitt. Geogr. Geſ. Wien 1921.
[67] Öſterr. Kunſttopographie. 26. Bd. Wien 1935.
[68] Burgenländ. Heimatbl. 1935.
[69] Wien 1929.
[70] Öſterreich II. Wien 1935.
[71] 24. Bd. Wien 1932.
[72] Sopron körmyékének muemlékei. Ödenburg 1932.
[73] Ungar. Jahrb. IV. 1924.
[74] Dunántúl és Kisalföld. I. Bd. Szeged, 1930. 2. Bd. 1936.

L. Bella verfaßte einen Aufſatz über die geographiſche Lage und den Namen von Ödenburg[75]. Der große Anteil der Deutſchen, insbeſondere der öſterreichiſchen Kunſt am Stadtbild Preßburgs wurde von A. R. Franz herausgeſtellt[76].

Alle Fortſchritte der burgenländiſchen Landesforſchung ſpiegeln ſich wider in den 1927 von der Landesregierung in Eiſenſtadt gegründeten Zeitſchriften: „Burgenland“. Vierteljahrshefte für Landeskunde, Heimatſchutz und Denkmalpflege und „Mitteilungen des Burgenländiſchen Heimatſchutzvereins“. Seit 1932 ſind ſie in den „Burgenländiſchen Heimatblättern“ vereinigt. Über Weſtungarn findet man auch Stoff in den von J. Bleyer gegründeten „Deutſch-ungariſchen Heimatblättern[77], (ſeit 1935 von F. Baſch als „Neue ungariſche Heimatblätter“ weitergeführt). Die noch nicht abgeſchloſſene Bibliographie zur Geſchichte, Landes- und Volkskunde des Burgenlandes 1800 bis 1929 von G. Litſchauer[78], ebenſo die Bibliographie von H. Kunnert zur Landes- und Volkskunde[79] und die Bibliographie der Deutſchen Volkskunde im hiſtoriſchen Weſtungarn von H. Réz (Bibliographie der Donauſchwaben)[80] ſind wertvolle Fundgruben zur Kenntnis des Standes der wiſſenſchaftlichen Forſchung, der ſchon erwähnte Artikel des „Handbuches“ aber die erſte faſt allſeitige wiſſenſchaftliche Bearbeitung der natürlichen und kulturellen Erſcheinungsformen von Land und Volk, die beſonders nach der hiſtoriſchen Seite (O. Brunner, E. Klebel, K. Schünemann), über die Bevölkerungsſtruktur (O. A. Isbert, H. Klocke, W. Winkler), Siedlung (Haberlandt, Wehoſſich), das Schrifttum (v. Pukanſzky) viele neue Erkenntniſſe bringt. Der Burgenlandatlas wird als erſtes großes wiſſenſchaftliches Kartenwerk über das Burgenland dieſe Erkenntniſſe nach verſchiedenen Richtungen hin ergänzen und durch Raumanſchaulichkeit vertiefen können. Wir machen im folgenden mit ſeinem Inhalt und einigen wichtigen Ergebniſſen ſeiner Karten bekannt.

Im erſten Abſchnitt: Raum und Volk in der Gegenwart wird die Lage ſeines politiſchen Raumes, ſein Verhältnis zum öſterreichiſchen Staatsraum und zu den mitteleuropäiſchen Nachbarn, zum ganzen deutſchen Volksgebiet und zu deſſen Südoſtgrenze aufgezeigt (Karte 1/2 von Fr. Bodo und E. Lendl). Die geopolitiſche Lage (vgl. Lukas u. eine ungedruckte Grazer Diſſertation von H. Brunner), gekennzeichnet durch die offene Randlage im pannoniſchen Raum (vgl. J. Pfiſter, Pannonien in politiſch-geographiſcher Betrachtung. Diſſ. Freiburg i. Br. 1927) hat immer gewiſſe von Oſten drohende Gefahren eingeſchloſſen und iſt in ihrem Umgangenwerden durch die Zugſtraßen deutſchen Kulturweſens im Donautal, die Zugſtraßen des Verkehrs durch die Mürz-, Mur- und Draufurchen die eines kulturellen Beharrungsgebietes, zumal als die ungariſche Grenze auch eine gewiſſe Abriegelung gegen Weſten bedeutete. Die Darſtellung des Naturraumes auf den folgenden Karten 3—14 greift ſelbſtverſtändlich über die politiſchen Grenzen hinaus. Der Darſtellung des geologiſchen Aufbaues liegt die neue geologiſche Karte von Öſterreich 1:5000000 zugrunde, die der beſte Kenner des Oſtalpenſaumes A. Winkler-Hermaden bezüglich der tertiären Randbildungen und der Tektonik dieſer Bruchrandzone ergänzte, während F. Kümmel das Kriſtallin zur Darſtellung brachte. Waren die erſten geologiſchen Aufnahmen von Wien aus durch Czjzek, Ettinghauſen, Partſch und Pettko 1843 bis 1854 in Angriff genommen worden, ſo fiel das Gebiet zwar ſeit 1867 in den Arbeitsbereich der ungariſchen geologiſchen Landesanſtalt (Aufnahmen von M. Hantken, J. Kiß, L. v. Roth), doch veröffentlichte die Reichsanſtalt in Wien noch 1870 eine wichtige Arbeit von H. Wolf über Ödenburg und Umgebung. Das Ungarn verbliebene Ödenburger Gebiet mit dem Braunkohlenbergwerk von Brennberg — letzteres hatte ſchon 1885 in Hamberger einen Monographen gefunden[81] — iſt jüngſt von M. Vendl in Ödenburg, dem jetzigen Sitz der ungariſchen Berg- und Forſtakademie, in einer großen Studie dargeſtellt und 1:25 000 kartiert worden[82]. Aufnahmen von öſterreichiſcher Seite von W. Janoſchek betrafen die Umgebung von Ritzing und das Brennberger Hügelland[83]. Derſelbe lieferte eine Geſchichte des Nordrandes der Landſeer Bucht im Jungtertiär und ſchrieb über Vulkanismus und Tektonik der Landſeer Bucht im Burgenland[85], J. Kapounek über die geologiſchen Verhältniſſe in der Umgebung von Eiſenſtadt[86], A. Winkler verfaßte einen geologiſchen Exkurſionsführer durch das Burgenland und beſchäftigte ſich mit den tertiären Ablagerungen[87], W. Schmidt bringt in unſerem Atlas die erſte Erdbebenkarte des Landes. Die ſeismiſche Tätigkeit iſt recht gering, und nur in einer von Preßburg über Ödenburg nach Steinamanger ziehenden Zone, einer Parallellinie zur Thermenlinie des Wiener Beckens, kam es gelegentlich zu kleineren Gebäudeſchäden. Die klimatiſchen Verhältniſſe des Gebietes wurden im Rahmen des Werkes: Klima von Ungarn, von Róna behandelt[88].

---

[75] Sopron város földrajzi fekvése és neve. Jahresprogr. Realſchule Ödenburg. 1893/94.

[76] Preßburg. Berlin 1935.

[77] Budapeſt 1929ff.

[78] I. Lieferung Linz 1933, 2. Lieferung 1935.

[79] In: Südoſtdeutſche Forſchungen. München 1936. S. a. Dtſch. Hefte f. Volks- u. Kulturbodenforſchung 1930/33.

[80] Budapeſt 1935.

Eine klimatiſche Studie über Ödenburg lieferte G. Thirring[89] in ungariſcher Sprache. H. Graf ſkizziert Hydrographie und Klima des Burgenlandes[90]. Der Burgenland-Atlas bringt 24 Kärtchen (1:500 000) von Kleb, Schmidt, bzw. dem hydrographiſchen Zentralbureau und der meteorologiſchen Zentralanſtalt über Klima und Hydrographie. Im heutigen Burgenland beobachten (1936) 9 meteorologiſche Stationen gegen 2 in der ungariſchen Zeit, überdies 88 hydrographiſche (gegen 23). Von den Pegelſtationen an den fließenden Gewäſſern ſtand vor 1921 nur eine in Verwendung, jetzt ſind es 20. Die mittleren Jännertemperaturen ſchwanken je nach der Höhenlage zwiſchen — 2° und + 1°, die des Juli zwiſchen 19° und 21°, die des Jahres zwiſchen 9° und 12°. Das Land liegt zwiſchen der 500 und 1000 mm Iſohyete[91]. Neuſiedel am See (140 m) wies 1930—1935 im Mittel 78, Tatzmannsdorf (350 m) 101 Froſttage auf, Neuſiedel 112 Niederſchlagstage (vorwiegend Sommer und Herbſt) das im Lee gelegene Tatzmannsdorf 86 (meiſt im Frühjahr und Sommer), darunter 17 bzw. 13 Schneefalltage. Das durch die Pforten geöffnete Nordburgenland iſt windig. Nord- bis Oſtwinde überwiegen die Nordweſt- und Weſtwinde, noch mehr iſt das in dem windſtilleren ſüdlichen Burgenland (Oberſchützen) der Fall. Leider läßt ſich der klimatiſche Einfluß des Neuſiedlerſees ſchwer erfaſſen. Kleinklimatiſche Beobachtungen fehlen noch. Jener Steppenſee (Karte 9—10) unterliegt großen Schwankungen, ja zeitweiliger Austrocknung. Bodo ſtellt die Schwankungen während des letzten Jahrhunderts dar und legt Profile durch das ſeichte Becken. Mit dem von dem Magyaren Fertö genannten See beſchäftigen ſich verſchiedene öſterreichiſche[92] und ungariſche Arbeiten[93].

---

[81] Ödenburg 1885.

[82] Die Geologie der Umgebung von Sopron. 2 Tle. Ödenburg 1929 u. 1930.

[83] Akad. Anz. 1930, 1931, 1932.

[84] Mitt. Geol. Geſ. Wien 1931.

[85] Verhandl. Geol. Bundesanſt. 1935 u. Jahrb. d. Geol. Bundesanſt. 1936.

[86] Akad. Anz. Nr. 22, 1935.

[87] Erläuterungen zu den Exkurſionen der Tagung der Dtſch. Geol. Geſ. Wien 1928.

[88] Budapeſt 1909.

[89] Sopron és körmyéhének hömérsékleti viszonyai. Budapeſt 1884.

[90] Burgenländ. Vierteljahrsh. 1929.

Die Karten 11, 12 bringen das Relief in Höhenſchichten (K. Peucker) und eine Überſicht der morphologiſchen Einheiten (R. Mayer). Einzelarbeiten über die Geomorphologie des Landes liegen vom Verfaſſer[94] über Ödenburger Pforte, Leithagebirge, Seebecken und Parndorfer Heide, von G. Roth-Fuchs über die Entwicklung des Leithagebirges[95], über den Alpenoſtrand von A. Winkler[96] und R. Mayer[97] vor. Die bodenkundliche Aufnahme des Landes iſt von Till in Angriff genommen. Der Atlas bringt die erſte Überſicht ſeiner Ergebniſſe, die ein Bindeglied zwiſchen den geologiſchen und klimatiſchen Karten einer-, den land-

---

[91] Hydrogr. Dienſt. Die Niederſchläge in Öſterr. 1901—1925. Wien 1936.

[92] J. Moſer, Der abgetrocknete Boden des Neuſiedlerſees. Jahrb. Geolog. Reichsanſt. Wien 1868. R. L. Reuth, Über die Ausfüllung des Neuſiedlerſees mit Waſſer. Sitz. Ber. Zoolog. Bot. Geſ. Wien 1878. — G. Jauß, Mitt. über den Neuſiedlerſee. Zeitſchr. f. Schulgeogr. Wien 1886. — A. Swarowſky, Die Schwankungen des Neuſiedlerſees. Ber. über das 12. Vereinsjahr des Ver. d. Geogr. a. d. Univ. Wien. — K. Goll, Die Schwankungen des Neuſiedlerſees Jber. Oberrealſchule Trieſt 1907 u. Die hydrogr. Verhältniſſe des B.s in: B.-Feſtſchrift. Wien 1920. — G. Roth-Fuchs, Beiträge zum Problem des Neuſiedlerſees. Mitt. Geogr. Geſ. Wien 1929.

[93] Die wichtigſte Arbeit iſt jene von J. Kis in: Rumy, Monumenta hungarica I u. II und von J. Mayerhofer über den See 1862—1884, Győr (Raab) 1884.

[94] H. Haſſinger, Geomorphol. Studien aus dem inneralp. Wiener Becken und ſeinem Randgeoirge. Leipzig 1905. — Beiträge zur Phyſiogeogr. des Wiener Beckens u. ſeiner Umrandung. Feſtband A. Penck. Stuttgart 1918.

[95] Erklärende Beſchreibung der Formen des Leithagebirges. Geogr. Jahresber. aus Öſterreich. 1926

[96] Zur geomorpholog. u. geol. Entwicklungsgeſchichte der Oſtabdachung der Zentralalpen. Geolog. Rundſchau 1926. — Zur Morphologie des Oſtalpenrandes. Zeitſchr. f. Geomorphologie 1927.

[97] Morphologie des mittleren B. Denkſchr. Akad. d. Wiſſ. Wien. 102. Bd. 1929.

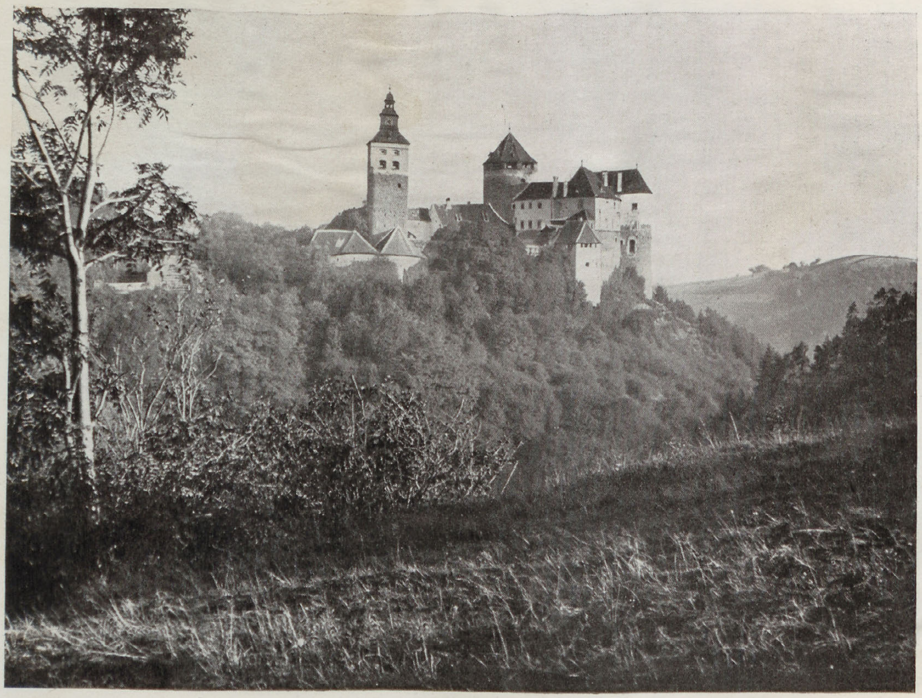


Abb. 1. Burg Schlaining im Burgenland, ein Glied des Wehrgürtels am Nordoſtalpenrand

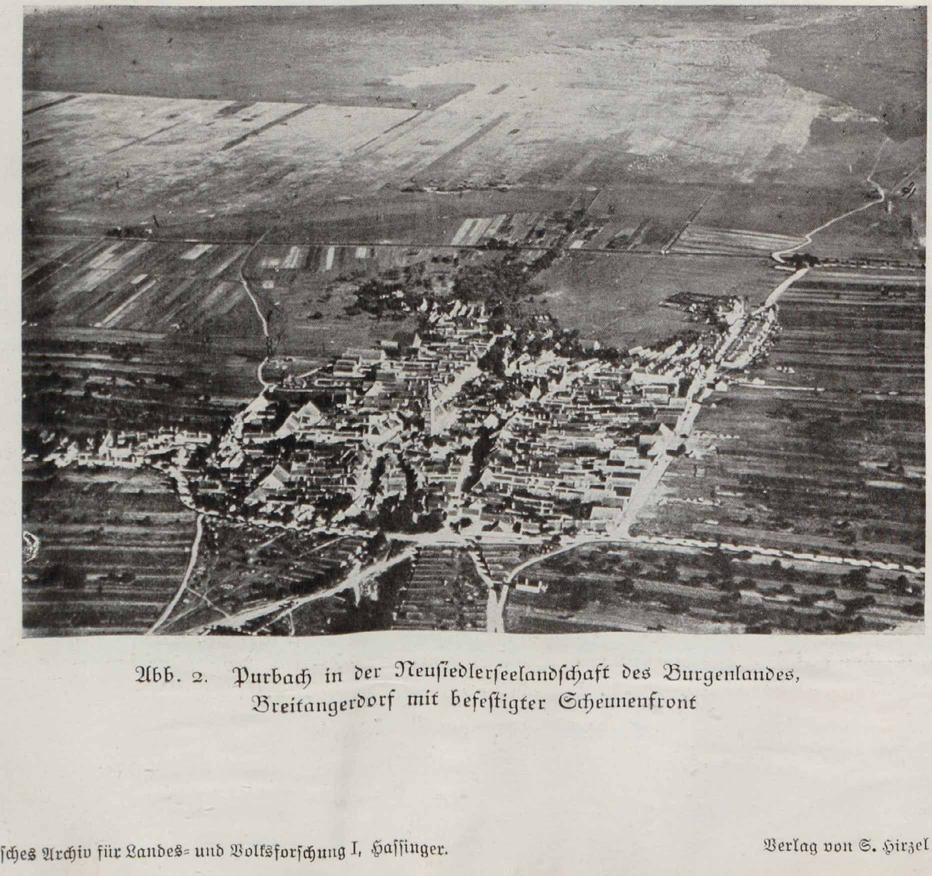


Abb. 2. Purbach in der Neuſiedlerſeelandſchaft des Burgenlandes, Breitangerdorf mit befeſtigter Scheunenfront

Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

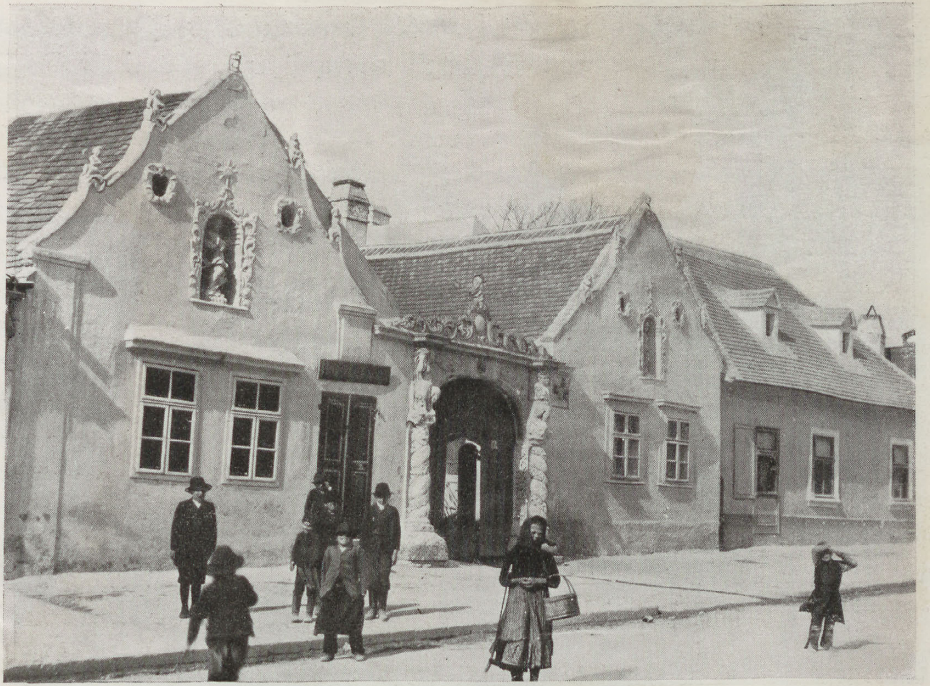


Abb. 3. Der Mohrenhof, mitteldeutſches Gehöft mit barocken Zierformen in der Michaelerſtraße in Ödenburg

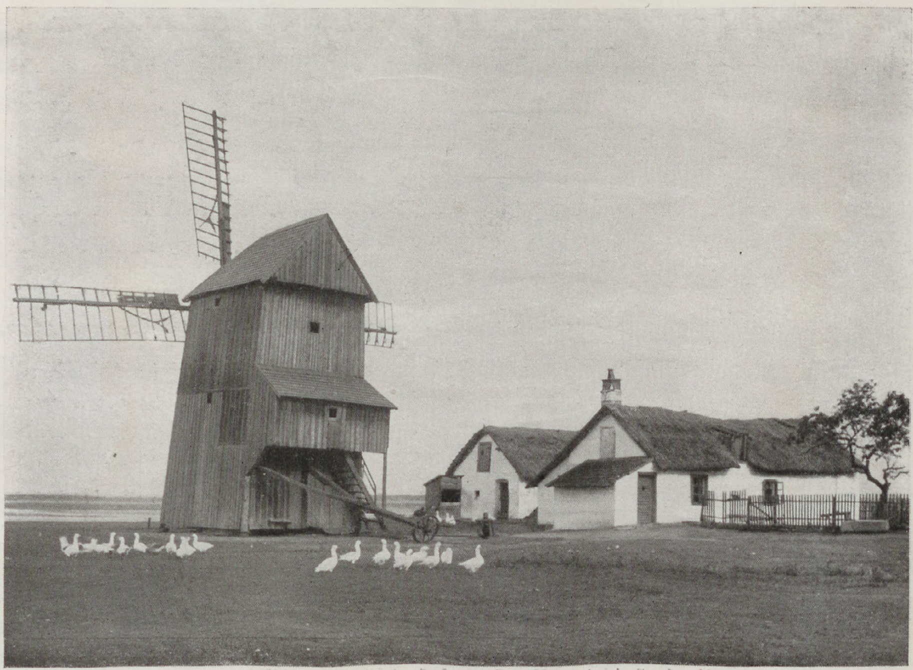


Abb. 4. Windmühle bei St. Andrä am Zickſee („Seewinkel" öſtl. vom Neuſiedlerſee)

STADTBIBLIOTHE

wirtſchaftsgeographiſchen und Volksdichtekarten andererſeits darſtellen. Im Süd-Burgenland herrſchen verſauerte (podſolierte) roſtfarbene Waldböden, im Nord-Burgenland dunkle Steppenböden vor. Der Seewinkel dagegen zeigt ſodahaltige Salzböden, das Leithagebirge ſchwarze Kalkhumusböden. Weit verbreitet ſind junge Schwemmlandböden. Von ungariſcher Seite wurde ein Führer für die Exkurſionen der Internationalen Bodenkundlichen Geſellſchaft in der Umgebung von Ödenburg durch P. Treitz verfaßt[98].

Karte 13 und 14 ſind der Pflanzen- und Tierwelt gewidmet (Wimmer und Kühnelt). Die Flora Hungarica von S. Jaworka bietet eine floriſtiſche Überſicht über den ganzen pannoniſchen Raum[99], das Werk A. v. Hajeks über die Pflanzendecke Öſterreich-Ungarns[100] eine pflanzengeographiſche Darſtellung der ungariſchen Tiefebene. Die Zahl örtlicher floriſtiſcher und teilweiſe auch fauniſtiſcher Studien über die Umgebung der Städte und das Leithagebirge, verfaßt von deutſchſtämmigen, aber meiſt ungariſch ſchreibenden Lokalforſchern (Fäſzl, Freh, Pill, Waisbecker, Wallner) und die in Öſterreich erſchienenen Arbeiten (N. Szontagh, A. Kornhuber, R. Walz)[101] iſt an ſich nicht unbeträchtlich, aber die floriſtiſchen Überſichten betreffen entweder nur Teilgebiete oder ſind für das Geſamtgebiet nur in großen Zügen gültig, da noch große Lücken unſerer Kenntnis klaffen. Noch weniger entwickelt iſt die Erforſchung der Vegetationsformationen. Nach beiden Richtungen zielen verſchiedene neuere Arbeiten[102]. Überſichten des Geſamtgebietes bieten C. Keißler[103] und A. Ginzberger im Burgenlandführer.

Das reiche Vogelleben von See und Sumpf beſchrieben A. Jukovits[104] (Preßburg) und J. Finger (Wien)[105]. Einen tiergeographiſchen Überblick ſtellt R. Aman zum Burgenland-Führer bei.

So können auch unſere floriſtiſche und Vegetationskarte im Atlas nur generaliſierende Überſichten geben. Der Norden des Landes zeigt ein Überwiegen der pannoniſchen Flora, Mitte und Süden dagegen aus edaphiſchen und klimatiſchen Gründen das Vorherrſchen der baltiſchen Florenelemente, doch ſind auch hier illyriſche und pannoniſche Inſeln eingeſtreut. Das auch wirtſchaftlich wichtige Vorkommen von Edelkaſtanienhainen am Alpenrand zeigt Karte 45/46. Die tiergeographiſche Karte W. Kühnelts läßt erkennen, wie auf Grund ähnlicher ökologiſcher Anſprüche ſich Tiergeſellſchaften formen und wie an das kühlfeuchte Waldgebirgsklima gewöhnte Geſellſchaften gegen die Ebene vorſtoßen und ſich hier in den Auen behaupten, während andererſeits die an trockenwarmes Klima gewöhnte Tierwelt der pannoniſchen Ebene in die Hügellandſchaft vordringt. In der Ebene beſitzen Heide, Buſchwald und Salzfluren beſondere Lebengemeinſchaften.

---

[98] Budapeſt 1926.

[99] Budapeſt 1924/25.

[100] 5. Lieferung. Wien 1916.

[101] Verh. Zool. Bot. Geſ. Wien 1884, 1885, 1890.

[102] K. Pill, Flora des Leithagebirges und am Neuſiedlerſee. Graz. 2. A. 1916. — Ferner: J. Gayer, Die Pflanzenwelt des Nachbargebietes der Oſtſteiermark. Verh. Naturf. Geſ. Steiermark. 1926. — H. Bojko, Verſchiedene Abhandlungen über die Pflanzengeſellſchaften am Oſtufer des Nenſiedlerſees, z. B. Burgenl. Heimatbl. 1932; S.-B. Akad. d. Wiſſ. Math.-Natw. Kl. Wien 1931; Bot. Zentralbl. 1932. — Endlich: Nemetz, Die natürlichen Wälder des Alpenoſtrandes zwiſchen Donau u. Raab. Grazer Diſſ. (Unveröffentlicht).

[103] Die Pflanzenwelt des B.s Veröffentl. Naturhiſt. Muſ. Wien, I. 1924.

[104] Abh. Ver. f. Naturkunde. Preßburg 1864—1856.

[105] Mitt. Ornitholog. Ver. Wien 1876.

Die 3. Abteilung des Atlaſſes: Der Volksraum (Karten 15—26) beruht auf teilweiſe ſchon erwähnten Vorarbeiten von Haberlandt, Wehoſſich u. a. Bereits in der Vorkriegszeit beſaßen wir übrigens über Teile des Gebietes wertvolle Arbeiten von J. Bünker[106] und A. Dachler[107]. Jetzt wendet ſich auch das Intereſſe ungariſcher Forſcher dem Lande zu[108]. Wir können uns hier über die Ergebniſſe der Haus-, Flur- und Siedlungsformenforſchung kurz faſſen, da ſolche bereits im „Handwörterbuch" und an anderen Stellen veröffentlicht wurden. Straßen-, Platz- und Angerdörfer mit Gewannfluren wiegen im altbeſiedelten Land, Höfe und Weiler mit Einöd- und Weilerfluren, Dörfer mit in Gewannfluren umgewandelten Waldhufen in den jünger beſiedelten Gebieten vor. Das mitteldeutſche Gehöft mit ſeinen Abwandlungen (Vier-, Dreiſeit-, Hacken- und Streckhöfe) herrſcht vor. Altertümliche Bauweiſen ſind nicht ſelten (Strohdächer, Lehmbau). Seit Aufhebung der Robot wurden viele neue Meierhöfe von den Großgrundbeſitzern für Landarbeiter angelegt. Verkoppelung der Fluren ſchafft jetzt neue Flur- und Flurwegebilder.

Wiſſenſchaftliches Neuland wird mit der Darſtellung der anthropologiſchen Verhältniſſe betreten, das Ergebnis einer für den Atlas in Angriff genommenen Unterſuchung von V. Lebzelter. Es wurden in rund 40 Gemeinden aller Landesteile die über Zwanzigjährigen unterſucht, wobei die Meſſungen im Minimum 10, im Maximum 80% erfaßten. Karten der Verbreitung der körperlichen Merkmale (Körperlänge, Haar- und Augenfarbe, Kopf-, Geſichts- und Naſenform, phyſiognomiſche Typen) ergeben 5 verſchiedene Gautypen unter den Deutſchen, was auf eine bewegte Siedlungsgeſchichte deutet. Die ſtärkſte nordiſche Prägung beſitzt der Heidebauernſchlag. In den Magyarendörfern iſt der oſtbaltiſche, in den Kroatendörfern das dinariſche Element überdurchſchnittlich vertreten.

Die Nationalitäten- und Religionskarten des Atlaſſes (Bodo und Lendl) greifen natürlich auch auf die Nachbargebiete über. Es wurde die Kugel- und Punktmethode für die Darſtellung gewählt, ſo daß die Karten zugleich als Volksdichtekarten erſcheinen. Da auch der Wald zur Darſtellung kommt, bleibt über die ſiedlungsleeren Flächen kein Zweifel. Die kroatiſchen und magyariſchen Sprachinſeln des Landes wurden auch ſchon auf den Karten des Handwörterbuches, die ſich anderer

---

[106] Zum Beiſpiel über die Bauernhäuſer um Ödenburg und in der Heanzerei. Mitteilungen Anthropolog. Geſ. Wien 1894, 1895; über weſtungariſche Vorhallenhäuſer, ebd. 1905; die Typen der Dorffluren an der Grenze von Niederöſterreich, Ungarn u. Steiermark, ebd. 1900.

[107] Die Beſiedlung um die öſterreichiſche, ſteiriſche u. ungariſche Grenze. Zeitſchr. f. öſterr. Volkskunde, 1913.

[108] Vgl. oben Kogutowicz u. die Arbeiten v. Wallner: Die ungariſche Siedlung in der Warth. Földrajzi Közlemények 1926 u. A. Vanyo, Über die Geographie u. Geſchichte des Vulkatales. (Ungar.) in Föld és Ember. Szeged 1927.

Darſtellungsmethoden bedienen, wiedergegeben. Die magyariſchen Sprachinſeln gehen auf die Anſiedlung von urſprünglich petſchenegiſchen Grenzwächtern nach Gründung des ungariſchen Staates zurück. Die Beimiſchung von Magyaren im Gebiet öſtlich vom See beruht großenteils auf der Meierhofſiedlung der Landarbeiter des Großgrundbeſitzes, die vielfach nicht im Burgenland beheimatete Magyaren beſchäftigen. Kleine Kärtchen zeigen auch die gelegentlich räumliche Sonderung der Nationalitäten innerhalb der Gemeinden. Die Veröffentlichung über die Ergebniſſe der Volkszählung 1934 hat gegenüber jener von 1923 leider eine Einſchränkung in der Untergliederung der Kataſtralgemeinden erfahren. Die Erhebung der Volkszugehörigkeit erfolgte 1923 und 1934 nach der Sprachzugehörigkeit, die 1934 beſtimmt wurde als die Sprache des Kulturkreiſes, dem ſich der Gezählte zugehörig fühlt, während in Ungarn bei den Zählungen 1880—1910 die Mutterſprache erhoben wurde (ſeit 1900 definiert als Lieblingsſprache des Gezählten). Auf die zeitliche Entwicklung der Bevölkerung und die Behandlung der ethniſchen Verhältniſſe in der ungariſchen Zeit wird noch zurückgekommen werden. Hier ſei nur auf eine Schrift von jugoſlawiſcher Seite über die kroatiſch-ſloweniſche Grenze aufmerkſam gemacht, die auf einer Karte einen kroatiſchen Raum faſt in der Breite des Landes vom Süden bis zur Donau zeichnet[109]!

Die Evangeliſchen zeigen im Burgenland einen größeren Anteil an der Bevölkerung (13%) als im übrigen Öſterreich, da in Ungarn die Gegenreformation nicht reſtlos durchdrang und auch Evangeliſche bei der Neukoloniſation nach den Türkenkriegen zugelaſſen wurden.

Die ſprachkundlichen Karten (Karner, Steinhauſer) berühren das ſiedlungsgeſchichtlich wichtige Kapitel der Siedlungs- und Flurnamen. Es wird darauf auch noch bei der Siedlungsgeſchichte zurückzukommen ſein. Die Mundart iſt eine bajuvariſche, und die ältere von Dachler auch durch die herrſchenden „fränkiſchen" Gehöfte geſtützte Theorie der fränkiſchen Herkunft der Heanzen muß als überwunden gelten[110]. Von den Dorfnamen war ein Teil von Haus aus deutſch, ein Teil zeigt Zuſammenſetzung mit altſlawiſchen, magyariſchen und kroatiſchen Perſonennamen, die ſpäter verdeutſcht wurden, ein kleiner Teil der Ortsnamen iſt nichtdeutſch. Noch geringer iſt die Zahl der nichtdeutſchen Flurnamen (nach Karner nur 10%), da dieſe Namen teilweiſe jünger ſind als die ins Mittelalter zurückreichenden Ortsnamen und zumeiſt ſchon nach vollzogener Eindeutſchung geprägt wurden. Grundlegend ſind die Studien von W. Steinhauſer[111] über die Ortsnamen. Er hat ebenſo wie Karner und der ungariſche Forſcher E. Moór die wiſſenſchaftliche Unhaltbarkeit der Anſichten von E. Schwartz[112], ja tendenziöſe Auslegung der Ortsnamen im Sinne ihrer vorwiegenden magyariſchen Herkunft, wie ſie eine Arbeit des Genannten über die deutſchen Ortsnamen in Ungarn[112] enthält, nachgewieſen. E. Moór ſtimmt mit den Ergebniſſen der deutſchen Forſchung im ganzen überein, doch will er die Eindeutſchung der Ortsnamen nicht ſo früh anſetzen wie Steinhauſer (teilweiſe 1150—1280). Auf Moórs großes Werk: Weſtungarn im Mittelalter im Spiegel der Ortsnamen[113] wird hier von berufener Seite noch zurückzukommen ſein. H. Karner verdanken wir eine Studie über die Mundarten des Burgenlandes[114]. Seine urſprünglich auf den Jennersdorfer Bezirk beſchränkten Flurnamenſtudien hat er nun über das ganze Land ausgedehnt, um die Ergebniſſe im Atlas darſtellen zu können. Außerhalb der magyariſchen Sprachinſeln gibt es nur ſehr wenige magyariſche Flurnamen. Karner zeigt im Atlas an Synonymenkarten, welche ſprachliche Mannigfaltigkeit hier noch für Pflanzen- und Tiernamen beſteht und wie ſich beſonders in verkehrsarmen Gebieten ein noch an das Mittelhochdeutſche anklingender Sprachgebrauch erhalten hat. Der Charakter der Sprache iſt mittelbayriſch. Dieſe Heanzenmundart fand frühzeitig wiſſenſchaftliche Bearbeitung. Der Preßburger K. J. Schröer (1825—1900) begann ein Wörterbuch der Heanzenmundart[115]. Schröers Intereſſe für das bäuerliche Brauchtum und die geiſtige Überlieferung des Volkes trug nicht wenig zur Weckung des Volksbewußtſeins bei ſeinen deutſchen Landsleuten bei. Michael Haas aus Pinkafeld, ſpäter Biſchof von Szatmar (1810 bis 1865) verfaßte ebenfalls ein heanziſches Wörterbuch (ungedruckt)[116]. Sprachkundliche Arbeiten über das weſtungariſche Deutſchtum ſchrieben J. Steſſel, J. Ebenſpanger und E. Schwartz in ungariſcher Sprache. Die Berichte des Phonogrammarchivs der Wiener Akademie der Wiſſenſchaften enthalten auch heanziſche Sprachproben[117]. A. Biró behandelte die Lautlehre der Mundart von Neckenmarkt[118].

---

[109] N. Bjelovučić, Etnografska Granice Hrvata i Slovenica. Dubrovnik 1934.

[110] A. Pfalz, Angeblich fränkiſche Mundarten in Öſterreich. Oberdtſch. Zeitſchr. f. Volkskde. 1927 u. W. Steinhauſer, Die Entwicklung des ahd. -uo- im Bayriſchen u. A. Dachlers Frankenhypotheſe. Anz. Akad. d. Wiſſ. phil.-hiſt. Kl. 1926 u. Aufſätze von Nagl u. Dachler, Zeitſchr. f. öſterreich. Volkskde. 1902, 1915—1916.

[111] Die Ortsnamen des Burgenlandes als ſiedlungsgeſchichtl. Quellen. Mitt. Öſter. Inſtit. f. Geſchichtsforſchg. 45. Bd. — Zur Ortsnamenkunde der deutſch-madjariſchen Sprachgrenze. Südoſtdtſch. Forſchg. München 1936.

Hatten die älteren früher genannten landeskundlichen Werke wohl auch des deutſchen Volkstums, aber in mehr oder minder ſtatiſtiſcher Weiſe gedacht, wobei ſeine Verbreitung nicht in allen Fällen verläßlich angegeben wird (Fényes, Korabinſky), ſo iſt die Darſtellung K. v. Czoernings in ſeinem großen Werk über die Ethnographie der öſterreichiſchen Monarchie[119] ſehr gut. Der bereits erwähnte K. J.

---

[112] A myugatmagyarországi német helységnevek. Budapeſt 1932 u. Jahrb. d. Sz. Iſtvan Ak. f. 1928. Budapeſt 1931.

[113] Szeged. 1936. Dtſch. Überſetzg. u.: Die genetiviſchen Ortsnamen des heanziſchen Sprachgebietes u. ihre Bedeutung f. d. Siedlungsgeſch. Weſtungarns in: Südweſtdtſch. Forſchg. München 1936.

[114] Burgenl. Monatsbl. II.

[115] Frommanns Zeitſchr.: Die deutſchen Mundarten. Bd. 6. 1859.

[116] Vgl. Valjavec, Wege u. Wandlungen dtſch. Südoſtforſchg. Südoſtdtſch. Forſchg. München 1936 u. G. Petz, Zur Geſchichte der Erforſchg. des ungarländiſchen Deutſchtums. Dtſch.-ung. Heimatbl. 1930. — Derſ. Rektoratsrede. Budapeſt 1931.

[117] Deutſche Mundarten II. Wien 1911.

[118] Leipzig 1910.

[119] Wien. 3 Bde. 1855—1857.

Schröer verfaßte eine Monographie der Deutſchen Öſterreich-Ungarns[120], J. H. Schwicker eine ſolche über die Deutſchen Ungarns[121]. Auf die volkskundliche Bedeutung des Werkes: Die öſterreichiſch-ungariſche Monarchie in Wort und Bild wurde bereits verwieſen. M. Nitſch behandelt das Deutſchtum Transdanubiens[122]. Es iſt J. Bleyers Verdienſt, auf Weſen und Bedeutung des ungariſchen Deutſchtums einen größeren Leſerkreis in Deutſchland aufmerkſam gemacht zu haben[123]. Das von ihm herausgegebene Sammelwerk über das Deutſchtum Rumpfungarns[124] iſt uns eine beſonders wertvolle Quelle, namentlich durch ſeine Überſichtskarte. Bekannt ſind ja die im Reiche erſchienenen Werke über das ungariſche Deutſchtum von A. Rieth[125], F. Baſch[126], Th. Gentrup[127], O. A. Isbert[128], H. Rüdiger[129]. Im Rahmen einer Ethnographie Ungarns wurde das Deutſchtum von magyariſcher Seite behandelt durch P. Hunfalvy[130]. Eine große Sachvolkskunde des Ungartums von S. Bátky, St. Györffy und K. Viski[131] iſt im Erſcheinen. Sie gedenkt auch deutſcher Kulturüberlieferungen, aber ohne ſie näher kulturgeographiſch einzugliedern. Über die deutſch-ungariſche Volkskundeforſchung äußerte ſich E. v. Schwartz[132].

Dieſen allgemeinen volkskundlichen Darſtellungen reihen ſich die unſerem Gebiete gewidmeten Beiträge an, von denen der von A. Haberlandt (ſ. oben) an erſter Stelle ſteht. J. Bünker betätigt ſich als verdienſtvoller Sammler von Schwänken, Sprichwörtern, Kinderreimen, Liedern, Sagen und Märchen der Heanzen[133] und beſchreibt eine Bauernhochzeit[134]. Auch J. Thirring-Waisbecker arbeitete über die Volkskunde unſeres Gebietes[134] und ſammelte ſeine Volkslieder[135]. Dieſe Sammeltätigkeit wurde im letzten Jahrzehnt wieder aufgenommen und ergab überraſchend reiche Funde. Der Arbeitsausſchuß für die Erforſchung und Pflege des Volksliedes im Burgenland veranſtaltete 1930 ein Preisausſchreiben, das nicht weniger als 2850 Volkslieder, Kinderreime, Vierzeiler uſf. ergab! Immer wieder ſieht man, wie viel altes Kulturgut dieſe deutſche Landſchaft in ihrer Abgelegenheit bewahrt hat[136]. In unſerem Atlas bringt R. Dechant die räumliche Verbreitung des Volkskulturgutes im Lande und den Stand der Volksliedſammlung auf mehreren Kärtchen zur Anſchauung. F. Bodo ſtellt die Einzugsbereiche der Wallfahrtsorte des Landes und Mariazells im Lande dar.

---

[120] Berlin 1879. [121] In: Die Völker Öſterreich-Ungarns. Wien, Teſchen 1881.

[122] In: Deutſche Kultur in der Welt. Hrsg. von H. Grothe 1917; auch ungariſch. Budapeſt 1913.

[123] Deutſche Rundſchau 1917; Süddeutſche Monatshefte 1930.

[124] Budapeſt 1928. [125] Stuttgart 1927. [126] München 1926.

[127] München 1930. [128] Berlin 1930. [129] München 1927.

[130] Dtſch. Überſetzung von Schwicker. Leipzig, Wien 1877. — In ungariſcher Sprache wurden die Völker Ungarns noch wiederholt behandelt, ſo von Jekelfaluſſy (1896), Balogh (1902), Bátky (1905). Eine „Bibliothek der nationalen Minderheiten", hrsg. von O. Szabó, behandelt ausführlich das ungarländiſche Deutſchtum (Nemzetiségi ismertetö könytvár, Budapeſt 1913).

[131] A magyarország néprajza. Budapeſt 1933ff. 2 Bde.

[132] Über deutſche Volkskunde im außerdeutſchen Oſten. Berlin, Leipzig 1930.

[133] Leipzig 1906, auch Zeitſchr. f. öſterreich. Volkskde. Wien 1898, 1909 u. ſ. Ergänzungsheft zu VI., ferner Zeitſchr. f. Volkskde. 1897—1898.

[134] Zeitſchr. Ver. f. Volkskde. Berlin 1900. [135] Zeitſchr. f. öſterreich. Volkskde. 1916.

[136] Weniges konnte bisher veröffentlicht werden: A, Zoder-Klier, K., Neue Volkslieder aus dem B. Wien 1931. — A. Mailly, A. Parr, E. Löger, Sagen aus dem B. Wien 1931.

Die Volkskunde des burgenländiſchen Kroatentums findet jetzt durch den Kroatiſchen Kulturverein (Jahrbuch 1931, Heimatkalender) ihre Pflege. J. Eſih veröffentlichte im Auftrag des Vereins der burgenländiſchen Kroaten eine kleine Schrift über die Kroaten des Burgenlandes[137]. Etwas reichhaltiger iſt das Büchlein von M. Ujević[138].

Die 4. Abteilung unſeres Atlas iſt dem Wirtſchafts- und Verkehrsraum gewidmet. Ihre von F. Bodo, teilweiſe von H. Bodo entworfenen Karten (24—57) bringen faſt durchaus Neues. Wenn gerade dieſe Seite der Kultur des Landes eingehend behandelt wurde, ſo erklärt ſich das daraus, daß dieſer Grenzraum durch die Grenzverſchiebung einen engeren Anſchluß an die Marktgebiete von Wien, Wiener-Neuſtadt und Graz erhielt, ſein eigenes Marktgebiet von Ödenburg eine Zweiteilung und der Einflußbereich der weſtungariſchen Städte ſowie der Budapeſts eine Einengung erfuhr. Dieſe Umſtellung war verbunden mit einer Neuorganiſation und Ausgeſtaltung des Verkehrsnetzes, und die veränderten Verkehrslagebeziehungen blieben nicht ohne Einfluß auf das Gefüge der Wirtſchaftsfläche und ihrer landwirtſchaftlichen Erzeugung. Hier iſt Gelegenheit, die Beziehungen von Wirtſchaft und Verkehr und den Einfluß einer Staatsgrenze auf das Gefüge eines Wirtſchaftsraumes genau zu unterſuchen. Das Material dafür liegt aufbereitet in zahlreichen Karten vor und wird von F. Bodo in dieſer Richtung weiter verarbeitet werden. Es iſt meiſt durch Mithilfe der Behörden geſammelter Stoff, der hier zur Verwertung kam.

Bisher war die Literatur über die Wirtſchaft des Landes recht beſcheiden. In der Vorkriegszeit entſtand in Jena eine Diſſertation über die landwirtſchaftlichen und ſozialen Verhältniſſe des weſtlichen Ungarn[139]. E. Streerunitz äußerte ſich über die Wirtſchaft des Burgenlandes, ihren Aufbau und ihre Entwicklungsfähigkeit[140]. Im übrigen iſt man auf Aufſätze in den ſchon genannten burgenländiſchen Zeitſchriften und in den Mitteilungen der Burgenländiſchen Landwirtſchaftskammer, auf ein Sonderheft „Burgenland" der Wiener Landwirtſchaftlichen Zeitung (Nr. 6397, September 1931) und die kleinen Aufſätze über Landwirtſchaft (H. Sylveſter), Weinbau (H. Bauer), Forſt-, Jagd- und Fiſchereiwirtſchaft (H. Socher), Bodenſchätze (A. Barb) im Burgenlandführer angewieſen. Eine überſichtliche Darſtellung von Wirtſchaft und Verkehr gab F. Bodo im Sonderheft „Burgenland" der Südmarkzeitſchrift „Grenzland" (1936). Auf der Grundlage der morphologiſchen Gliederung wird das Land in 25 natürliche Wirtſchaftslandſchaften eingeteilt, die ſich den morphologiſchen Einheiten (Gebirgsränder, Talböden, Becken, Riedellandſchaften, Schotterplatten, alter Seeboden) zuordnen laſſen. Jene Gliederung wird überſpannt durch die Großgliederung in 10 Wirtſchaftstypengebiete und alle zuſammen gehören verſchiedenen kleineren Marktgebieten an, die wiederum überſpannt werden durch Teile der Marktgebiete Wien und Graz. Einige beſonders charakteriſtiſche Beiſpiele der Wirtſchaftstypengebiete ſeien hier genannt: Ackerland mit viel Zuckerrübenbau, Grasflächen mit Warmblutpferdezucht, ohne Wald (nördlich und öſtlich vom See). — Ackerbau, Viehzucht, Weinbau, Obſtbau, beſonders Kirſchen (weſtlich vom See). — Vorwiegend feldmäßiger Gemüſebau (Salat, Majoran, Zwiebel, Tomaten, Erbſen, Bohnen) (nördlich vom See). — Schilfrohrgürtel des Sees (Verwertung des Schilfes als Futter, Streu und als induſtrieller Rohſtoff), Fiſchfang, Bäder und Waſſerſport. — Eichenwald (Brennholz), Kalkſteinbrüche (Leithagebirge). — Induſtrieinſeln. — Braunkohlengebiete. — Gebirgswälder (meiſt Fichten). — Obſtbau, Ananaserdbeerkultur und Edelkaſtanien. — 1934 waren in der Land- und Forſtwirtſchaft 165 284, in Induſtrie und Gewerbe 70 626 (davon 25 470 in der Induſtrie, 2584 im Bergbau auf Braunkohle, Asbeſt, Serpentin, 18 130 im Handel, 8244 im öffentlichen Dienſt beſchäftigt. Die prozentualen Anteile der land- und forſtwirtſchaftlich Tätigen in den einzelnen Wirtſchaftslandſchaften werden aufgezeigt. Sehr lehrreich ſind Beſitzverteilung und Beſitzgrößen. Ein Viertel des Landes iſt in Händen des adeligen Großgrundbeſitzes (88% Magyaren). 22 000 Beſitze meſſen 2—5, 15 000 weniger als 2 ha. Proletariſierung der Landbevölkerung, zuſätzliches Hausgewerbe zur Landwirtſchaft, Wanderarbeit (im Bezirk Güſſing ein Viertel der Bevölkerung) und Auswanderung ſind die Folgen. Eine Reform dieſer von Ungarn übernommenen Beſitzverhältniſſe iſt dringend nötig.

---

[137] Gradiščanski Hrvati. Agram 1933.

[138] Gradiščanski Hrvati. Agram 1934.

[139] Jena 1888.

[140] Volk u. Reich. III. Berlin 1929.

Im Nord- und Mittelburgenland beſitzt Fürſt Eſterhazy allein 58 432 ha. Sehr ſtark iſt hier auch der Urbarialbeſitz vertreten, im Südburgenland dagegen der Gemeindebeſitz. Die Wanderarbeiter gehen beſonders nach Niederöſterreich und erſetzen dort allmählich die ſlowakiſchen Feldarbeiter. Die einzelnen Wirtſchaftszweige werden in ihrer räumlichen Verbreitung mit Angabe von Richtung und Menge der Ausfuhr, ferner die Marktbereiche ſowie deren Veränderungen (1913, 1933) für Eiſenſtadt, Ödenburg und Wiener-Neuſtadt dargeſtellt und in ähnlicher Weiſe die Anteile an den Großmarktbereichen von Wien, Graz und Budapeſt behandelt.

Auch die Verkehrsformen von 1913 und 1933 werden verglichen und die verſchiedenen Arten und Leiſtungen des Verkehrs erörtert. Namentlich treten die Fortſchritte im Straßenbau und die zahlreichen Kraftwagenlinien hervor. 97 Gemeinden haben Bahn-, aber 200 Kraftwagenanſchluß.

Der zweite große Hauptteil des Werkes zeigt Raum und Volk im Zeitenwandel (Karte 55—78).

Die Karten der Vor- und Frühgeſchichte (Willvonſeder) laſſen im Nordburgenland weſtlich und nördlich vom See einen fundreichen Raum erkennen, die Ödenburger Pforte und das Vulkabecken. Ein kleinerer Siedlungsraum liegt in den Tälern des Mittelburgenlandes; der Süden zeigt nur vereinzelte Funde. Der gebirgige Weſten iſt völlig ſiedlungsleer. Erſt in römiſcher Zeit zeigt ſich der Süden ebenſo dicht beſiedelt wie der Norden, und nun ſteigt die Beſiedlung auch ſchon höher im Waldgebirge empor. Während in der Vorkriegszeit nicht planmäßig und nur von wenigen Perſonen in Ödenburg, Eiſenſtadt und Güns archäologiſch geforſcht wurde, hat nun das neue Landesmuſeum planmäßige Ausgrabungen in Angriff genommen. Aus der älteren Steinzeit kennt man nur die Fundſtelle der Höhle von Winden, die auch diluviale Säugetiere lieferte (Ausgrabung von Prof. Ehrenberg, Wien). Die jüngere Steinzeit iſt beſonders bei Draßburg durch ſchöne Funde vertreten (Lengyel- und Zſelitzerkultur). Auch die ſpätneolithiſche Badenerkultur, die Glockenbecherkultur (Neolithikum-Bronzezeitgrenze), die frühbronzezeitliche Wieſelburgerkultur, die mittelbronzezeitliche Hügelkultur, die ſpätbronzezeitliche Lauſitzerkultur, die Urnenfeldſtufe, die bereits in die Hallſtattzeit hinüberleitet, die durch Hügelgräber bei Donnerskirchen, Marz und Eiſenſtadt vertreten iſt, ſowie die La Tènezeit ſcheinen in Funden auf. Die Hügelgräber des Südburgenlandes gehören der Römerzeit an. Reſte römiſcher Straßenzüge und die Sabaria (Steinamanger) verſorgende Waſſerleitung wurden aufgedeckt, ebenſo germaniſch-römiſche Funde und ein großes Gräberfeld der Völkerwanderungszeit bei Zillingtal. Es ſind Anhaltspunkte dafür erhalten, daß die veneto-illyriſchen Träger der Hallſtattkultur bis ins zweite nachchriſtliche Jahrhundert im ſüdlichen Landesteil gelebt haben. Das Land hat alſo an allen Kulturbewegungen des pannoniſchen Raumes Anteil genommen, war von römiſchen Militärkoloniſten gut beſiedelt und wurde durchzogen von den Verkehrswegen Vindobona-Aquis (Baden)—Scarbantia (Ödenburg), Vindobona—Ad Flexum (Ung. Altenburg), die durch die Ödenburger und Brucker Pforte liefen und durch die nord-ſüdliche Oſtalpenrandſtraße Carnuntum—Scarbantia—Sabaria[141]. Die kartographiſche Darſtellung der mittelalterlichen Entwicklung und Beſiedlung des Burgenlandes beruht vornehmlich auf von E. Klebel entworfenen Karten, die in anderer Faſſung bereits im „Handbuch“ veröffentlicht wurden.

Die Oſtgrenze des karolingiſchen Reiches ſchließt Weſtungarn größtenteils ein[142], der magyariſche Vorſtoß durchbricht ſie. Wiederholte deutſche Vorſtöße bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts bringen zeitweilig das heutige Burgenland in den Verband des Deutſchen Reiches. Seit dem Brucker Vertrag von 1328 war die öſterreichiſch-ungariſche, d. h. alſo bis 1866 auch die Grenze des Deutſchen Reiches, bzw. des Deutſchen Bundes gegen Ungarn in der Weiſe feſtgelegt[143], wie ſie 1918 beſtand, doch ſchob ſich die öſterreichiſche Einflußſphäre wieder in das Burgenland hinein, da ſich ungariſche Adelige der öſterreichiſchen Herrſchaft unterſtellten, die Habsburger Beſitztümer erwarben und die Herrſchaften Forchtenſtein, Eiſenſtadt, Kobersdorf, Hornſtein, Bernſtein und Güns 1491—1626 (bzw. 1647) Niederöſterreich praktiſch angegliedert waren, obgleich einige Herrſchaften von den Habsburgern wieder an ungariſche Adelige verpfändet wurden[144]. Die ungariſchen Stände hatten allerdings den Rechtstitel nie aufgegeben. Faktiſch ruhte alſo der Streit um die politiſche Stellung des heutigen Burgenlandes von 1647—1918. Die Entwicklung der Herrſchaften im Grenzgebiet und der Wechſel ihrer politiſchen Zugehörigkeit werden von Brunner und Fiala kartographiſch dargeſtellt.

---

[141] Vgl. auch A. Barb, Zur röm. und völkerwanderungszeitlichen Beſiedlung des B.s. Korr.-Bl. d. Geſamtver. d. dtſch. Geſchichts- u. Altertumsver. 1930. E. Polaſchek, Die Tabula Peutingeriana. Jahrb. f. Landeskde. v. Niederöſter. 1928 u. Die Tabula Peutingeriana und das Itinerarium Antonini als topogr. Quellen f. Niederöſterr. Ebd. 1936. A. Alföldi, Der Untergang der Römerherrſchaft in Pannonien. 2 Bde. Berlin 1924, 1926. (Ungar. Bibliothek.)

[142] Vgl. E. Klebel, Die Oſtgrenze des karolingiſchen Reiches. Jahrb. d. Ver. f. Landeskde. v. Niederöſterr. 1928, u. H. Pirchegger, Karantanien u. Unterpannonien zur Karolinger Zeit. Mitt. d. öſterreich. Inſt. f. Geſchichtsforſchg. 1931.

[143] Vgl. auch L. Groß, Zur Geſchichte der öſterr.-ungar. Grenzverhältniſſe im 14. Jahrhundert. Burgenl. Heimatbl. 1932 u. J. Lampl, Die Leithagrenze. Bl. d. Ver. f. Landeskde. v. Niederöſterr. 1899.

Iſt dieſe Frage erledigt, ſo iſt eine reſtloſe Abklärung des Problems der deutſchen Beſiedlung Weſtungarns noch nicht erfolgt. Wohl liegen die Zeugniſſe der Ortsnamen vor, wenn auch noch im einzelnen von den Forſchern umſtritten, aber der Ablauf des Ganges der deutſchen Beſiedlung und der Eindeutſchung ſlawiſcher und magyariſcher Anſiedlungen bleibt im einzelnen ſo lange ungeklärt, als die Weſtungarn und das heutige Burgenland betreffenden Urkundenbeſtände noch nicht kritiſch durchgearbeitet ſind. Im übrigen hat auch der ungariſche Forſcher Moór[145] in ſeinem früher erwähnten Werk über die Ortsnamen die von E. Klebel überſichtlich auf Grund unſeres heutigen Wiſſens entworfenen Karten über die Beſiedlung des heutigen Burgenlandes und des angrenzenden Weſtungarns zu Ende des 9. und 12. Jahrhunderts und in der Zeit von 1200—1500 vom ſprachwiſſenſchaftlichen Standpunkt im weſentlichen als richtig anerkannt. Dieſe Karten zeigen das fortſchreitende Zuſammenſchmelzen der Waldflächen zugunſten der Siedlungsflächen und die Fortſchritte des Deutſchtums. Ob und wie weit ſich der Siedlungsraum in der Zeit vom Zuſammenbruch des Römerreiches bis zum Beginn der karolingiſchen Koloniſation, vom Ende der karolingiſchen Oſtmark bis zur Gründung des ungariſchen Staates — in der Zwiſchenzeit hatten die Slawen ihre Herrſchaft entfaltet — wieder verengte, der Wald wieder von verödeten Flächen Beſitz ergriff, gehört zu den am ſchwierigſten zu entſcheidenden Fragen. Es iſt jedoch nicht anzunehmen, daß das ſeit dem Neolithikum nie völlig erloſchene Kulturleben des Landes in dieſen dunklen Perioden jenen Zuſtand der „Urlandſchaft" aufkommen ließ, wie ihn Kogutowicz für den Anfang der menſchlichen Beſiedlung zu rekonſtruieren verſuchte und daß nur die klimatiſch bedingten Steppenräume beſiedelt blieben.

Die kirchengeſchichtliche Entwicklung des Landes zeigt Göhler in Karten der Diözeſan- und Pfarrgrenzen und des Alters der Pfarren ſowie der

---

— H. Graf, Die burgenländiſchen Grenzgebiete im Wandel der Geſchichte. Burgenländ. Heimatbl. 1936. und ungedruckte Wiener Diſſ. (15.—17. Jahrhundert).

[144] O. Brunner, Geſchichte des B.s, im Rahmen der deutſch-ungar. Beziehungen. Deutſche Hefte f. Volks- u. Kulturbodenforſchg. 1930—1931.

[145] Er lieferte auch einen Beitrag zur Siedlungsgeſchichte der deutſch-ungariſchen Sprachgrenze. Ungar. Jahrb. 1929. Wie ſich die Geſchichte der heanziſchen Niederlaſſung in der Beleuchtung der älteren ungariſchen Forſchung darſtellt, zeigt J. Thirring-Waisbecker in der Wr. Zeitſchr. f. Volkskde. 1920. Vgl. auch K. Schünemann, Die Deutſchen in Ungarn bis zum 12. Jahrhundert. Berlin 1923.

Kloſtergründungen. Freilich zwang der Stand der Forſchung auch hier zu Einſchränkungen, z. B. zum Verzicht auf die Darſtellung des Werdens der Patrozinien, und es mußte auch, da die burgenländiſchen Urkundenbeſtände nicht durchgearbeitet ſind, zunächſt das gegenwärtige Pfarrgrenzennetz gezeichnet werden, während Angaben über das Alter der Pfarren derzeit nur teilweiſe zu machen waren.

Die Diözeſangrenzen von Wien, bzw. Seckau—Graz griffen ins heutige Burgenland ein, während umgekehrt die Raaber Diözeſe, der ein großer Teil des Gebietes vor der öſterreichiſchen Herrſchaft angehörte, bis ins 18. Jahrhundert auch niederöſterreichiſche Gemeinden (Au, Hof, Mannerdorf, Sommerein) einbezog, ſo daß die Leitha Diözeſangrenze war. Das Kloſterweſen zeigt ſtärkere Beziehungen zum deutſchen Weſten als zum ungariſchen Oſten. Bedeutſam iſt auch die Berufung von Heiligenkreuzer Ziſterzienſern an das öſtliche Sumpfgelände des Neuſiedlerſees durch den Ungarkönig Andreas II. (1217), um dieſes Gebiet urbar zu machen. Aus dem Wirtſchaftshof Mönchhof entſtand die gleichnamige Gemeinde. Auch Podersdorf und mehrere ſpäter gewüſtete Gemeinden[146], ferner Könighof und Winden im Weſten des Sees zeugen von der Koloniſationsarbeit der öſterreichiſchen Ziſterzienſer im Burgenland, die ſich namentlich die Förderung des Weinbaues angelegen ſein ließen[147].

Die Entwicklung des Proteſtantismus zeigt W. Schmidt in Karten der evangeliſchen Gemeinden des 16. Jahrhunderts und der Auswirkungen der Gegenreformation zwiſchen dem Wiener Frieden (1608) und dem Ödenburger Landtag (1681). Die Evangeliſchen waren meiſt Deutſche, doch gab es auch einige ungariſche Gemeinden (z. B. Oberwart, Sziget, Mitterpullendorf u. a.), während die Kroaten mehrheitlich dem Katholizismus treu blieben. Der Landtag von 1681 geſtattete in jedem Komitat 2 Kirchen. Die reformierte Kirche von Oberwart gehört dieſer Zeit an. Die Lutheraner beſuchten die Kirche in Ödenburg, Preßburg und Nemeſcó bei Güns. Heute ſind alle Gemeinden deutſch, mit Ausnahme der lutheriſchen Kirche in Sziget und der reformierten in Oberwart mit ungariſchem Gottesdienſt. Die Evangeliſchen zählen 13% der Geſamtbevölkerung. F. Kunnert zeigt die Verbreitung der Rechtsaltertümer im Burgenland, der Stadtrechte von Eiſenſtadt, Ruſt, Stadt-Schlaining, Güſſing und der alten Marktrechte, die nicht immer mit den heutigen Märkten zuſammenfallen, ferner der Pranger und der erhaltenen Bannteidinge. Die Entwicklung der ehemals deutſch-ungariſchen Städte, die außerhalb des Burgenlandes liegen, laſſen die Stadtgeſchichten von Preßburg[148], Ödenburg[149] und Güns[150] erkennen.

---

[146] Vgl. F. Mühlhofer, Zur Frage der untergegangenen Ortſchaften öſtlich des Neuſiedlerſees. Mitt. Anthropol. Geſ. Wien 1927.

[147] Vgl. A. Winkler, Die Ziſterzienſer am Neuſiedlerſee. Mödling 1923. Das Buch enthält auch eine hiſtoriſche Zuſammenſtellung über die Schwankungen des Neuſiedlerſees.

[148] Th. Ortvay, Geſch. der Stadt P. 4 Bde. Preßburg 1892—1904.

[149] J. Nagy, Sopronvármegye története. 2 Bde. Sopron 1889—1892. — J. Házy, Sopron szabad királyi város története. 2 Bde. 1920—1923. — G. Thirring, Sopron civitas fidelissima. Sopron 1925 (ungariſch).

[150] K. Chernel, Gegenwart u. Vergangenheit der kgl. Freiſtadt Güns. Güns 1878.

W. Knapp verwertet ſeine für den Atlas angeſtellten Studien über die Wehrbauten in zwei Karten, von denen die eine die Bauten des 11.—15. Jahrhunderts, die andere den Beſtand am Ende des 18. Jahrhunderts zeigt. Der Charakter des Landes als eines Marklandes tritt hier trefflich hervor. Schon die deutſche Koloniſation des 11. Jahrhunderts ſchuf Befeſtigungen am Rande der Hügellandſchaft des Südburgenlandes auf gerodetem Waldboden, wodurch die noch verſumpften Täler leicht geſperrt werden konnten. Aus den adeligen Kleinbeſitzen erwuchs hier die Hausmacht der Grafen von Güſſing. Im 12. und 13. Jahrhundert wurden auch die Niederungen kulturell erobert und hier mit Wällen und Waſſergräben ausgeſtattete Niederburgen geſchaffen, aber auch Märkte und Städte bauten ſich ihre Befeſtigungen. In der Zeit der Türkenkriege wurden befeſtigte Sperrlinien zwiſchen der Save—Cſakathurn und Ofen errichtet. Eine rückwärtige Linie beſaß die Stützpunkte Komorn, Neuhäuſl, Neutra, Preßburg, Raab und zahlreiche aus mittelalterlichen Edelhöfen entſtandene Schlöſſer. Das Burgenland war Glacis der innerſten Befeſtigungslinie Wien—Wiener-Neuſtadt—Fürſtenfeld—Feldbach—Radkersburg—Pettau. Güſſing, Güns, Ödenburg waren vorgeſchobene Poſten. Zwiſchen Neuſiedlerſee und Donau zog ſich eine noch heute erkennbare Schanze hin. Kirchenringmauern und Marktbefeſtigungen waren Zufluchtsſtätten für die Bevölkerung. Den Ausbau dieſes Wehrſyſtems zeigt die joſefiniſche Landesaufnahme (1763—1765). Was das Burgenland als Kampfzone im Laufe der Jahrhunderte, in den Kriegen der Kaiſer und der Herzöge von Öſterreich und des Böhmenkönigs Ottokar II. gegen Ungarn, in den Grenzfehden des 15. Jahrhunderts, den Kämpfen Mathias Corvinus gegen Friedrich III., Maximilians I. gegen Ungarn, ferner unter den türkiſchen Verwüſtungen von 1529, 1532 und 1683, unter dem Kriegszug Gabor Bethlens 1620 und den Kuruzzenkriegen 1703—1709 und als Durchgangsgebiet in den Napoleoniſchen Kriegen gelitten hat, zeigen eindrucksvoll die Karten von F. Kunnert und F. Stöller. Schließlich iſt eine Tafel den verſchiedenen Phaſen des Werdens der burgenländiſchen Grenze (1918—1921) gewidmet (P. Eitler), der militäriſchen Beſetzung 1921 (Oberſt Mlaker), der Abſtimmung von Ödenburg und den Korridorplänen der Tſchechen und Jugoſlawen.

Die Umgeſtaltung des Volksraumes im Wandel der Zeit durch die Wanderbewegungen und Verſchiebungen der Nationalitätenverhältniſſe zeigt eine Tafel von E. Lendl. Die Überſeewanderung richtet ſich vornehmlich nach Nordamerika, die Binnenwanderung innerhalb des deutſchen Sprachgebietes nach Öſterreich, beſonders nach Wien. Die Bevölkerungsbewegung 1869—1934 und die Verlagerungen, die dabei zwiſchen den einzelnen Wirtſchaftsgebieten des Landes eintreten, zeigt A. Breit. In den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts begann die Bevölkerung des Seewinkels und mittleren Burgenlandes abzunehmen. Damals ſtand das Land auch noch ſtark unter der Anziehungskraft von Budapeſt und der ungariſchen Großgrundbeſitze; in den neunziger Jahren begann auch die Abnahme im heutigen Südburgenland einzuſetzen.

1920—1923 herrſchte im ganzen Land Bevölkerungsrückgang, der aber im folgenden Jahrzehnt im wirtſchaftlich durch die Zugehörigkeit zum Wiener Markt- und Verkehrsgebiet und die wachſende Induſtrialiſierung begünſtigten Nordburgenland aufhörte. Die Wandlungen des Beſitzſtandes der einzelnen Nationalitäten ſind von Mitte des 19. Jahrhunderts ſtatiſtiſch genau, früher nur unſicher zu verfolgen. Seit 1880 begann in Ungarn der Anteil der Deutſchen an der Geſamtbevölkerung zu ſinken (1880: 12,49%, 1900: 11,9%, 1910: 10,4%)[151], in den weſtungariſchen Städten geradezu erſchreckend raſch. (In Ödenburg 1857—1920 von 92,3% auf 48%, in Güns von 87,6% auf 10,95%.) In Weſtungarn wurden 1920 54%, 1930 46,5% Deutſche ausgewieſen, wobei in der ländlichen Bevölkerung der Anteil der Deutſchen von 68,5% auf 64,4%, bei der ſtädtiſchen von 42,6% auf 31,5% fiel. Ödenburg und Güns, Mitte des 19. Jahrhunderts noch faſt rein deutſche Städte, beſitzen nur noch deutſche Minderheiten. Dagegen hielt ſich die ländliche deutſche Bevölkerung des heutigen Burgenlandes in der Zeit vor der Magyariſierung der Schule gut. Die Zahl der magyariſchen Gemeinden in den Sprachinſeln von Oberwart und Oberpullendorf, hervorgegangen aus urſprünglich petſchenegiſchen Grenzwächterſiedlungen, nahm bereits in den letzten Jahrhunderten etwas ab. Seit 1921 ſind die unechten Sprachinſeln der Städte faſt verſchwunden, da die magyariſchen Beamten abwanderten und ſich die Bevölkerung wieder zu ihrer Mutterſprache bekannte. Dagegen gibt es noch magyariſche Landarbeiter auf den Gutshöfen im Neuſiedlerſeegebiet, darunter viele nicht nach dem Burgenland Zuſtändige. 4 Dörfer der genannten Sprachinſeln ſind magyariſch und beſitzen ungariſche Volksſchulen. Die Magyaren bilden 3,5% der Geſamtbevölkerung, die Zigeuner (2,2%), die ihnen früher meiſt mitgezählt wurden, nicht mehr mitgerechnet. Zahlreicher ſind die Kroatendörfer. Doch ſind in 14 von 60 früher mehrheitlich kroatiſchen Gemeinden heute deutſche Mehrheiten vorhanden. Die meiſt auch deutſchſprechenden und deutſchfreundlichen Kroaten, die ihre kroatiſchen Minderheitsſchulen beſitzen, zählen 13,5% der Geſamtbevölkerung.

Einige Seiten der kulturellen Wandlungen behandeln die kunſthiſtoriſchen Karten von Hempel, Wolfbauer und Aull. Romaniſche Gotteshäuſer haben ſich im Burgenland wenige erhalten, gotiſche zahlreicher im Mittel- und Südburgenland. In dem Durchzugsgebiet des Nordburgenlandes ſind die meiſten barocken Erneuerungen der Kirchen zu verzeichnen, da in den Türkenkriegen faſt alle Dörfer zerſtört wurden. Der Einfluß der Wiener, noch mehr der Wiener-Neuſtädter gotiſchen Bauhütte (zur Zeit Friedrichs III.) auf das Burgenland iſt ſehr ſtark, und zahlreiche öſterreichiſche Barockkünſtler haben im Burgenland gearbeitet. Kunnert zeigt in mehreren Kärtchen den Anteil des Burgenlandes am deutſchen Kulturleben auf, und Göhler weiſt auf einer Karte die ſtarken Anteile der Deutſchen Weſtungarns an der Studentenanzahl der Wiener Univerſität für die Zeit von ihrer Gründung 1365 bis Mitte des 19. Jahrhunderts auf Grund der Univerſitätsmatrikeln nach. Nicht geringer ſind die wirtſchaftlichen Beziehungen zu Öſterreich in früheren Jahrhunderten. O. Aull zeigt auf einer Karte den Beſitz der Wiener Neuſtädter an Weinland im nördlichen Burgenland um 1500 (Bürger, Klöſter, Adel). Dazu kommen die ſchon erwähnten Beziehungen zu Heiligenkreuz. Derſelbe Verfaſſer weiſt den Wirkungsbereich der Wiener Neuſtädter Zünfte im ſelben Gebiet nach.

---

[151] Das Verbreitungsgebiet der deutſchen Sprache in Weſtungarn 1910 wurde von R. Pfaundler behandelt.

Schließlich werden die Wandlungen der Wirtſchaft (1785, 1830, 1895), des Verkehrs (Mittelalter, 1730, 1820), der Eiſenbahnen (1860, 1890) von F. Bodo kartographiſch behandelt.

Der letzte Hauptteil (Karten 87—108) zeigt die ſeit 1921 geleiſtete Aufbauarbeit. Sie betrifft in erſter Linie das Geſundheitsweſen (Pöch, Ekhart). Die natürlichen Vorausſetzungen einer geſunden Bevölkerungspolitik ſind im Burgenland mehr gegeben als in anderen Bundesländern, denn ſeine Bevölkerung macht in bezug auf natürliche Vermehrung unter dieſen eine Ausnahme und ſteht mit 97 Lebendgeborenen auf 1000 Frauen an erſter Stelle (öſterreichiſcher Durchſchnitt 54,8), während das Bevölkerungswachstum wegen der Abwanderung weniger befriedigend iſt. Allerdings iſt auch hier der Rückgang der Geburten bedeutend (1910 noch 169,5).

Immerhin ſteht die Bevölkerungspyramide hier auf einer breiteren Grundlage als im übrigen Öſterreich (E. Sedlacek). Die Bekämpfung der Seuchen, der Tuberkuloſe, der Säuglingsſterblichkeit hat ſeit 1921 große Erfolge erzielt. Die Wiener Spitäler erſtrecken ihren Wirkungsbereich auch auf das Burgenland. Die Aufbauarbeit im Schulweſen (E. Löger)[152] zeigt ſich in der Zunahme der Volksſchulklaſſen 1921—1935 von 688 auf 847, in der Errichtung höherer und Fachſchulen, Büchereien, Haushaltungskurſen uſf. Die Verteilung der Volksbildungseinrichtungen zeigt Dechant, den Stand der wiſſenſchaftlichen Erforſchung des Landes Kunnert. Die Einrichtung der Landesbibliothek, des Landesmuſeums, eines Landesarchivs, von Heimatmuſeen in Pinkafeld und St. Martin — Eiſenſtadt beſitzt überdies das Wolfſche Privatmuſeum — ſind Fortſchritte auf dem Gebiet der geiſtigen Kultur. Nicht zu vergeſſen ſind auch die Fortſchritte der Landesvermeſſung und kartographiſchen Darſtellung durch das Bundesvermeſſungsamt. Öſterreich hat auch zahlreiche Schul- und Amtsbauten errichtet, das Genoſſenſchaftsweſen ausgebaut, Sumpfland trockengelegt, Naturſchutzgebiete eingerichtet, Straßen und Bahnen gebaut, Kraftwerke errichtet, Leiſtungen, die hier nicht im einzelnen gewürdigt werden können. Das Wichtigſte bleibt aber die geiſtige Wiedergewinnung einer großen Gruppe des deutſchen Volkes und die Schöpfung einer geiſtigen Oberſchichte in ihr, aus der dieſer Gruppe eigene Führer erſtehen.

---

[152] S. a. Geſchichte des burgenl. Schulweſens desſelben Verf. in: Südoſtdtſch. Forſchg. München 1936.

Die Ausgrabungen in Zantoch

Von Albert Brackmann

Mit einer Bildtafel

Über Ausgrabungen zu berichten iſt im allgemeinen nicht Sache des Hiſtorikers. Wenn in dieſem Falle eine Ausnahme von der Regel gemacht wird, ſo geſchieht es, weil bei der Zantocher Grabung zum erſten Male Vorgeſchichtler und Geſchichtsforſcher in ſtändiger Zuſammenarbeit zuſammen wirkten, und weil durch dieſe Zuſammenarbeit Ergebniſſe erzielt wurden, an denen gerade die Geſchichtswiſſenſchaft ganz beſonders intereſſiert iſt. Für den Hiſtoriker aber lag auch noch ein anderer Grund vor, den Bericht zu übernehmen. Da die Geſchichtswiſſenſchaft gegenüber der „Wiſſenſchaft vom Spaten" zweifellos manches wiedergutzumachen hat, ſo ſchien es richtig, daß der Hiſtoriker hier das Wort nahm, um ſich durch einen ſolchen Bericht zu der neuen Form der Arbeitsgemeinſchaft öffentlich zu bekennen. Schon haben ſich auch bei den Grabungen in Haithabu, in Wollin und anderen Orten Vertreter beider Wiſſenſchaften zuſammengefunden, und ſchon ſieht man, daß auch dort die Zuſammenarbeit von Erfolg begleitet iſt. Es iſt auch nicht zu verkennen, daß das Beiſpiel bereits auf andere Länder gewirkt hat. Wir hoffen daher, daß ein Bericht über die Zantocher Grabung zeigen wird, welchen Nutzen beide Wiſſenſchaften durch die Zuſammenarbeit gehabt haben, und welches Intereſſe gerade die Grenzmark- und die Volkstumsforſchung an einer ſolchen Gemeinſchaftsarbeit beſitzt.

Was wußten wir bisher von Zantoch[1]? In der hiſtoriographiſchen Überlieferung taucht der Ort erſt im Jahre 1097 auf. Nach dem Berichte des ſog. Gallus Anonymus, der älteſten polniſchen Chronik, aus dem Beginn des 12. Jahrhunderts, war Zantoch damals eine polniſche Feſtung, gegen die von den Pommern auf dem ſteilen Hügel des Nordufers, der heute „Schloßberg" genannt wird, eine Gegenburg errichtet wurde. Die ſehr lebendige Schilderung des polniſchen Chroniſten läßt uns zweierlei erkennen: ſowohl die Tatſache heftiger Kämpfe zwiſchen den Polen und Pommern am Ende des 11. Jahrhunderts, wie die Bedeutung Zantochs als des Schauplatzes dieſer Kämpfe. Über den politiſchen Gegenſatz zwiſchen Polen und Pommern unterrichtet uns auch der bekannte Reiſebericht des Juden Ibrahim ibn Jakub aus dem Jahre 965 oder 973, der davon erzählt, daß die „Ubâba" (d. h. die Pommern) ſiegreiche Gegner des „Meſcheqqo" (d. h. des erſten uns bekannten polniſchen Fürſten Mieſzkos I.) ſeien. Aber von Zantoch hören wir durch den Gallus Anonymus zum erſten Male. Ob ſchon früher an dieſer Stelle gekämpft wurde und wann überhaupt der polniſch-pommerſche Gegenſatz entſtand, das entzog ſich bisher unſerer Erkenntnis und war in Dunkel gehüllt.

---

[1] Auf der beigefügten Tafel bieten Abb. 1 und 2 Bilder von der „Zantocher Schanze" vor dem Beginn der Ausgrabungen.

Der Wanderer durch das Land an der Warthe und Netze, an deren Zuſammenfluß das Dorf Zantoch liegt, mochte ſich allerdings wohl ſeine Gedanken machen, wenn er an der Stelle des Zuſammenfluſſes beider Flüſſe die ſog. „Zantocher Schanze“ und auf dem Nordufer den „Schloßberg“ ragen ſah. Der Blick auf die weitgeſtreckte Niederung zeigte ihm, daß durch das Warthe- und Netze-Bruch, das, urſprünglich Sumpfland, erſt im 18. Jahrhundert urbar gemacht wurde, nur an einigen wenigen Stellen ein Durchgang möglich war. Wenn er von Küſtrin her kam, ſo war der erſte Tieflandspaß wartheaufwärts eben dieſes Zantoch, 12 km öſtlich von Landsberg an der Warthe gelegen; dann folgten der Netze entlang der Reihe nach Drieſen, Filehne, Czarnikau, Uſch, Nakel und das hoch über die Weichſel emporragende Wiſzogrod. An allen dieſen Orten konnte das geübte Auge Hügel erkennen, auf denen einſt Feſtungen zum Schutze der Flußübergänge lagen, aber man konnte ſehen, daß Zantoch (mit ſeiner Lage am Zuſammenfluß von Netze und Warthe) der wichtigſte und größte Platz war. Die „Schanze“ ragt bis zu 8 m Höhe über das Gelände empor und hat einen Durchmeſſer von etwa 240 m. Heute, wo das Land ringsum urbar gemacht iſt, vermag die „Schanze“ zwar einen Eindruck von ihrer ehemaligen militäriſchen Bedeutung nicht mehr zu vermitteln, aber wer ſich vergegenwärtigt, daß ſie früher von Warthe und Netze, von Sümpfen und Bruchland wie eine Inſel umſchloſſen war, wird doch eine ungefähre Vorſtellung davon gewinnen können, daß ſie eine faſt uneinnehmbare Feſtung war. Die einzige Nachricht, die uns aus dem 12. Jahrhundert über Zantoch überliefert iſt, läßt denn auch erkennen, daß die Polen ſie nicht nur als Feſtung, ſondern als Verwaltungsmittelpunkt verwerteten. Als der Pommernapoſtel Biſchof Otto von Bamberg im Jahre 1124 zum erſten Male zur Miſſion aufbrach, leiteten ihn im Auftrage des Polenherzogs Boleslaws III. Krzywouſty der Kaſtellan von Zantoch namens Paulicius durch die Sümpfe und Wälder an den Sitz des Pommernherzogs Wartislaw. Zantoch war alſo am Anfang des 12. Jahrhunderts Sitz eines Kaſtellans; die Polen hatten dieſe Grenzfeſtung für wichtig genug gehalten, um von ihr aus das umliegende Land in Verwaltung zu nehmen. Gerade in jener Zeit ſtritten Polen und Pommern erbittert um die Warthe-Netze-Linie. Der junge Polenherzog Boleslaw III. eroberte nacheinander die bis dahin im Beſitze der Pommern befindlichen Burgen Czarnikau und Filehne, Uſch und Nakel und ſchließlich auch Wiſzogrod. Damit mochte ſich ihm die Notwendigkeit ergeben, Zantoch als den feſteſten Platz zum Mittelpunkt des gewonnenen Gebietes zu machen.

Schon dieſe wenigen geſchichtlichen Nachrichten und die weiteren Schickſale Zantochs genügen für die Erkenntnis, daß wir es hier mit einem für die Geſchichte des Oſtens beſonders wichtigen Platz zu tun haben. Mit ſicherem Blicke hatte daher im

Jahre 1894 der brandenburgiſche Hiſtoriker van Nieſſen der Burg Zantoch eine Monographie gewidmet, in der er alle hiſtoriographiſchen und urkundlichen Zeugniſſe ſorgfältig zuſammentrug, aber auch er war ebenſowenig wie andere vor ihm auf den Gedanken gekommen, die Überreſte heranzuziehen, die in der „Zantocher Schanze“ verborgen lagen. „Die Zeit für Burgen- und Siedlungsgrabungen im deutſchen Oſten war noch nicht gekommen.“ Erſt als im Jahre 1932 die Strombauverwaltung daran ging, die „Schanze“ abzutragen, die von jeher ein von den Schiffern und vor allem von den Bewohnern des Dorfes Zantoch (wegen der durch ſie hervorgerufenen Überſchwemmungen) ſehr gefürchtetes Verkehrshindernis war, wurde die Wiſſenſchaft alarmiert, und dem Direktor des vor- und frühgeſchichtlichen Muſeums in Berlin, Profeſſor Unverzagt, gelang es, ſich in die Arbeiten des Waſſerbauamtes einzuſchalten und mit der Grabung zu beginnen.

Sie ließ ſchon bald die übereinander lagernden Reſte von 12 Burganlagen erkennen. Die unterſte Burg barg Tongefäße aus der mittelſlawiſchen Zeit vom Ende des 8. bis zum 10. Jahrhundert, die Burgen 2—5 Funde aus der ſpätſlawiſchen Zeit vom 11. und 12. Jahrhundert, die Burgen 6—9 Funde aus der Zeit der oſtdeutſchen Koloniſation des 13. und der erſten Hälfte des 14. Jahrhunderts, die Burgen 10—12 Überreſte aus der zweiten Hälfte des 14. und der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Ein Teil der Burgen war durch größere Brände vernichtet worden. Zu ihnen gehört vor allem die unterſte und älteſte Burg 1. Die Frage, die der Ausgrabungsleiter an den Hiſtoriker richtete, lautete: bei welcher Gelegenheit kann dieſe älteſte Burg zerſtört worden ſein? Gibt es in der Frühgeſchichte des Oſtens eine Zeit, in der es am Zuſammenfluß der Warthe und Netze zu größeren kriegeriſchen Zuſammenſtößen kam, und um welche Völker handelt es ſich dabei?

Für die Antwort war die Zeitbeſtimmung der Funde richtungweiſend. Wenn das in der unterſten Brandſchicht gefundene Tongeſchirr ſämtlich der mittelſlawiſchen Zeit (vom Ende des 8. Jahrhunderts bis zum 10. Jahrhundert) angehört, ſo muß die Brandkataſtrophe in das 10. Jahrhundert geſetzt werden. Als kämpfende Stämme oder Völker kommen nur die Polen und die Pommern oder Pomoranen in Betracht, die im 10. Jahrhundert an der Warthe-Netze-Linie nachzuweiſen ſind, und zwar müſſen die Herren der Burg die Pomoranen, die Zerſtörer die Polen geweſen ſein. Dafür ſpricht in erſter Linie, was Ibrahim ibn Jakub über die Kämpfe zwiſchen den beiden ſlawiſchen Stämmen im 10. Jahrhundert erzählt. Das ergibt ſich aber auch aus dem Grabungsergebnis, daß Burg 2, die auf den Trümmern von Burg 1 erbaut wurde, eine rein ſlawiſche Anlage war, während Burg 1 durch ihren Pfahlzaun und ihre Flechtwerkbauten erkennen läßt, daß ihre Erbauer von germaniſcher Bauweiſe gelernt hatten[2]. Das ergibt ſich ferner aus dem Tongeſchirr der Burg, das durchaus mit dem im Ljutizengebiet zwiſchen Elbe und Oder gefundenen übereinſtimmt. Alle dieſe Erwägungen zuſammengenommen führten zu dem Schluß, daß um 800 herum die Pomoranen, die das Land zwiſchen Weichſel, Oder, Oſtſee und der

---

[2] Vgl. auf der beigefügten Tafel Abb. 3.

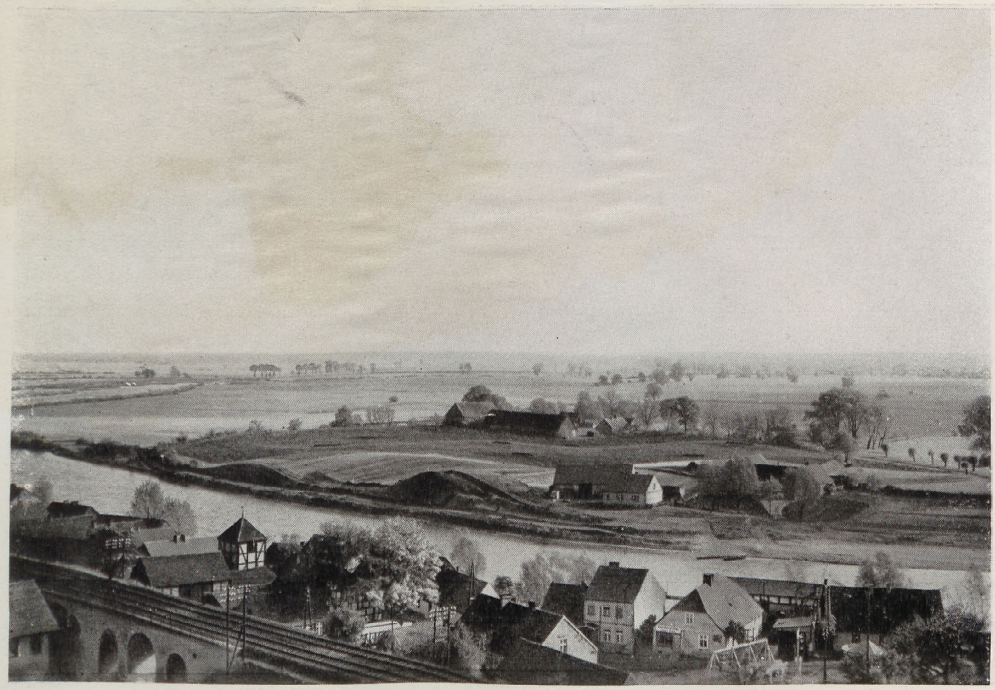


Abb. 1. Blick auf die „Zantocher Schanze“ vom Nordufer der Warthe vor der Ausgrabung

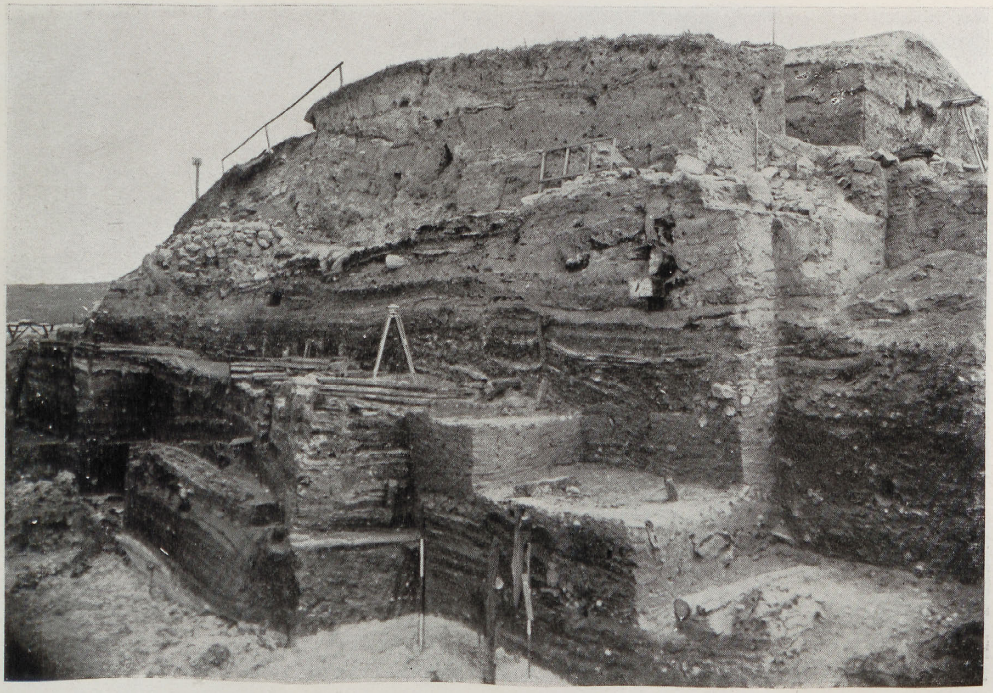


Abb. 2. Der Weſtwall während der Abtragungsarbeiten. Deutlich heben ſich die dunklen düngerhaltigen Schichten der Slawen-Burgen von den hellen Sandſchichten der frühdeutſchen Anlagen ab

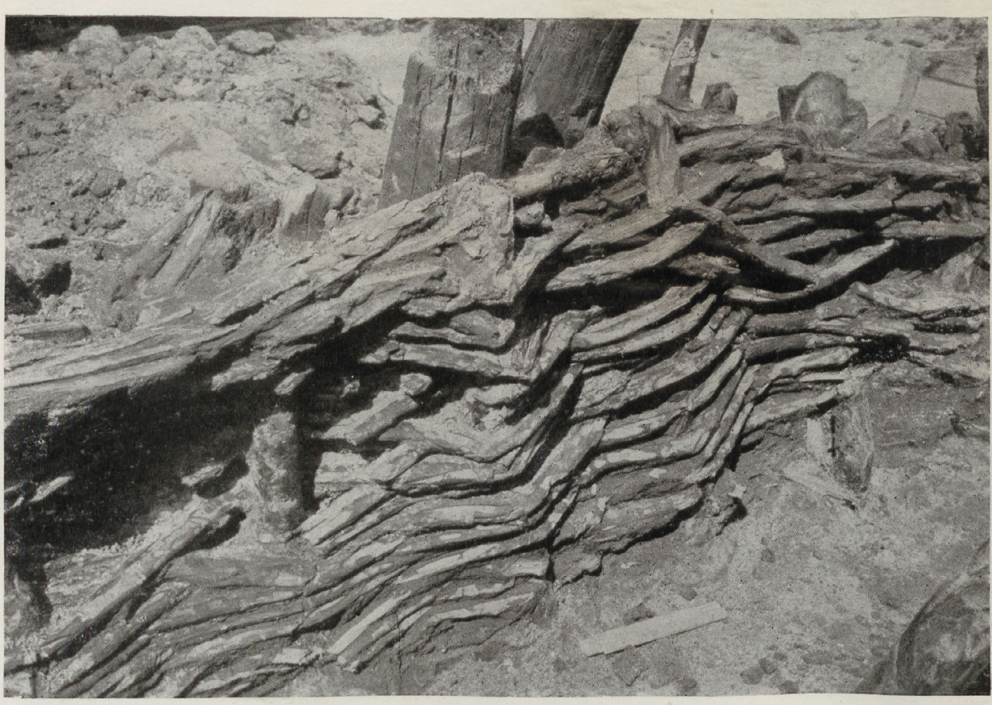


Abb. 3. Flechtwerk eines Hauſes von Burg 1 (germaniſcher Einfluß; vgl. S. 176). Die ſtarken Pfoſten dahinter tragen die Dachkonſtruktion

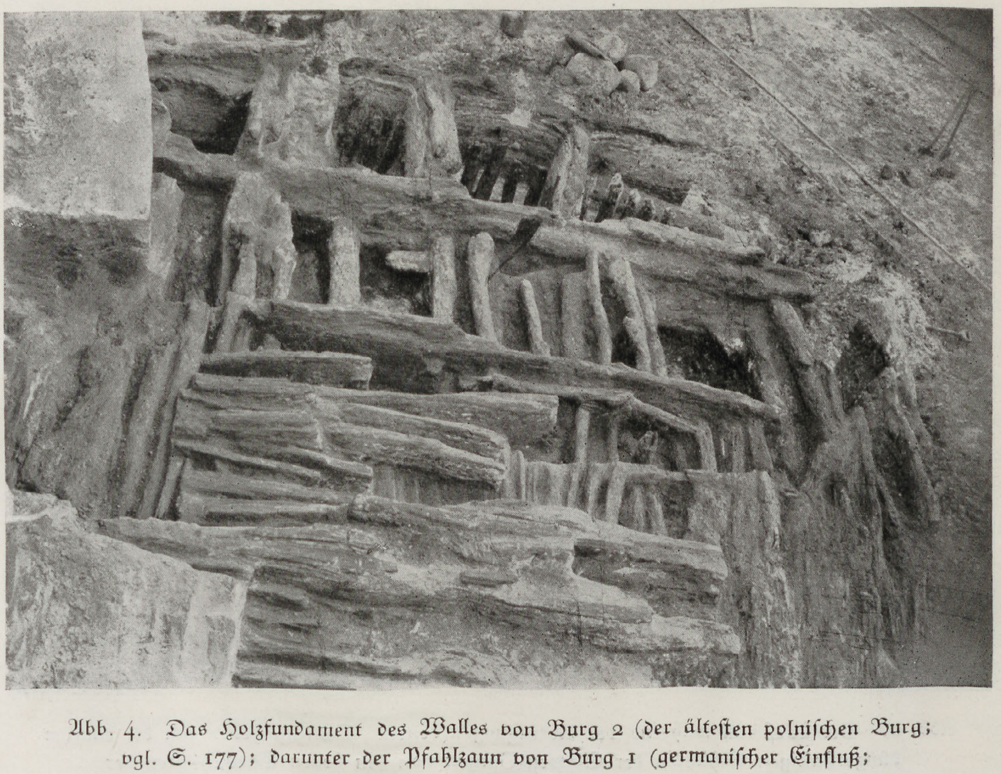


Abb. 4. Das Holzfundament des Walles von Burg 2 (der älteſten polniſchen Burg; vgl. S. 177); darunter der Pfahlzaun von Burg 1 (germaniſcher Einfluß; vgl. S. 176)

STADTBIBLIOTHE

Warthe-Netze-Linie bewohnten, an dieſem wichtigſten Flußübergang eine Burg gegen die ſüdlich der Warthe-Netze-Linie wohnenden ſlawiſchen Stämme (die ſpäteren Polen) erbaut hatten. Der germaniſche Einſchlag in der Bauart zeigt, daß dieſe Küſtenſlawen wahrſcheinlich von den um 800 auch in der Oſtſee vorwärtsdringenden Wikingern kulturell beeinflußt und vielleicht auch zu ſtärkerer politiſcher Aktivität beſtimmt wurden. Seit dem Ende des 8. Jahrhunderts drangen die Normannen ſowohl im Nord- wie im Oſtſeegebiet vorwärts, und im ganzen 9. Jahrhundert kam dieſe Bewegung nicht zum Stillſtand. Die Annahme iſt nicht zu kühn, daß das nicht ohne Rückwirkung auf die benachbarten Slawenvölker blieb. Wir dürfen eine Wirkung wohl in dem feſteren Zuſammenſchluß der Slawenſtämme zwiſchen Oder und Elbe erblicken, die im Ljutizenbunde des 10. und 11. Jahrhunderts eine ſogar für das Deutſche Reich bedrohliche Machtſtellung errangen. Wir dürfen eine ähnliche Wirkung auch für die den Elbſlawen oder Ljutizen ſprachverwandten Pomoranen annehmen und in dem Bau der Zantocher Burg 1 den Verſuch der Pomoranen ſehen, ſich gegen die ſüdlicher wohnenden Slawenſtämme zu ſchützen. Vom univerſalgeſchichtlichen Standpunkte aus geſehen würde dann dieſe Zantocher Burg 1 in die Geſchichte der großen Bewegung einzureihen ſein, die durch die Kriegszüge der Normannen in ganz Europa ausgelöſt wurde. Die hiſtoriographiſchen Quellen laſſen im allgemeinen nur ihre Wirkung auf die angelſächſiſchen und fränkiſchen Länder erkennen. Bei dieſer Deutung der Zantocher Burg 1 würden wir in ihr ein ſichtbares Zeichen für die Wirkung der durch die Normannenzüge im Oſten geweckten Bewegung zu erblicken haben.

Auch die Zerſtörung der Burg wirft, wenn wir ſie richtig deuten, ein neues Licht auf das politiſche Geſchehen, und zwar nunmehr auf das der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts. Wenn ſich auf ihren durch einen gewaltigen Brand zerſtörten Trümmern eine neue Burg rein ſlawiſcher Art erhebt (mit dem üblichen hohen Ringwall aus Erde), deren Tongeſchirr aus der ſpätſlawiſchen Zeit vom 11. und 12. Jahrhundert ſtammt[3], ſo kommen als Zerſtörer der alten und Erbauer der neuen Burg nur die Polen in Frage. In der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts taucht das durch den erſten Piaſten geſchaffene polniſche Reich an Stelle der verſchiedenen ſlawiſchen Stämme, die ſüdlich der Warthe-Netze-Linie wohnten, auf, und ſein Kampf gilt ſofort den zwiſchen Oder und Elbe wohnenden heidniſchen Ljutizen, denen die Pomoranen durch Religion und Sprache ſehr naheſtanden. Der Kampf führte das junge Polen zum engſten Anſchluß an das Deutſche Reich. Seit dem Zuſammenbruch der deutſchen Herrſchaft im Slawengebiet, der nach dem Tode Kaiſer Ottos II. erfolgte (983), kämpften Deutſche und Polen gemeinſam faſt Jahr für Jahr gegen die heidniſchen Slawen im Nordoſten. Das ſichtbarſte Zeichen des Bundes war die Errichtung des Erzbiſtums Gneſen durch Otto III. im Jahre 1000. Kurz vorher — noch unter der Regierung des erſten Piaſten Mieſzkos I. — hatte Papſt Johann XV. (985—992) Polen durch Übereignung ſeitens des Herzogs unter den unmittelbaren

---

[3] Vgl. auf der beigefügten Tafel Abb. 4.

Schutz des Apoſtoliſchen Stuhles geſtellt und hatte in der Urkunde, die er darüber ausfertigen ließ (erhalten als ſog. Dagone-Judex-Fragment), und in der die Grenzen des polniſchen Reiches feſtgelegt wurden, auch Pommerellen, das Land der Pomoranen, als polniſchen Beſitz genannt. Um 990 muß alſo Mieſzko I. die Pomoranen beſiegt und ſein Reich bis zur Oſtſee ausgedehnt haben. Wenn damals die Warthe-Netze-Linie von den Polen überſchritten wurde, ſo wird damals auch Zantoch, die Feſte der Pomoranen, von ihnen zerſtört worden ſein. Der große Brand von Burg 1 kann keine beſſere Erklärung finden als durch das ſiegreiche Vordringen Mieſzkos nach Norden.

Zweifelhaft muß allerdings bleiben, ob Herzog Mieſzko auch der Erbauer von Burg 2 iſt. Mieſzko ſtarb bereits am 25. Mai 992. Erſt ſein Nachfolger Boleſlaw Chrobry ging zur Neuorganiſation des Reiches über. Die wichtigſte Maßnahme war die Begründung der Erzdiözeſe Gneſen. Sie brachte für das Land der Pomoranen das Biſtum Kolberg (1000). In den Rahmen der ſtaatlichen Organiſation des neu gewonnenen Gebietes fügt ſich auch der Bau der Zantocher Burg 2 vortrefflich ein; ſie galt der politiſchen Sicherung des pomoraniſchen Landes wie die Begründung des Biſtums Kolberg der kirchlichen. Wie es in jener Zeit üblich war, unterworfene Gebiete kirchlich und politiſch zu ſichern, ſo wird es auch bei der Beſitzergreifung Pommerellens durch die Polen nicht anders geweſen ſein. Der gewaltige Umfang der Burg 2 iſt ein Beweis dafür, welchen Wert die Polen auf die Sicherung des Flußüberganges an dieſer Stelle legten. Mit ihrem Erdwall von rund 800 m Länge und einer umſchloſſenen Fläche von etwa 15 Morgen war ſie eine der größten ſlawiſchen Burganlagen des Oſtens.

Durch die Zantocher Grabungen hat ſich alſo unſer Blick außerordentlich erweitert. Während wir bisher infolge der Dürftigkeit der hiſtoriographiſchen Nachrichten die Entwicklung der Dinge in Polen genauer erſt von 963 an verfolgen konnten, d. h. ſeitdem Herzog Mieſzko I. nach den zeitgenöſſiſchen Berichten Widukinds von Corvey und Thietmars von Merſeburg vom Markgrafen Gero beſiegt wurde, wiſſen wir nunmehr von kriegeriſchen Auseinanderſetzungen zwiſchen den ſüdlich der Warthe-Netze-Linie vorhandenen Slawen und den Pomoranen ſchon zur Karolingerzeit und erhalten für den ſiegreichen Vorſtoß der Polen im 10. Jahrhundert über dieſe Linie hinaus bis an die Oſtſee ganz beſtimmte Anhaltspunkte, die uns über die Entwicklung im Gebiet zwiſchen Oder und Weichſel eine deutlichere Vorſtellung zu geben vermögen. Und auch für die weitere Entwicklung in dieſem heißumſtrittenen Gebiet geben die Grabungen lehrreiche Aufſchlüſſe. Wenn in die große Burg 2 eine kleinere ſlawiſche Burg (Burg 3) eingebaut wurde, deren Funde ungefähr in die gleiche Zeit gehören, ſo dürfen wir die Verſtärkung der Befeſtigung mit dem abermaligen Vordringen der Pomoranen nach dem Tode des Boleſlaw Chrobry (1025) in Verbindung bringen, das einen ſtärkeren Grenzſchutz der Polen notwendig machen mußte. Der Umbau von Burg 2 und 3 (d. h. Burg 4), der ebenfalls dem Bedürfnis einer Befeſtigungsverſtärkung entſprang, dürfte in die Zeit der Kämpfe zu ſetzen ſein, in der die Pommern um 1097 auf dem Schloßberg feſten Fuß faßten und von dort aus die Polen in Alt-Zantoch bedrängten. Die große Brandkataſtrophe, der Burg 4 zum Opfer fiel und die zum Neubau einer kaum mehr befeſtigten fünften ſlawiſchen Burg führte, wird mit den Wirren nach dem Tode Boleslaws III. (1138) in Verbindung gebracht werden müſſen, aber dann folgte eine lange Friedenszeit bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts, bis mit dem Anfall Zantochs an den Herzog Heinrich den Bärtigen von Schleſien im Jahre 1234 die deutſche Periode der Burggeſchichte beginnt, gekennzeichnet durch eine Reihe aufeinanderfolgender deutſcher Burgen, deren Geſchichte hier nicht näher behandelt zu werden braucht.

Wer unſer Buch über Zantoch[4] in die Hand nimmt, wird zunächſt vielleicht über die Fülle der Kleinarbeit erſtaunt ſein, von der hier berichtet wird: Faſchinenwerk und Kiefernäſte werden gemeſſen, vom Baugrund, von Dachkonſtruktionen, von Fußpfetten für das Dach und von Fußböden wird erzählt — aber wer das Ganze im Zuſammenhang an ſich vorüberziehen läßt, wird bald erkennen, was dieſe Kleinarbeit an wichtigen Ergebniſſen für die allgemeine Geſchichte gebracht hat. Die Bedeutung des Buches liegt darin, daß hier für ein begrenztes Gebiet der Grenzmarkforſchung gezeigt wird, welchen Nutzen die Forſchung aus ſolcher Kleinarbeit und auch — das erwähnte ich ſchon in den einleitenden Worten — aus einer engen Zuſammenarbeit verſchiedener Wiſſenſchaften ziehen kann. Wir betrachten die Zantocher Grabungen als ein richtungweiſendes Beiſpiel für die Gemeinſchaftsarbeit, die für die deutſche Grenzmark und für das deutſche Volkstum geleiſtet werden muß, und möchten den Wunſch ausſprechen, daß die Wirkung einer ſolchen Arbeit auch in anderen Gebieten dieſelbe ſein möge.

---

[4] Zantoch, eine Burg im deutſchen Oſten. Herausgegeben von A. Brackmann und W. Unverzagt. Erſter Teil: Zantoch in der ſchriftlichen Überlieferung und die Ausgrabungen 1932/33 von J. Baas, A. Brackmann, O. Doppelfeld, H. Lüpke, W. Unverzagt. S. Hirzel, Leipzig 1936 = Deutſchland und der Oſten. Quellen und Forſchungen zur Geſchichte ihrer Beziehungen, Bd. I.

Die Beſiedlung der nördlichen Grenzmark und des ſüdöſtlichen Hinterpommerns im 16. Jahrhundert[1]

Von Horſt Gotthard Oſt

Mit einer Karte

Die große Landnahme des 16. Jahrhunderts in Oſtdeutſchland beanſprucht ſeit einiger Zeit unſer ganz beſonderes Intereſſe. Sie iſt die zweite große Siedlungswelle in hiſtoriſcher Zeit, die nach dem Ausklingen der erſten im 13. und 14. Jahrhundert abermals über den deutſchen Oſten hinweggeht. Sie ſetzte das Werk der erſten geſchichtlichen Oſtkoloniſation fort, richtete es wieder auf, wo es in der Zwiſchenzeit zerſtört worden war. Sie gewann dem deutſchen Volksboden neues Land. Sie hat dadurch an einigen Stellen einen maßgebenden Einfluß auf unſere heutige Grenzführung im Oſten genommen.

Im Unterſchied zur erſten Oſtkoloniſation vollzieht ſie ſich bereits im hellen Licht einer ausgiebigen ſchriftlichen Überlieferung, ein Vorteil, der in unſerem ſonſt ſo quellenarmen Oſten von beſonderer Bedeutung iſt. Sie erlaubt, mannigfache Rückſchlüſſe auf das Werden und Weſen der „erſten" Koloniſation zu ziehen. Sie ſchafft teilweiſe neue Rechts- und Siedlungsformen, die ſich eng an die geographiſchen Verhältniſſe des Neulandes anlehnen.

Im Gegenſatz zur erſten Oſtkoloniſation geht die zweite Welle nicht mehr in breiter Front über das ganze Land, ſondern beſchränkt ſich auf beſtimmte geographiſche Räume. Während die erſte Bewegung im allgemeinen die Beſiedlung der Geſchiebelehmplatten vornimmt, kann man die zweite in der Hauptſache als eine Koloniſation der Sander, Talterraſſen und Niederungen, d. h. des Sand- und Sumpflandes, bezeichnen. Der Verbreitung dieſer beiden letztgenannten Bodenformationen entſprechen in groben Zügen zwei Rechtsformen der Anſiedelung: das Schulzendorf und das Holländerdorf. Bei der Anſetzung des erſteren bediente man ſich eines Lokators, der in der aus dem Mittelalter überlieferten Weiſe die Beſetzung des Dorfes als Schulze in die Wege leitete. Dieſe Dörfer finden ſich faſt ausſchließlich auf dem trockenen Land. Ihre Beſiedler ſind durchweg deutſche Bauern aus Pommern, Brandenburg und Schleſien.

---

[1] Nach einem Vortrag in der Geſellſchaft für pommerſche Geſchichte und Altertumskunde in Stettin im März 1936; vgl. Monatsblätter der Geſellſchaft für pommerſche Geſchichte und Altertumskunde. Jg. 50, S. 96.

Die Holländerdörfer entſtanden auf dem Wege von Einzelverträgen, die der Grundbeſitzer mit den Ankömmlingen ſchloß. Sie mußten daher nach Bedarf erweitert werden können. Dieſer Anforderung entſpricht die Form des Marſchhufendorfes. Gleichzeitig paßt ſie ſich in glücklicher Weiſe der Lage an langgeſtreckten Talrändern an, von denen aus die Urbarmachung der feuchten Niederungen in Angriff genommen wurde. Die Beſiedler dieſer Dörfer waren zuerſt Holländer und Frieſen, denen dieſe Form der Siedlung und Kulturarbeit aus ihrer Heimat her vertraut war. Eine Abart des Holländerdorfes findet ſich als Waldſtreifendorf auch auf den Sandflächen. Schließlich haben ſich dieſe „Hauländereien" auch in Form von Einzelhöfen ausgebreitet.

Die drei letztgenannten Typen kommen in unſerem Unterſuchungsgebiet nicht vor, da es an der Zone der großen Urſtromtäler keinen Anteil hat. Es ſei diesbezüglich auf die ausführliche „Geſchichte des Deutſchtums im Lande Poſen" von Erich Schmidt (22) verwieſen, der ſeiner Arbeit eine Karte beigab, auf der er alle von ihm feſtgeſtellten Schulzen- und Holländerdörfer des 16., 17. und 18. Jahrhunderts verzeichnete. Sie füllen beſonders den Nordweſten der alten Provinz Poſen. Allerdings macht Schmidts Darſtellung an der vorkriegszeitlichen Provinzgrenze halt. Er wies jedoch auf Brandenburg, insbeſondere die Neumark, als Urſprungsland der Koloniſten hin, und Breyer (16) hat als Heimatland der deutſchen Bauern in Kujawien das öſtliche Pommern feſtgeſtellt.

Zwiſchen dieſen Neuländern und den alten Siedlungsgebieten klaffte in der Forſchung bisher eine Lücke, die ſich auf die nördliche Grenzmark und das ſüdöſtliche Hinterpommern erſtreckt. Dort mußte der Anſchluß an das alte Koloniſationsland gefunden werden. Nach einer geomorphologiſchen Durchforſchung[2] in den Jahren 1931 und 1932 nahm ich im Jahr 1934 die ſiedlungskundliche Unterſuchung dieſes Gebiets auf[3]. Vor einer umfaſſenden Veröffentlichung aller Ergebniſſe und Quellenbelege[4] übergebe ich die anliegende Siedlungskarte der Öffentlichkeit. Sie entſtand aus dem Beſtreben, die Verbindung zwiſchen dem poſenſch-polniſchen Land und dem alten Koloniſationsgebiet zu ſchaffen und eine Überſicht über das geſchloſſene Verbreitungsgebiet der Siedlung des 16. Jahrhunderts im Raum der nördlichen Grenzmark zu geben. Für jedes einzelne Dorf und Vorwerk, das auf dieſer Karte verzeichnet iſt, iſt ein ausführliches Quellenmaterial aus der Zeit der erſten Anſiedlung geſammelt worden.

Eine eingehende gedruckte Bearbeitung lag bisher nur für den Kreis Deutſch-Krone (Grenzmark Poſen-Weſtpreußen) vor (23), die allerdings noch keinen Wert auf eine genauere Darſtellung der wirtſchaftlichen und ſiedlungsgeographiſchen Verhältniſſe legt. Immerhin beruht ſie auf einem eingehenden Studium der Quellen — insbeſondere der Deutſch-Kroner Grodbücher im Staatsarchiv Poſen — und unterrichtet demzufolge über zahlreiche Privilegierungen der neuen Dörfer. — Es wurden neben dieſer Bearbeitung die im Warſchauer Haupt- und im Finanzarchiv liegenden Luſtrationen und Kontributionsregiſter des 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts, darunter auch die von A. Pawiński (12) abgedruckten, herangezogen.

---

[2] H. G. Oſt, Morphologiſche Studien im Drage- und Küddowgebiet. Abh. u. Ber. d. Grenzm. Geſ. 7, 5—69, 1932.

[3] Die Durchführung wurde mir durch ein Forſchungsſtipendium der Deutſchen Forſchungsgemeinſchaft (Notgemeinſchaft der Deutſchen Wiſſenſchaft) und ein Stipendium der Babette-Stiftung an der Univerſität Berlin erleichtert. Ich möchte bereits an dieſer Stelle beiden Inſtitutionen meinen Dank ausſprechen.

[4] In der Reihe „Deutſchland und der Oſten, Quellen und Forſchungen zur Geſchichte ihrer Beziehungen", Leipzig.

Für den Kreis Flatow hat O. Goerke eine Anzahl dörflicher Privilegien aus dem 17. Jahrhundert veröffentlicht (2). Es ſind jedoch keine Lokationsprivilegien darunter, die einen Schluß auf den Zeitpunkt der Beſiedlung zuließen. Die Pawińſkiſchen Steuerliſten erfaſſen in dieſem Gebiet, das am weiteſten vom Ausgangspunkt der zweiten Koloniſation entfernt liegt, die neugegründeten Dörfer noch nicht. Mit großem Nutzen konnten dagegen die von Parczewſki (11) abgedruckten Kontributionsregiſter der Wojwodſchaft Kaliſch aus den Jahren 1618—1620 ſowie einige ungedruckte Regiſter des Warſchauer Finanzarchivs herangezogen werden. Des weiteren wurden die von Panſke abgedruckten Kirchenviſitationsberichte (8) aus dem Jahr 1653 verwendet, die u. a. eine Überſicht über die von „Ketzern“, d. h. von deutſchen Neuſiedlern, bewohnten Dörfer geben. Einen Einblick in die vorkoloniſatoriſchen Siedlungsverhältniſſe gewähren die von Ulanowſki (14) veröffentlichten Kirchenmatrikeln von 1511—1512.

Für den Kreis Schlochau wurden an gedruckten Quellen die „Handfeſten der Komturei Schlochau“ von P. Panſke (9), die o. e. Kirchenmatrikeln von 1511—12 (14), die von Baranowſki (1) und Kętrzyńſki (5) abgedruckten Kontributionsregiſter aus den Jahren 1570 und 1648 ſowie die bereits erwähnte Kirchenviſitation von 1653 benutzt. — An ungedruckten Quellen kamen aus der Ordenszeit das Ordensbriefarchiv, die Schadenbücher der Jahre 1410—1415 und das ſog. „Große Zinsbuch“ von 1438 ff. aus dem Staatsarchiv Königsberg zur Verwendung, aus der polniſchen Zeit die Luſtration von 1565 ſowie die im Warſchauer Finanzarchiv liegende Luſtration von 1664 und zahlreiche Privilegienabſchriften aus den Grundbüchern der Domänenämter Schlochau, Hammerſtein und Baldenburg. Dieſe ſind auch von P. Panſke benutzt worden, der einen großen Teil der in Frage kommenden Privilegien kürzlich veröffentlichte (10).

Für den Kreis Neuſtettin kommen faſt nur ungedruckte Quellen in Betracht. Wenige Hinweiſe auf eine Beſiedlung im 16. Jahrhundert geben Brüggemann (17) und Tümpel (24). Im übrigen wurden die Materialien des Herzoglich Stettinſchen Archivs im Staatsarchiv Stettin, insbeſondere die um 1550 beginnenden Amtsakten des Amts Neuſtettin, die eingehende Berichte über die Anſetzung der neuen Dörfer enthalten, Kirchenmatrikeln und -viſitationen, die Privilegienabſchriften des Lehnsarchivs, die Prozeßakten des Reichskammergerichts und die von Klempin und Kratz abgedruckte Hufenmatrikel (6) des Jahres 1628 benutzt. Zu beſonderem Dank bin ich Herrn Prof. Wille in Neuſtettin verpflichtet, der mir ſeine Excerpte aus den Akten des Stettiner Archivs zur Verfügung ſtellte. Mit ihrer Hilfe konnte ich meine eigenen Notizen in wertvoller Weiſe ergänzen.

Für die anſtoßenden Teile der Kreiſe Belgard, Bublitz und Rummelsburg ſowie für den Kreis Neuſtettin ſelber wurden außer den eben genannten Quellen die Geſchichten der adligen Geſchlechter (7, 18—21, 25, 26) mit ihren Urkundenbüchern herangezogen.

Für den weſtlichen Teil des Kreiſes Neuſtettin, die ehemalige Staroſtei Draheim, verſagen die gedruckten Quellen ſowie die deutſchen Archive überhaupt, da dies Gebiet erſt 1668 an Brandenburg kam. Die Pawińſkiſchen Steuerliſten erfaſſen nur einige der erſten Neudörfer. Es wurden deshalb ergänzend noch einige frühere und ſpätere Kontributionsregiſter und Luſtrationen der Warſchauer Archive herangezogen.

Für die anſtoßenden Teile der Neumark, in der Hauptſache den Kreis Dramburg, bildet das zuerſt von Raumer, ſpäter von Gollmert (3) abgedruckte Landbuch Markgraf Ludwigs des Älteren eine ausgezeichnete Quelle ſowie die von Joachim und v. Nieſſen herausgegebenen „Urkunden zur Geſchichte der Neumark“ (4) und die „Geſchichtsquellen des burg- und ſchloßgeſeſſenen Geſchlechts von Borcke“ (13). Als beſonders wichtig erwieſen ſich zwei Erbregiſter des Hauſes Falkenburg aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, deren Benutzung mir durch das liebenswürdige Entgegenkommen des jetzigen Beſitzers, des Herrn v. Griesheim auf Falkenburg, ermöglicht wurde. Ferner wurden die Akten des Staatsarchivs Berlin über Grenzſtreitigkeiten zwiſchen der Staroſtei Draheim und dem Hauſe Falkenburg herangezogen.

Der ſeit langem beſtehende Grenzlandcharakter des Unterſuchungsgebiets kommt in dieſer räumlichen Zerſplitterung der Quellen zum Ausdruck. Sie bedeutete eine zeitliche und materielle Belaſtung der Arbeit. Ein Blick auf die Karte belehrt uns jedoch ſofort, daß eine Bindung der Unterſuchung an die politiſchen Grenzen des Gebiets unmöglich war. Gerade das Zuſammentreffen von vier verſchiedenen hiſtoriſchen Raumgebilden in dieſem durch ſeine geographiſche Lage beſtimmten Grenzland iſt von ſtärkſtem Einfluß auf ſeine Beſiedlung geweſen.

Der Baltiſche Landrücken, der die ſüdliche Oſtſee umkränzt, bildet zwiſchen Oder und Weichſel ein großes Parallelogramm. Im Norden wird es durch die Oſtſee, im Süden durch die Netze, im Weſten durch die untere Oder und im Oſten durch die untere Weichſel begrenzt. Scheinbar bildet dieſer Raum eine in ſich geſchloſſene, geographiſche Einheit. Indes haben ſchon ſehr bald im Verlauf der Geſchichte die großen, flachen Beckenlandſchaften, die das „Parallelogramm" an ſeinen vier Ecken umſäumen, eine größere ſammelnde Kraft in kultureller und politiſcher Hinſicht bewieſen: Die zentralpommerſche Mulde um Stettin-Stargard im Nordweſten, die neumärkiſche um Küſtrin-Landsberg im Südweſten, die kujawiſch-polniſche um Nakel-Bromberg im Südoſten und die pommerelliſche um Danzig-Dirſchau im Nordoſten. Ihre Einflüſſe müſſen in der Mitte des „Parallelogramms" aufeinandertreffen.

Nicht nur der Schnittpunkt der Diagonalen dieſer geometriſchen Figur liegt ziemlich genau dort, wo wir auf der Karte die Stadt Neuſtettin finden. Daneben zeigt der im allgemeinen ſüdweſtlich-nordöſtlich verlaufende Grenzwall des Baltiſchen Höhenrückens in dieſer Gegend parallel zur hinterpommerſchen Oſtſeeküſte eine Ausbuchtung nach Südoſten und eine deutlich wahrnehmbare Einwalmung. Daher entwickelten ſich von hier ausgehend zwei größere Flußſyſteme: das der Perſante nach Norden und das der Küddow nach Süden. Die Perſante iſt zu einer Leitlinie, die Küddow zu einer Trennungslinie geworden. Die Perſante verläuft auf der Nordabdachung des Baltiſchen Höhenrückens in dem Zungenbecken des eiszeitlichen Gletſchers zwiſchen flachen, fruchtbaren, frühbeſiedelten Grundmoränenplatten. Das Tal der Küddow haben die Schmelzwaſſer des auf dem Höhenrücken eine Zeitlang ſtandhaltenden Gletſchers in eine Sanderebene verwandelt, die ſich weiter abwärts mit dem breiten Aſt des Pilow-Sanders zu einem „Stamm" vereinigt. Schon in prähiſtoriſcher Zeit iſt die Küddow Grenzlinie zwiſchen einem weſt- und oſtpommerſchen Kulturbereich geweſen. — Dort, wo die Küddowlinie auf die Längsſcheide des Höhenrückens trifft, liegt Neuſtettin.

Schon rein theoretiſch hätten wir deshalb in dieſer Gegend ein Zuſammentreffen von vier verſchiedenen Raumgebilden zu erwarten, und in der Tat ſtoßen wenig ſüdöſtlich davon bei Landeck, wo die Dobrinka in die Küddow mündet, drei der genannten Beckenſtaaten mit ihren äußerſten Wachstumsſpitzen zuſammen. Warum der vierte hier fehlt, werden wir weiter unten ſehen.

Der polniſche Einfluß aus der kujawiſchen Mulde fand gegen Weſten hin am Küddow-Sander (vgl. Karte) ſeinen von der Natur vorgezeichneten Halt. Nach Norden hin wäre dies der Grenzwall der kuppigen Grundmoräne auf dem Scheitel des Höhenrückens geweſen. Daß er — zunächſt — nicht erreicht wurde, bewirkte das raſche Zugreifen des Ordens, den wir als Nachfolger jenes alt-pommerelliſchen Staatengebildes in der Danzig-Dirſchauer Mulde auffaſſen können. Er mußte ſich die wichtige Zuzugſtraße aus dem Reich über Landeck-Schlochau-Konitz ſichern. Er tat das, indem er die flache fruchtbare Grundmoränenlandſchaft zwiſchen Hammerſtein, Schlochau und Preußiſch-Friedland, durch die dieſe Straße nach Südweſten zieht (vgl. Karte), teils mit deutſchen Bauern beſetzte, teils an deutſche Ritter verlehnte und durch befeſtigte Grenzſtädte ſicherte. Als Grenzlinie mit Polen wurde die Dobrinka vereinbart. So kommt es, daß wir heute in einer durchaus einheitlichen Landſchaft nördlich des genannten Flüßchens ein altes Gebiet rein deutſcher Bauerndörfer und Güter haben, ſüdlich dagegen in den Kreiſen Flatow und Wirſitz ein Gebiet ſlawiſcher Beſiedlung, das erſt durch die zweite Koloniſation weitgehende Änderungen in ſeiner Bevölkerungsſtruktur erlitt und noch heute auf Reichsboden eine kleine polniſche Minderheit trägt.

Von Südweſten her haben wir den Einfluß aus der neumärkiſchen Mulde zu erwarten. Aber nur in ſeinem ſüdlichſten Teil begrenzte der Waldgürtel des Küddow-Sanders das Vordringen der brandenburgiſchen Koloniſation nach Oſten. Weiter aufwärts übernahm ſein viel breiterer weſtlicher Nebenaſt, der Pilow-Sander (vgl. Karte), dieſe Rolle. Über ihn iſt die erſte Koloniſation in dieſem Gebiet nicht hinausgekommen. Eine einzige Ausnahme bildet das Gebiet um Tempelburg, und die iſt bezeichnend genug. Es handelt ſich hier nicht mehr um ein ausgeſprochen ſiedlungsfeindliches Sandergebiet, auch noch nicht um die unwegſame, kuppige Grundmoränenlandſchaft des Höhenrückens, ſondern um eine Übergangszone, die ſowohl in topographiſcher wie in geologiſcher Beziehung zwiſchen beiden ſteht. Auf die Bedeutung dieſer für den Ackerbau beſonders geeigneten Zone, die ſich zwiſchen die Baltiſche Endmoräne im Norden und die zugehörigen Sanderflächen im Süden einſchiebt, werde ich noch mehrmals zurückkommen. Häufig zeichnet ſie ſich durch ältere Beſiedlung aus. — In der Gegend von Tempelburg tritt noch die verkehrsgeographiſch bedeutſame Lage hinzu. Alte Handelsſtraßen aus den poſenſchen Fruchtebenen vereinigen ſich hier, um nach Überwindung der Seenengen von Tempelburg und Draheim und des Fünfſee-Paſſes die Stadt Polzin, in Verfolg der Perſantelinie Belgard und ſchließlich bei Kolberg die Oſtſee zu erreichen. Später taucht hier auch die weſt-öſtlich gerichtete „via marchionis" auf, die die Aſkanier auf ihren Zügen nach Danzig benutzten — alles Gründe genug, um eine frühe Beſiedlung dieſes Gebiets verſtändlich zu machen. Die ſüdöſtlich anlehnenden alten Dörfer der Goltzen knüpfen z. T. an Geſchiebelehminſeln an, die hier als Reſte einer älteren Vorſtaffel der Baltiſchen Endmoräne den Sander durchſtoßen.

Geomorphologiſche Karte des Küddowgebietes

von Horſt Gotthard Oſt

Nach der Geologiſchen Karte der Provinz Pommern 1 : 500000
von K. Keilhack und eigenen Begehungen.

Zeichenerklärung:

- ▭ Flache Grundmoräne.
- ▩ Baltiſche Endmoräne.
- ○○○ Kuppige Grundmoräne und Endmoräne.
- ⌒ Übergangszone zw. Endmoräne u. Sander.
- ☰ Sander und Talterraſſen.
- ▤ Alluvialniederungen.
- ▬ Waſſer.

Die Beſiedlung der nördlichen Grenzmark und Südoſthinterpommerns in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts

von Horſt Gotthard Oſt

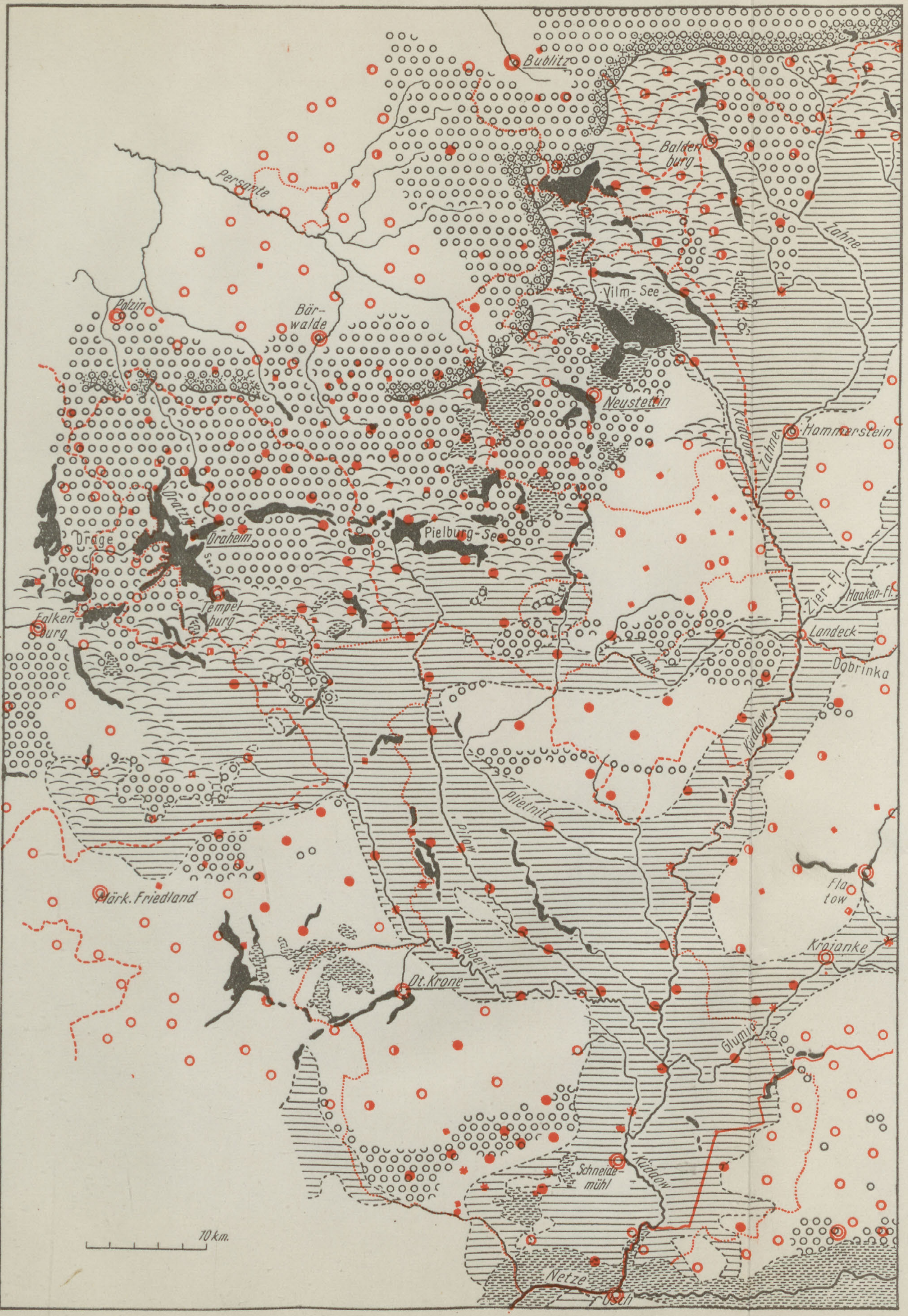
Nach gedruckten und archivaliſchen Quellen.

Zeichenerklärung:

I. *II.* *III.*
◎ Städtiſche Siedlungen.
● ◑ ○ Dörfliche Siedlungen.
• ◑ Dörfliche Siedlungen mit 5 Stellen und darunter.
▪ ▫ Vorwerke außerhalb dörflicher Siedlungen.
* Mühlen und Hammerwerke, ſoweit Ausgangspunkte größerer Siedlungen.

I. = Siedlungen des 16. Jahrhunderts.
II. = desgl. auf Wüſtungen.
III. = Ältere Siedlungen. (Erſterwähnung im 15. Jahrhundert und früher.)

——— Heutige Reichsgrenze.
– – – – – Reichsgrenze um 1600.
–·–·–·– Im Weſten: Grenze zwiſchen Brandenburg und Pommern um 1600. Im Oſten: Grenze zwiſchen dem Ordensſtaat und Polen bis 1466.
·········· Grenzen der Ämter und Staroſteien in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts (Namen der Hauptorte unterſtrichen).


Bublitz
Persante
Baldenburg
Zahne
Vilm-See
Polzin
Bärwalde
Neustettin
Hammerstein
Küddow
Zahne
Dratzig
Drage
Draheim
Pielburg-See
Zier-Fl.
Haaken-Fl.
Tempelburg
Falkenburg
Landeck
Zahne
Dobrinka
Küddow
Pilow
Plietnitz
Flatow
Märk. Friedland
Döberitz
Krojanke
Dt. Krone
Glumia
Schneidemühl
Küddow
Netze
Usch
10 km.

Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

STADTBIBLIOTHEK ELBING

STADTBIBLIOTHEK ELBING

Von Nordweſten her haben wir den Vorſtoß aus der vierten und letzten Mulde, aus dem zentralpommerſchen Becken zu erwarten. Von der großen Küſtenſtraße auf der Nordabdachung des Baltiſchen Höhenrückens ausgehend ſchob ſich die erſte oſtdeutſche Koloniſation im 13. und 14. Jahrhundert in dem flachen Zungenbecken des eiszeitlichen Perſantegletſchers nach Südoſten vor bis an den Nordrand der kuppigen Grundmoränenzone auf dem Scheitel des Höhenrückens. Die Nordausgänge der Päſſe, in denen die Handelsſtraßen den Grenzwall überqueren, wurden durch Burgen und Städte geſichert: Polzin, Bärwalde, Bublitz (vgl. Karte). Das Land wurde als Erbe und Lehn an die mächtigen „burg- und ſchloßgeſeſſenen" Geſchlechter der Glaſenapp, Kleiſt, Manteuffel u. a. m. ausgetan, die das Recht hatten, eigene Burgen zum Schutz der Grenze zu unterhalten und die z. T. Gründer und Patrone der genannten Städte waren. Die Sperrzone der kuppigen Grundmoräne mit ihrem landwirtſchaftlich außerordentlich ſchwer zu überwindenden Relief, ihrem raſchen Wechſel von ſchwerſten Ton- und Lehmböden zu Kies- und Blockpackungen und ihren zahlreichen vermoorten Wannen blieb zunächſt unbeſiedelt.

Ein Raum wurde bisher noch nicht erwähnt. Im Oſten ſchützte ihn der Waldgürtel des Küddow-Sanders vor dem Ordensland, im Südoſten vor Polen, im Südweſten der breite Pilow-Sander vor Brandenburg, im Nordweſten die Baltiſche Endmoräne vor Pommern. Ich nenne ihn die „Neuſtettiner Halbinſel". Mit ihrer Baſislinie hängt ſie an dem Baltiſchen Höhenrücken. Hier iſt auch die Stelle jener oben erwähnten Einſattelung (vgl. Karte). Hier entſpringt die Perſante in 137 m über NN während der Höhenrücken ſonſt 200 m erreicht und überſchreitet in dieſer Gegend. Hier ſtößt die Perſante-Bucht nach Südoſten vor. Hier verſchmälert ſich die Zone der kuppigen Grundmoräne auf nur $1^1/_2$ km. Hier führt eine alte Salzſtraße von Kolberg über Belgard die Perſante aufwärts über die Seenenge von Neuſtettin und über Landeck und Flatow nach Nakel und Kujawien (vgl. Karte). Hier ſchließt ſich unmittelbar an die Baltiſche Endmoräne nach außen hin jene bereits erwähnte ſiedlungsgünſtige Übergangszone an. Wir finden hier Orte mit alten ſlawiſchen Namen: Raddatz, Perſanzig, Streitzig, von denen uns neben zahlreichen Spuren ſlawiſcher Beſiedlung gleichzeitig die erſten Nachrichten deutſcher Koloniſation übermittelt werden. An dieſer Stelle drangen die pommerſchen Fürſten mit ihrem Machtbereich über den Höhenrücken hinweg auf die Südabdachung vor und gründeten 1310 die Stadt Neuſtettin auf der Seenenge zwiſchen Streitzig- und Vilm-See, um ihre Anſprüche auf dieſes Land gegen Polen, Brandenburger und Ordensritter beſſer zu ſichern. Wie eine ſchützende Baſtion legt ſich das Neuſtettiner Land um den Paß von Perſanzig. Noch heute entſprechen die politiſchen Grenzen im weſentlichen dieſem natürlichen Raum (vgl. Karte).

Aber zu einer vollſtändigen Beſiedlung reichte die Kraft des zu Beginn des 14. Jahrhunderts ſchon verſiegenden Koloniſationsſtromes nicht mehr aus. Nur längs der oben genannten Handelsſtraße werden ungefähr gleichzeitig mit der Gründung von Neuſtettin — im Nordweſten etwas früher, im Südoſten etwas ſpäter — eine Reihe von Dörfern erwähnt (vgl. Siedlungskarte), die damals ſchon mit deutſchen Bauern beſetzt waren, und 1356 wird das Einſiedler-Kloſter Marienthron ſüdlich Neuſtettin gegründet. Von den andern Dörfern im Innern der „Halbinſel", die damals nicht erwähnt werden, haben wir indes Nachrichten über eine Neugründung im 16. Jahrhundert. Ob ſie — oder wenigſtens einige von ihnen — ſchon zur Zeit der erſten Koloniſation beſtanden, darüber ſagt bis heute noch keine Quelle etwas aus.

Von großer Bedeutung iſt hier jedoch, daß ein Teil der Neugründungen des 16. Jahrhunderts auf wüſten Feldmarken erfolgt. Dieſe Fälle ſind auf der Karte durch eine beſondere Signatur hervorgehoben worden. Über Art, Entſtehung und Zeitpunkt dieſer Wüſtungen ſoll ſpäter ausführlich berichtet werden. Hier ſei nur ſo viel geſagt, daß ſie ſich überwiegend in den Rahmen der großen Wüſtungsperiode einfügen, die im 15. Jahrhundert das ganze Reich erfaßte. Im einzelnen läßt ſich jedoch in klarer Weiſe der Einfluß des in geographiſcher und militäriſcher Hinſicht ſiedlungsungünſtigen Grenzlandes nachweiſen. — Bezeichnenderweiſe liegen die Wüſtungen einesteils in unmittelbarer Nachbarſchaft der politiſchen Grenzen, zum andern aber (vgl. Karte) am Rande des durch das ganze Mittelalter hindurch ohne größere Unterbrechungen beſiedelten Gebietes gegen das Rodeland des 16. Jahrhunderts. Es handelt ſich alſo um ein Vorprallen und Wiederzurückweichen der erſten Koloniſation gegen einen ſiedlungsungünſtigen Trennraum, der dann endgültig erſt von einer zweiten Welle erobert wurde. — Zieht man in Betracht, daß heute wieder in den ſandigſten Teilen dieſes Gebietes ſüdlich des Pielburgſees fünf jener Neudörfer des 16. Jahrhunderts, die z. T. nur noch als Kümmerformen beſtanden, zwecks Anlage eines Truppenübungsplatzes geräumt werden, ſo kann man wohl von einer neuerlichen „Wüſtungsperiode" ſprechen, deren Kern wieder im Mittelpunkt jenes alten Leerraumes liegt.

Es mag ſein, daß noch für dieſes oder jenes Dorf des 16. Jahrhunderts der Nachweis für eine Gründung auf älterem Siedelplatz geführt wird. Im großen und ganzen aber handelt es ſich um ein von Anfang an ſiedlungsarmes Gebiet, das ſich urſprünglich von Schneidemühl im Süden bis über Neuſtettin hinaus erſtreckte. Es wiederholt ſich hier das „Korridor-Phänomen" der Tucheler Heide, nämlich, daß die erſte Koloniſation einen Raum völlig überſpringt, um jenſeits desſelben in günſtigerem Gebiet wieder einzuſetzen. Daß dies Verfahren von verhängnisvollen Folgen für die Zukunft war, iſt uns allen bekannt. Einer zweiten Koloniſation blieb es vorbehalten, dieſe leer gelaſſenen Räume aufzufüllen. Für den Fall des Küddow-Pilow-Sanders gelang dies vollkommen. Die „Nahtſtelle" wurde mit dem Zement deutſchen Bauerntums ausgefüllt, der die Baublöcke weſtlich und öſtlich der Küddow zu einer feſten Einheit verkittete, ſo daß man ſogar 1919 nicht mehr wagte, ſie auseinanderzureißen. Auf dieſe Weiſe iſt der verſchiedene Verlauf der alten Reichsgrenze (von 1466) und der heutigen im Bereich der nördlichen Grenzmark Poſen-Weſtpreußen zu erklären, die ſich hier bis zu 60 km voneinander entfernen. — Im Nordteil des weiter öſtlich gelegenen Brahe-Sanders (Tucheler Heide) ſetzte die Bewegung erſt um 1600 ein, doch der Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges bereitete ihr ein vorzeitiges Ende. So blieb dieſes Gebiet vor der Eindeutſchung bewahrt, und in die Lücke zwiſchen dem deutſchen Weichſelland im Oſten und der deutſchen Grenzmark im Weſten ſchob ſich 1920 erneut ein „polniſcher Korridor“ nach Norden.

Die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert war eine Zeit gewaltiger wirtſchaftlicher und ſozialer Umwälzungen. Die zunehmende Induſtrialiſierung der weſtlichen Länder Europas hatte eine Steigerung der Getreidepreiſe bei ſtändig wachſendem Bedarf, der Gold- und Silberzuſtrom aus den neu entdeckten Erdteilen ein allgemeines Sinken des Geldwertes hervorgerufen. Da der Zins der Bauern aber in der alten Höhe weitergezahlt wurde, war für den landbeſitzenden Adel ein Anreiz gegeben, die Getreideanbaufläche auf Koſten des Urlandes, oder, wo dieſes nicht mehr in genügender Menge vorhanden war, auf Koſten des Bauernlandes, von dem er nicht mehr ſo großen Nutzen hatte, zu vergrößern. — Hinzu kam der techniſche Fortſchritt in der Kriegführung. Die großen Ritterheere waren überflüſſig geworden. Die jüngeren Söhne des Adels, die bisher Kriegsdienſte bei dem eigenen oder fremden Herren geſucht hatten, blieben im Lande. Der Beſitz wurde geteilt. Um die einzelnen Splitter lebensfähig zu erhalten, mußte wiederum Bauernland hinzugeſchlagen werden. Die Zeit des Bauernlegens begann. Der Lebensſtandard und die Anſprüche ſtiegen. Mangel an Arbeitskräften zur Bewirtſchaftung der vergrößerten Betriebe ſetzte ein. Die Folge war eine ſchärfere Anſpannung der Dienſte. Viele Bauern wurden zu Koſſäten herabgedrückt, um ſo einen größeren Teil ihrer Arbeitskraft dem gutsherrlichen Betriebe dienſtbar machen zu können. Es iſt klar, daß dieſe Entwicklung mit dem Drang des deutſchen Bauern nach eigener Wirtſchaft in Konflikt kommen mußte.

Südlich des Baltiſchen Höhenrückens und auf demſelben war noch Raum genug, den die erſte Koloniſation frei gelaſſen hatte. Dort dehnten ſich noch weite Wälder und Heiden, die als Reſte des einſtigen landesherrlichen Beſitzes in den Händen des Fürſten zurückgeblieben waren. Hier wurden die von ihrer Scholle vertriebenen Bauern von den fürſtlichen Amtleuten und königlichen Staroſten mit offenen Armen empfangen. Durch ihren pünktlich gezahlten Zins ſollten ſie die leeren Schatullen der Landesherren auffüllen, denn dieſe brauchten in ihrem Kampf gegen die ſteigende Macht der Stände dringend eine von deren Bewilligungsrecht unabhängige Geldquelle. Hatten die Bauern erſt einmal die Grenze des herzoglichen Amtes überſchritten und damit den Bereich adliger Gerichtsbarkeit hinter ſich gebracht, ſo waren ſie vor den Nachſtellungen ihres alten Grundherren ziemlich ſicher. Das beweiſen z. B. die vergeblichen Schreiben der Glaſenapps an den fürſtlichen Amtshauptmann in Neuſtettin[5] mit der Bitte, ihnen ihre entlaufenen Bauern wieder auszufolgen oder ſie zum mindeſten dazu anzuhalten, ſich mit ihnen „wegen der Leibeigenſchaft“ zu vergleichen, d. h. ſich loszukaufen. Die Folge dieſes Entlaufens war eine noch größere Leutenot in den alten Gebieten, damit verbunden eine ſchärfere Anſpannung der Dienſte und vermehrtes Bauernlegen, alſo eine Schraube ohne Ende.

---

[5] Staatsarchiv Stettin, Rep. 4/I/45/Nr. 49f./Vol. 1/Bl. 181f.

Hatte man gar noch die Hofwehr „geſtohlen“ nach den damaligen Rechtsbegriffen oder ſonſt etwas auf dem Kerbholz, ſo war es ſicherer, die Landesgrenze hinter ſich zu bringen. Ja, es war damals ſogar üblich geworden, daß die Bauern in ihren Beſchwerdebriefen an den Herzog für den Fall der Nichtabſtellung irgendwelcher Mißſtände die Drohung hinzufügten, daß ſie dann gezwungen ſein würden, nach Polen zu „verlaufen“. Gerade das Beiſpiel der Glaſenapps und des benachbarten Amtes Neuſtettin zeigt ſehr ſchön, wo die geographiſche Grenze zwiſchen Abwanderungs- und Zuwanderungsgebiet liegt: Sie verlief dort, wo die erſte Koloniſation halt gemacht hatte, am Nordrand der kuppigen Grundmoränenzone. Das reiche, altbeſiedelte Belgarder Land auf der Nordſeite entleerte ſich, die großen Gutsbetriebe nahmen ihre Entwicklung. Die landwirtſchaftlich weniger günſtige Südabdachung des Höhenrückens füllte ſich mit Siedlern. Die allgemeine Wanderrichtung war durch den Raum gegeben und verlief nordweſtlich-ſüdöſtlich.

Aber auch die auf der Südabdachung des Höhenrückens gelegenen alten Amtsdörfer um Neuſtettin, die z. T. 30 bis 40 Vollhufner zählten — eine für jene Gegend außerordentlich hohe Zahl — gaben von ihrem Menſchenüberfluß an das Rodeland ab. Zum Teil gelang es hier, den Wanderweg einzelner Familien zu verfolgen. Auch ehrſame ſtädtiſche Ackerbürger aus Neuſtettin, die es zu Vermögen gebracht hatten, ließen ſich als Lokatoren und Schulzen der neuen Dörfer von den Amtsleuten annehmen. Ein reiches Namenmaterial aus den alten und neuen Dörfern wurde für jene Zeit geſammelt und wird ſpäter veröffentlicht werden.

Aber auch der Adel diesſeits und jenſeits der Reichsgrenze erkannte die Möglichkeit einer gewaltigen Intenſivierung ſeiner Wirtſchaft und einer Steigerung ſeines Einkommens durch die Anſiedlung deutſcher Bauern. Zwar hätte er lieber ſeinen Eigenbetrieb durch Anlegen von Vorwerken vergrößert, aber wo hätte er dann die erforderlichen Arbeitskräfte für die Arbeit der Rodung hernehmen ſollen? So bediente man ſich der Arbeitskraft des Bauern unter der Vorſpiegelung, er arbeite für ſich ſelbſt, um ihn dann nach zehn, zwanzig Jahren zu „legen“ und zum Weiterwandern zu veranlaſſen. Auf dieſe Weiſe entſtanden zahlreiche Vorwerke innerhalb und außerhalb der Dörfer im Neurodungsgebiet.

Auch der Herzog machte es ähnlich ſo, indem er z. B. das alte Amtsdorf Galow nördlich von Neuſtettin in ein Schäfereivorwerk verwandeln, aber gleichzeitig im Süden des Amtes im Waldland neue Bauerndörfer durch Rodung anlegen ließ. Im ganzen iſt der Prozeß des Bauernlegens im Gebiet der zweiten Koloniſation jedoch nicht ſo weit gediehen wie im altkoloniſierten Land. Schon rein zeitlich konnte er hier erſt dann einſetzen, als die Folgen dieſes Vorganges im altbeſiedelten Land ſich in einer Rodung des Neulandes ausgewirkt hatten. Daher herrſcht auch heute noch im

Gebiet der zweiten Koloniſation das Bauerndorf vor dem Gutsbetrieb vor, insbeſondere in dem ehemaligen Amts- und Staroſteibeſitz.

Im Kreis Neuſtettin ging die Rodung einmal von den alten Amtsdörfern, zum andern aber auch von den dort vorhandenen adligen Ritterſitzen aus. Die alten Lehnsbriefe der Geſchlechter lauteten meiſt auf das alte Stammgut und eine „Heide“, d. h. einen Teil der umliegenden Waldungen, in denen ſie u. a. Jagd- und Beutengerechtigkeit hatten. Dieſe Heiden wurden nun gerodet und mit Bauerndörfern und Vorwerken beſetzt. Da Grenzbeſtimmungen in den alten Privilegien meiſt gar nicht oder nur ſehr ungenau gegeben worden waren, kamen bei Fortſchreiten der Rodung die einzelnen Geſchlechter ſehr bald miteinander in Konflikt. Die alten Hütungs-, Holzungs-, Maſt-, Jagd- und Beutengerechtigkeiten in den Wäldern und wüſten Feldmarken, die jedoch kein Recht zur Rodung und Beſiedlung verliehen, gaben Anlaß zu zahlloſen Streitigkeiten. Dickleibige Aktenbündel füllten ſich mit Klagen und Gegenklagen, die heute zwar eine wertvolle Fundgrube für Nachrichten über dieſe Zeit bilden, aber doch vielfach nur den zweiten Teil des Siedlungsvorganges, als die Koloniſation bereits ins Stocken geriet, umfaſſen. Man rodete dorthin, wo Raum war, und das war im Süden des Landes der Fall. So haben wir die Erſcheinung, daß jeweils der Stammſitz eines Geſchlechts in der Nordecke ſeines Beſitzes liegt, während dieſer ſich von dort in einem langen Streifen über die neugegründeten Dörfer nach Süden zieht.

Um 1600 kommt die Bewegung langſam zum Stehen. Mehrmals kommen geplante Siedlungen nicht mehr zur Ausführung, da die umliegenden, etwas früher angelegten Dörfer den Herzog mit Bittſchriften beſtürmen, die Neugründung zu verbieten, weil ihnen ſonſt ihre „Nahrung“ zu ſehr verkürzt würde. Der Raum war bereits knapp geworden, und zur Hütung und Holzung mußte man weite Strecken Wald und Heide liegen laſſen. Da auch die Klagen der Geſchlechter untereinander und gegen die Amtsleute nicht aufhören wollten, verbot ſchließlich der Herzog jede weitere Siedlung. Es war auch vorgekommen, daß Schulzen und Bauern ſich von den Amtleuten annehmen ließen, rodeten, ihre Freijahre abſaßen und dann wieder weiterzogen, ebenſo wie auch die Söhne der Neuſiedler.

So wurde die Bewegung über die Grenzen hinweggetragen. Schon ziemlich früh war eine Reihe von Dörfern an der Oſtſeite der Staroſtei Draheim (vgl. Karte), begünſtigt durch die Nähe der pommerſchen Grenze und das Auftreten der oben erwähnten Übergangszone, entſtanden. Zum Teil waren es urſprünglich Gründungen der vier pommerſchen Geſchlechter Glaſenapp, Wolde, Münchow, Zaſtrow, die ſich im Vertrauen auf ihre Lehnsbriefe („Pielburgiſche Heide“) wohl zu weit über die Reichsgrenze vorgewagt hatten. Später erſt drang die Bewegung ins Innere und in den Norden der Staroſtei ein, der von ſchwer zu bearbeitender, kuppiger Grundmoränenlandſchaft erfüllt iſt.

Im Süden, in der Staroſtei Deutſch-Krone, wurden zuerſt die noch auf dem fruchtbaren Geſchiebelehmboden der „Neuſtettiner Halbinſel“ liegenden Orte gegründet (Zippnow, Brieſenitz) und auch die ſpätere Stadt Jaſtrow. Hier griff die Krone Polen — ob mit Recht oder Unrecht, ſei hier nicht unterſucht — auf ein Gebiet über, das ſeiner natürlichen Begrenzung nach zu Pommern gehörte (vgl. Karte!). Die dort angelegten Orte ſind urſprünglich tatſächlich von Pommern angelegt worden. Ja, es wird nach ihrem Verluſt noch in einem umfangreichen Zeugenverhör feſtgeſtellt, daß die vorher dort anſäſſigen Beutner ihren Honigzins auf dem Amt Neuſtettin abgeliefert haben. — Später erſtreckte ſich die Beſiedlung auch auf den Raum des unteren Pilow- und Küddow-Sanders, dem Verlauf der Bäche folgend, die hier als Erben der Schmelzwaſſerſtröme nach Süden und Südoſten der Netze zueilen.

Häufig entwickelte ſich geradezu eine Siedlungskonkurrenz zwiſchen Polen und Pommern, wobei beide allerdings ausſchließlich mit deutſchen Siedlern arbeiteten [6].

Setzte der Staroſt von Deutſch-Krone im Süden ein Dorf an, ſo erfolgte ſofort eine Gegengründung der pommerſchen Geſchlechter im Norden — oder umgekehrt —, um zu verhindern, daß die Grenze in dem Niemandsland der weiten Waldungen durch Schaffung vollendeter Tatſachen allmählich in der einen oder andern Richtung verſchoben würde. Die Bauernſchaft erhielt in ihren Privilegien oft die ausdrückliche Erlaubnis, Schußwaffen halten zu dürfen zum Schutz der Grenze. Trotzdem erfolgte vielfach ein allmähliches Hinausrücken der Grenze nach Norden, da die Geſchlechter aus eigener Kraft ſich gegen die geſchloſſene Macht des Staroſten auf die Dauer nicht halten konnten und vom Herzog trotz aller Bitten keine Hilfe erhielten. Die Bauern leiſteten ſchließlich den Untertaneneid dem, der ſie am beſten zu ſchützen verſtand. So kam es, daß die Geſchlechter zum Teil die von ihnen ſelbſt angelegten Dörfer wieder zerſtörten, um ſie nicht den Polen in die Hände fallen zu laſſen und die „meineidigen und abtrünnigen“ Bauern zu beſtrafen.

Gleichzeitig war auch der Kreis Flatow von der Bewegung erfaßt und mit einem Kranz deutſcher Bauerndörfer an ſeiner Nordweſtſeite umſäumt worden. Als erſtes deutſches Dorf wurde Straßforth an der Stelle angelegt, wo eine von Neuſtettin über Ratzebuhr nach Flatow führende Straße — die Wanderſtraße der deutſchen Bauern nach Polen — die Küddow in einer Furt überſchreitet. Nach dem Namen der Grundherren, dem Geſchlecht von Grudna-Grudzinſki, erhielt es zuerſt den Namen Grudna, der ſich aber bei den deutſchen Bewohnern nicht durchſetzen konnte. Mit dem Vermerk „noviter locata“ taucht es als erſtes deutſches Dorf des Nakeler Diſtrikts 1578 in den polniſchen Steuerregiſtern auf. Die Grundherren von Flatow und Krojanke förderten die Anſiedlung deutſcher Bauern mit allen Mitteln. Sporadiſch drang dieſe auch ins Innere des Kreiſes, ja ſogar darüber hinaus in die Kreiſe Wirſitz und Nakel und über die Netze nach Süden vorſtoßend ins Poſenſche und Kujawiſche Land ein. Das geſchloſſene Gebiet deutſcher Schulzendorfkoloniſation aber iſt am Oſtrand des Küddow-Sanders zu Ende. Die Gründe dafür gehen aus der eingangs gegebenen hiſtoriſchen und geographiſchen Entwicklung hervor.

---

[6] H. G. Oſt, Zur Beſiedlungsgeſchichte eines pommerſch-polniſchen Grenzdorfes im 16. Jahrhundert Grenzm. Heimatbl. 1937.

Eine ſpezielle Darſtellung des Siedlungsganges in den einzelnen Teilgebieten wird ſpäter erfolgen, desgleichen eine Behandlung des wirtſchaftlichen und ſozialen Aufbaus der neuen Dörfer. Hier ſei jedoch ſchon auf eine eigenartige Dorfform hingewieſen, die in dieſem Gebiet ausſchließlich Siedlungen des 16. Jahrhunderts eignet. Schlenger[7] hat ſie uns aus Schleſien als Rechteckangerdorf beſchrieben. Sie entſteht, wenn der Dorfanger durch die Talaue eines Baches eingenommen wird. Auf den beiden Talrändern oder einer Zwiſchenterraſſe ziehen dann parallel zueinander zwei Dorfſtraßen hin, die urſprünglich nur an der Außenſeite bebaut ſind. An einigen Stellen ſind ſie leiterartig durch Querwege verbunden, die in einer Furt oder auf Brücken den Bach überſchreiten. In unſerm Unterſuchungsgebiet findet ſich dieſe Form beſonders häufig an den kleinen Flüſſen, die den Pilow-Sander in ſüdöſtlicher Richtung durchziehen (vgl. Karte), ſowie in den Tälchen, die den Weſtrand der Flatower Diluvialplatte gegen den Küddow-Sander hin zerſchneiden (vgl. Karte). Verjüngt ſich ein ſolches Tal ſehr raſch, ſo laufen die beiden Dorfſtraßen nicht mehr parallel, ſondern ſie konvergieren und vereinigen ſich unter Umſtänden.

Tritt an die Stelle des Baches ein See, ſo kann ſich naturgemäß nur die eine Hälfte des Dorfes entwickeln, das dann in der Regel als dichtgeſchloſſene Reihe auf der Landſeite der Dorfſtraße liegt, die parallel zum Seeufer zieht (Pielburg und Dummerfitz am Pielburg-See, Kr. Neuſtettin; Hundskopf, Kr. Dramburg; Starſen, Kr. Schlochau; Stüſſelsdorf, Kr. Wirſitz). Iſt der Durchmeſſer dieſes Sees nicht größer als 200 bis 300 m, ſo zieht ſich die Gehöftreihe um den ganzen See herum und bildet einen geſchloſſenen Ring (Doderlage, Kr. Deutſch-Krone; Gr.-Linichen, Kr. Dramburg).

Auffällig iſt, daß die Form des Rechteckangerdorfs ſich ausſchließlich auf das Areal der zweiten Koloniſation beſchränkt und in der näheren und weiteren Umgebung des Unterſuchungsgebietes nicht auftritt. Natürlich ſind beſtimmte topographiſche Verhältniſſe, die im Gebiet des Küddow-Pilow-Sanders gegeben ſind, Vorausſetzung. Aber auch in der Tucheler Heide und anderen Teilen Oſtpommerns und der Neumark, in denen ähnliche Bedingungen vorliegen, findet ſich dieſe Form nicht.

In bezug auf die Flureinteilung kann man die genannten Dörfer, die perlſchnurartig an den Bächen aufgereiht ſind, nach der Schlengerſchen Formulierung als „kurze Waldhufendörfer“ bezeichnen. Dieſelbe Flurform hat Leipoldt aus dem Vogtland als „Gelängetypus“ beſchrieben[8]. Die einzelnen Stücke ziehen ſich hinter jedem Gehöft durch die ganze Flur, die in lauter parallel laufende Streifen eingeteilt iſt, aber das Dorf nimmt nicht die ganze Länge der Gemarkung ein. Daß dieſe Flurform im behandelten Gebiet ſchon im 16. Jahrhundert beſtand, müßte indes erſt noch bewieſen werden. Am reinſten ausgebildet findet ſie ſich bei den Dörfern im Sander. Selbſtverſtändlich hat hier die außerordentliche Gleichförmigkeit der Bodenverhältniſſe das Zuſtandekommen dieſer Feldeinteilung begünſtigt. Da tiefer gelegene Zwiſchenterraſſen zwiſchen Sander und Talaue kleine Unterſchiede in der Bodengüte hervorbringen, laufen die Feldſtreifen quer zu ihnen und damit quer zur Gefällsrichtung des Sanders.

---

[7] H. Schlenger, Formen ländlicher Siedlungen in Schleſien. Breslau 1930.

[8] J. Leipoldt, Die Geſchichte der oſtdeutſchen Koloniſation im Vogtland. Plauen i. V. 1927.

Nicht alle Neudörfer unſeres Gebiets zeigen die eben beſchriebenen Formen. Liegen ſie auf der Diluvialhochfläche, ſo ſind ſie wie die Siedlungen der erſten Koloniſation meiſt als Spindelangerdörfer entwickelt. Oft handelt es ſich dann um Neugründungen auf alten Siedlungsplätzen.

I. Die wichtigſten gedruckten Quellen

1. Baranowſki, J. T. Prusy Królowskie. Źródła Dziejowe XXIII: Polska XVI wieku pod względem geograficzno-statystycznym: Tom XII. Warſchau 1911.
2. Goerke, O. Die Privilegien der dörflichen Bevölkerung des Kreiſes Flatow. Z. d. hiſt. Ver. Marienwerder 56, 3—84, 1918.
3. Gollmert, L. Das Neumärkiſche Landbuch Markgraf Ludwigs d. Ä. vom Jahre 1337. Frankfurt a. d. O. 1862.
4. Joachim, E. und van Nieſſen, P. Urkunden zur Geſchichte der Neumark. Schr. d. Ver. f. Geſch. d. Neum. 3, 1895.
5. Kętrzyńſki, W. Regestr poboru podwoynego 1648 roku w Malborku na Seymiku generalnym Ziem Pruskich uchwalonego. Rocz. Tow. Przyjaciół Mauk Poznańskiego 6, 164ff., 1871.
6. Klempin, E. und Kratz, G. Matrikeln und Verzeichniſſe der pommerſchen Ritterſchaft. Stettin 1863.
7. Kratz, G. Geſchichte des Geſchlechts von Kleiſt. Bd. 1: Urkundenbuch. Berlin 1862.
8. Panſke, P. Visitatio Archidiaconatus Camenensis . . . per Stanislaum Trebnic Anno Domini 1653 peracta. Tow. Nauk. w Toruniu. Fontes 11, 12, 1907—1908.
9. Panſke, P. Handfeſten der Komturei Schlochau. Danzig 1921.
10. Panſke, P. Documenta Capitaneatus Slochoviensis. Tow. Nauk. w Toruniu. Fontes 28, 1935.
11. Parczewſki, A. J. Analekta Wielkopolskie. Tom I: Rejestr Poborowy Województwa Kaliskiego 1618—1620. Warſchau 1879.
12. Pawińſki, A. Wielkopolska. Źródła Dziejowe XII: Polska XVI wieku pod względem geograficzno-statystycznym, Tom I. Warſchau 1883.
13. Sello, G. Geſchichtsquellen des burg- und ſchloßgeſeſſenen Geſchlechts von Borcke I—V. Berlin 1901—1912.
14. Ulanowſki, B. Visitationes Bonorum Archiepiscopatus Gnesnensis Saeculi XVI. Krakau 1920.

II. Die wichtigſte Literatur

15. v. Bonin, U. Geſchichte des hinterpommerſchen Geſchlechts von Bonin. Berlin 1864.
16. Breyer, A. Die Herkunft der deutſchen Landbevölkerung auf der Kujawiſchen Seenplatte. Dtſch. Monatshefte in Polen 1, 35—42, 1934.

17. **Brüggemann**, L. W. Ausführliche Beſchreibung des gegenwärtigen Zuſtandes des Königl.-Preuß. Herzogthums Vor- und Hinterpommern, 1—3. Stettin 1779, 1784.
18. v. **Glaſenapp**, E. Beiträge zur Geſchichte des alt-hinterpommerſchen Geſchlechts der Erb-, Burg- und Schloßgeſeſſenen von Glaſenapp 1—2. Berlin 1884, 1897.
19. v. **Lettow**, H. Beiträge zur Geſchichte des Geſchlechts von Lettow-Vorbeck 1—3. Lauenburg 1882.
20. v. **Lettow**, H. Neue Beiträge zur Geſchichte des Geſchlechts von Lettow-Vorbeck. Stolp 1905.
21. v. **Maſſow**, W. Die Maſſows. Geſchichte einer pommerſchen Adelsfamilie. Halle 1931.
22. **Schmidt**, E. Geſchichte des Deutſchtums im Lande Poſen. Bromberg 1904.
23. **Schultz**, Fr. Geſchichte des Kreiſes Deutſch-Krone. Deutſch-Krone 1902.
24. **Tümpel**, K. Neuſtettin in 6 Jahrhunderten. Neuſtettin 1910.
25. **Waterſtraat**, H. Geſchichte des Geſchlechts von Hertzberg 1—3. Stettin 1906—1908.
26. v. **Zaſtrow**, O. Die Zaſtrowen. (Nicht im Handel.) Berlin 1870.

Das Schrifttum über Agrarverfaſſung und Agrarpolitik der deutſchen Volksgruppen in Nordoſt- und Südoſteuropa

I. Einige Arbeiten über die baltiſchen Länder[1]

Von Hans-Jürgen Seraphim

Wie der Titel dieſes Aufſatzes zeigt, kann es ſich in folgendem nur um eine kleine Auswahl des vorhandenen Schrifttums handeln. Die herangezogenen Werke und Aufſätze ſollen gleichſam beiſpielhaft zeigen, wie vorherrſchenderweiſe in der agrarpolitiſchen Literatur die Problematik des Auslanddeutſchtums geſehen wird, welche Frageſtellungen vornehmlich intereſſieren und was in der Analyſe bisher noch zurücktritt. Wenn alſo an Hand der einen oder der anderen Arbeit für die Zukunft Wünſche angemeldet und Lücken angemerkt werden, dann geſchieht dies nicht, um die vorliegenden Leiſtungen herabzuſetzen, ſondern um anzuregen.

„Einige Arbeiten“ über Agrarverfaſſung und Agrarpolitik der deutſchen Volksgruppen in den baltiſchen Ländern ſollen nachfolgend gewürdigt werden. Die Geſichtspunkte, nach denen die Auswahl getroffen wurde, ſind ſelbſtverſtändlich nicht wertender Art. Nicht ein Mehr oder Weniger an „Wichtigkeit“ war entſcheidend, auch nicht Abweichungen im Thematiſchen oder Gradunterſchiede im „Wiſſenſchaftlichen“, ſondern einzig und allein die Zeitſpanne, innerhalb deren die Arbeiten erſchienen ſind. Der Raum verbot es, die geſamte Nachkriegszeitliteratur in den Kreis der Betrachtung zu ziehen. Das Stichjahr 1930, das (mit einer Ausnahme) gewählt wurde, iſt willkürlich. Man hätte auch mit einem früheren oder ſpäteren beginnen können. Wenn gerade dieſes Jahr zum Ausgangspunkt gemacht wurde, ſo deshalb, weil es für den Charakter des Schrifttums über die Agrarverfaſſung und Agrarpolitik des Deutſchtums im baltiſchen Raum in gewiſſem Sinne, wie zu zeigen ſein wird, eine Wende darſtellt.

Allgemein geſehen kann es keinem Zweifel unterliegen, daß in dem neueren Schrifttum über das Grenz- und Auslanddeutſchtum gerade die wirtſchaftliche Problematik außerordentlich ſtark zurücktritt. Bis vor ganz kurzem wurden Volkstumsfragen faſt ausſchließlich kultur- und kirchenpolitiſch geſehen. Erſt die grundſtürzenden Veränderungen der Nachkriegszeit, der Vernichtungskampf gegen die deutſchen Volksgruppen mit allen, nicht zuletzt auch mit wirtſchaftlichen Mitteln, ſchärften zunehmend den Blick dafür, daß die Behauptung des Volkstums gleichzeitig die Erhaltung der wirtſchaftlichen Exiſtenz in ſich ſchließt. Ohne daß aus dieſem Verſtehen heraus bisher für die Volkswirtſchaftslehre als Diſziplin, d. h. für die Neufeſtlegung ihres Erfahrungs- und Erkenntnisobjekts die notwendigen Folgerungen gezogen worden wären — die zünftige „Volks“wirtſchaftslehre verharrt nach wie vor auf ihrem nur-ökonomiſchen, beſtenfalls auf ihrem ſtaatswirtſchaftlichen Standpunkt — finden ſich jedoch in zunehmender Zahl Unterſuchungen, die ihre Problemſtellungen aus dem Gebiet auslanddeutſcher Wirtſchaftsfragen wählen.

---

[1] In zwangloſer Folge ſollen in den nächſten Heften weitere Gebiete behandelt werden.

Geht man der Frage nach, welche Themen bevorzugt werden, dann ergibt ſich, wie ohne weiteres anzunehmen war, eine Vorrangſtellung der agrarpolitiſchen Arbeiten. Zu erwarten war dieſes Ergebnis inſofern, als gerade auf dieſem Gebiet die überkommenen Verhältniſſe am radikalſten, am früheſten und am ſichtbarſten umgeſtaltet wurden. Die Welle der nordoſt- und ſüdoſteuropäiſchen Agrarreformen und Agrarrevolutionen hat nicht nur die Agrarſtruktur Oſtmitteleuropas als ganzes, ſondern auch, und gerade die Agrarſtruktur der deutſchen Volksgruppen fundamental verändert, ja bis zur Unkenntlichkeit vernichtet. Es handelte ſich dabei um ein Geſchehen von ſo einzigartigen Ausmaßen und Tiefenwirkungen, daß es gewiß nicht wundernehmen kann, wenn hierdurch auch die bislang zurückhaltende wiſſenſchaftliche Forſchung mobiliſiert wird. Von ganz wenigen Ausnahmen abgeſehen beſchäftigen ſich die volkswirtſchaftlichen Arbeiten, welche Probleme des Auslanddeutſchtums behandeln, mit dem landwirtſchaftlichen Sektor.

Dieſe allgemeine Feſtſtellung gilt nun im beſonderen auch für das Gebiet, das dieſer Aufſatz zum Objekt ſeiner Analyſe gemacht hat, das Gebiet der baltiſchen Staaten Eſtland, Lettland und Litauen. Auch hier ſteht das Agrarproblem ganz im Vordergrund des wiſſenſchaftlichen Intereſſes, obgleich neben die ſog. Agrarreformen in den letzten Jahren andere ſtaatliche Maßnahmen wirtſchaftspolitiſcher Art getreten ſind, die von kaum geringerem Einfluß auf die materielle Exiſtenz des baltiſchen Deutſchtums ſind. Wie ſehr immer noch die agrarpolitiſche Problematik der wirtſchaftswiſſenſchaftlichen Forſchung ihr Gepräge aufdrückt, zeigt eine Durchſicht der führenden deutſch-baltiſchen Zeitſchrift, der Baltiſchen Monatshefte. Überprüft man die Jahrgänge ſeit 1930, dann fallen drei Aufſätze von einer gewiſſen Bedeutung auf. Es handelt ſich einmal um die grundſätzlichen Darlegungen von Herbert Girgenſohn: „Über die Bedeutung der Bodenſtändigkeit des baltiſchen Deutſchtums“ (Balt. Monatshefte 1933, Heft 3, S. 125 ff.), der in der zunehmenden Entwurzelung des Baltentums und in der gleichzeitigen unaufhaltſamen Vergroßſtädterung mit Recht ſchwerſte Gefahren für die ſeeliſche Haltung und für die biologiſche Lebenskraft ſieht und Selbſtbeſinnung und Umkehr fordert, eine Mahnung, die in Praxi überaus ſchwer zu realiſieren iſt, aber doch zeigt, daß das Problem der baltiſchen Exiſtenz in ſeiner ganzen Tiefe erkannt wird. Die beiden anderen Aufſätze von Dagmar Starck—von Klot: „Der Exiſtenzkampf deutſcher Gutsreſte in Lettland“ (Balt. Monatshefte 1933, Heft 3, S. 134 ff.) und von Ad. von Mickwitz: „Die Landwirtſchaft Eſtlands, insbeſondere die deutſchen Betriebe im Kampf mit der Kriſe" (Balt. Monatshefte 1932, Heft 7/8, S. 497 ff.) zeigen demgegenüber, wie ſich das Ringen um Bodenſtändigkeit in Wirklichkeit abſpielt. Die Grundhaltung iſt in beiden Fällen realiſtiſch. Die Schwierigkeiten und Gefahren werden deutlich geſehen, aber auch nicht überſchätzt. Gerade die Darlegungen von Mickwitz, der ein beſonders guter Kenner der landwirtſchaftlichen Verhältniſſe Eſtlands und der deutſchen Betriebe im beſonderen iſt, zeigen, wie die deutſch-baltiſchen Landwirte ſelbſt die Lage beurteilen. Es iſt ein gewiſſer Stolz, der im Aufſatz anklingt: gewiß, ein Vergleich mit dem Ernſt iſt auch wirtſchaftlich nicht möglich, aber es iſt mancherlei geſchaffen worden, was den deutſchen Landwirt mit Befriedigung erfüllen darf und ihm auch die Anerkennung des herrſchenden Staatsvolkes, ſoweit es objektiv urteilt, eingetragen hat.

Der Eindruck einer einſeitigen Hervorhebung landwirtſchaftlicher Frageſtellungen, die bei der Durchſicht der baltiſchen Monatshefte auffällt, wird beſtätigt durch den umfaſſenden Artikel „Deutſchbalten und baltiſche Lande", der in der 3. und 4. Lieferung des II. Bandes des Handwörterbuches des Grenz- und Ausland-Deutſchtums, (1936) erſchienen iſt. Der Abſchnitt „Wirtſchaftliches Leben der Deutſchen" iſt auf ganze fünf Seiten zuſammengedrängt und ſticht merklich ab von den ſehr ſchönen Zuſammenfaſſungen über die anderen Teilprobleme, bei denen übrigens wiederholt Dinge behandelt werden, die auch den Agrarpolitiker direkt oder indirekt angehen. Das Kapitel über die Bevölkerungsverhältniſſe z. B. bringt bedeutſame Hinweiſe auf die Unterſchiedlichkeiten im Aufbau der deutſchen Volksgruppe in Stadt und Land; die hiſtoriſchen Teile gehen wiederholt auf die agrargeſchichtliche Entwicklung des Landes ein; die Abſchnitte über das politiſche Leben des Baltentums ſeit 1918 behandeln u. a. die Agrargeſetze der Nachkriegszeit und ihre wirtſchaftlichen und ſozialen Wirkungen, gut unterſtützt durch einige Gutsaufteilungspläne. Auch die ſiedlungsgeſchichtlichen Ausführungen ſind teilweiſe agrarwirtſchaftlich bemerkenswert. Einen ſtarken agrarpolitiſchen Einſchlag zeigen ferner die Ausführungen über die ſoziale Entwicklung und Gliederung der deutſch-baltiſchen Bevölkerung. Aus dieſen Hinweiſen iſt bereits zu entnehmen, daß die agrargeſchichtlich und agrarpolitiſch relevanten Teile des weitſchichtigen Artikels, die meiſt aus der Feder von A. Frh. v. Taube, P. Johanſen, K. Schulz, H. Handrack u. a. ſtammen, auf mehrere Teilkapitel verſtreut ſind. Die Darſtellung iſt knapp und bringt ſowohl die Problemſtellungen wie das notwendige Tatſachenmaterial, letzteres in einer durchaus überſichtlichen, wo es ſich empfiehlt, in tabellariſcher Form. Reiche Literaturhinweiſe ermöglichen eine Vertiefung des Studiums. Im ganzen eine dem Weſen eines Handwörterbuchs angemeſſene ſchöne Leiſtung, die einen Querſchnitt durch den gegenwärtigen Stand der baltiſchen Auffaſſung bringt. Wir entnehmen dem Geſamtartikel — dies ſei noch einmal hervorgehoben — wie ſehr ſich das volkswirtſchaftliche Intereſſe der baltiſchen Forſchung auf das Agrarproblem konzentriert.

Unter dieſen Umſtänden kann es nicht wundernehmen, daß die ausgeſprochen landwirtſchaftspolitiſche Spezialliteratur verhältnismäßig reichhaltig iſt. Sie ſetzt die, man kann ſchon beinahe ſagen, traditionelle Themaſtellung des erſten Jahrzehnts der Nachkriegsforſchung fort, verleiht ihr aber doch eine neue Note. Bis 1930 überwogen die allgemeinen Darſtellungen. Genannt ſeien hier nur u. a. meine Schrift: „Lettland und Eſtland“, oſteuropäiſche Länderberichte. Bd. I, Breslau 1927; U. Lüth, Die lettländiſche Landwirtſchaft vor und nach dem Weltkriege. Breslauer Diſſertation 1929; W. Rudolph, Die Landwirtſchaft Lettlands. Mitau 1929; K. Jaeck, Geſchichte der baltiſchen Landesverfaſſung und ihre Umwälzung. Würzburger Diſſertation 1926. Neben ihnen ſtand das Thema der Agrarreformen naturgemäß auch im Mittelpunkt der wiſſenſchaftlichen Forſchung. Beſonders bekannt geworden ſind die wegweiſenden Arbeiten von H. Baron Foelkerſahm, Die Entwicklung der Agrarverfaſſung Livlands und Kurlands und die Umwälzungen der Agrarverhältniſſe in der Republik Lettland. Greifswalder Staatswiſſenſchaftliche Abhandlungen. Greifswald 1923, von H. Krauſe, Die Agrarreformen in Lettland und Eſtland, herausgegeben vom Oſteuropa-Inſtitut. Breslau 1927 und von A. von Tobien, Die Agrarrevolution in Eſtland, Berlin 1923.

Während die drei letztgenannten Unterſuchungen im ganzen geſehen bemüht ſind, die grundſätzlichen Dinge herauszuſtellen — (Tobiens Kampfſchrift bleibt noch ganz im Prinzipiellen ſtecken, Foelkerſahm ſieht erſtmalig den agraren Umbruch im Rahmen großer hiſtoriſcher Perſpektiven und Krauſe arbeitet durch die Parallelbetrachtung der Agrargeſetzgebungen beider Staaten ebenfalls Grundſätzliches heraus), wendet man ſich in den letzten Jahren in zunehmendem Maße der beſonderen durch die Agrarreformen bedingten Problematik zu. Ja, hier und da wird dieſe Frageſtellung wieder bereits verlaſſen und zugunſten anderer Objekte zurückgedrängt, die — das ſei ausdrücklich angemerkt — natürlich nicht beziehungslos zu ihr daſtehen, jedoch eine Problematik sui generis umſchließen.

Zu der Gruppe der zuſammenfaſſenden Darſtellungen im Sinne der Krauſeſchen Arbeit gehört die wertvolle Studie von O. Korfes über „Die Agrarrevolution in Eſtland und Lettland“, die in dem von M. Sering herausgegebenen Sammelwerk „Die agrariſchen Umwälzungen im außerruſſiſchen Oſteuropa“, Berlin und Leipzig 1930, erſchienen iſt. In vier großen Kapiteln bringt der Verfaſſer die agrariſchen Verhältniſſe vor der Reform, die Beſeitigung der alten Agrarverfaſſung, die Durchführung der Reformen und endlich ihre Ergebniſſe. Gegenüber den Studien über die baltiſchen Agrarreformen, die oben genannt wurden, hat die Schilderung Korfes den großen Vorzug, bedeutend mehr Erfahrungsmaterial verwertet zu haben. Wir lernen nicht nur kennen, wie die „Reform“geſetzgebung ausſah, ſondern darüber hinaus — wenigſtens für einzelne Fragen —, wie ſie gehandhabt wurde. Auch die Ergebniſſe ſind bereits in groben Strichen herausgearbeitet, beſonders in der Richtung landwirtſchaftlicher Ertragsgeſtaltung. Im ganzen eine abgewogene, auf eingehendem Quellenſtudium beruhende Arbeit ſtreng wiſſenſchaftlichen Charakters, die im weſentlichen die bisherigen Forſchungsergebniſſe beſtätigt, und vor allem auch den durch und durch etatiſtiſchen und chauviniſtiſchen Grundzug der lettländiſchen und eſtländiſchen Geſetzgebungsakte unterſtreicht. Die Herausarbeitung der tatſächlichen Motive gerade durch nichtbaltiſche Forſcher (zu denen übrigens auch Krauſe gehört) iſt wiſſenſchaftlich beſonders wichtig und für die Beurteilung der Maßnahmen entſcheidend, da die Balten verſtändlicherweiſe nicht ſo leidenſchaftslos die Dinge zu betrachten vermögen wie reichsdeutſche Forſcher.

Daß ſtärkſte innere Anteilnahme und leidenſchaftliche Stellungnahme mit ſorgfältigſtem Quellenſtudium und wiſſenſchaftlicher Haltung zu vereinen ſind, beweiſen die Kapitel über „Die Agrarrevolution in Lettland“ von Alexander von Tobien im zweiten Band ſeines großen Werkes „Die livländiſche Ritterſchaft“ (Berlin 1930). Die agrargeſchichtlichen und agrarpolitiſchen Studien v. Tobiens erheben ſich weit über den Rahmen eines landläufigen Provinzdurchſchnitts. Der 1929 Verſtorbene war ein ebenſo ausgezeichneter Praktiker wie tiefgründiger Gelehrter, vor allem aber eine in ſich geſchloſſene Perſönlichkeit. Seine Darſtellung der Agrarrevolution in Lettland iſt in ihrer knappen, nur das Weſentliche herausarbeitenden Form meiſterhaft. Das Unzulängliche und Falſche an der lettiſchen Agrarpolitik wird von ihm ſchonungslos gegeiſelt und immer wieder die Schädlichkeit der „Reform“ für die ganze lettländiſche Volkswirtſchaft herausgeſtellt.

Und wieder iſt es ein reichsdeutſcher Gelehrter, der Punkt für Punkt die Ergebniſſe der Tobienſchen Darſtellung im Rahmen ſeiner „Livländiſchen Ritterſchaft“ beſtätigt, ein Nationalökonom, deſſen ruhige Zurückhaltung, deſſen völliges Unbeteiligtſein und deſſen immer wieder abwägende und im Grunde vermittelnde Einſtellung den denkbar größten Gegenſatz zu Tobien darſtellt, mit dem er nur eines gemein hat: die Gewiſſenhaftigkeit der Forſchung und die Unbedingtheit der Ermittlung der Wahrheit. H. Wollenweber hat zuſammen mit dem Verfaſſer dieſes Aufſatzes das Ergebnis der lettländiſchen Agrarreform an Ort und Stelle ſtudiert und dieſes im Sammelband „Siedlungstempo und Siedlungserfolg, Ergebniſſe einer Studienreiſe durch Lettland“ niedergelegt (Berichte über Landwirtſchaft, 75. Sonderheft, Berlin 1933). Wollenweber hat „Das Geſamtſiedlungsverfahren als Schulbeiſpiel der Arbeit einer Planungszentrale“, ich ſelber habe „Die beſonderen Blickpunkte des Siedlungsverfahrens: Reſtgutbildung und Neuwirtanſetzung“ bearbeitet. Beide Studien unterſcheiden ſich recht weſentlich von den bisherigen Verſuchen, die Agrarumwälzung vom Standpunkt der betroffenen Volksgruppe wie der betroffenen Geſamtvolkswirtſchaft zu würdigen. Und zwar jede in einer anderen Richtung. Während Wollenweber, wie bereits der Titel ſeiner Studie zum Ausdruck bringt, die lettiſche Agrarreform zum Anlaß nimmt, um anhand der bei ihr zutage getretenen Erſcheinungen die mit- und außenweltbedingten Grenzen jeder die Geſamtſtruktur einer Volkswirtſchaft verändernden wirtſchafts- und ſozialpolitiſchen Maßnahme darzulegen, verſucht meine Analyſe im Gegenteil die tatſächlichen Vorgänge bei der Reſtgutbildung und Neuwirtanſetzung auf Grund ſorgfältiger Studien an Ort und Stelle zu ermitteln. Und wieder ergibt ſich dasſelbe Bild, das das bereits genannte Schrifttum offenbart hatte: ſowohl die ganz und gar vom Theoretiſchen beſtimmte wie die von empiriſchen Ausgangspunkten herkommende Unterſuchung — ſie beide decken gleich eindeutig und ſcharf die inneren Bruchlinien der ſog. Reform auf und weiſen ihre Unzulänglichkeiten auf. Bezugnehmend auf das Siedlungswerk im Deutſchen Reich beſchließt Wollenweber ſeine Ausführungen mit einem mahnenden „Caveant consules", und dasſelbe ergibt meine Arbeit, deren Karten- und Bildmaterial den Text zu unterſtützen verſuchen. Sie zeigt, daß die Agrarreform faſt unter allen Umſtänden die Zerſtörung einer hochentwickelten Wirtſchaftskultur bedeutet hat, deren Träger das baltiſche Rittergut war. Für die deutſche Volksgruppe und deren „landiſchen" Teil ergibt ſich als Folge der ſog. Reformmaßnahmen das Problem der Lebensfähigkeit der Reſtgüter, die beſſer Gutsreſte genannt werden ſollten, während die Schaffung von lettiſchen Neuwirtſtellen für das Baltentum nur inſofern wichtig iſt, als hierdurch eine neue ländliche Mitwelt geſchaffen wird, ein ſoziales Milieu, das die deutſchen Gutsreſte allſeitig umgreift.

Von einer ganz anderen Problemſtellung kommt eine Spezialſtudie her, die vom ſiedlungsgeographiſchen Blickpunkt u. a. die Fragen der Neuſiedlerſtellen und Gutsreſte behandelt. Die „Siedlungsgeographie der Inſeln Oeſel und Moon" von Eva Scheibe (München 1934) zeigt auf Grund eingehender örtlicher Studien, wie ſtark ſogar auf der verhältnismäßig abgelegenen Inſelwelt Eſtlands der Einfluß des Deutſchtums ſelbſt in den Siedlungsformen geweſen iſt. Beſonders deutlich wird das natürlicherweiſe bei den ehemaligen Gütern ſichtbar, die die Verfaſſerin mit Recht „als Ausdrucksform des national und kulturell vom eſtniſchen Bauernvolk unterſchiedenen deutſch-baltiſchen Volksſtammes" anſpricht. Die Syſtematiſierung der Gutsformen und die Angaben über die baugeſchichtliche Entwicklung derſelben gehen zumindeſt indirekt auch den Agrarpolitiker etwas an. Die Zerſtörung dieſer hochſtehenden Kulturformen aber iſt wieder das Ergebnis jenes Vorganges, der ja die ganze baltiſche Landwirtſchaftsſtruktur der Gegenwart geformt hat, der Agrarreformen der Nachkriegszeit. Ihre Wirkung auf dem Gebiet der Siedlungsformen iſt in Eſtland die Staatspächterſiedlung, die als Ausdruck der Siedlungskultur auch gegenüber dem eingeſeſſenen Altbauerntum einen höchſt bedauerlichen Rückſchritt bedeutet. Die Studie Eva Scheibes erſchließt eine Welt im kleinen und zeigt, gerade weil ſie gar nicht vom Politiſchen her orientiert iſt, mit erſchütternder Eindringlichkeit die große kulturelle Bruchlinie der letzten Jahrzehnte in den baltiſchen Staaten.

Mit dieſer Arbeit beginnt die zunächſt noch nicht große Zahl monographiſcher Studien, die tiefer ſchürfen als die zuſammenfaſſenden Darſtellungen der erſten Forſchungszeit nach dem Kriege. Die Gemeinſchaftsarbeit von H. Wollenweber und mir (Siedlungstempo und Siedlungserfolg) war der erſte Anſatz in dieſer Richtung.

Ein weiterer dankenswerter Verſuch iſt gegeben durch die eingehende Unterſuchung der großen deutſchen Bauernkolonie in Südlivland, Hirſchenhof. Werner Conzes Monographie „Hirſchenhof, Die Geſchichte einer deutſchen Sprachinſel in Livland“ (Berlin 1934) ſchlägt ein Thema an, das bisher in der Baltiſchen agrarwiſſenſchaftlichen Forſchung von untergeordneter Bedeutung geweſen war, das Thema der deutſchen bäuerlichen Siedlung im baltiſchen Raum. Wir lernen in dieſem Buch ein Stück bäuerlichen Volksboden in ſeinem Entſtehen, Werden und Sichentfalten kennen, das ſich wohl in jedem und allem von der baltiſchen Agrarſtruktur der Vorkriegszeit unterſcheidet. Hirſchenhof hat deshalb auch über ein Jahrhundert eine durchaus iſolierte Stellung im baltiſchen Kultur- und Wirtſchaftsleben eingenommen. Der ſtets große Bevölkerungsüberſchuß der Kolonie hat allerdings Eingang in das deutſche Handwerk der Städte gefunden und iſt vor allem für Riga bedeutungsvoll geworden. Die volkspolitiſche Funktion des Hirſchenhöfer Bauerntums liegt für die Gegenwart und Zukunft in ſeiner biologiſchen Kraft. Dem baltiſchen Deutſchtum iſt die große Aufgabe geſtellt, dieſe „Koloniſten“, die ſeit 1767 im Lande anſäſſig ſind, in die deutſch-baltiſche Volksgemeinſchaft innerlich einzugliedern. Um ſo notwendiger iſt es, daß die Kenntnis der wirtſchaftlichen und ſozialen Eigenarten der Hirſchenhöfer weſentlich vertieft wird. Dieſe Aufgabe iſt Conze durchaus gelungen. Er lehnt ſich in ſeiner ſchönen Monographie an die Arbeiten von Ipſen und Kuhn an, die für die Erforſchung der deutſchen Volksinſeln in Oſtmitteleuropa methodiſche Pionierarbeit geleiſtet haben. Wir bedauern allerdings den von Conze gewählten Untertitel „Die Geſchichte einer deutſchen Sprachinſel in Livland“. Das weſentliche iſt für den Volkswirtſchaftler nicht die Tatſache, daß Hirſchenhof eine Sprachinſel iſt. Das iſt nur vom ſprachkundlichen Geſichtspunkt aus entſcheidend. Hirſchenhof iſt eine deutſche Bauerninſel in heute rein lettiſcher Umgebung. Wir tun gut daran, in Zukunft von Volksinſel oder Volksbodeninſel zu ſprechen, jedenfalls aber einen Ausdruck zu wählen, der die ganze Tiefe der Problematik wiedergibt und nicht an einem für den Wirtſchaftler nicht einmal entſcheidenden Merkmal haften bleibt. Im übrigen konnten gerade Kuhns methodiſche Anregungen beim Objekt Hirſchenhof weitgehend berückſichtigt werden.

Als eine der letzten Arbeiten agrarpolitiſchen Inhalts, die ſich den angedeuteten Entwicklungstendenzen einfügt, ſei meine Studie über „Die Wandlung der Agrarverfaſſung der deutſchen Volksgruppe in den baltiſchen Staaten“ (Berlin 1936, im Druck) genannt. Ich habe den Verſuch unternommen, die heute in Eſtland und Lettland wirkſamen Elemente der Agrarverfaſſung der deutſch-baltiſchen Volksgruppe im Gegenſatz zu den völlig anders gelagerten Verhältniſſen vor 1918 herauszuarbeiten. Im großen Zuge geſehen ergibt ſich das Bild zweier entgegengeſetzt verlaufender Erſcheinungsreihen: der urſprünglich dominierende Großgrundbeſitz ſchrumpft im Gefolge der Agrarrevolution ausdehnungsmäßig zu einem unbedeutenden Reſt zuſammen, der überdies auf Grund ſeiner ungünſtigen Betriebsſtruktur mit erheblichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Als Träger baltiſcher landiſcher Tradition und als Vertreter des landwirtſchaftlichen Fortſchritts iſt die Funktion des Reſtgutsbeſitzers jedoch trotzdem eine beſonders wichtige. Das deutſche Bauerntum wiederum, das — von der Kolonie Hirſchenhof abgeſehen — erſt kurz vor dem Weltkriege in den baltiſchen Ländern anſäſſig gemacht wurde, hat trotz Einbußen im einzelnen ſich weſentlich beſſer halten können als der Großgrundbeſitz und ſpielt infolgedeſſen in der Gegenwart eine verhältnismäßig viel größere Rolle als vor der Agrarrevolution. — Die Studie ſtellt alſo ſtärker als es im Regelfall bisher im baltiſchen Schrifttum der Fall war, das „Koloniſtenproblem“ in ſeinem ganzen Umfang zur Diskuſſion und erſtrebt den Beweis, daß die organiſche Eingliederung des Koloniſten in die Schicht des altbaltiſchen Deutſchtums, inſonderheit ſeines ländlichen Teiles, die ſchlechthin entſcheidende Frage der baltiſch-deutſchen Agrarpolitik iſt. Verfügt das Baltentum noch über ſoviel Anziehungskraft, um jenen Einſchmelzungsvorgang erreichen zu können, dann hat es damit ſeine Lebensfähigkeit auch unter den heutigen ſo unendlich ſchwierigen Verhältniſſen bewieſen; gelingt die Einordnung des Koloniſten nicht, dann kann füglich von einer einheitlichen Agrarverfaſſung des baltiſchen Deutſchtums nicht geſprochen werden. Die beiden Sektoren (Gutsreſtwirtſchaften — bäuerliche Koloniſtenwirtſchaften) würden vielmehr unvermittelt nebeneinanderſtehen. Worin das Neuartige dieſer Arbeit liegt, iſt unſchwer feſtzuſtellen: ſie verſucht ſich von der faſt traditionellen Ausſchließlichkeit zu befreien, mit der bisher die Probleme der ſog. Agrarreform und der Vernichtung der baltiſchen Agrarverfaſſung der Vorkriegszeit in den Vordergrund gerückt wurden. Wer an dem bäuerlichen Teilbereich der Koloniſtenwirtſchaften vorübergeht, überſieht ein ebenſo tragfähiges wie unentbehrliches Fundament der Bodengrundlage des baltiſchen Deutſchtums. Es ſchien deshalb notwendig, gerade dieſen in den Vordergrund zu ſtellen und dabei die ökonomiſch-betriebliche Problematik nicht zu kurz kommen zu laſſen.

Aus dieſen Gründen iſt es ſehr zu begrüßen, daß endlich eine wirklich zureichende Darſtellung des Koloniſtenproblems auf breiter Grundlage vollendet iſt. Die Arbeit von Rudolf Schulz, „Der deutſche Bauer im Baltikum“ (Leipziger Diſſertation 1936) zeigt auf Grund ſorgfältiger örtlicher und Quellenſtudien die ſozialen und ökonomiſchen Vorausſetzungen der deutſchen bäuerlichen Koloniſation vor dem Kriege, die von den Koloniſatoren angewandten Siedlungsmethoden, die Entwicklung der Kolonien, die Einwirkungen der Agrarreformen auf ihren Beſtand und die heutige Bedeutung der Koloniſten. Bei dieſer Arbeit iſt ebenſo wie bei dem überwiegenden Teil des baltiſchen agrarpolitiſchen Schrifttums auffallend, daß die Analyſe der ökonomiſchen Struktur der deutſchen Höfe verhältnismäßig zurücktritt. Die ſoziale Problematik intereſſiert mehr. Es iſt auch möglich, daß Schwierigkeiten der Materialbeſchaffung vorliegen, die zu dieſer gewiſſen Einſeitigkeit geführt haben. Daß ſie überwunden werden können, zeigen die Arbeiten von Mickwitz und mir, die dieſer Seite der deutſch-baltiſchen Landwirtſchaftsgeſtaltung die Beachtung ſchenken, die ſie verdient.

Mit dieſen Arbeiten gewinnt die baltiſche agrarpolitiſche Forſchung den inneren Anſchluß an die große Problematik der deutſchen Volksbodenforſchung der Gegenwart. So wie die Korfesſche Analyſe der baltiſchen Agrarrevolution dieſe durch den Ort ihrer Veröffentlichung im fundamentalen Sammelwerk Max Serings in eine bewußte Verbindung bringt mit den übrigen agrariſchen Umwälzungen im außerruſſiſchen Oſteuropa, wie derſelbe Erſcheinungskreis von Wollenweber und mir in Parallele mit der reichsdeutſchen Innenkoloniſation gebracht wird und von hier aus Vergleichsmaßſtäbe einer objektiven Beurteilung gefunden werden, ſo bringt Conze die baltiſche bäuerliche Problematik in einen inneren Zuſammenhang mit den Unterſuchungen über die Volksbodeninſeln. Dieſer Weg wird dann folgerichtig von R. Schulz und mir zu Ende gegangen.

Die iſolierte nur-baltiſche Betrachtung der Dinge, die kurz nach dem Kriege dem baltiſchen agrarwiſſenſchaftlichen Schrifttum ſein Gepräge verliehen hatte, wird langſam zurückgedrängt zugunſten eines weiteren Blickfeldes. Wenn überhaupt eine gewiſſe Tendenz in der Entwicklung der agrarpolitiſchen Forſchung nach dem Kriege, ſoweit ſie den baltiſchen Raum betrifft, feſtgeſtellt werden kann, dann dürfte ſie in der angedeuteten Richtung zu ſuchen ſein. Die letztgenannten Arbeiten von Schulz und mir können dafür als weitere Belege angeſehen werden. Beide ſprengen ſie den traditionell abgeſteckten Rahmen baltiſcher agrarer Forſchung: Schulzes Schrift, in dem ſie überhaupt dem bäuerlichen Koloniſtenſektor eine ſo eingehende Unterſuchung zuteil werden läßt und die Kolonie Hirſchenhof zuſammen mit den Koloniſten der unmittelbaren Vorkriegszeit unter einheitliche Aſpekte der Darſtellung bringt; meine zuſammenfaſſende Arbeit, indem ſie das Einſt und Jetzt, die großgrundbeſitzlichen und bäuerlichen Fundamente zuſammenſchaut und endlich räumlich über die beiden baltiſchen Staaten Eſtland und Lettland hinausgreift und Litauen in den Kreis der Betrachtung einſchließt.

Es ſpricht ſchon in der Tat mancherlei dafür, die Agrarprobleme der deutſchen Volksgruppe in Litauen in dieſem Zuſammenhang mit zu berückſichtigen, denn trotz aller Unterſchiede, die zwiſchen den ehemaligen drei „deutſchen Oſtſeeprovinzen“ und Litauen beſtehen, ſind gewiſſe Parallelitäten unverkennbar. Auch hier nämlich ſteht ein im Norden verbreiteter deutſcher Reſtgutsbeſitz baltiſcher Prägung einem bäuerlichen Koloniſtenſektor im Süden gegenüber, der ein deutſches Bauerntum beſonderer Art umfaßt.

Während das agrarpolitiſche Schrifttum über Eſtland und Lettland verhältnismäßig umfangreich iſt und alle weſentlichen Probleme berührt, klaffen, ſoweit es ſich um Litauen handelt, noch heute Lücken. Zwar beſitzen wir aus der Feder Silvio Broederichs eine ſchöne Einführung in „Die Agrarreform in Litauen“, die, wie die Korfesſche Arbeit, im großen Sammelwerk von Max Sering (ſiehe oben) erſchienen iſt; aber dieſe Darſtellung beſchränkt ſich doch auf die Herausarbeitung der allgemeinen Vorausſetzungen und Geſichtspunkte, die die litauiſche Agrarreform beſtimmen, ſie bringt dagegen nicht nähere Mitteilungen, was die Reform gerade für den zahlenmäßig recht erheblichen ehemaligen deutſchen Großgrundbeſitz bedeutet hat, in welchem Umfang er verkleinert worden iſt und wie ſeine heutige Struktur beſchaffen iſt. Die in meiner Arbeit über „Die Wandlung der Agrarverfaſſung der deutſchen Volksgruppe in den baltiſchen Staaten" gemachten Angaben ſind nur erſte Hinweiſe, die dringend einer Vertiefung bedürfen.

Auch über die wirtſchaftliche und ſoziale Struktur der Koloniſtenwirtſchaften im Süden des Landes liegen unverhältnismäßig wenig brauchbare Unterſuchungen vor. Die zuſammenfaſſende Schrift von Rudolf Heberle „Die Deutſchen in Litauen" (Stuttgart 1927) ſchildert Entwicklung und Struktur des Geſamtdeutſchtums in Litauen, beſchränkt ſich alſo nicht auf das ländliche Deutſchtum, und bleibt deshalb trotz einiger gut gelungener Anſätze gleichſam im Vorgelände ſelbſtändiger Forſchung ſtecken. Eine brauchbare Einführung ſtellt das Kapitel über die Geſchichte des Deutſchtums dar, und auch die bevölkerungspolitiſchen Ausführungen gewähren einen Einblick in die tatſächlichen Schichtungsverhältniſſe natürlicher, ſozialer und beruflicher Art. Die Analyſe der wirtſchaftlichen Struktur des deutſchen Bauerntums und ſeiner gegenwärtigen wirtſchaftlichen Lage iſt dagegen dürftig.

Eine gewiſſe Ergänzung iſt in dem kartographiſchen Werk von Werner Eſſen, „Die ländlichen Siedlungen in Litauen" (Leipzig 1931) zu ſehen, das Einblicke in die Betriebsſtruktur und die räumliche Verbreitung der deutſchen Bauernſiedlungen ermöglicht. Eine überaus gewiſſenhafte Arbeit, die auf amtlichen Erhebungen aufbaut und eine ſolide Grundlage für weitere Unterſuchungen abzugeben geeignet iſt.

Selbſt wenn zugegeben werden muß, daß in der Nachkriegszeit die Beſchaffung ausreichender Unterlagen in Litauen ſchwieriger war als in den benachbarten baltiſchen Staaten, ſo bleibt doch das Ergebnis der agrarpolitiſchen Forſchung hier mager. Nicht ſo ſehr die Schwierigkeiten der Materialbeſchaffung pflegen für den Ertrag der wiſſenſchaftlichen Forſchung entſcheidend zu ſein, als vielmehr die Einſtellung der Forſchenden. Das Beiſpiel Litauen zeigt ganz deutlich einen charakteriſtiſchen Zug der ganzen volksdeutſchen Forſchung: die verhältnismäßig ſtarke Vernachläſſigung der wirtſchaftlichen Problemſtellungen. Das hängt, wie einleitend angedeutet wurde, zum großen Teil mit der Grundhaltung der zünftigen Nationalökonomen zuſammen, die die volksdeutſche Wirtſchaftsforſchung als eine Angelegenheit drittrangiger Wichtigkeit anzuſehen pflegen. Es hängt hier aber auch mit der bis vor kurzem allgemein im Deutſchen Reich vorherrſchenden Einſtellung gegenüber dem Aus- und Grenzlanddeutſchtum zuſammen, die ſich vielleicht einigermaßen treffend als „kulturelle Betreuung" bezeichnen läßt. Die wiſſenſchaftliche Erforſchung des Auslanddeutſchtums war deshalb faſt ausſchließlich eine Domäne der Hiſtoriker und Sprachwiſſenſchaftler. Der Nationalökonom blieb unintereſſiert und konnte es, wenigſtens aus praktiſchen Erwägungen, ſo lange bleiben, als das wirtſchaftliche Verhältnis des Reichsdeutſchen gegenüber dem Volksangehörigen jenſeits der Staatsgrenzen ein ſolches der charitativen Unterſtützung war. Erſt der ungeheure Zwang der Gegenwart, der von den deutſchen Volksgruppen allüberall ſelbſtändiges wirtſchaftliches Handeln fordert, und erſt die Grundhaltung des Nationalſozialismus haben hierin Wandel geſchaffen. Die Wichtigkeit der volkhaft bedingten Wirtſchaftsgrundlagen und Wirtſchaftsäußerungen der deutſchen Volksgruppen kommt jetzt erſt langſam zu allgemeinerer Anerkennung.

Das agrarpolitiſche Schrifttum der baltiſch-deutſchen Volksgruppe in Eſtland und Lettland nimmt eine Sonderſtellung ein. Die führende kulturelle Poſition des Baltentums, ſeine ehemals beherrſchende Wirtſchaftsſtellung, ließen frühzeitig die Erkenntnis der Eigenart der deutſch-baltiſchen Agrarverfaſſung wach werden. Dieſe Vorausſetzungen ermöglichten einen Agrarwiſſenſchaftler vom Range v. Tobiens, ſie hatten ein reiches Schrifttum zur Folge, das ſich in ſeiner geiſtigen Höhenlage zwanglos neben der agrariſchen Forſchung des Mutterlandes behaupten kann. All dies liegt in Litauen nicht vor. Das dortige ländliche Deutſchtum blieb entweder unbekannt und unbeachtet oder es wurde hier und da Gegenſtand der „Betreuung“. Es war nicht ein ſelbſtändig und aktiv wirkender Faktor deutſchen Kulturſchaffens in Litauen. Das fängt nunmehr langſam an, anders zu werden.

Aus dieſem Wandel vom Objekt der Unterſtützung zum Subjekt bewußten Handelns ſind auch der volkswirtſchaftlichen Forſchung viele und höchſt dankenswerte Aufgaben geſtellt. Nur ein Aufgabenkreis ſei hier hervorgehoben, der beſchleunigt und mit Energie in Angriff genommen werden muß: *die Ermittlung der tatſächlichen Agrarzuſtände der Gegenwart*. Heberle und Eſſen haben für Litauen wertvolle Vorarbeit geleiſtet. Die Hauptaufgabe iſt erſt zu bewältigen. Es iſt ein unerträglicher Zuſtand, daß über die wirtſchaftliche und ſoziale Struktur einer deutſchen Volksgruppe, deren Siedlungsgebiet unmittelbar an der Grenze des Reiches beginnt, ſo gut wie nichts bekannt iſt.

Für die deutſche Wirtſchaftswiſſenſchaft ergeben ſich Möglichkeiten und Aufgaben ungeahnter Größe. Das nächſte Jahrzehnt wird zeigen, ob und wie weit dieſe neue Zielſetzung volksgebundener und volksverbundener Forſchung auf innere Bereitſchaft geſtoßen iſt.

Oberrheiniſches Schrifttum

Von Theodor Mayer

Das Oberrheingebiet iſt eine Landſchaft, die geographiſch eine Einheit bildet, politiſch einmal ganz zum Deutſchen Reich gehört hat, heute aber durch Staatsgrenzen in verſchiedene Staatsgebiete zerlegt iſt. Es lebt dort ein einheitliches Volkstum, das aber auf mehrere Staatsnationen aufgeteilt iſt und deshalb ſeit langer Zeit verſchiedenen politiſchen Schickſalsgemeinſchaften angehört. Die Kultur, urſprünglich gemeinſam und einheitlich auf gleicher volkstumsmäßiger und ſtaatlicher Grundlage aufgebaut, hat infolgedeſſen Elemente einer gegenſätzlichen politiſchen Tradition in ſich aufgenommen. Der Rhein ſchließt die Landſchaften auf beiden Seiten zu einer Einheit zuſammen und bildet doch wieder eine mehr oder weniger ſtark wirkſame ſtaatliche Grenze. So iſt Einheitliches zerriſſen, aber nicht vernichtet, zwieſpältig, aber nicht aufgehoben; für die Geiſteshaltung am Oberrhein ergibt ſich eine Spannung und eine innere Unruhe und Gegenſätzlichkeit, die um ſo mehr in Erſcheinung tritt, als die ſtaatliche Dynamik mehr und mehr zunimmt. Der alte feudale Staat ließ dem kulturellen Leben des Volkes ſo große Freiheit, daß der Gegenſatz zwiſchen Staatsnation und Volkstum kaum in Erſcheinung trat und nicht ſtark empfunden wurde, der moderne Staat geht in der unmittelbaren Erfaſſung der geiſtigen, materiellen und ſittlichen Kräfte der Völker viel weiter, er ſtrebt die Einheitlichkeit innerhalb der Staatsgrenzen für ſeine politiſchen, militäriſchen und wirtſchaftlichen Belange an, auch wenn ſich daraus ein Gegenſatz zu den Belangen des Volkstums ergibt.

Die Geſchichtswiſſenſchaft als Wiſſenſchaft vom Volk und Staat wird von dieſen Spannungen beſonders ſtark berührt. Es gibt am Oberrhein eine Geſchichte dieſes Geſamtraumes, dann aber auch eine ſtaatlich gerichtete ſchweizeriſche, eine franzöſiſche und eine deutſche Geſchichte.

Die deutſche Auffaſſung ruht auf dem Volkstumsgedanken und ſchaltet grundſätzlich die politiſche Seite aus, ſie nimmt die geſchichtlich gewordenen Zuſtände als gegeben hin, befaßt ſich aber mit den bleibenden Einheiten von Volkstum und Raum, mit den dauernden Leiſtungen von Wiſſenſchaft und Kunſt und verzichtet auf gelehrte Reflexion oder ſcharfe Dialektik. Für die franzöſiſche Auffaſſung ſteht im Vordergrund die durch die ſtaatlichen Grenzen gegebene Einheit, und es wird nun verſucht, die ſtaatlichen Intereſſen durch eine kulturelle und räumliche Zuſammengehörigkeit zu ergänzen, zu begründen und zu rechtfertigen, wobei freilich das Eigenleben des elſäſſiſchen Volkstums ausgeſchaltet wird. In der Schweiz wirkt ſich die Spannung zwiſchen Stammes- und Volkszugehörigkeit und Eigenſtaatlichkeit in ganz eigener Art aus und erzeugt ein Streben, über ſie hinwegzukommen.

Das Elſaß iſt durch die Loslöſung vom Reich nicht zu eigenem Leben erweckt, ſondern einem anderen Staat angegliedert worden. Es iſt das Kennzeichen der Geſchichte des Elſaß, daß dieſes Land in politiſcher Hinſicht Objekt und nicht Subjekt der Geſchichte geweſen iſt. Solange die Grenze des Reiches weſtlich der Vogeſen lag und das Elſaß deutſches Binnenland war, war es eine der kulturell blühendſten Landſchaften Deutſchlands. Die Angliederung des Elſaß an Frankreich erfolgte aus Gründen der franzöſiſchen Staatspolitik; darin iſt ſie begründet und nicht in elſäſſiſchen Intereſſen, nicht aus ihnen erwachſen. Sie brachte dem elſäſſiſchen Volkstum einen Stillſtand in der eigenen kulturellen Entfaltung. Viele Elſäſſer ſind in Frankreich zu den höchſten Stellen aufgeſtiegen; das war für das Elſaß ſehr ehrenvoll, zeigte aber auch, was durch Frankreich dem eigenen elſäſſiſchen Volkstum gerade an Trägern von Spitzenleiſtungen verlorenging, und daß die Intereſſen des franzöſiſchen Staates und des elſäſſiſchen Volkstums ſich nicht decken. Es liegen alſo hier Gegenſätze vor, die ſich auch im Schrifttum bemerkbar machen.

Die deutſche wiſſenſchaftliche Forſchung beſtrebt ſich, die deutſchen Leiſtungen für das Elſaß herauszuarbeiten. Aus dieſem Beſtreben ging der Elſaß-Lothringiſche Atlas hervor[1], deſſen Ausführung allerdings von manchen Seiten einer tadelnden Kritik unterzogen worden iſt. Die kritiſchen Einwendungen waren im einzelnen nicht unberechtigt, ſie hätten freilich auch die gut gelungenen Teile hervorheben müſſen, das haben ſie nicht genügend getan. Daß der Atlas nicht in allem entſpricht, kam davon, daß vielfach keine entſprechenden Vorarbeiten vorhanden waren und eine Übertragung der unfertigen Ergebniſſe, zum Teil durch Nichthiſtoriker, auf die Karte unmöglich befriedigen konnte. Wo quellenmäßige hiſtoriſche Unterſuchungen angeſtellt wurden, wie etwa über Städteweſen oder Handel, ſind die Karten wiſſenſchaftlich wertvoll geworden. Durch dieſe Ungleichheit zeigt alſo der Elſaß-Lothringiſche Atlas auch die Lücken in unſerem Wiſſen. Daß die Geſchichte des Elſaß die einer rein deutſchen Landſchaft war, die durch Jahrhunderte nach ihrem Volkstum und ihrer Kultur, nach ihrer Verfaſſung und Struktur zum Oſten gehörte, tritt neben der Selbſtändigkeit der elſäſſiſchen Entwicklung klar hervor, obwohl bei den Karten die iſolierende Betrachtung des Elſaß viel zu weit ging und die Zuſammenhänge nicht herausgearbeitet worden ſind. Das Geſamtbild aber gibt der Atlas wieder, und deshalb iſt er als Leiſtung anzuerkennen. Es ſcheint ſich aber doch zu ergeben, daß man ſich in Zukunft mit hiſtoriſchen Einzelkarten begnügen ſoll, die wirklich aus den Quellen herausgearbeitet und vollſtändig ausgereift ſind, ſtatt Geſamtatlanten herauszubringen, die ungleichmäßig und einem allgemeinen Schema angepaßt ſind ſtatt einer aus dem beſonderen Stoff der Zeit und Landſchaft herausgewachſenen Problemſtellung.

Unter der Leitung von Gg. Wolfram iſt vom Elſaß-Lothringen-Inſtitut ein dreibändiges Werk herausgegeben worden, das „Das Reichsland Elſaß-Lothringen von

---

[1] Elſaß-Lothringiſcher Atlas, hrsg. von G. Wolfram und W. Gley, Frankfurt 1931.

1871—1918“ behandelt[2] und in großzügiger Weiſe den deutſchen Leiſtungen auf dem Gebiet der Verfaſſung, der Verwaltung, der Wirtſchaft, des Handels und der Induſtrie, aber auch der Kultur ein Denkmal ſetzt. Dieſes Werk iſt mehr als eine einfache Darſtellung, es iſt ein Quellenwerk, in dem eine Reihe von Männern, die im Reichsland in führenden Stellen waren, die durch eigene Tätigkeit erworbenen Kenntniſſe niedergelegt haben. Dieſe zwei Spitzenleiſtungen des wiſſenſchaftlichen Inſtituts der Elſaß-Lothringer im Reich ſollen das wiſſenſchaftlich überaus reiche Geſamtwerk dieſes Inſtituts repräſentieren.

Dem Reichslandwerk, das die elſäſſiſche Geſchichte von 1871—1918 vom Standpunkt der deutſchen Verwaltung aus betrachtet, ſteht als Ergänzung ein anderes gegenüber, das von einer größeren Zahl von nicht genannten Verfaſſern geſchrieben iſt und das den Standpunkt der wichtigſten elſäſſiſchen politiſchen Partei, der elſäſſiſchen Volkspartei einnimmt[3]. Das Werk, das den Titel trägt „Das Elſaß von 1870—1932“, will aufgefaßt ſein als das „Erwachen zum elſäſſiſchen Volksbewußtſein“ in der „geiſtigen Auseinanderſetzung mit dem modernen Nationalſtaat nach zwei Seiten“. Unter dieſem Geſichtspunkt wird der Krieg von 1870/71, der Übergang Elſaß-Lothringens an Deutſchland und dann das Verfaſſungsleben bis zur Aufhebung des „Diktaturparagraphen“ 1902 und zur Errichtung eines Landtages 1911 betrachtet. Weiter folgt eine Darſtellung des Weltkrieges im Elſaß und ſchließlich die Schilderung der politiſchen Verhältniſſe und der Verwaltung von 1918—1933. Im zweiten Band wird die Geſchichte der politiſchen Parteien, geſehen vom Standpunkt der elſäſſiſchen Volkspartei, gegeben. Eine Darſtellung der Wirtſchaft im dritten Band ſowie der kulturellen und religiöſen Entwicklung rundet das Bild. Ein vierter Band ſoll noch Nachweiſe, Belege, Dokumente, Perſonalien und ein Sachregiſter enthalten. Dieſes Werk iſt ein wertvolles Dokument des elſäſſiſchen Heimatgedankens und eine Fundgrube von Nachrichten über das Leben des elſäſſiſchen Volkes. Dem deutſchen und dem elſäſſiſchen Standpunkt ſteht der franzöſiſche gegenüber, der in dem franzöſiſchen Werk, „L’Alsace depuis son retour à la France“ zum Ausdruck kommt[4]. Hier wird eine inhaltsreiche Überſicht der Entwicklung des Elſaß ſeit 1918 gegeben, die freilich die vorausgehenden deutſchen Leiſtungen nicht voll in Erſcheinung treten läßt. Die drei Werke bieten die Möglichkeit, die deutſche, elſäſſiſche und franzöſiſche Auffaſſung vergleichend gegenüberzuſtellen.

Auch das Rheinproblem iſt wieder mehrfach behandelt worden. Demangeon und Febvre haben die franzöſiſche Auffaſſung über den Rhein in ganz neuer Ausprägung vertreten[5]. In der lehrreichen, rein geographiſchen Schilderung wird wohl zugegeben, daß der Rhein die beiden Ufer verbindet, aber allerdings für den Oberrhein wird nach wie vor der Charakter des franzöſiſchen Grenzſtromes in Anſpruch genommen. Im übrigen aber wird der Rhein als Waſſerſtraße beſonders hervorgehoben, es wird geſagt, daß ſeine Bedeutung weit über den nationalen einzelſtaatlichen Rahmen hinausgeht, und der Rhein als europäiſcher Strom bezeichnet, der daher nicht von einem Volk für ſich in Anſpruch genommen und verwaltet werden darf. Das Gegenſtück zu dieſem Buch bildet eine Schrift von G. Zeller, in der das Verhältnis zwiſchen Frankreich und Deutſchland in den letzten zehn Jahrhunderten behandelt wird[6]. Zwei Grundgedanken durchziehen dieſes Buch: Frankreich habe eigentlich nur ausnahmsweiſe einmal eine bewußte Rheinpolitik verfolgt, in Wirklichkeit habe ſich das Vordringen der Franzoſen an den Rhein mehr aus Zufälligkeiten ergeben. Die Gegnerſchaft zwiſchen Frankreich und ſeinem öſtlichen Nachbarn habe auf dem Gegenſatz zwiſchen Frankreich und dem Haus Habsburg beruht, während zwiſchen dem franzöſiſchen Hof und den deutſchen Fürſten, die nach Zeller das eigentliche Deutſchland repräſentierten, ein freundſchaftliches Verhältnis beſtanden habe. G. Zeller hebt übrigens in einer ausführlichen Beſprechung des Buches von Demangeon und Febvre die einigende Kraft des Stromes freilich wieder unter Betonung des internationalen Charakters hervor[7]. Wir haben für die durch Jahrhunderte immer wieder verfolgte Oſtpolitik Frankreichs, ſo ſchmerzlich ihre Ergebniſſe für uns ſind, jederzeit doch auch Bewunderung aufgebracht und halten es für unhiſtoriſch, daß die große Politik in die Scheidemünze geſchichtlichen Zufalls umgemünzt werden ſoll. Die intereſſante und aufſchlußreiche Abhandlung von M. Braubach über die „Reichsbarriere" am Oberrhein[8], über die Frage der Wiedergewinnung des Elſaß während des ſpaniſchen Erbfolgekrieges zeigt, daß aus der Quellenarbeit ein viel lebendigeres Bild entſteht als aus einer dialektiſchen Umdeutung der Ereigniſſe zu einem blutleeren Gebilde.

---

[2] Reichslandwerk, Bd. 1—3, Frankfurt 1931 ff., I: Wirtſchaftliche Entwicklung Elſaß-Lothringens 1870—1918, II: Verfaſſung und Verwaltung, III: Wiſſenſchaft, Kunſt und Literatur.

[3] Das Elſaß von 1870—1932. Hrsg. im Auftrag der Freunde des Abbé Dr. Xavier Haegy (†) von Joſ. Roſſé, Marcel Stürmel, A. Bleicher u. a., Colmar 1936.

[4] L’Alsace depuis son retour à la France I, Straßburg 1932; II, 1933.

[5] A. Demangeon-L. Febvre, Le Rhin, Paris ^{2}1935. Vgl. die Beſprechung von G. Pfeifer in den Rhein. Vierteljahrblättern Jg. VI/1936, S. 95—101.

Schließlich tritt zu dieſen Büchern aber noch das von E. Gachot dazu, das wieder die alte Theſe der natürlichen Grenzen unverhüllt vertritt und dazu aus der Geſchichte Material zuſammenſucht[9]. In einem Punkt ſtimmen alle dieſe Schriften überein, daß ſie einen beſtimmten, durch die politiſchen Verhältniſſe heraus gebildeten Standpunkt nachträglich mit geſchichtlichen und geographiſchen Argumenten rechtfertigen und als natürlich hinſtellen wollen. Die Schriften haben einen propagandiſtiſchen Grundzug, ſie ſind heute zum Teil ſchon veraltet, die überkünſtelte und unnatürliche Theſe von der Notwendigkeit der Internationaliſierung des europäiſchen Stromes iſt heute vor den hiſtoriſchen Tatſachen wie eine Seifenblaſe geplatzt. Allgemein ſchalten dieſe Schriften das Volkstum aus und verſperren ſich dadurch auch die Erkenntnis, daß hier ein beſſerer Weg zur friedlichen Bereinigung dieſer Fragen gegeben wäre, als durch die Erklärung, daß der Rhein ein internationaler, europäiſcher Strom ſei, wenn dieſe Internationalität praktiſch doch nichts anderes als Beherrſchung durch Frankreich auf dem Wege von internationalen Kommiſſionen bedeutet. Darüber hilft auch der Verſuch nicht hinweg, den jahrhundertelangen Kampf und Gegenſatz ſeines eigentlichen Charakters zu berauben und die großen geſchichtlichen Ereigniſſe als Spiel harmloſen Zufalles hinzuſtellen.

---

[6] G. Zeller, La France et l'Allemagne depuis dix siècles, 1932.

[7] G. Zeller, Le Rhin vu par un historien et un géographe. Revue d'Alsace 82, 1935, S. 47—66.

[8] M. Braubach, Um die „Reichsbarriere" am Oberrhein. Zeitſchrift für Geſchichte des Oberrheins, N.F. 50, 1936, S. 481—530.

[9] E. Gachot, Le dispute du Rhin de Jules César à Foch, Paris 1936.

Von der ſonſtigen Literatur hebe ich nur einige Abhandlungen hervor, die eine allgemeine Bedeutung haben. Vor allem möchte ich auf das Buch von W. Gley[10], Die Entwicklung der elſäſſiſchen Kulturlandſchaft, hinweiſen, das eine gut gelungene Überſicht gibt, die in erſter Linie als Zuſatz zum Elſaß-Lothringen-Atlas zu betrachten iſt. W. Kapp ſpricht in einer kurzen Darſtellung von der deutſchen Kulturnationalität in Vergangenheit und Gegenwart[11]. Beſonders intereſſiert die Schilderung der Entwicklung des elſäſſiſchen Geiſteslebens[12], der Bedeutung der Revolution und Napoleons für die junge Bourgeoiſie, ſo daß ſich ſchließlich der Abſtand gegenüber der deutſchen Geiſteshaltung ergab, der ſich nach 1871 zeigte. In einer gut unterbauten Darſtellung behandelt A. Bießle[13] die Bedeutung der franzöſiſchen Revolution für die Franzöſiſierung des Elſaß und kommt zu dem Ergebnis, daß die Revolution dafür „nicht ſehr bedeutſam in den praktiſch erreichten Reſultaten, aber entſcheidend in der Schaffung der Grundlagen und Bedingungen, auf denen ſich ſpätere Ergebniſſe aufbauen können", geweſen ſei.

E. Stricker gibt einen auf der Literatur beruhenden, inhaltsreichen Überblick über die Beziehungen zwiſchen „Elſaß und Burgund"[14]; die geſchichtliche Darſtellung reicht bis zum 15. Jahrhundert und erzählt von den großen Geſchlechtern, die die Geſchicke des Landes beſtimmt haben. Für wenige deutſche Landſchaften ſind ſo eindringende genealogiſche Unterſuchungen gemacht worden wie für dieſen Raum. Die mittelalterliche deutſche Geſchichte iſt die Geſchichte ſeiner großen Adelsfamilien; das gilt für dieſen Raum beſonders, und die Forſchungen ſind auch heute noch keineswegs abgeſchloſſen. Neuerdings hat Louis Dupraz[15] durch eine Identifizierung der Perſonen im Kapitular Lothars I. gegen die Sarazenen von 847 gezeigt, daß der weſtſchweizeriſche Hochadel im 9. Jahrhundert nicht der lokalen, ſondern der Reichsgeſchichte angehört. K. Glöckner[16] aber hat in einer ebenſo intereſſanten wie ſcharfſinnigen Unterſuchung die rheinfränkiſche Abſtammung des kapetingiſchen Königshauſes und die Blutsverwandtſchaft mit dem ſaliſchen Kaiſerhaus zum mindeſten wahrſcheinlich gemacht hat. Es iſt eine freilich ſchwierige, aber intereſſante Aufgabe, die Auseinanderentwicklung und Nationaliſierung des urſprünglich einheitlichen fränkiſchen Hochadels, wie überhaupt die Aufſpaltung der Kultur und des geſamten Lebens in zwei nationale Kreiſe zu verfolgen.

---

[10] W. Gley, Die Entwicklung der Kulturlandſchaft im Elſaß bis zur Einflußnahme Frankreichs, Frankfurt 1932. Derſ., Zur Bevölkerungsentwicklung in Elſaß-Lothringen. Ergänzungen zum Elſaß-Lothringiſchen Atlas. Elſaß-Lothring. Jahrb. 12, 1933, S. 317—328.

[11] W. Kapp, Die deutſche Kulturnationalität im Elſaß in Vergangenheit und Gegenwart. Mitt. d. geograph. Fachſch. Freiburg 13/14, 1933, S. 3—22.

[12] Rich. Mertz, Das Elſaß. Wanderungen durch des Landes Entwicklungs- und Geiſtesgeſchichte, 2 Bde., Straßburg 1933/34.

[13] A. Bießle, Die Bedeutung der franzöſiſchen Revolution für die Franzöſiſiernng des Elſaß, Frankfurt a. M. 1933.

[14] Eberhardt Stricker, Elſaß und Burgund, Colmar 1935.

[15] Louis Dupraz, Le capitulaire de Lothaire I, empereur, de expeditione contra Sarracenos facienda et la Suisse Romande. Zeitſchrift für Schweizer Geſchichte 16, 1936, S 241—293.

[16] K. Glöckner, Lorſch und Lothringen, Robertiner und Capetinger. Zeitſchrift für Geſchichte des Oberrheins, N. F. 50, 1936, S. 301—354.

Es würde in dieſem Zuſammenhang zu weit führen, wenn ich auf die ausgezeichneten Unterſuchungen über die Grundherrſchaft des Kloſters Maursmünſter und allgemein über die frühmittelalterlichen Grundherrſchaften in Lothringen von E. Perrin näher eingehen würde[17]. Nur das eine möge hier betont werden, daß die lothringiſchen Verhältniſſe zweifellos für die deutſche Entwicklung von großer Bedeutung waren, beſonders aber auch für die Forſchung deshalb, weil uns aus Lothringen für das frühere Mittelalter ein Quellenmaterial erhalten iſt, dem wir auf deutſchem Gebiet kaum Gleichwertiges entgegenzuſtellen haben. Dieſes Quellenmaterial bildete auch die Grundlage für H. Büttners[18] gründliche und ſehr wertvolle Unterſuchung über die politiſche Erſchließung der weſtlichen Vogeſen im Mittelalter. Büttner ging dabei von dem Gedanken aus, daß die mittelalterliche Entwicklung des Elſaß nicht richtig verſtanden werden kann, ohne daß die lothringiſchen Verhältniſſe mit herangezogen würden; die endgültige Beſetzung der Hochvogeſen und die Entſtehung der Sprachgrenze kann nur erforſcht werden, wenn der ganze Vogeſenraum mit ſeinem Vorland einheitlich erfaßt und nicht iſoliert für ſich behandelt wird. Wir müſſen als Hiſtoriker in jenen geſchichtlichen Räumen denken und forſchen, die Lebens- und Wirkenseinheiten geweſen ſind, deren Umfang allerdings erheblichen Schwankungen unterworfen iſt.

Die Erkenntnis, daß der Hiſtoriker, um ein umfaſſendes Geſamtbild zu erlangen, auch die Vorgeſchichte und die Raſſenkunde mit heranziehen müſſe, daß die Geſchichte von den früheſten Zeiten her eine Einheit darſtelle, findet heute in vielen Büchern einen Niederſchlag. Uns intereſſieren aus grundſätzlichen Erwägungen heraus zwei Schriften.

In ſeinem inhaltsreichen Buch über das römiſche Elſaß kommt R. Forrer[19] zu dem bemerkenswerten Ergebnis, daß die gallo-römiſche Bevölkerung und Tradition in viel ſtärkerem Maße weitergelebt haben, als man nach der Meinung Forrers auf der rechten Rheinſeite meint. Die elſäſſiſche Frau und der elſäſſiſche Bauer ſeien unſterblich, ſie bearbeiten das Land, wer immer auch der politiſche Herr im Weſten oder Oſten ſei. Forrer führt ſeine Darſtellung bis zum Ende der Römerzeit, hat aber nicht mehr die Beſetzung des Landes durch alemanniſche Bauern eingehend behandelt, ebenſo wie er die germaniſche Beſiedlung des Elſaß in der Zeit, ehe

---

[17] Ch.-E. Perrin, Essai sur la fortune immobilière de l'abbaye alsacienne de Marmoutier aux Xe et XIe siècles, Straßburg 1935. — Derſ., Recherches sur la seigneurie rurale en Lorraine d'après les plus anciens censiers (IXe—XIIe siècle), Paris 1935.

[18] H. Büttner, Die politiſche Erſchließung der weſtlichen Vogeſen im Früh- und Hochmittelalter. Zeitſchrift für Geſchichte des Oberrheins, N. F. 50, 1936, S. 365—404.

[19] R. Forrer, L'Alsace romaine, Straßburg 1935.

Caeſar ins Land kam, keineswegs entſprechend berückſichtigt hat. Immerhin bleibt dieſe Äußerung eines führenden Archäologen ſehr auffällig, weil ſie durch die Betrachtung des geſchichtlichen Geſamtbildes von der Vorgeſchichte aus in arge Verzerrungen gekommen iſt.

Die Gedanken Forrers hat für die Schweiz Karl Keller-Tarnuzzer übernommen und in breiterer Form in ſeiner Schrift über die Herkunft des Schweizer Volkes ausgewertet[20]. Über dieſe Frage hatte uns allerdings in jüngſter Zeit Felix Stähelin in einem ausgezeichneten und inhaltsreichen Vortrag unterrichtet. Danach war es wohl nicht zu bezweifeln, daß von der vorrömiſchen Bevölkerung erhebliche Reſte im Lande geblieben waren, daß die Römer nur eine Herrenſchicht darſtellten, die wohl vielfach eine Romaniſierung herbeiführte, ohne daß man aber ſagen dürfte, daß die Bevölkerung der Schweiz dem Blute nach römiſch geworden wäre. Schwieriger iſt die Frage, wieviel von dieſer Bevölkerung im Lande geblieben iſt, als die Alemannen einrückten. Immerhin wird man auch da eine gewiſſe Kontinuität anzunehmen haben. Allerdings haben wir durch die zahlreichen Forſchungen gerade über das Kontinuitätsproblem geſehen, daß man hier ſehr vorſichtig ſein muß, um nicht in den Fehler zu verfallen, die Kontinuität ebenſo zu überſchätzen, wie man ſie früher unterſchätzt hat. Keller-Tarnuzzer, der ſich als Archäologe einen guten Namen gemacht hat, geht nun aber ſo weit, daß er alle in hiſtoriſcher Zeit vorgefallenen Ereigniſſe beiſeiteſchiebt und meint, daß die Schweizer nicht Nachkommen der Alemannen, der Burgunder, der Römer und Kelten, der Räter und Illyrier ſeien, ſondern daß die Bewohner des ganzen Landes vom Bodenſee bis zum Genfer See, vom Rhein bis zum Luganerſee „eine eigene Raſſe bilden auf Grund der gemeinſamen Urbevölkerung unſeres Landes, der Pfahlbauern". Man ſollte nicht von einer vierraſſigen, ſondern nur von einer vierſprachigen Schweiz ſprechen. Er meint, „daß wenn einmal, was das Schickſal verhüten möge, die Macht einer in Unordnung geratenen Zeit unſer Land aufteilte, die Schweiz ſich im Laufe der Zeit neu bilden würde..., denn geſchichtliche Entwicklungen und Ereigniſſe allein genügen nicht, um eine Nation zu erhalten. Geſchichtliche Entwicklungen können überwunden werden und andere Notwendigkeiten rufen. Was aber nicht überwunden werden kann, das iſt die blutsmäßige Zuſammengehörigkeit". Wir ſehen von der Tendenz ab, die die Schrift durchzieht, und beſchränken uns darauf, den Verſuch zurückzuweiſen, die Geſchichte durch die Vorgeſchichte auszuſchalten. Die Vorgeſchichte kennt keine Perſönlichkeiten, das liegt in ihrem Weſen begründet, es iſt aber ein völliges Verkennen ihrer Aufgaben und Grenzen, wenn Vertreter der Wiſſenſchaft vom Spaten glauben, aus der Geſchichte ſelbſt die Männer, die die Geſchichte gemacht haben, auch wenn wir vielleicht ihre Namen nicht kennen, ſtreichen und die geſchichtliche Entwicklung auf das Wirken dunkler Kräfte zurückführen zu können. Wir verkennen dabei die Bedeutung des Bluterbes nicht, weiſen aber eine hiſtoriſche Auffaſſung zurück, die letzten Endes die jeder Generation aufgetragene Verantwortung aufheben und zu einem hiſtoriſch-politiſchen Fatalismus führen würde.

---

[20] K. Keller-Tarnuzzer, Die Herkunft des Schweizer Volkes, 1936.

Gerade die Schweizer Geſchichte paßt dafür am allerwenigſten, denn die Schweiz iſt ein ſtaatliches Gebilde, das in hiſtoriſcher Zeit und für uns deutlich ſichtbar entſtanden iſt. Die Entſtehung der Eidgenoſſenſchaft bildet auch jederzeit den Mittelpunkt der Schweizer Geſchichte und der Schweizer Geſchichtsforſchung. Auch hier ſehen wir wieder, daß jedes Volk und jede Generation immer ſich aufs neue ſeine Stellung zu ſeiner eigenen Geſchichte erarbeiten muß. Man hat einmal geglaubt, die Erzählung vom Wilhelm Tell damit abtun zu können, indem man ſie als Sage nachwies und feſtſtellte, daß Tell gar nicht gelebt hat. Gegen dieſe poſitiviſtiſche Geſchichtsauffaſſung erhob ſich ein Widerſpruch, der aber nicht den grundſätzlichen Kern betraf, ſondern verſuchte, die Perſönlichkeit Tells und der anderen Hauptperſonen als hiſtoriſch nachzuweiſen. Dieſer Verſuch iſt nicht geglückt, die weiteren Ausführungen über die Entſtehung der Eidgenoſſenſchaft aber litten unter der iſolierenden Betrachtung, die ſie aus dem allgemeinen geſchichtlichen Zuſammenhang löſte. Doch wurden dadurch die Gemüter aufgerüttelt und es wurde beſchloſſen, die ganze Frage gründlichſt neu zu unterſuchen. Vor allem ſollte dafür eine ſichere und umfaſſende Quellengrundlage geſchaffen werden. Dem entſprach das ſchweizeriſche Quellenwerk, von dem der erſte Band erſchienen iſt[21]. Man kann gegen die Art der Durchführung manche Einwendung erheben, man muß aber doch den Willen, der hinter dem Werk ſteht, voll anerkennen. Die Schweiz iſt ein Erzeugnis geſchichtlichen Handelns, aufgebaut durch den Willen, den Heldenmut und den Opferſinn der Schweizer. Ob dieſe Wilhelm Tell oder Arnold von Winkelried geheißen haben, welche Taten ſie im einzelnen vollbracht haben, iſt wenig wichtig, daß aber in dieſen beiden Namen das Heldentum eines ganzen, zum Handeln gewillten und zum Opfer bereiten Volkes ſeinen Ausdruck gefunden hat, daß die Helden der Befreiungskämpfe in ihnen perſonifiziert worden ſind, das gibt dieſen Namen die eigentliche Bedeutung. Daß die Schweizer aber gerade in unſerer Zeit geſteigerter ſtaatlicher Dynamik dieſes Unternehmen durchführen, beweiſt, daß bewußter Wille zu ihrem Staat erſtarkt iſt und aus der eigenen Geſchichte neue Belebung erhält.

Wir ſagten, daß wir gegenüber der Bearbeitung und Ausführung des Quellenwerkes Bedenken hätten, ſie ſind beſonders darin begründet, daß die Entſtehung der Eidgenoſſenſchaft allzuſehr iſoliert wird. Das Quellenwerk bringt nur die Quellen der Urkantone. Daraus ergibt ſich, daß die vorangehende Zeit nur teleologiſch mit Beziehung auf die Eidgenoſſenſchaft betrachtet und der Raum zu ſehr beſchränkt wird. Dieſe Betrachtungsweiſe führt zur wiſſenſchaftlichen Einſchrumpfung. Die Zeit vor dem 13. Jahrhundert muß ebenſo für ſich und nach ihren eigenen Werten betrachtet werden wie die ſpätere. Dazu gibt es in der Schweiz Anſätze, die aber noch nicht genügend ausgeſtaltet ſind. Der ſehr verdienſtvolle Genfer Archivar P. E. Martin[22] befaßt ſich neuerdings wieder mit dem Eindringen der Alemannen und ſetzt dieſes auf Grund ſehr gründlicher Studien in eine ſpäte Zeit, erſt nach früheſtens 517, ſoweit die eigentliche Maxima Sequanorum in Frage kommt[23]. G. Binz iſt als Sprachforſcher zu der Anſicht gekommen, daß die Alemannen bei dieſem Vordringen nicht mehr auf eine keltiſche Bevölkerung geſtoßen ſeien[24]. Sehr intereſſante Aufſchlüſſe dürfen wir von P. Iſo Müller aus Diſentis erwarten, er hat in einem Vorbericht die Hauptlinien ſeiner Forſchungen gezeichnet[25]. Sie beziehen ſich auf den innerſchweizeriſchen Verkehr vor der Eröffnung des Gotthards und auf die Beſiedlung von Urſeren und des oberſten Rheintales.

---

[21] Quellenwerk zur Entſtehung der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft, Abt. I, Bd. I, 1933.

Von grundſätzlicher Bedeutung iſt die Abhandlung von M. Beck[26] über die Schweiz im politiſchen Kräfteſpiel des Frühmittelalters, alſo ebenfalls in der Zeit vor der Entſtehung der Eidgenoſſenſchaft. Der Wert der glänzend durchgeführten Unterſuchung liegt nicht allein in ihren Ergebniſſen als vielmehr darin, daß hier der Schweizer Raum in einem größeren räumlichen Zuſammenhang, im Syſtem der politiſchen Mächte des frühen Mittelalters betrachtet wird. Dadurch, daß die Betrachtung vom Lande ausgeht und mit der exakten Urkundenforſchung verbunden iſt, gewinnt die Arbeit eine über den engeren Raum und über die Ergebniſſe hinausgehende methodologiſche Bedeutung. Es ſcheint nicht zweifelhaft, daß auf Grund von in dieſer Art durchgeführten Unterſuchungen der Geſchichte des Schweizer Raumes die Geſchichte der Entſtehung der Schweizer Eidgenoſſenſchaft ſelbſt ſtark gefördert werden kann.

In einer ſehr lehrreichen Unterſuchung über die altſchweizeriſchen Einflüſſe in der Entwicklung der oberrheiniſchen Dorfverfaſſung zeigt K. S. Bader[27] die Einheitlichkeit der Verfaſſungs- und Rechtsgrundlagen im alemanniſchen Raum auf beiden Ufern des Rheins im ſpäteren Mittelalter und in der Neuzeit. Aus dieſer wertvollen Arbeit ergibt ſich die Notwendigkeit der großräumigen Betrachtung und Erforſchung beſtimmter Einrichtungen.

Zeigt uns die Schweiz die Staatspolitik der deutſchen Könige und Kaiſer, gibt ſie uns dann weiter ein grundſätzlich über den unmittelbaren Rahmen hinaus wichtiges Bild einer nicht gelungenen Errichtung eines fürſtlichen Territorialſtaates und dafür die Entſtehung eines auf dem Grundſatz der freien Genoſſenſchaft beruhenden Staatsweſens, ſo bietet ſie uns auch für die Frage der Entſtehung von Sprachgrenzen ſehr wichtige Belehrung. W. v. Wartburg[28] hat in einer großzügig angelegten Unterſuchung die Zerreißung des urſprünglich einheitlichen romaniſchen Raumes durch das Eindringen der Alemannen gezeigt. Die franzöſiſche und die romaniſche Entwicklung in den Alpen ſind ſeitdem getrennte Wege gegangen. Den Hiſtoriker intereſſiert dabei die Frage, wie eigentlich die Germaniſierung der einzelnen Räume vor ſich gegangen iſt. Wir können ſie im einzelnen nicht mehr nachweiſen, wohl aber erkennen wir aus den Geſamtergebniſſen die entſcheidenden Kräfte[29]. Das Romanentum hat ſich entlang den großen Fernverkehrsſtraßen, die mit dem romaniſchen Gebiet in Oberitalien und in Frankreich in Verbindung ſtanden, erhalten[30]. Deshalb iſt der Weſten und auch der Oſten der Schweiz ganz oder zum Teil romaniſch geblieben oder erſt viel ſpäter als das übrige Land germaniſiert worden. Von der Mittelſchweiz führte aber keine unmittelbare Verbindung nach Italien, dort hat ſich das Deutſchtum durchgeſetzt. Von dort drang es über die als Fernverkehrswege weniger wichtigen Päſſe nach dem Oberwallis ein und wurde von den Walſer Siedlern weiter getragen. P. Ißler[31] hat uns gerade über die Walſer wieder eine neue Unterſuchung gegeben, doch wird das geſamte Walſer-Problem in bezug auf ſeine allgemeinen Auswirkungen auf die nationalen, die Standes-, Verfaſſungs- und Wirtſchaftsverhältniſſe noch unterſucht werden müſſen. Im ganzen kann man ſagen, daß die Alemannen als Bauern ins Land gekommen ſind und daß ſie auch weiterhin als Träger der ländlichen Koloniſation durch ihre Arbeit das Land erobert und ihm allenthalben ihren Stempel aufgedrückt haben.

---

[22] P. E. Martin, La fin de la domination Romaine en Suisse et l'occupation germanique. Bull. soc. hist. et d'arch. de Genève 6, 1935, S. 1—30.

[23] Vgl. a. E. Gamillſcheg, Romania Germanica. Bd. III: Die Burgunder, Schlußwort. Berlin und Leipzig 1936.

[24] Binz in Feſtſchrift für Tappolet, 1935. – W. Bruckner, Die Bedeutung der Ortsnamen für die Erkenntnis alter Sprach- und Siedlungsgrenzen in der Weſtſchweiz. Vox Romanica I, 1936, S. 235—263.

[25] P. Iſo Müller, Gotthard und Oberalp im Hochmittelalter. Innerſchweizer. Jahrb. f. Heimatkunde, 1936.

[26] M. Beck, Die Schweiz im politiſchen Kräfteſpiel des merowingiſchen, karolingiſchen und ottoniſchen Reiches. Zeitſchrift für Geſchichte des Oberrheins, N. F. 50, 1936, S. 249—300.

[27] K. S. Bader, Altſchweizeriſche Einflüſſe in der Entwicklung der oberrheiniſchen Dorfverfaſſung. Zeitſchrift für Geſchichte des Oberrheins, N. F. 50, 1936, S. 405—453.

Die Bevölkerungsbewegung am Oberrhein kann nicht nur ſchweizeriſch oder elſäſſiſch oder badiſch betrachtet werden[32]. Es gab von da eine ſehr ſtarke Auswanderung beſonders nach ungariſchen Ländern der Habsburger[33], die immer mehr erfaßt wird. Die Auswanderungsliſten, die J. Kallbrunner und F. Wilhelm herausgegeben haben[34], haben auch ſchon mehrfache Bearbeitung erfahren[35] und haben zu weiteren Forſchungen angeregt[36]. Aber auch innerhalb des oberrheiniſchen Raumes fand eine ſtarke Wanderung ſtatt, wobei in der Neuzeit die Schweiz der gebende Teil war[37]. Von dort ſind in die durch die Kriege immer wieder verwüſteten übrigen Oberrheinlande zahlreiche Schweizer ausgewandert[38], nicht wenige Dörfer am Oberrhein ſind ihrer Bevölkerung nach eigentlich ſchweizeriſch. Ja ſogar aus dem ſüdlich des Monte Roſa gelegenen Greſſoney fand eine bemerkenswerte Auswanderung nach Freiburg i. Br. ſtatt[39].

---

[28] W. von Wartburg, Die Ausgliederung der romaniſchen Sprachen. Zeitſchr. für roman. Philologie 56, 1936.

[29] E. Gamillſcheg, Romania Germanica, Sprach- und Siedlungsgeſchichte der Germanen auf dem Boden des alten Römerreiches Bd. I—III, Grundriß der Germaniſchen Philologie 11/1—3, Berlin und Leipzig 1934—36. — Lotte Riſch, Beiträge zur romaniſchen Ortsnamenkunde des Oberelſaß, Berlin 1932. — Vgl. a. Roos, Die Sprachenfrage in Elſaß-Lothringen. Jährl. Rundſchau des Deutſchſchweizeriſchen Sprachvereins, 1933, S. 26—53.

[30] Felix Stähelin, Die vorrömiſche Schweiz im Lichte geſchichtlicher Zeugniſſe und ſprachlicher Tatſachen. Zeitſchrift für Schweizer. Geſchichte 15, 1935, S. 337—368.

[31] Peter Ißler, Geſchichte der Walſerkolonie Rheinwald, Diſſ., Zürich 1935.

[32] Friedr. Noack, Die franzöſiſche Einwanderung in Freiburg i. Br. 1677—1698. Vierteljahrsſchr. f. Soz. u. Wirtſchaftsgeſchichte 23, 1930, S. 324—341. Vgl. a. Friedrich Metz, Das Oberrheinland als Ein- und Auswanderungsgebiet. Verhandlungen und wiſſenſchaftliche Abhandlungen des 22. Deutſchen Geographentages zu Karlsruhe, 7. bis 9. Juni 1927, Breslau 1928, S. 222—237.

[33] Friedrich Metz, Die Auswanderung aus Elſaß-Lothringen nach den Donauländern. Elſaß-Lothringiſches Jahrbuch 9, 1930, S. 254—278.

[34] J. Kallbrunner-F. Wilhelm: Quellen zur deutſchen Siedlungsgeſchichte in Südoſteuropa, München 1933. Vgl. dazu das ſehr wertvolle Werk von R. B. Straßburger-W. J. Hinke: Pennsylvania German

Es war nicht beabſichtigt, auf wenigen Seiten ein vollſtändiges Verzeichnis des in den letzten Jahren über das Oberrheingebiet[40] erſchienenen Schrifttums zu geben[41], dieſe Ausführungen hatten nur den Zweck, die Hauptſtrömungen, die ſich gegenwärtig bemerkbar machen, an einigen führenden Hauptbeiſpielen aufzuzeigen. Es ſollte deutlich gemacht werden, wie die Spannungen, die ſich durch die beſonderen ſtaatlichen und volkstumsmäßigen Verhältniſſe ergeben, ſich in den wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen und in der Einſtellung zu den großen Problemen ſpiegeln, anderſeits aber auch zur Belebung des Intereſſes ſtark beigetragen haben.

Pioneers, 3 Bd., 1934, das eine wichtige Parallele auf Grund der Einwandererliſten, die in der Zeit von 1727—1808 im Hafen von Philadelphia geführt wurden, gibt.

[35] Fr. Stanglica, Die Auswanderung der Elſaß-Lothringer im 18. Jh. nach Südoſteuropa im Spiegel der Anſiedlungsakten. Elſaß-Lothring. Heimatſtimmen, 1933, S. 300—304. — Derſ., Die Auswanderung der Lothringer in das Banat und die Batſchka im 18. Jh., Frankfurt 1934.

[36] H. Jacob, Die Auswanderung aus dem badiſchen Oberland in den Jahren 1797—1804. Markgräflerland 7, 1936, S. 134—141 (wird fortgeſetzt). — E. Klethi, Elſaß-lothring. Siedler in Jugoſlawien. Jahrb. d. Elſaß-lothring. wiſſenſchaftl. Geſellſchaft zu Straßburg 9, 1936, S. 143—158.

[37] E. Steinemann, Die Schaffhauſeriſche Auswanderung und ihre Urſachen. Zeitſchrift für Schweizer. Geſchichte 14, 1934, S. 310—359, 401—450.

[38] Ed. Lais, Die Bevölkerung des Kirchſpiels Schönau i. W. und ihre Wirtſchaft im 17. und 18. Jahrhundert. Markgräflerland 1931, S. 15—32, 54—63, 83—94; 1932, S. 33—51.

[39] K. Martin, Die italieniſche Gemeinde Greſſoney am Monte Roſa und ihre Beziehungen zum Breisgau. Schauinsland 62, 1935, S. 32—55.

[40] A. von Grolmann, Weſen und Wort am Oberrhein, Berlin 1935.

[41] Fr. Bürki, Die deutſchen politiſchen Flüchtlinge in Bern 1849/50. Berner Taſchenbuch 1933. — W. Näf, Deutſchland und die Schweiz in ihren kulturellen und politiſchen Beziehungen während der erſten Hälfte des 19. Jh., Bern 1936.

Fortſchritte und Aufgaben der ſprachwiſſenſchaftlichen Volksforſchung in den Sudetenländern

Von Ernſt Schwarz

In den „Deutſchen Heften für Volks- und Kulturbodenforſchung 1“ (1930) habe ich S. 348 ff. über die Aufgaben der deutſchen Sprachforſchung in den Sudetenländern gehandelt. Es iſt nun an der Zeit, wieder Umſchau zu halten, wobei naturgemäß an den früheren Aufſatz angeknüpft werden kann.

Im Anſchluß an die Veröffentlichung des Märterbuches durch E. Gierach[1] hat ſein Schüler G. Eis mehrfach die Frage erörtert, wie hoch der Anteil Böhmens an der ſpätmittelalterlichen Legendendichtung einzuſchätzen ſei[2]. Die Antwort iſt nicht leicht zu geben, weil die Anregungen zu ſolcher Dichtung nicht nur in den Sudetenländern, ſondern in ganz Deutſchland vorhanden waren, auch die ſchaffenden Perſönlichkeiten nur ſchwer ihrer Herkunft nach herausgehoben werden können. So iſt heute dieſe Frage erſt angeſchnitten, aber noch keineswegs einer allgemein anerkannten Löſung zugeführt.

Bei einem anderen bis in die jüngſte Zeit ſtrittig geweſenen ſicher in Böhmen beheimateten Werke iſt dagegen in letzter Zeit der Dichter einwandfrei feſtgeſtellt worden. Burdach hatte ihn in der Familie der Pflug auf Rabenſtein geſucht, die Bemerkung im erſten Satz des dritten Kapitels „von vogelwat ist mein pflug“ zu ſehr auspreſſend[3]. A. Bernt wieder wollte als Verfaſſer einen deutſchen Parteigänger der Huſſiten wahrſcheinlich machen[4], wurde aber ſofort von mehreren Seiten darauf aufmerkſam gemacht, daß der Notar und Schulrektor Johannes von Saaz, der 1411 Stadtſchreiber in der Prager Neuſtadt geworden iſt, nicht mit Johannes dem Deutſchen von Saaz, einem Parteigänger des Hus, zuſammenfallen kann, da jener in Prag bereits 1415 geſtorben iſt[5]. K. Beer hatte inzwiſchen feſtgeſtellt, daß der Saazer Notar und Schulmeiſter Johannes de Tepla und der gleichzeitig genannte Johannes de Sitbor eine und dieſelbe Perſönlichkeit ſind[6]. Ein zufälliger Fund ſollte alle Zweifel beſeitigen. K. J. Heilig hat in einer Freiburger Handſchrift eine Formularſammlung des Saazer Notars erkannt ſamt der Widmung des „libellus Ackermann“ an einen Peter Rothirſch[7]. Damit ſteht eine hervorragende Dichterperſönlichkeit und ſein Werk klarer vor unſeren Augen.

---

[1] E. Gierach, Das Märterbuch (Deutſche Texte des Mittelalters XXXII), Berlin 1928; vgl. auch ſeinen Aufſatz „Altdeutſche Legendendichtung in Böhmen“ (Forſchungen und Fortſchritte VII, S. 235).

[2] G. Eis, Die Quellen des Märterbuches (Prager Deutſche Studien 46), 1932; derſ., Die Quellen für das Sanctuarium des Mailänder Humaniſten Boninus Mombritius (Germaniſche Studien 140), 1933; derſ., Beiträge zur mittelhochdeutſchen Legende und Myſtik (Germaniſche Studien 161), 1935.

[3] K. Burdach, Der Dichter des Ackermann aus Böhmen und ſeine Zeit. 1. Hälfte, 1926.

[4] A. Bernt, Der Ackermann aus Böhmen des Johannes von Saaz (1929), S. 15ff; derſ., Zeitſchr. f. deutſche Phil. 55, S. 160ff; 301ff.

[5] K. Beer, Zeitſchr. f. deutſche Phil. 56, S. 183ff.; L. L. Hammerich, ebd. 56, S. 185ff.; A. Bernt, ebd. 56, S. 188.

Die Arbeiten zur Mundartenforſchung in den Sudetenländern konnten vorwärts getrieben werden. Gut behandelt iſt ſeitdem die Mundart von Wadetſtift im Böhmerwald[8], bald wird eine Dialektgeographie der deutſchen Mundart Südmährens und der Neuhauſer Sprachzunge vorliegen, die in der Darſtellung der ſprachlichen Tatſachen vorzüglich iſt, aber den geſchichtlichen Unterbau weniger berückſichtigt[9], ferner wird in Kürze eine Dialektgeographie der nordmähriſchen Bezirke Römerſtadt und Sternberg erſcheinen, die auch die Verbindung mit der Siedlungs- und Herrſchaftsgeſchichte herſtellen wird[10]. Einige Diſſertationen ſind noch ungedruckt, ſo die von W. Roth, Lautlehre der Egerländer Mundart, die ſich auf die pol. Bezirke Eger, Aſch und Falkenau beſchränkt und deshalb nicht den ganzen Sprachraum des Nordbairiſchen überſehen kann, die von R. Schreiber, Dialektgeographie des Oſtegerländiſchen, die beſonders den oſtegerländiſch-nordweſtböhmiſchen Grenzſaum unterſucht und hier zu bemerkenswerten Feſtſtellungen über den Einfluß der Herrſchafts- und Kreisgrenze auf die Feſtlegung der Mundartgrenze in nach dem 13. Jahrhundert deutſch gewordenem Gebiete kommt, die von F. Weiſer, Lautgeographie der ſchleſiſchen Mundart des Adlergebirges und des angrenzenden Nordmähren, die bisher faſt unbekannte Landſchaften erſchließt und auch die Verbindung mit der Siedlungs- und Herrſchaftsgeſchichte ſucht, ſchließlich die von J. Beneſch über die Dialektgeographie der Schönhengſter Sprachinſel, womit ſeit 25 Jahren betriebene Arbeiten[11] einen vorläufigen Abſchluß gefunden haben, und von J. Wondratſch über die Formenlehre der deutſchen Mundart Südmährens, die dasſelbe Gebiet wie Beranek einbegreift, dieſes aber auch in ſeiner geſchichtlichen Entwicklung berückſichtigt, Ergänzungen bietet und außerdem den Einfluß der Wiedertäuferſprache auf die Mundartgeſtaltung des öſtlichen Südmähren erörtert. Die Wiedertäufer, die im 16. Jahrhundert bei einzelnen Herren in Südmähren eine Zuflucht gefunden haben, ſind ſpäter vertrieben worden, wurden teils ſlowakiſiert, nachdem die Katholiſierung vorausgegangen war, teils ſind ſie weitergezogen. Sie haben heute nach einem Zwiſchenaufenthalte in den Vereinigten Staaten in Kanada eine vielleicht letzte Heimſtätte gefunden. Ihre Geſchichtsbücher, in denen ihre Verfolgungen erzählt werden[12], ſind in einer alten Sprache verfaßt, in der wir mit guten Gründen und einigen Abſtrichen ihre einſt in Südmähren geſprochene Mundart wiederfinden. Sie ſcheint heute noch um Auſpitz (in Groß-Steurowitz) vorzuliegen, wo einer ihrer Mittelpunkte war, und wird auch noch bei den letzten Reſten der deutſchſprechenden Habaner in ihren Höfen in Groß-Schützen gehört[13]. Andere Arbeiten über die Mundart des Kuhländchens, der Deutſchbrodek-Wachtler Sprachinſel und der Zipſen bedürfen noch mancher Ergänzungen. Über die Kremnitz-Deutſchprobener Sprachinſel hat in ſchöner Zuſammenfaſſung aller Wiſſenſchaftszweige O. Hanika[14] gehandelt. Zu ſeiner Darſtellung der Herkunftsmöglichkeiten der ſchleſiſch-bairiſchen Miſchmundart können freilich einige Bedenken nicht unterdrückt werden.

---

[6] K. Beer, Neue Forſchungen über den Schöpfer des Dialogs „Der Ackermann aus Böhmen“ (Jahrbuch des Vereins f. Geſch. d. Deutſchen in Böhmen 3, S. 1ff.).

[7] Mitteil. des Inſt. f. öſterr. Geſch. 47, S. 414ff.

[8] H. Micko, Die Mundart von Wadetſtift im Böhmerwald. 1. Lautlehre, 1930; H. Micko-Repp, dasſ., 2. Formenlehre (Beiträge zur Kenntnis Sudetendeutſcher Mundarten, hrsg. von E. Gierach, Heft 5 und 6).

[9] Von F. J. Beranek (ebd., Heft 7).

[10] Von A. Rieger (ebd. Heft 8).

[11] Vgl. J. Janiczek, Der Vokalismus der Mundarten in der Schönhengſter Sprachinſel (Diſſ., Freiburg in der Schweiz, 1911); J. Matzke, Die Mundart von Rathsdorf im Schönhengſtgau (Realſchulprogramm Znaim 1911, 1912); derſ., Die Landskroner Mundart (Landskroner Heimatbücherei 8). 1922.

Die Aufgabe dieſer genannten Arbeiten und ihrer Vorläufer iſt, die Mundarten größerer Landſchaften, bisweilen in vertiefter Weiſe auch einzelner Orte, bekannt zu machen. Das Endziel iſt, auf dieſe Weiſe eine phonetiſch einwandfreie Überſicht über die ſudetendeutſchen Gebiete zu gewinnen, die als Rückzugsgebiete durchweg für die angrenzenden öſterreichiſchen und reichsdeutſchen Landſchaften von Bedeutung ſind. Es wird alſo danach zu ſtreben ſein, die noch vorhandenen Lücken zu ſchließen.

Seitdem die Sudetenländer durch Ausfüllung der Wenkerſätze (1927) an die Zentralſtelle für deutſche Mundartforſchung in Marburg a. d. L. angeſchloſſen ſind und der Deutſche Sprachatlas ſie in ſeinen Lieferungen berückſichtigt (ſeit Karte 28), war es möglich, eine Geſamtüberſicht über das Verhältnis der ſudetendeutſchen zu den öſterreichiſchen und reichsdeutſchen Mundarten anzuſtreben. Da unſere Oſtmundarten ihre Wurzeln in der deutſchen Wiederbeſiedlung des 12. bis 13. Jahrhunderts haben, war die geſtellte Aufgabe gleichzeitig eine geſchichtliche. Iſt aus dem Gemiſch der Neuſiedler dieſer Jahrhunderte die heutige Verteilung der Mundarten zu erklären? Iſt es möglich, die urſprünglichen Beſtandteile auszuſondern, ihre Heimat und damit die der Anſiedler zu erſchließen? Es wird natürlich in keinem Falle gelingen, ein genaues prozentuales Verhältnis über den Anteil der deutſchen Stämme an der Deutſchwerdung unſerer Landſchaft herauszubekommen und die Heimat allzu eng zu begrenzen, da Miſchung und Ausgleich ſowie Veränderung in der Heimat die urſprünglichen Zuſtände doch verwiſcht haben. Aber Fortſchritte müſſen erreichbar ſein, weil die ganze Frage mit beſſerem und größerem Material neu angegangen werden kann. Frings zeigte die gleiche Zuverſicht für Sachſen[15]. Für die Sudetenländer habe ich aus den Mundartkarten heraus ihre geſchichtliche Deutung verſucht[16]. Vor kurzem hat Frings zuſtimmend dazu Stellung genommen und nur für Schleſien, das etwas ſeitab lag, Bedenken geäußert, ohne die Möglichkeit zu leugnen, daß die aus den Sudetenländern gewonnene Einſicht richtig ſei. Frings hat gemeinſam mit dem Hiſtoriker Kötzſchke und dem Geographen Ebert und eigenen Schülern, ſeinen Auszug von 1932 erweiternd, die ſprachlichen Grundlagen Oberſachſens mit den geſchichtlichen, vor allem der oſtſaaliſchen Beſiedlung, zuſammengeſtellt und ein einheitliches Blickfeld zu erzielen getrachtet[17]. Die Übereinſtimmung in der Ausdeutung der Mundartgrenzen muß feſtgeſtellt werden, ebenſo die Zuverſicht, auch ohne alte Belege aus den Kanzleiſprachen, die ja keineswegs reine Mundart enthalten, ſichere Entſcheidungen über das Alter der mundartlichen Erſcheinungen zu treffen. Die Wanderzüge der deutſchen Oſtfahrer, die Straßen, die ſie gezogen ſind, ſind nun beſſer herausgearbeitet, ſeitdem ſich die Sprachforſchung dieſer geſchichtlichen Aufgaben beſonnen hat. Weit klarer ſehen wir dank den Arbeiten der Siedlungshiſtoriker, wie das Waldhufendorf nördlich des Erzgebirges eine erſte Blüte erreicht und als koloniale Errungenſchaft der Oſtfranken von anderen Koloniſten übernommen wird und einen Siegeszug bis Galizien und Slowakei antritt; wie das fränkiſche Haus unter denſelben Vorausſetzungen weit nach Oſten ausgreift; wie das fränkiſche Recht aber auf ein unüberbrückbares Hindernis ſtößt, da das Magdeburger beſſer ausgebildet war, ſo daß dieſes unter dem Geſichtspunkte kolonialer Auswahl das fränkiſche zurückdrängen konnte. Daß das flämiſche auf Reſtformen beſchränkt wurde, ſteht durchaus im Einklange zu ähnlichen Beobachtungen der Mundartforſchung. Es wäre zu wünſchen, daß auch Schleſien bald eine Mundartgeographie mit hiſtoriſchem Blickfeld lieferte.

---

[12] Geſchicht-Buch der Hutteriſchen Brüder. Hrsg. von den Hutteriſchen Brüdern in Amerika, Kanada durch R. Wolkan, 1923.

[13] Nach Wondratſch, a. a. O. Über die Habaner und beſonders ihre gewerblichen Leiſtungen beſteht ein reiches Schrifttum.

[14] J. Hanika, Oſtmitteldeutſch-bairiſche Volkstumsmiſchung im weſtkarpathiſchen Bergbaugebiet (Deutſchtum und Ausland, 53. Heft). Münſter i. W., 1933.

[15] Th. Frings, Sprache und Siedlung im mitteldeutſchen Oſten (Berichte über die Verhandlungen der Sächſ. Akad. d. Wiſſ., phil.-hiſt. Kl., 84. Bd., 1932, 6. Heft).

Die Wortforſchung und Wortgeographie hat in den Sudetenländern ſeit der Aufnahme der Vorarbeiten zum Sudetendeutſchen Mundartenwörterbuch (1930) einen Mittelpunkt erhalten. Durch Teilnahme von Mundartſprechern aller Volkskreiſe und Ausſendung von bisher 12 Fragebogen ſind bis 31. Oktober 1936 etwa 450000 Zettel zuſammengebracht worden, von denen etwa 440000 alphabetiſch und mit Verweiſen geordnet ſind. Auf Grund der Fragebogenantworten ſind bisher 515 Karten gezeichnet worden, wovon 205 Laut- und Formen-, 310 Wortkarten oder kombinierte ſind. Dieſe Karten beruhen auf 1700—2400 Antworten. Einige Sachgebiete ſind in ungedruckten Diſſertationen behandelt[18].

Als weiteres Ziel wird die wortgeographiſche Darſtellung größerer Landſchaften angeſtrebt, um die wortgeographiſchen Karten mit den lautgeographiſchen vergleichen zu können, wobei nicht die Fragebogenantworten, ſondern perſönliche Abfragungen, alſo phonetiſche Aufnahmen, die Grundlage bilden ſollen. Eine Darſtellung, die das hiſtoriſche Egerland ſowohl auf bairiſcher wie auf böhmiſcher Seite betrifft, wird in Leipzig zum Druck vorbereitet (von Braun), andere ſind in Prag in Angriff genommen. Beſonders die vor dem Abſchluß ſtehende Unterſuchung der Schönhengſter Sprachinſel wird Gelegenheit geben, dieſe alte Rückzugslandſchaft gut zu überſchauen. Ein großer Nachteil der wortgeographiſchen Arbeiten liegt im Fehlen eines deutſchen Wortatlas. Der deutſche Sprachatlas beruht in erſter Linie auf Lautkarten und auf der Fragebogenmethode, während der Atlas linguistique de la France von Gilliéron und Edmont mehr auf phonetiſchen Abfragungen beruhende Wortkarten aufweiſt. Es iſt deshalb derzeit noch nicht möglich, bei deutſchen Wortkarten kleiner Landſchaften das große Blickfeld zu gewinnen, das die Lautkarten erlauben. Man kann die Wortgrenzen alſo vorläufig nicht oder nur unter günſtigen Umſtänden weiterführen. Die beſtehenden Wörterbücher genügen dafür nicht. So bleibt ein deutſcher Wortatlas, der ziemlich leicht und ſchnell beſchafft werden könnte — wenn auch nur mit der Fragebogenmethode —, ein Wunſchbild der deutſchen Forſchung.

---

[16] Vf., Sudetendeutſche Sprachräume (Schriften der Deutſchen Akademie in München, Heft 21, zugleich Veröffentlichung der Deutſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Prag). München 1935.

[17] Ebert-Frings-Gleißner-Kötzſchke-Streitberg, Kulturräume und Kulturſtrömungen im mitteldeutſchen Oſten. Halle 1936.

[18] R. Rieger, Sudetendeutſche Pflanzennamengeographie, 1934 (vgl. derſ. in Natur und Heimat 1936); R. Strichhirtſch, Sudetendeutſche Tiernamengeographie, 1935; H. Weinelt, Landwirtſchaftliche Wortgeographie in den Sudetenländern, 1935.

Die Lehnwortforſchung, vor allem in ihrem modernſten Zweige der Lehnwortgeographie[19]), iſt in den letzten Jahren wenig gefördert worden, vor allem deshalb, weil es auch in den Sudetenländern nicht leicht iſt, die geeigneten Bearbeiter zu finden. Es iſt gleichmäßige gründliche Kenntnis ſowohl der deutſchen wie der tſchechiſchen bzw. ſlowakiſchen Mundarten zu fordern, die Fähigkeit, das Material durch perſönliche Abfragung in einer Zone beiderſeits der Sprachgrenze oder in einer Zone früherer enger Berührung der beiden Volkstümer zu ſammeln. In der Slowakei könnte auf verſunkenem deutſchen Kulturboden viel in dieſem Forſchungszweig geleiſtet werden, aber auch in Böhmen und Mähren gibt es ausſichtsreiche Möglichkeiten.

Während Burdach und ſein Kreis — von früheren Forſchern in dieſem Zuſammenhang ganz zu ſchweigen — das Problem der neuhochdeutſchen Schriftſprache von den Kanzleien her zu löſen verſuchten und hier beſonders an die Kanzlei Karls IV. in Prag anknüpften, dementſprechend weiter an einen ungeheuren Einfluß dieſer Kanzleiſprache auf die Mundarten glaubten[20], ſind die Mundartenforſcher den umgekehrten Weg gegangen und haben erſt die Sprache des Volkes unterſucht und dann ihren Niederſchlag in den Kanzleien zu erfaſſen getrachtet. So iſt vor kurzem ziemlich gleichzeitig in Prag und Leipzig die Erkenntnis gereift, daß die oſtmitteldeutſche Koloniſtenſprache, die wir als Sprache der Städte und gehobenen Bürger anzuſetzen haben, ſchon vor ihrer Feſtlegung in der Kanzlei die weſentlichen Merkmale des Neuhochdeutſchen, z. B. die Diphthongierung der mittelhochdeutſchen î, û, iu, durchgeführt hatte, daß mit einem Worte das Neuhochdeutſche früher geſprochen als geſchrieben wurde und als Errungenſchaft der mitteldeutſchen Oſtſiedlung anzuſehen iſt. Einer Teillandſchaft des Oſtmitteldeutſchen, dem meißniſchen Raum, war es infolge zentraler Stellung und durch das Auftreten Luthers und ſeine Bibelüberſetzung beſchieden, dieſe neue Sprache zum Siege zu führen[21].

---

[19] Vgl. Vf., Zur Wortgeographie tſchechiſcher Lehnwörter in den deutſchen Mundarten (Germanoſlavica 2, S. 221 ff., 327 ff).

[20] Vgl. zuletzt A. Bernt, Die Entſtehung unſerer Schriftſprache (Vom Mittelalter zur Reformation, hrsg. von K. Burdach XI). Berlin 1934.

Um dieſes Ergebnis, das die Forſchungen zum Problem der neuhochdeutſchen Schriftſprache auf eine neue Grundlage ſtellt, zu unterbauen und zweifelsfrei zu geſtalten, iſt es notwendig, die alten Kanzleiſprachen unter ſteter Rückſichtnahme auf die frühere wirkliche Sprache des Volkes und beſonders der Städte genau zu unterſuchen. In Sachſen ſind ſchon Arbeiten darüber im Druck erſchienen[22], in den Sudetenländern ſtehen ſie erſt in Vorbereitung, von eigenen ungedruckten Arbeiten des Verf., die die Grundlage zu einer Geographie der alten ſudetendeutſchen Kanzleiſprachen bilden ſollen, abgeſehen. An gedruckten und ungedruckten Quellen fehlt es nicht. So iſt neueſtens die alte Silleiner Sprache in der Slowakei bekannt geworden[23], auch ein in Neuſohl in der Slowakei zuſtande gekommener Cato gedruckt worden[24], während andere Texte noch ungedruckt und deshalb auch ſprachlichen Unterſuchungen nicht leicht zugänglich ſind. Ein Aufſatz über die Heimat der Schleſier, die ſich in der Mitte des 14. Jahrhunderts um Lańcut angeſiedelt haben, auf der Grundlage der Sprache des Schöffenbuches von Krzemienica in Galizien[25] harrt ſchon ſeit längerer Zeit der Drucklegung.

Auf dem Gebiete der Ortsnamenforſchung iſt das 1931 erſchienene umfangreiche Buch des Verf. „Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geſchichtsquelle“[26] von vielen Seiten und ausführlich beſprochen worden. Iſt damit nun ein Überblick über den Ortsnamenſchatz gewonnen und die Regelmäßigkeit der namenkundlichen Beziehungen zwiſchen Deutſchen und Tſchechen klargelegt, der Zuſammenhang mit den Landſchaften jenſeits der Grenze auch kartographiſch dargetan, ſo bleibt doch in den einzelnen Bezirken noch ſehr viel zu leiſten übrig. Hier müſſen für jeden Ort die urkundlichen Belege vom erſten Auftreten an geſammelt und mit ihrer Hilfe muß nicht nur die ſprachliche Entwicklung des Namens bis zur heutigen Schrift- und mundartlichen Form verfolgt werden, um darauf eine möglichſt eindeutige Etymologie aufzubauen, die Ortsnamen müſſen auch als das gewertet werden, was ſie wirklich ſind, nämlich als Niederſchlag menſchlicher Kulturarbeit und damit als Geſchichtsquelle. Jede Behandlung, die nur ſprachlich bleibt, muß deshalb einſeitig erſcheinen. Die Verquickung der beiden Volkstümer in den Sudetenländern, die Bewegung der Sprachgrenze in den einzelnen Jahrhunderten widerraten aber auch entſchieden dem leider noch immer unternommenen Verſuch, etwa nur die tſchechiſchen Ortsnamen eines heute deutſchen Bezirkes zu unterſuchen. Das ſo entſtehende Sprach- und Geſchichtsbild kann nur ein Teilſtück der Wirklichkeit darſtellen, niemals aber der Geſamtſumme von Sprache und Geſchichte zweier Völker entſprechen. Von dem Bearbeiter eines Bezirkes muß gleiche Kenntnis der deutſchen wie der tſchechiſchen Sprache gefordert werden. Eine vor kurzem in Schleſien erſchienene Arbeit über die Ortsnamen eines Kreiſes[27] entſpricht dieſen Anforderungen deshalb nicht ganz, weil ſie die deutſch-polniſchen Lauterſatzerſcheinungen unberückſichtigt läßt und ſich dadurch eines Hilfsmittels bei der Deutung begibt, bei der Auswertung für die Geſchichte ſich aber auf Bemerkungen zur Ortsgeſchichte beſchränkt und die Beſiedlung des Kreiſes ſo nicht weiterführt. Auf ſudetendeutſcher Seite liegen bisher gedruckte Arbeiten über das Iſergebirge vor[28], ungedruckte Darſtellungen handeln über die Ortsnamen der Bezirke Hohenelbe, Brüx, Plan, Tachau, Biſchofteinitz, Freiwaldau, Trautenau, Landskron u. a. Angeſtrebt wird bezirksweiſe ein Ortsnamenbuch, das aber nicht nur das Namenmaterial ſamt Deutung bereitſtellt, ſondern dem Philologen auch die Darſtellung der Siedlungsgeſchichte überläßt, ſoweit er dazu an der Hand des Namen- und des von ihm durchgeſehenen Urkundenmaterials imſtande iſt. Es ſoll damit eine bis ins einzelne gehende Darſtellung der Beſiedlung des deutſchen Anteils der Sudetenländer geſchaffen werden.

---

[21] Vgl. E. Schwarz, Rezenſion von Bernt in der Deutſchen Literaturzeitung 1936, Sp. 704ff.; derſ., Die Grundlagen der neuhochdeutſchen Schriftſprache (Zeitſchr. f. Mundartforſchung 12, S. 1ff.); Th. Frings, Die Grundlagen des Meißniſchen Deutſch, Halle 1936; derſ., Kulturräume, S. 273ff.

[22] K. Gleißner, Urkunde und Mundart auf Grund der Urkundenſprache der Vögte von Weida, Gera und Plauen (Mitteldeutſche Studien, Heft 9) 1935; L. E. Schmitt, Die deutſche Urkundenſprache in der Kanzlei Karls IV (ebd., Heft 11), 1936.

[23] Vgl. Kniha Žilinská, hrsg. von V. Chaloupecký (Prameny učené společnosti Šafařékovy, Bd. V). Preßburg 1934.

[24] L. Zatočil, Der Neuſohler Cato. Berlin 1935.

[25] Vgl. F. Doubek und H. F. Schmid, Das Schöffenbuch der Dorfgemeinde Krzemienica aus den Jahren 1451—1482 (Quellen zur Geſchichte der Rezeption II). Leipzig 1931.

[26] Forſchungen zum Deutſchtum der Oſtmarken II, 2. München 1931.

In jedem Orte gibt es durchſchnittlich 50—60 Flurnamen. Das, was die Ortsnamen ausſagen können, muß alſo durch die Flurnamen teils beſtätigt, teils ergänzt werden. Aus dieſem Gedanken heraus iſt ſeit 1929 durch die Flurnamenſtelle der Deutſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften und Künſte in Prag die Sammlung der Flurnamen unter Leitung des Verf. veranlaßt worden. Unter Mithilfe von mehr als 3000 Sammlern, unter denen die Lehrerſchaft etwa 90 Prozent ausmacht, ſind bisher aus bald 3100 Orten faſt 160 000 Flurnamen zuſammengebracht worden, einſchließlich der aus Kataſtern uſw. ausgezogenen. Fünf Siebentel des auf dieſem Wege erfaßbaren Namenſchatzes ſind derzeit zuſammengetragen[29]. Auch die wiſſenſchaftliche Bearbeitung hat bereits eingeſetzt. Bisher liegt der Bezirk Gablonz vor[30], andere Bezirke ſind in Vorbereitung. Da es wünſchenswert iſt, daß die Flurnamen wieder zum Volke zurückgelangen, um ſo die Volkskunde zu befruchten, wird darauf geſehen, daß die Darſtellungen allgemein verſtändlich bleiben. Es darf deshalb nicht die Tabellenform gewählt werden, weil erfahrungsgemäß Tabellen vom Volke nicht geleſen werden. Die Flurnamen müſſen alſo nach Sachgebieten gegliedert, ihre Ausſagen zur Vorgeſchichte, für Bergbau, Wirtſchaft, Bodenkultur, Tier- und Pflanzenwelt, Recht, Volkshumor, Siedlungsgeſchichte müſſen herausgearbeitet werden. Dem Vorkommen von tſchechiſchen Flurnamen im heute deutſchen Gebiet iſt ebenſo wie dem entſprechenden von deutſchen Namen in tſchechiſcher Gegend beſondere Aufmerkſamkeit zu widmen. So iſt es möglich, mit Hilfe von Orts- und Flurnamen die Beſiedlungsgeſchichte ſehr zu fördern und gleichzeitig einen Stab von Sachkennern und -forſchern heranzubilden. Als Endwerk wird nach Aufarbeitung der Bezirke ein zuſammenfaſſendes Überſichtswerk mit einem Flurnamenatlas geplant.

---

[27] A. Moepert, Die Ortsnamen des Kreiſes Neumarkt (Einzelſchriften zur ſchleſiſchen Geſchichte, 13). Breslau 1935.

[28] Sudetendeutſches Ortsnamenbuch, hrsg. von E. Gierach und E. Schwarz: Heft 1: E. Gierach, Die Ortsnamen des Bezirkes Reichenberg; E. Schwarz, Die Ortsnamen des Bezirkes Gablonz; Heft 3: E. Gierach, Die Ortsnamen des Bezirkes Friedland.

[29] Über die Fortſchritte unterrichtet der „Sudetendeutſche Flurnamenſammler“, ſeit 1929 8 Hefte.

[30] E. Schwarz, Die Flurnamen des Bezirkes Gablonz (Sudetendeutſches Flurnamenbuch, Heft 1), 1935.

Die Familiennamenforſchung ſteht nicht derart im Vordergrunde, weil ſie nicht ebenſo wie Mundarten-, Orts- und Flurnamenforſchung Beiträge zur erſten Siedlungsgeſchichte bringen kann. Die Familiennamen ſind erſt ſeit dem 14. Jahrhundert feſt geworden. Für die Geſchichte der Auseinanderſetzung von Deutſchtum und Tſchechentum ſind aber die Familiennamen eine vorzügliche Geſchichtsquelle. Beſonders Beobachtungen, wann und wo deutſche Familiennamen zuerſt auftauchen, können im Verein mit anderen Ausſagen weiterführen. Die ſpäte Binnenkoloniſation des 17. bis 19. Jahrhunderts läßt ſich mit Hilfe der Familiennamen gut verfolgen. Gute Beiträge zu einzelnen Teilgebieten liegen vor von E. Führlich[31], über Vornamen von R. Schreiber[32]. Eine Einführung in die Quellen der Familiennamen hat G. Eis geboten[33]. Ungedruckt iſt die Diſſertation von Ch. Jurda über die Entſtehung und Entwicklung der Brünner Familiennamen.

Manches iſt in den letzten Jahren geleiſtet worden, noch mehr bleibt aber zu arbeiten übrig. Die Einſtellung auch der Sprachwiſſenſchaft auf die Probleme eines Rand- und Inſeldeutſchtums trägt den Aufgaben der modernen Volksforſchung Rechnung.

---

[31] E. Führlich, Familiennamen tſchechiſcher Herkunft bei den Deutſchen in den Sudetenländern (Sudetendeutſche Zeitſchr. f. Volkskunde 7, S. 41 ff.); derſ., Bemerkungen zur Familiennamenforſchung (Sudetendeutſche Familienforſchung 6, S. 51 ff.).

[32] R. Schreiber, Vornamen als Quellen volkskundlicher Forſchung (ebd. 5, S. 142 ff.).

[33] G. Eis in der Zeitſchr. „Sudetendeutſche Familienforſchung" 8, S. 1 ff.

Bibliographien der Jahre 1927 – 1936

zuſammengeſtellt von der Schriftleitung,

unter Mitwirtunng von

H. Ammann-Aarau, W. Conze-Berlin, H. Coſack-Berlin, C. Hallier-Frankfurt a. M., H. Haſſinger-Wien, A. Karaſek-Wien, M. Klante-Berlin, H. Klocke-Berlin, O. Koßmann-Berlin, E. Lendl-Wien, J. Nießen-Bonn, K. Oberdorffer-Brüx, R. Oehme-Freiburg i. Br., V. Pauls-Kiel, L. Petry-Breslau, J. Reſt-Freiburg i. Br., W. Wutte-Klagenfurt

Allgemeine Bibliographien

Dahlmann-Waitz: Quellenkunde der Deutſchen Geſchichte, hrsg. von H. Haering, 9. Aufl. Leipzig Bd. 1/1931, 2/1932, XL und 1292 S.

Geiger, P. (mit Unterſtützung von **E. Hoffmann-Krayer**): Volkskundliche Bibliographie, Straßburg, für die Jahre 1925/26 erſchienen 1931, XXXII und 592 S.; für das Jahr 1927 erſchienen 1933, XXX und 342 S.; für das Jahr 1928 erſchienen 1933, XVIII und 304 S.; für die Jahre 1929 und 1930 erſchienen 1935, XXXVI und 578 S.

Das **Grenzdeutſche Schrifttum.** Ein bibliographiſches Verzeichnis, Berlin 1933, 40 S.

Bibliographiſches **Handbuch** des Auslanddeutſchtums, hrsg. vom Deutſchen Ausland-Inſtitut Stuttgart, Lieferung 1/1932, 2/1932, 3/1936, 5/1935, 7/1933.

Handbuch der deutſchſprachigen Zeitungen im Auslande, hrsg. von W. Heide, Berlin-Leipzig 1935, 346 S.

Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums, hrsg. von Carl Peterſen, Otto Scheel, Paul Hermann Ruth, Hans Schwalm (Bibliographien bei jedem Abſchnitt), Bd. I/Breslau 1933, XIV, 746 S.; Bd. II/Breslau 1936 (im Erſcheinen).

Deutſche **Hefte** für Volks- und Kulturbodenforſchung, hrsg. von W. Volz und H. Schwalm, Bibliographie für 1928 in Jg. 1 1930/31, 136 S.; für 1929 in Jg. 2 1931/32, 109 S.; für 1930 in Jg. 3/1933, 98 S.; für 1931 in Jg. 4/1934, S. 1—(29) (nicht mehr erſchienen).

Hoffmann-Krayer, E.: Volkskundliche Bibliographie, für das Jahr 1921/22 erſchienen Straßburg 1927, XXVII und 414 S.; für das Jahr 1923/24 erſchienen 1929, XXVIII und 492 S. Fortſetzung ſ. Geiger.

Vorgeſchichtliches **Jahrbuch,** hrsg. von Max Ebert, Bd. I Bibliographie des Jahres 1924, Berlin-Leipzig 1926; Bd. II des Jahres 1925, Berlin-Leipzig 1926; Bd. III des Jahres 1926, Berlin-Leipzig 1928; Bd. IV des Jahres 1927, Berlin-Leipzig 1930.

Jahrbuch, Auslanddeu ſchtum und evangeliſche Kirche, Literaturüberſicht in 1. Jb./1932, S. 242—265 (E. Schubert); 3. Jb./1934, S. 321—335 (O. Lerche).

Jahrbuch des Reichsverbandes für die katholiſchen Auslanddeutſchen, Bücherſchau in 1. Jg./1926, Münſter 1926, S. 225—226; in Jg. 1927/28, Münſter 1928, S. 225—230; Jg. 1935, Auslanddeutſche Bibliographie 1934, S. 328—357.

Jahresberichte für Deutſche Geſchichte. Unter redaktioneller Mitarbeit von Victor Loewe hrsg. von Albert Brackmann und Fritz Hartung, 1. Jg./1925, Leipzig 1927ff.

Lerche, O.: Hundert Jahre Arbeit an der Diaſpora. Nachweiſungen aus den Veröffentlichungen des Zentralvorſtandes des evangeliſchen Vereins der Guſtav Adolf Stiftung, Göttingen 1932, XI und 275 S.

Mai, R.: Auslanddeutſche Quellenkunde 1924—1933, Berlin 1936, XVI und 504 S.

Nachrichtenblatt für deutſche Vorzeit. Beiblatt zum Mannus, Zeitſchrift für Vorgeſchichte. Begründet von G. Koſſinna, hrsg. von Martin Jahn, Jg. II, Leipzig 1926ff.: Neue Schriften (Allgemeinen Inhalts — Zeitſchriften — Schriften nach Landſchaften geordnet).

Robinſon, J.: Das Minoritätenproblem und ſeine Literatur. Krit. Einführung in die Quellen und die Literatur der europ. Nationalitätenfrage der Nachkriegszeit, unter beſ. Berückſichtigung des völkerrechtlichen Minderheitenſchutzes, Berlin 1928, 265 S. = Beiträge zum ausländ. öffentlichen Recht und Völkerrecht H. 6 Allg. T.

Slawiſche Rundſchau, hrsg. von Franz Spina und Gerh. Geſemann, Berlin-Leipzig-Prag, 1. Jg./1929ff.: Bibliographie (gegliedert nach ruſſiſch, ukrainiſch, weißruſſiſch, polniſch, bulgariſch, ſerbokroatiſch und ſloweniſch, deutſch, tſchechoſlowakiſch).

Schleswig-Holſtein.

Achelis, Th. O.: Deutſche und däniſche Geſchichtsforſchung über das Herzogtum Schleswig ſeit 1920. In: Korreſpondenzblatt des Geſamtvereins der deutſchen Geſchichts- und Altertumsvereine Jg. 78/1930, Sp. 152—157.

— Die Kirchenbücher Nordſchleswigs. In: Familiengeſchichtliche Blätter Jg. 24/1926, Sp. 109—115.

Bibliographie zur ſchleswig-holſteiniſchen Geſchichte und Landeskunde. Unter Mitarbeit von Willi Chriſtianſen, Erna Mohr und W. Wetzel hrsg. von Volquart Pauls. Bd. 1/1928—1933, Neumünſter 1930—1936, 615 S. = Zeitſchrift der Geſellſchaft für Schleswig-Holſteiniſche Geſchichte. Ergbd. 1.

Bibliotheca Danica. Systematisk Fortegnelse over den danske Litteratur fra 1482 til 1830, Registerbd. ved Lauritz Nielsen. København 19(27—19)31, 353 S.

Bodelsen, M. og Marcius, Aa.: Dansk kunsthistorisk Bibliografi. København 1935, 503 S. 8°.

Bülck, R.: Die Ortsnamenliteratur in Schleswig-Holſtein, Hamburg und Lübeck. In: Zeitſchrift für Ortsnamenforſchung Bd. 7/1931, S. 227—243.

Dahl, Sv.: Litteraturen om Sønderjylland med særligt Henblik paa Nationalitets-kampen efter 1864. In: Sønderjylland, Red. af Svend Dahl og Axel Linvald, Bd. 2, S. 321—349.

Dammann, W.: Schriften über ſchleswig-holſteiniſche Kunſtangelegenheiten 1914—1920. In: Schleswig-Holſteiniſches Jahrbuch 1921, S. 110—116.

Dansk Tidsskrift-Index. Systematisk Fortegnelse over Inholdet af ca 240 danske og en Del andre nordiske Tidsskrifter. Udg. af Statens Bibliotekstilsyn. Udarb. af Th. Døssing og Robert L. Hansen. Aarg. 1—21, København 1915—1935.

Erichsen, B. og Krarup, A.: Dansk historisk Bibliografi. Fortegnelse over Bidrag til Danmarks Historie til Udgangen af 1912 (i Tilslutning til Bibliotheca Danica). 3 Bde., København 1917—1927, 1. Bd. 1918—1921, 2. Bd. 1925—1927, 3. Bd. Dansk personalhistorisk Bibliografi 1917.

Fortegnelse over den danske Stamtavle-Litteratur. In: Personalhistorisk Tidsskrift, R. 9, Bd. 1/1928, S. 66—71; Bd. 2/1929, S. 256—260; Bd. 4/1931, S. 264—269; Bd. 6/1933, S. 257—262; R. 10, Bd. 3/1936, S. 150—158.

Friserne. Land og Folk, Sprog og Litteratur. Fortegnelse over o. 650 Skrifter, for Størstedelen skænkede af Etatsraad August Regenburg og Godsejer Pieterde Clercq, Statsbiblioteket i Aarhus 1933, 44 S.

Gribsvad, Fr.: Dansk og tysk Historieforskning og Historieskrivning efter Krigen vedrørende Sønderjylland. In: Sønderjydske Aarbøger, R. 2/1930, S. 137—157; 1931, S. 149—160.

Bibliographiſches **Handbuch** des Auslanddeutſchtums, hrsg. vom Deutſchen Ausland-Inſtitut, Lieferung 1/1932, S. 29—32. Dänemark (Nordſchleswig, Übrige Gebiete),

Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums Bd. II, Breslau 1936, S. 75—102: Dänemark: Staat und Bevölkerung, Geſchichte und gegenwärtige Lage des Deutſchtums.

Deutſche **Hefte** für Volks- und Kulturbodenforſchung: Schleswig-Holſtein, Bibliographie für 1928 in Jg. 1 1930/31, S. 22—25 (K. Alnor); für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 18—24; für 1030/31 in Jg. 4/1934, S. 12—16 (V. Pauls).

Historisk Tidsskrift. Fortegnelse over historisk Litteratur vedrørende Danmarks Historie 1923—1932. Udg. af den Danske Historiske Forening. Red. af Ellen Jørgensen (for 1923—1929) (og) Axel Linvald (for 1930—1932). København 1925—1934, 441 S.

Hjorth-Nielsen, H.: Oversigt over personhistorisk Litteratur. In: Fortid og Nutid Bd. 8 1929/30, S. 14—33, 152—167, 261—277; Bd. 9 1931/32, S. 140—159.

Jahresberichte für deutſche Geſchichte: Schleswig-Holſtein, in Jg. 1/1925, Leipzig 1927, S. 522—529; in Jg. 2/1926, 1928, S. 546—555; in Jg. 3/1927, 1929, S. 497—503; in Jg. 4/1928, 1930, S. 425—434; in Jg. 5/1929, 1931, S. 465—471; in Jg. 6/1930, 1932, S. 372—377; in Jg. 7/1931, 1934, S. 404—409; in Jg. 8/1932, 1934, S. 419—425 (O. Brandt).

Vorgeſchichtliches **Jahrbuch:** Schleswig-Holſtein, Bibliographie für 1924 in Bd. I/1926, S. 30—31; in Bd. II/1926, S. 70; in Bd. III/1928, S. 97; in Bd. IV/1929, S. 104—105 (G. Schwantes).

Jenſen, W.: Die Kirchenbücher Schleswig-Holſteins, des Landesteils Lübeck und der Hanſeſtädte, Neumünſter 1936, 104 S. = Quellen und Forſchungen zur Familiengeſchichte Schleswig-Holſteins, hrsg. von der Geſellſchaft für Schleswig-Holſteiniſche Geſchichte, Bd. 2.

Katalog der Schleswig-Holſteiniſchen Landesbibliothek. Nachtrag 2. Regiſter. Bearbeitet von Volquart Pauls, Kiel 1927, 1929. — Nachtrag 2. Für die Jahre 1907—1924, 1927, XXXV und S. 2006—2989. Regiſter. 1929. XXXII und 489 S.

Knoop, E.: Abriß einer familiengeſchichtlichen Quellenkunde Schleswig-Holſteins. In: Zeitſchrift der Zentralſtelle für niederſächſiſche Familiengeſchichte Jg. 11/1929, S. 105—112.

Kock, H.: Literatur über die Landſchaft Angeln. In: Jahrbuch der Vereinigung der Freunde der Landſchaft Angeln. Jg 1, S. 71—73.

Larsen, Sv.: Tyske og danske Tidsskrifter vedrørende Sønderjylland. In: Højskolebladet 1928, S. 683—688, 749—752.

Linwald, A.: Dansk Historieforskning gennem et halv Aarhundrede. In: Fortid og Nutid Bd. 6 1926/27, S. 199—219.

Mai, R.: Auslanddeutſche Quellenkunde 1924—1933. In Verbindung mit dem Volksbund für das Deutſchtum im Ausland hrsg. von Emil Clemens Scherer. Berlin 1936, S. 337—351: Deutſchtum im Norden. Dänemark, Nordſchleswig.

Marchtaler, H. v.: Däniſche Quellen zur ſchleswig-holſteiniſchen und hamburgiſchen Familiengeſchichte. In: Zeitſchrift der Zentralſtelle für niederſächſiſche Familiengeſchichte Jg. 13/1931, S. 132—135.

Neue Schriften: Schleswig-Holſtein. In: **Nachrichtenblatt** für deutſche Vorzeit Jg. 2/1926, S. 50; Jg. 3/1927, S. 28; Jg. 4/1928, S. 15—16; Jg. 5/1929, S. 29—30; Jg. 6/1930, S. 45—46; Jg. 7/1931, S. 148—150; Jg. 8/1932, S. 142—143; Jg. 9/1933, S. 79; Jg. 10/1934, S. 190—191; Jg. 11/1935, S. 254—256.

Nielsen, H. Gr.: Sønderjydske Folkeminder. In: Fortid og Nutid Bd. 3/1920, S. 17—40.

Nielſen, N.: Länderkunde von Europa, Dänemark und die Färöer (Literaturbericht). In: Geographiſches Jahrbuch Bd. 46/1931, Gotha 1931, S. 214—215; Siedlungsgeographie S. 215—216: Jütland.

Nygård, S.: Danmarks Kirkebøger. En Oversigt over deres væsentligste Indhold indtil 1891, København 1933, VII und 189 S. = Vejledende Arkivregistraturer 5. (Betrifft auch Nordſchleswig.)

Paſſarge, W.: Deutſche Forſchungen zur ſchleswig-holſteiniſchen Kunſtgeſchichte von 1921—1934. Ein Überblick. In: Zeitſchrift der Geſellſchaft für Schleswig-Holſteiniſche Geſchichte Bd. 63/1935, S. 414—445; Bd. 64/1936, S. 410—455.

Pauls, V.: Literaturbericht (zur ſchleswig-holſteiniſchen Geſchichte und Landeskunde) für 1919—1928. In: Zeitſchrift der Geſellſchaft für Schleswig-Holſteiniſche Geſchichte Bd. 50, S. 459—568; Bd. 51, S. 249—298; Bd. 52, S. 141—168; Bd. 53, S. 367—385; Bd. 54, S. 519—545; Bd. 55, S. 583—631; Bd. 56, S. 561—621; Bd. 57, S. 601—686; Bd. 58, S. 654—710.

— Literatur über Nordfriesland. In: Schleswig-Holſteiniſches Jahrbuch 1922, S. 113—120.

— Literatur zur ſchleswigſchen Frage, in Grenzland Schleswig. Aufſätze zur deutſch-däniſchen Frage, Crimmitſchau 1926, S. 146—159.

Skovgaard, J.: Tyske Arbejder vedrørende Slesvigs og Holstens økonomiske Historie med særligt Henblik paa Slesvigs Besiddelsesforhold i 16.-til 18. Aarhundrede. In: Historisk Tidsskrift, R. 10, Bd. 1/1931, S. 326—337.

Smith, O.: Oversigt over topografisk Litteratur. In: Fortid og Nutid Bd. 7 1928/29, S. 232—246; Bd. 8 1929/30, S. 55—69, 193—213; Bd. 9 1931/32, S. 21—42, 253—271; Bd. 10 1933/34, S. 85—99, 191—208; Bd. 11/1935, S. 59—72.

Schmidt, A. F.: Ny Litteratur vedrørende Almuekultur og Folkeminder. In: Fortid og Nutid Bd. 6 1926/27, S. 76—91, 304—319; Bd. 7 1928/29, S. 80—99, 247—266; Bd. 8 1929/30, S. 33—40, 213—226; Bd. 9 1931/32, S. 43—52, 273—282; Bd. 10 1933/34, S. 99—108, 244—253; Bd. 11/1935, S. 72—82.

— Om de sønderjydske Folkeminder (Bibliografi). In: Sønderjydske Aarbøger 1930, S. 41—49.

Studt, G. F.: Familiengeſchichtliche Bibliographie Schleswig-Holſteins, Nortorf (Holſtein) 1925, 16 S.

Weſten geſamt (nördlicher Teil).

Bibliographiſches **Handbuch** des Auslanddeutſchtums, hrsg. vom Deutſchen Ausland-Inſtitut, 1. Lieferung, Stuttgart 1932, S. 33 Niederlande, S. 35 Belgien.

Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums Bd. I, Breslau 1933, S. 352—369 Belgien, Staat und Bevölkerung, Geſchichte des Deutſchtums; S. 112—115 Arel.

Deutſche **Hefte** für Volks- und Kulturbodenforſchung: Weſten geſamt, Bibliographie für 1928 in Jg. 1 1930/31, S. 26—28; für 1929 in Jg. 2 1931/32 S. 16—20; für 1930 in Jg. 3/1933 S. 25—28; für 1931 in Jg. 4/1934, S. 18—21 (J. Nieſſen).

Jahresberichte für deutſche Geſchichte: Belgiſch-niederländiſche Geſchichte des Mittelalters, in Jg. 3/1927, Leipzig 1930, S. 633—645; Jg. 4/1928, 1934, S. 519—533; Jg. 5/1929, 1932, S. 624—639 (O. Oppermann); Niederlothringen, Flandern und das burgundiſche Reich bis 1477, in Jg. 6/1930, 1933, S. 470—497 (H. Sproemberg); Die Nachbargebiete der deutſchen Weſtgrenze, in Jg. 7/1931, 1934, S. 514—542; Jg. 8/1932, 1934, S. 528—558; Jg. 9/10 1933/34, 1936, S. 695—736

(H. Sproemberg); Grenzfragen im Weſten, in Jg. 8/1932, 1934, S. 509—528; Jg. 9/10 1933/34, 1936, S. 683—695 (F. Petri).

Vorgeſchichtliches **Jahrbuch:** Belgien, Bibliographie für 1925 in 2. Jg./1926, S. 135—139; für 1926 in 3. Jg./1928, S. 166—170; für 1927 in 4. Jg./1930, S. 162—166 (Baron de Loë).

Inſtitut für geſchichtliche Landeskunde der Rheinlande an der Univerſität Bonn. Überſicht der bis zum 1. Dezember 1936 vorliegenden Inſtitutsveröffentlichungen. In: Rheiniſche Vierteljahrsblätter Jg. 6/1936, S. 361—388. (Auch als Sonderdruck, 28 S.)

Keller, R. A.: Rheinlandkunde. Ein heimatkundlicher Ratgeber für die deutſchen Länder am Rhein. Bd. I Düſſeldorf 1922, 168 S.; Bd. II/1926, 386 S.

Mai, R.: Auslanddeutſche Quellenkunde 1924—1933. Berlin 1936, S. 51 Deutſchtum im Weſten; S. 52—53 Niederlande; S. 53—55 Belgien, Eupen-Malmedy; S. 56 Frankreich.

Petit, L.: Repertorium der verhandelingen en bijdragen betreffende de geschiedenis des vaderlandes. 4 Bde. Leiden 1905—1933. Bd. 4 Leiden 1933, bearbeitet von J. A. Ruys, enthält die Zeitſchriftenaufſätze von 1921—1929.

An niederländiſchen Teilbibliographien ſind mit Nutzen heranzuziehen: W. M. J. Alvares Correa, G. J. Ter Kuile, J. J. A. Lucas und J. F. Wiem-Vis, Oversicht van de in de jaren 1925—1931 gepubliceerde rechtsbronnen en literatuur betreffende oudvaderlandsche recht. In: Tijdschrift voor rechtsgeschiedenis Jg. 12/1933, S. 157—206, 310. — C. D. J. Brandt, Nederlandsch historische literatuur uit het jaar. In: Revue belge de philologie et d'histoire, Jg. 15/1936, S. 228—251; N. Japikse, Nederlandsche historische literatuur. In: Bijdragen voor vaderlandsche geschiedenis en oudheidkunde, R. 6 Bd. 9, 1929, S. 141—160, 321—336; Bd. 10, 1930, S. 147—160, 295—312; R. 7, Bd. 1/1931, S. 149—160, 301—320; Bd. 3/1932, S. 139—160, 305—320; Bd. 4/1933, S. 112—128; 241—256, Bd. 5/1934, S. 112—128; W. J. M. Mulder, Kerkgeschiedenis in Nederland. Januari 1931—September 1932. In: Studia catholica Jg. 9/1933, S. 122—136, 212—231; September 1932—September 1933, in Jg. 10/1934, S. 135—150, 220—229; September 1933—September 1934 in Jg. 11/1935, S. 131—147, 232—240, 318—328. — Overzicht van geschriften betreffende de Nederlandsche Kerkgeschiedenis. In: Nederlandsche archief voor Kerkgeschiedenis 24/1931, S. 277—292. — S. Gouda Quint: Grondslagen voor de bibliographie van Gelderland. Vervolgdeel 1910—1925 = Werken uitg. door Gelre, Vereniging tot beoefening van Geldersche geschiedenis 1927. Nachträge. In: Gelre. Bijdragen en Mededeelingen Jg. 30/1927, S. 257—282; Jg. 34/1931, S. 275—283. H. J. Smit, Histoire des Pays-Bas. Bibliographie 1926—1928 und 1929—1932. Revue historique 1929, t. 162 S. 346—365; 1933, t. 173, S. 121—156.

Petri, F.: Neuere Arbeiten zur Geſchichte des belgiſch-niederländiſchen Raumes. In: Rheiniſche Vierteljahrsblätter Jg. 4/1934, S. 86—105.

Pirenne, H.: Bibliographie de l'histoire de Belgique. Catalogue méthodique et chronologique des sources et des ouvrages principaux relatifs à l'histoire de tous les Pays-Bas jusqu' en 1598 et à l'histoire de Belgique jusqu'en 1914. 3. éd. Avec collaboration de H. Nowé et H. Obreen. Bruxelles 1931, VIII, 440 S.

An bibliographiſchen Berichten ſind außerdem heranzuziehen: P. Bonenfant, Bibliographie de l'histoire moderne et contemporaine en Belgique. In: Revue d'histoire moderne 1927, S. 373—387; 1928, S. 47—63; 1929, S. 61—71; 445—453. — J. Cuvelier, Honderd Jaar Historiographie. In: Koninkl. Vlaamsch Academié voor Taal-en Letterkunde. Verslagen en Mededeelingen 1930. 56 S. — J. van Hove, De Bibliographie in Belgie van 1931—1933. Gent 1935 (= Ovedr. nit de Handelingen van het desde Congress voor Boek-en Bibliothekweezen Leuven, 6.—8 Apr. 1935. S. 29—46). — F. van Kalken, Concours quinquennel d'histoire nationale XVIIe periode: 1926—1930 Extr. du Moniteur belge du 5 fevr. 1932. — P. Kauch, Ouvrages belges nouveaux. In: Revue belge de philologie et d'histoire Jg. 11/1932, S. 501—518, 1021—1028; Jg. 12/1933, S. 330—344, 810—817, 1291—1295; Jg. 13/1934, S. 408—412, 945—951; Jg. 14/1935, S. 211—214, 554—559; Jg. 15/1936, S. 658—661. — P. Kauch, L'histoire Bourguignonne en Belgique 1919—1933. In: Annales de Bourgogne Bd. 6/1934, S. 287—293. —

H. Laurent, Le travail d'histoire du moyen-âge en Belgique Teil 1 (1915—1925). In: Moyen âge, 2e série, t. 27, 1926, S. I—XXXII (Bulletin de Bibliographie critique), Teil 2 (1925—1928) ebd. Bd. 30, 1929, S. I—XLVII (Bulletin de Bibliographie critique). — H. Lippons, Belgique 1926—1930. In: Archivum Franciscanum historicum, Bd. 24/1931, S. 288—299, 405—411. — H. van Werveke, Histoire de Belgique. Bulletin historique. In: Revue historique 1933, t. 172, S. 292—327. — Bouken-Schouw voor de geschiedenis van het oude Graafschap Vlaanderen en de provincie West Vlaanderen. In: Annales de la Société d'émulation de Bruges. Bd. 78/1933, S. 1—23. — Roemans, Bibliographie van de modernsche Vlaamsche Literatuur 1893—1930. Kortrijk 1933. — J. Uytterhoeven, Historische Kronick. In: Dietsche Warande en Belfort, Jg. 31/1931, S. 783—792; Jg. 32/1932, S. 230—238. — P. Debouxthay (et M. Dutilleux), Bulletin d'histoire liégeoise. In: Revue belge de philologie et d'histoire, Jg. 7/1928, S. 1243—1258; Jg. 8/1929, S. 1027—1054; Jg. 10/1931, S. 1305—1326; Jg. 13/1934, S. 377—407, 902—945. — P. Harsin, Travaux récents sur le XVIe siècle liégoise. In: Revue belge de philologie et d'histoire, Jg. 10/1931, S. 386—397.

Schrijnen, J.: Essai de bibliographie de géographie linguistique générale. Nimwegen 1933.

L. Grotaers. De Nederlandsche Dialektstudie in 1931. In: Handelingen van de Koninkl. Commissie voor Toponymie en Dialectologie. Jg. 6/1932, S. 179—186; in 1932, Jg. 7/1933, S. 213—221; in 1933, Jg. 8/1934, S. 267—275; in 1934, Jg. 9/1935, S. 397—408. — H. J. Van de Wijer, Bibliographie van de Vlaamsche Plaatsnamkunde. In: Nomina Geographica Flandrica, Studiën Bd. 1, 1928. — H. J. Van de Wijer, De Vlaamsche Toponymie in 1930. In: Handelingen van de Koninkl. Commissie voor Toponymie en Dialectologie, Jg. 5, 1931, S. 237—260; in 1931, Jg. 6/1932, S. 85—119; in 1932, Jg. 7/1933, S. 223—247; in 1933, Jg. 8/1934, S. 277—298; in 1934, Jg. 9/1935, S. 409—432. J. Haust, La Philologie wallonne en 1931, ebd. Jg. 6/1932, S. 249—302; en 1932, Jg. 7/1933, S. 144—211, en 1933, Jg. 8/1934, S. 413—470; en 1934, Jg. 9/1935, S. 23—55.

Preußiſche Rheinlande und Weſtfalen.

Bayer, W.: Literaturbericht (Aachen und Umgebung). In: Zeitſchrift des Aachener Geſchichtsvereins Jg. 52/1930, S. 182—256; Jg. 53/1931, S. 165—200.

Corſten, H.: Rheiniſche Bibliographie des Jahres 1934. In: Jahrbuch der Arbeitsgemeinſchaft der Rheiniſchen Geſchichtsvereine Jg. 1/1935, S. 121–255; Jg. 2/1936, S. 125—331.

Gotzen, J.: Bücher- und Zeitſchriftenſchau für die Jahre 1920—1927. In: Jahrbuch des Kölniſchen Geſchichtsvereins Jb. 10/1928, S. 176—234; für das Jahr 1928, Jb. 11/1929, S. 198—248; für das Jahr 1929, Jb. 12/1930, S. 221—258; für das Jahr 1930, Jb. 13/1931, S. 146—197; für 1931 Jb. 14/1932, S. 303—336; für 1932, Jb. 15/1933, S. 189—220; für 1933, mit Nachträgen, Jb. 16/1934, S. 222—247; für 1934, Jb. 17/1935, S. 278—299.

Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums Bd. I. Breslau 1933, S. 1—10 Aachen.

Huyskens, A.: (mit **Bayer, W.**): Rheiniſche Familiengeſchichten, Ahnen- und Stammtafeln. Eine bibliographiſche Ergänzung zu A. Huyskens, Rheiniſche Familienkunde. In: Mitteilungen der Weſtdeutſchen Geſellſchaft für Familienkunde Jg. 8/1936, S. 421—428.

Deutſche **Hefte** für Volks- und Kulturbodenforſchung: Preußiſche Rheinlande, Bibliographie für 1928 in Jg. 1 1930/31, S. 39—42; für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 26—29; für 1930 in Jg. 3/1933, S. 20—22, für 1931 in Jg. 4/1934, S. 21—24 (J. Nieſſen).

Jahresberichte für deutſche Geſchichte: Weſtfalen, in Jg. 3/1927, S. 544—552; in Jg. 4/1928, S. 466—471; in Jg. 5/1929, S. 507—511; in Jg. 6/1930, S. 406—412; in Jg. 7/

1931, S. 444—450; in Jg. 8/1932, S. 454—460; in Jg. 9/10, 1933/34, S. 604—612 (Bauermann und Flaskamp); Rheinlande, in Jg. 3/1927, S. 553—562; Jg. 4/1928, S. 471—480; in Jg. 5/1929, S. 511—520; in Jg. 6/1930, S. 412—417; in Jg. 7/1931, S. 450—459; in Jg. 8/1932, S. 460—471; in Jg. 9/10, 1933/34, S. 612—622 (Redlich).

Vorgeſchichtliches **Jahrbuch:** Rheinprovinz uſw., Bibliographie für 1924 in Bd. I/1926, S. 36—40 (W. Bremer); für 1925 in Bd. II/1926, S. 100—104; für 1926 in Bd. III/1928, S. 107—122; für 1927 in Bd. IV/1930, S. 138—143 (E. Wahle).

Neue Schriften: Rheinland. In: **Nachrichtenblatt** für deutſche Vorzeit Jg. 2/1926, S. 86—87; Jg. 3/1927, S. 92—93; Jg. 4/1928, S. 141—143; Jg. 5/1929, S. 157—159, 174—175; Rheinland (einſchl. Saargebiet) Jg. 6/1930, S. 205—206, 222—223; 248—249; Jg. 7/1931, S. 249—251; Jg. 8/1932, S. 217—218; Jg. 9/1933, S. 154—165; Jg. 11/1935, S. 24—27; Jg. 12/1936, S. 29—31.

Nieſſen, J.: Aufſätze zur rheiniſchen Geſchichte und Landeskunde (Juli 1926 bis Juni 1928), Beilage zur „Geſchichtlichen Landeskunde“ Jg. 5/1928, 16 S.

Reismüller, G. und **Hofmann, J.:** Zehn Jahre Rheinlandbeſetzung. Beſchreibendes Verzeichnis des Schrifttums über die Weſtfragen mit Einſchluß des Saargebietes und Eupen-Malmedy. I. Die ſelbſtändig erſchienenen Schriften, Breslau 1929, XII und 371 S.

Schulz, E.: Bibliographie Weſtfalens und ſeiner Nachbargebiete 1930—1931, Beilage zu „Die Weſtfäliſche Heimat“ Jg. 13/1932; 1932—1934, Beilage zu Jg. 14 1933/34.

Eupen-Malmedy.

Benker, W.: Eupen-Malmedy in der Buch- und Zeitſchriftenſchau 1931. In: Echo aus Eupen, Malmedy, Monſchau, Jg. 6/1932, S. 43—46; Das Schrifttum über Eupen-Malmedy im Jahre 1932, Jg. 7/1933, S. 82—84; Buch- und Zeitſchriftenſpiegel von Eupen-Malmedy aus dem Jahre 1933, Jg. 8/1934, S. 91—94, 105—107; Schrifttumsbericht über Eupen-Malmedy 1934, Jg. 9/1935, S. 115—118; Schrifttumsſchau 1935, Jg. 10/1936, S. 55—58.

Böhmer, J.: Das ortsnamenkundliche Schrifttum zu Eupen-Malmedy. In: Zeitſchrift für Ortsnamenforſchung Jg. 12/1936, S. 67—82.

Bibliographiſches **Handbuch** des Auslanddeutſchtums, hrsg. vom Deutſchen Ausland-Inſtitut 1. Lieferung, Stuttgart 1932, S. 34—35 Eupen-Malmedy.

Deutſche **Hefte** für Volks- und Kulturbodenforſchung: Eupen-Malmedy, Bibliographie für 1928 in Jg. 1 1930/31, S. 42—43; für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 29—30; für 1930 in Jg. 3/1933, S. 23; für 1931 in Jg. 4/1934, S. 24—25 (J. Nieſſen).

Legrand, W.: Chronique historique et archéologique de l’ancien pays de Stavelot-Malmedy. In: Leodium Jg. 26/1935, S. 72—96.

Mai, R.: Auslanddeutſche Quellenkunde 1924—1933, Berlin 1936, S. 53—55 Eupen-Malmedy.

Neu, H.: Eupen-Malmedy. Literaturbericht. In: Rheiniſche Vierteljahrsblätter Jg. 1/1931, S. 84—98; Jg. 4/1934, S. 105—114; Jg. 6/1936 S. 339—344.

— Literatur-Überſicht von Eupen-Malmedy. In: H. Reiners, Die Kunſtdenkmäler von Eupen-Malmedy, Düſſeldorf 1936, S. 43—61.

Luxemburg.

Deutſche **Hefte** für Volks- und Kulturbodenforſchung: Luxemburg, Bibliographie für 1928 in Jg. 1 1930/31, S. 43—44; für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 30—31; für 1930 in Jg. 3/1933, S. 23—24; für 1931 in Jg. 4/1934, S. 26 (J. Nieſſen).

Kellen, T.: Die Luxemburgiſche Geſchichtsſchreibung. Zugleich ein bibliographiſcher Führer für die Luxemburgiſche Geſchichte und ihre Hilfswiſſenſchaften. Erſch. a. d. Alzette 1933, 107 S. (Sonderdruck aus „Jonghémecht“ Jg. 7/1933, H. 4—6).

Meyers, J.: Bibliographie zur Geſchichte Luxemburgs. In: Rheiniſche Vierteljahrsblätter Jg. 1/1931, S. 188—200.

Vannérus, J.: Douze Années d'histoire Luxembourgeoise. In: Revue belge de philologie et d'histoire Jg. 10/1931, S. 815—859.

„Saargebiet“.

Bücherverzeichnis des Hiſtoriſchen Vereins für die Saargegend, 1927, 331 S.

Cartellieri, W.: Verzeichnis der Saardiſſertationen, Berlin 1933, 24 S. (Sonderdruck aus der Sonderausgabe der „Saar-Freund“ 1933, Nr. 16/17).

Görgen, J. M.: Die Saarliteratur. In: „Saar-Freund“ Jg. 1927, S. 292ff.

Deutſche **Hefte** für Volks- und Kulturbodenforſchung: Das Saargebiet, Bibliographie für 1928 in Jg. 1 1930/31, S. 44—46; für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 31—34; für 1930 in Jg. 3/1933, S. 24—27; für 1931 in Jg. 4/1934, S. 26—27 (J. Nieſſen).

Hofmann, J.: Bibliographie zum Saarproblem. In: Das Saargebiet, hrsg. von Kloevekorn. Saarbrücken 1929, S. 557—580.

Koch, W.: Verzeichnis des Schrifttums über das Saargebiet ſeit 1929 und der wichtigſten vorher erſchienenen Literatur. In: Grundlagen des Saarkampfes. Hrsg. von A. Grabowsky und G. W. Sante, Berlin 1934 (Sondernummer der Zeitſchrift für Politik), S. 339—359.

Krämer, W.: Neueſte franzöſiſche Literatur über das Saargebiet beſonders ſeinen pfälziſchen Teil. In: Pfälziſches Muſeum, Pfälziſche Heimatkunde Jg. 1925, S. 146; Jg. 1926, S. 248—249; Jg. 1928, S. 212—213; Jg. 1931, S. 61.

Nieſſen, J.: Das Saargebiet. Literaturbericht 1928—1929. In: Rheiniſche Vierteljahrsblätter Jg. 1/1931, S. 78—84.

Saarſchrifttum. Eine Auswahl. Bearbeitet von Grenzbüchereidienſt, Leipzig 1934, 8 S. (Sonderdruck aus „Die Bücherei“ Jg. 1934, H. 5).

Oberrheinlande.

Buchner, Gg.: Literatur zur Kunde oberdeutſcher Familiennamen. In: Korreſpondenzbl. d. Geſamtvereins der deutſchen Geſchichts- u. Altertumsvereine Jg. 75/1927, Sp. 204—214; 77/1929, Sp. 38—39; 78/1930, Sp. 275—280.

Jahresberichte für deutſche Geſchichte: Oberrhein, in 8. Jg./1932, Leipzig 1934, S. 471—481; in 9./10. Jg. 1933/34, Leipzig 1936, S. 633—642 (M. Krebs).

Lautenſchlager, F.: Zeitſchriftenſchau zur Geſchichte des Oberrheins. In: Zeitſchrift für Geſchichte des Oberrheins N. F. Bd. 42/1929ff.

Deutſche **Hefte** für Volks- und Kulturbodenforſchung: Die Oberrheinlande, Bibliographie für 1928 in Jg. 1 1930/31, S. 48—49; für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 36; für 1930 in Jg. 3/1933, S. 29 (R. Oehme).

Zeitſchriftenſchau und Literaturnotizen (umfaſſend die ſchweizeriſchen, elſäſſiſchen und deutſchen Zeitſchriften des Oberrheins). In: Zeitſchrift für Geſchichte des Oberrheins N. F. Bd. 1/1886ff.

Von N. F. Bd. 42/1929ff. u. d. T.: Friedrich Lautenſchlager, Zeitſchriftenſchau zur Geſchichte des Oberrheins . . .

Pfalz.

Faber-Kaltenbach: Rheinpfälziſche Literatur im Hinblick auf die Pfalz und die ehemals kurpfälziſchen Gebiete von Baden, Rheinheſſen, der Rheinprovinz und dem Unterelſaß. Grundriß ihrer Geſchichte bis 1925, Kaiſerslautern 1928, 212 S.

Häberle, D.: Pfälziſche Bibliographie, Bd. I—IV Heidelberg 1908—1919; Bd. V: Die ortskundliche Literatur der Rheinpfalz von 1910—1926. Speyer 1927, XII, 455 S.; Bd. VI: Die landeskundliche Literatur der Rheinpfalz von 1917—1927. Speyer 1928, Bd. XXII, 696 S.

— Bücher- und Zeitſchriftenſchau. In: Pfälziſches Muſeum, Pfälziſche Heimatkunde Jg. 1927, S. 43—46, 82—86, 141—142, 184—191, 230—239; Jg. 1928, S. 54—63, 104—111, 162—167, 217—223, 281—287, 324—335; Jg. 1929, S. 65—71, 119—127, 203—206, 248—255, 298—303, 365—375; Jg. 1930, 61—67, 100—107, 147—152, 232—239, 300—306; Jg. 1931, S. 128—143, 197—202, 260—271, 329—343; Jg. 1932, S. 85—94, 277—287, 345—363; Jg. 1933, S. 58—71.

Deutſche **Hefte** für Volks- und Kulturbodenforſchung: Pfalz, Bibliographie für 1928 in Jg. 1 1930/31, S. 35—36; für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 46—48; für 1930 in Jg. 3/1933, S. 27—28; für 1934 in Jg. 4/1934, S. 28—29 (J. Nieſſen).

Neue Schriften: Pfalz, Heſſen und Heſſen-Naſſau. In: **Nachrichtenblatt** für deutſche Vorzeit Jg. 2/1926, S. 71—72; Jg. 3/1927, S. 79—80; Jg. 4/1928, S. 125; Jg. 5/1929, S. 142—144; Jg. 6/1930, S. 174—175, 204—205; Pfalz und Heſſen Jg. 7/1931, S. 246—248; Jg. 8/1932, S. 190—191; Jg. 9/1933, S. 205—206; Jg. 11/1935, S. 27—29; Jg. 12/1936, S. 27—28.

Vorgeſchichtliches **Jahrbuch:** Rheinpfalz, Bibliographie für 1924 in Bd. I/1926, S. 46; für 1925 Bd. II/1926, S. 100—104; Rheinpfalz und Nachbargebiete, für 1926 in Bd. III/1928, S. 122—129 (E. Wahle).

Baden.

1. Geſamtgebiet.

Deecke, W.: Schrifttum zur Ur- und Frühgeſchichte Badens 1908—1933. 31 S. In: Badiſche Fundberichte Bd. 3, Beiheft 1935.

Badiſche **Fundberichte:** I 1 (1925) — III 10—12 (1936).

Badiſche **Geſchichtsliteratur** der Jahre 1880ff. bearb. von Karl Hartfelder u. a. In: Zeitſchrift für die Geſchichte des Oberrheins Bd. 37/1884ff.; f. d. Jahre 1922—1924 (Rieſer) in N. F. Bd. 29/1926, S. 339—390, 582—609; f. d. Jahre 1925—1934 nicht erſchienen; für 1935 (Lautenſchlager) in N. F. Bd. 39/1936, S. 666—714.

Deutſche **Hefte** für Volks- und Kulturbodenforſchung: Baden, Bibliographie für 1928 in Jg. 1 1930/31, S. 54—55; für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 42; für 1930 in Jg. 3/1933, S. 34—35 (R. Oehme).

Jahresberichte für deutſche Geſchichte: Baden, in 1. Jg./1925, Leipzig 1927, S. 592—600 (O. Cartellieri); 2. Jg./1926, 1928, S. 615—621; 3. Jg./1927, 1929, S. 570—577; 4. Jg./1928, 1930, S. 485—490; 5. Jg./1929, 1931, S. 527—530; 6. Jg./1930, 1932, S. 423—426; 7. Jg./1931, 1934, S. 464—469 (M. Krebs). (Fortſetzung ſiehe Oberrhein.)

Vorgeſchichtliches **Jahrbuch:** Baden, Bibliographie für 1924 in Bd. I/1926, S. 45—46; für 1925 in Bd. II/1926, S. 104—108; für 1926 in Bd. III/1928, S. 129—133; für 1927 in Bd. IV/1930, S. 143—146 (E. Wahle, G. Kraft).

Lautenſchlager, F.: Bibliographie der badiſchen Geſchichte. I 1, 2: Allgemeines. Allgemeine politiſche Geſchichte, Karlsruhe 1929, 1930. II 1: Hilfs- und Sonderwiſſenſchaften. 1933.

In I, 1, S. 1—5 werden badiſche und Baden mitberückſichtigende Bibliographien und Literaturberichte bis ungefähr Ende 1927 erfaßt.

— Die badiſche Heimat. Ein Wegweiſer durch ihre Literatur. In: Rheinlandkunde . . . hrsg. von R. A. Keller, Bd. 2, Düſſeldorf 1926, S. 322—362.

Neue Schriften: Baden und Elſaß. In: **Nachrichtenblatt** für deutſche Vorzeit Jg. 2/1926, S. 71; Baden, Jg. 3/1927, S. 77—78; Jg. 4/1928, S. 123—124; Jg. 5/1929, S. 127, 140; Jg. 6/1930, S. 172—173; Jg. 7/1931, S. 223—224; Jg. 8/1932, S. 172—174; Jg. 9/1933, S. 172—173; Jg. 10/1934, S. 277—279; Jg. 11/1935, S. 274—276.

2. Einzelne Landſchaften.

Barth, F. K.: Bibliographie der Baar. In: Badiſche Heimat Jg. 8/1921, S. 170—176.

Böſer, J.: Heimatſchrifttum des Markgräflerlandes und angrenzender Gebiete. Heimatkundliches Quellenbuch für die Gemeinden der Amtsbezirke Staufen, Müllheim, Lörrach, Schopfheim, Schönau und Säckingen. Bonndorf 1921. 483 S.

1. Nachtrag. Jahre 1920—1932. Müllheim 1933. 24 S.

Lautenſchlager, F.: Kraichgau-Bibliographie. In: Badiſche Heimat Jg. 9/1922, S. 146—154.

— Ortenau-Bibliographie. Aus dem Schrifttum zur Landes- und Volkskunde, zur Geſchichte und Familienkunde Mittelbadens. In: Badiſche Heimat Jg. 22/1935, S. 578—599.

Pfeifer, F.: Praktiſcher Führer für die Heimatforſchung durch den Amtsbezirk Kehl und das Hanauerland. In: Badiſche Heimat Jg. 18/1931, S. 153—163.

Elſaß-Lothringen.

d'Almeida, P. C.: Die Fortſchritte der Länderkunde von Europa, Frankreich 1916—1927 (einſchl. Elſaß) (Literaturbericht). In: Geographiſches Jb. 43/1928, S. 276—312.

Bibliographie alsacienne. Revue critique des publications concernant l'Alsace. L'Histoire. Les Lettres et les Arts. La Vie économique et sociale. Jg. III 1925/27, Paris 1928, 368 S.; Jg. IV 1928/1930, Paris, Strasbourg 1933, XI und 408 S.; Jg. V 1931/33, Paris 1935, 452 S. = Publications de la Faculté des Lettres de l'Université de Strasbourg. Fasc. hors. série.

Bibliographie lorraine, publiée avec le concours de l'Académie nationale de Metz, Jg. IX, 1. 1. 1926 bis 31. 12. 1927, Nancy-Paris-Strasbourg 1930, XII und 621 S. = Annales de l'Est, année 44; Jg. X 1928/30, Nancy-Paris-Strasbourg 1933, XIV und 403 S. = Annales de l'Est, sér. 4, année 1, fasc. 2; Jg. XI, 1931/32, Nancy-Paris-Strasbourg 1934, XII und 325 S. = Annales de l'Est, sér. 4, année 2, fasc. 2.

Eckel, A.: Les sources et la bibliographie de l'histoire du Bas-Rhin. In: Annuaire administratif du département du bas-Rhin 1929, S. 5—10.

Hallier, Chr.: Elſaß-Lothringiſche Bibliographie für das Jahr 1929. In: Elſaß-Lothringiſches Jahrbuch X/1931, S. 275—315; für das Jahr 1930 in Jb. XI/1932, S. 317—357; für das Jahr 1931 in Jb. XII/1933, S. 329—364; für das Jahr 1933 in Jb. XIV/1935, S. 269—308. Anfang: Vgl. unten unter Poewe.

Bibliographiſches **Handbuch** des Auslanddeutſchtums, hrsg. vom Deutſchen Ausland-Inſtitut, Lieferung 5, Stuttgart 1935, S. 24—43 Elſaß-Lothringen, S. 43—46 übriges Frankreich.

Deutſche **Hefte** für Volks- und Kulturbodenforſchung: Elſaß-Lothringen, Bibliographie für 1928 in Jg. 1 1930/31, S. 49—54; für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 36—42; für 1930 in Jg. 3/1933, S. 29—34 (Chr. Hallier).

Jahresberichte für deutſche Geſchichte: Elſaß und Lothringen, in 2. Jg./1926, Leipzig 1928, S. 610—615; in 3. Jg./1927, 1929, S. 563—570; in 4. Jg./1928, 1930, S. 480—485; in 5. Jg./1929, 1931, S. 520—527 (M. Krebs).

Jean-Julien (d. i. J. J. Barbé): Les journaux de la Moselle, Bibliographie et histoire, Metz 1928, 72 S.

Langenbeck, Fr.: Elſaß-Lothringiſche Ortsnamenliteratur. In: Zeitſchrift für Ortsnamenkunde 6. Jg./1930, S. 164—191.

Mai, R.: Auslanddeutſche Quellenkunde 1924—1933, Berlin 1936, S. 56—102, Frankreich, Elſaß-Lothringen.

Matter, J.: Bibliographie von Stadt und Tal Münſter, 1. Teil mit einem Nachtrag. In: Jahrbuch des Geſchichtsvereins für Stadt und Tal Münſter (Annuaire de la société d'histoire du val et de la ville de Münster) Bd. 2/1928, S. 37—50; Bd. 4/1930, S. 168—175.

Neue Schriften: Baden und Elſaß. In: **Nachrichtenblatt** für deutſche Vorzeit Jg. 2/1926, S. 71; Elſaß Jg. 3/1927, S. 78; Jg. 4/1928, S. 124; Elſaß-Lothringen Jg. 5/1929, S. 141—142; Jg. 6/1930, S. 173—174; Jg. 10/1934, S. 284—285; Jg. 12/1936, S. 26—27.

Poewe, W.: Elſaß-Lothringiſche Bibliographie für das Jahr 1927. In: Elſaß-Lothringiſches Jb. VII./1928, S. 415—442; für das Jahr 1928 in Jb. IX./1930, S. 302—333. Fortſetzung: Vgl. oben unter Hallier.

Ritter Fr.: Répertoire systématique et alphabétique des anciennes années (1885—1918) de l'Annuaire du Club Vosgien. In: Jahrbuch des wiſſenſchaftlichen Zweigvereins des Vogeſen-Clubs (Annuaire de la Société historique, littéraire et scientifique du Club Vosgien) NR Bd. 1, Straßburg 1933, S. 136—178.

Wilhelm L.: Bibliothèque nationale et universitaire de Strasbourg. Catalogue de la section alsacienne et lorraine, Tome III Strasbourg 1916—1929, IV und 1032 S.

Will, L.: Bibliographie alsacienne, Année 1931. In: Jahrbuch des wiſſenſchaftlichen Zweigvereins des Vogeſen-Clubs (Annuaire de la Société historique, littéraire et scientifique du Club Vosgien) N. F. Jg. 1, Straßburg 1933, S. 179—200; Année 1932 in N. F. Jg. 2/1934, S. 331—370; Année 1933 in N. F. Jg. 3/1935, S. 205—243.

Alpen geſamt.

Buchner, G.: Bibliographie zur Ortsnamenkunde der Oſtalpenländer, München 1927, 36 S.; 1. Fortſetzung, München 1931, 39 S.

Dreyer, A.: Bücherverzeichnis der Alpenvereins-Bücherei mit Verfaſſer- und Bergnamen-Verzeichnis, hrsg. vom Hauptausſchuß des Deutſchen und Öſterreichiſchen Alpenvereins und vom Verein der Freunde der Alpenvereinsbücherei, München 1927, XVI und 1124 S.

Deutſche **Hefte** für Volks- und Kulturbodenforſchung: Öſterreichiſche Alpenländer, Bibliographie für 1928 in Jg. 1 1930/31, S. 60—62 (H. Kinzl); für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 45—47; für 1930 in Jg. 3/1933, S. 38—40 (W. Wucher).

Hoefner, K.: Bibliographie des alpinen Schrifttums. In: Berg und Buch 1. Jg./1928, S. 18—23.

Krebs, N.: Die Oſtalpen und das heutige Öſterreich, Stuttgart 1928, Literaturverzeichnis in Bd. 1, S. 308—330; in Bd. 2, S. 429—464.

Lichtenecker, N.: Die Fortſchritte der Länderkunde von Europa, Öſterreich 1912—1929 (einſchl. Steiermark, Kärnten bis Karawanken, Tirol, Südtirol uſw). In: Geographiſches Jahrbuch 45/1930, S. 204—242.

Ritter, R., von Srbik: Geologiſche Bibliographie der Oſtalpen von Graubünden bis Kärnten, München 1935, 1412 S.

Schweiz.

1. Geſamtſchweiz.

Schweizeriſches **Archiv** für Volkskunde. Bibliographie für die Jahre 1896—1917 in Bd. 1—22 (Baſel 1897—1919). Fortſ. In: Volkskundliche **Bibliographie** für das Jahr 1918—1930ff., Berlin 1920—1935ff.

Geographiſche **Bibliographie** der Schweiz für die Jahre 1924 (Nachträge), 1925, 1926 und 1927 (zum Teil). In: Mitteilungen der Geographiſchen Ethnographiſchen Geſellſchaft Zürich Bd. 27/28 1926/27 und 27/28, S. 89—156; für die Jahre 1927 (Nachträge) und 1928, Bd. 29 1928/29, S. 123—157; für die Jahre 1928 (Nachträge) und 1929, Bd. 30 1929/30, S. 83—111; für die Jahre 1929 (Nachträge) und 1930, Bd. 31 1930/31, S. 73—100; für die Jahre 1930 (Nachträge) und 1931, Bd. 32 1931/32, S. 135—166; für 1931 (Nachträge) und 1932 Bd. 33 1933/34, S. 47—78.

Bibliographie der Schweizer Geſchichte, bearbeitet von H. Barth, Bd. I—III (Baſel 1914—1915) = Quellen z. ſchweiz. Geſchichte IV, 1—3.

Bibliographie der SchweizerGeſchichte, hrsg. v. Helene Wild und W. J. Meyer. Jg. 1914—1919 als Beilage zu Bd. 12—18 der Neuen Folge des Anzeigers für ſchweizeriſche Geſchichte. Jg. 1920ff. als Beilage der Zeitſchrift für ſchweizeriſche Geſchichte Jg. 1921ff.

Bibliographie der Schweizeriſchen Kunſtliteratur 1913ff. In: Jahrbuch für Kunſt und Kunſtpflege in der Schweiz. Jg. 1 (Zürich, Baſel) 1913ff.

Bibliographie der ſchweizeriſchen Landeskunde 1894ff.

Brandſtetter, J. L. und **Barth, H.**: Repertorium über die in Zeit- und Sammelſchriften der Jahre 1812—1900 enthaltenen Aufſätze ſchweizergeſchichtlichen Inhaltes. Baſel 1892, 1906, 467 u. 379 S.

Das Schweizeriſche **Buch.** 1914—1930. Zürich 1931, 282 S.

Bibliographiſches Bulletin der Schweiz. Hrsg. von der ſchweizeriſchen Landesbibliothek, I. Jg./1901ff., ſeit 1916 unter dem Titel: „Büchermarkt".

Bibliographiſches **Handbuch** des Auslanddeutſchtums, Lieferung 1, Stuttgart 1932, S. 37—39 Schweiz.

Haſſinger, H.: Die Fortſchritte der Länderkunde von Europa, Schweiz (1925—1928). In: Geographiſches Jahrbuch Bd. 43/1928, Gotha 1929, S. 236—275.

Deutſche **Hefte** für Volks- und Kulturbodenforſchung: Die Schweiz, Bibliographie für 1928 in Jg. 1 1930/31, S. 56—60; für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 43—45; für 1930 in Jg. 3/1933, S. 35—37 (W. J. Meyer).

Jahresberichte für deutſche Geſchichte: Schweiz, 1. Allgemeine Bibliographie, in Jg. 2/1926, Leipzig 1928, S. 672—675; Jg. 3/1927, 1929, S. 623; Jg. 4/1928, 1930, S. 511; Jg. 6/1930, 1932, S. 465.

Jahresbericht der ſchweizeriſchen Geſellſchaft für Urgeſchichte. Bibliographie für die Jahre 1908—1932ff. In: Jahresbericht 2—24 (Frauenfild 1910—1933ff.).

Vorgeſchichtliches **Jahrbuch:** Schweiz, Bibliographie des Jahres 1924 in Bd. 1/1926, S. 50—57; des Jahres 1925 in Bd. 2/1926, S. 128—135; des Jahres 1926 in Bd. 3/1928, S. 161—166; des Jahres 1927 in Bd. 4/1930, S. 159—162 (O. Tſchumi).

Katalog der Schweizeriſchen Landesbibliothek in Bern. Alph. Verzeichnis der bis 1900 erſchienenen Druckſchriften. Abt. A. Geſchichte, Geographie und Landeskunde. Bern 1910. 841 und 910 S.

Lonchamp, F. C.: Manuel du Bibliophile Suisse. Paris et Lausanne 1922. 440 S.

Neue Schriften: Schweiz. In: **Nachrichtenblatt** für deutſche Vorzeit Jg. 2/1926, S. 69—70; Jg. 3/1927, S. 62—63; Jg. 4/1928, S. 107—108; Jg. 5/1929, S. 95—96, 108—109; Jg. 6/1930, S. 110—111; Jg. 9/1933, S. 250—251; Jg. 10/1934, S. 94—95, 281—283; Jg. 12/1936, S. 122—124.

Steiger, R.: (Zürich): Bibliographie. Schweizergeſchichtliche Arbeiten. In: Neujahrspublikationen auf 1928 in Zeitſchrift für Schweizeriſche Geſchichte VII. Jg./1927, S. 481—487; auf 1929 in IX. Jg./1929, S. 121—128.

Verzeichnis der ſchweizeriſchen Zeitſchriften (1917), mit jährlichen Nachträgen bis 1930 herausgegeben von der Landesbibliothek.

2. Teilgebiete.

Basler Bibliographie für die Jahre 1919 ff. In: Basler Jahrbuch 40 (Baſel 1920)ff.

Bibliographie zur Geſchichte und Volkskunde des Kantons **Bern** für 1928ff. In: Neues Berner Taſchenbuch für 1929.

Amweg, G.: Bibliographie der Jura bernois-Porrentruy 1928, 708 S.

Bibliographie zur **Schaffhauser** Geſchichte und Kunſtgeſchichte 1934/35ff. In: Beiträge zur Vaterländiſchen Geſchichte 13, Schaffhauſen 1936ff.

Bibliographie der Solothurner Geſchichtsliteratur für die Jahre 1927ff. In: Jahrbuch der Solothurner Geſchichte Bd. 1, Solothurn 1928ff.

Literatur über den Kanton Thurgau. In: Thurgauiſche Beiträge zur Vaterländiſchen Geſchichte. 70/1933ff.

Literatur der V Orte 1923 und 1924. In: Der Geſchichtsfreund Bd. 84/1929, S. 270—314. 1925 in Bd. 85/1930, S. 325—348.

Bibliographie der Geſchichte, Landes- und Volkskunde von Stadt und Kanton Zürich für die Jahre 1929ff. In: Züricher Taſchenbuch auf das Jahr 1930ff.

Italien.

Almagià, R.: Italien 1925—1930 (Länderkundliche Bibliographie). In: Geographiſches Jahrbuch Bd. 66/1931, S. 137—202, darin S. 181—185 Venezia Tridentina.

Bibliographiſches **Handbuch** des Auslanddeutſchtums, hrsg. vom Deutſchen Ausland-Inſtitut, Lieferung 5, Stuttgart 1935, S. 57—60 Oberitalien; S. 56 Kanaltal.

Tirol.

Andreatta, C.: Bibliografia mineralogica della Venezia Tridentina. In: Archivio per l'Alto Adige Bd. 23/1928, S. 127—168.

Archivio per l'Alto Adige: Pubblicazioni riguardanti l'Alto Adige, in Bd. 22/1927, S. 458—461; in Bd. 23/1928, S. 236—39; in Bd. 24/1929, S. 415—434; in Bd. 25/1930, S. 285—291, 789—794; in Bd. 26/1931, S. 487—492; in Bd. 27/1932, S. 451—458.

Battisti, C.: Bibliografia dei dialetti italiani e non italiani d'Italia 1919—1931. In: L'Italia dialettale Bd. 4/1929 (über 1926—1928); Bd. 7/1931 (über 1929—1931).

— Periodici culturali Alto-Atesini in Archivio storico italiano, Serie 7, Bd. 8/1928, S. 302—309.

Bollettino bibliografico Trentino. In: Atti della Accademia Roveretana, Serie 4, Bd. 8/1927, S. 231—338.

Castelli, G.: Bibliografia botanica della Venezia Tridentina. In: Archivio per l'Alto Adige Bd. 25/1930. S. 227—260, 665—758.

— Bibliografia ornitologica della Venezia Tridentina. In: Archivio per l'Alto Adige Bd. 24/1929, S. 169—210.

Catalogo della biblioteca (del) r. Provveditorato agli studi della Venezia Tridentina Trento 1927, 64 S.

Dreyer, A.: Bücherverzeichnis der Alpenvereins-Bücherei, München 1927, XVI und 1124 S.

Emmert, B.: Pubblicazioni riguardanti la regione della Venezia Tridentina, Rovereto 1930, 152 S.

— Bibliografia della Venezia Tridentina 1930, Rovereto 1932, 311 S.

Enzinger, M.: Die deutſche Tiroler Literatur bis 1900, Wien 1929, S. 108—124 Schriftenverzeichnis.

Bibliographiſches **Handbuch** des Auslanddeutſchtums, hrsg. vom Deutſchen Ausland-Inſtitut, Lieferung 5 Stuttgart 1935, S. 46—56, Südtirol.

Deutſche **Hefte** für Volks- und Kulturbodenforſchung: Tirol bis 1918, Bibliographie für 1928 in Jg. 1 1930/31, S. 63—69; für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 48—51; für 1930 in Jg. 3/1933, S. 42—44 (O. Stolz); Tirol und insbeſondere die ſüdtiroler Frage ſeit 1918, für 1928 in Jg. 1 1930/31, S. 69—70 (W. Steinacker); Die ſüdtiroler Frage ſeit 1918, für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 51—52; für 1930 in Jg. 3/1933, S. 44—45 (K. Strele).

Hofinger, J.: Deutſch-tiroliſche Bibliographie. In: Tiroler Heimat, über 1927/28, N. F. Bd. 4/1931, S. 1—100; über 1929/30 Bd. 5/1932, S. 101—202; über 1931 Bd. 6/1933, S. 203—259; über 1932 Bd. 7/8 1934/35, S. 260—312.

Höfner, K.: Bibliographie des alpinen Schrifttums. In: Berg und Buch Bd. 1/1928, S. 18—23.

Indici dell'Archivio per l'Alto Adige. Venti volumi. Anni 1906—1927, Gleno 1928, 188 S.

Jandl, K.: Tirol und ſeine Berge im Spiegel der Literatur, Innsbruck 1930, 59 S.

Lichtenecker, N.: Länderkunde von Europa; Öſterreich 1912—1929. In: Geographiſches Jahrbuch Bd. 45/1930, Gotha 1931, S. 204—242 Tirol.

Mai, R.: Auslanddeutſche Quellenkunde 1924—1933, Berlin 1936, S. 110—137 Italien, Südtirol.

Margreiter, H.: Die Literatur über Südtirol ſeit der Lostrennung von Öſterreich, Innsbruck 1926, 92 S.

— Tiroler Anonymen- und Pſeudonymen-Lexikon mit Regiſter der Autoren und Monogramme, 2. vermehrte und verbeſſerte Auflage Linz 1930, 146 S. = Archiv für Bibliographie, Buch- und Bibliothekweſen, Beih. 4, Lieferung 1 und 2.

Migliorini E.: Bibliografia geografica della Venezia Tridentina (1925—1930). In: Bollettino della r. Società geografica italiana Bd. 67/1930, S. 743—763.

Mumelter, J.: Verzeichnis der Bücherei des Bozner Muſeums, Bozen 1931, 368 S.

Pittioni, R.: Bibliographie zur Urgeſchichte Öſterreichs (einſchl. Deutſch-Südtirols), Linz 1931, S. 170—201 Tirol.

Rassegna bibliografica riguardante le Venezia. Anni 1926/27. In: Atti della Accademia scientifica Veneto-Trentino-Istriana Serie 3, Bd. 18/1927, S. 83—98.

Solari, A.: Contributo bibliografico alla preistoria e protistoria di Tridentum. In: Studi Trentini VII/1926 Serie I, S. 208—221.

Sölch, J.: Die Deutſch-Südtirolerfrage in unſerer wiſſenſchaftlichen Literatur 1924—1928. In: Zeitſchrift für Politik Bd. 19/1930, S. 406—419.

Der **Schlern:** Zeitſchrift für Heimat und Volkskunde: „Neuerſcheinungen zur Geſchichte und Kunſtgeſchichte", in Bd. 7/1926, S. 372, 404, 445, 476; in Bd. 8/1927, S. 99, 180, 219, 286, 354, 393; „Neuerſcheinungen, Bücher und Aufſätze", in Bd. 9/1928, S. 195, 235, 290, 393, 480; in Bd. 10/1929, S. 37, 206, 289, 332, 379, 419, 457, 510; in Bd. 11/1930, S. 37, 92, 125, 216, 296, 341, 421, 502; in Bd. 12/1931, S. 37, 76, 108, 159, 274, 357, 411, 445; in Bd. 13/1932, S. 39, 75, 124, 159, 204, 245, 340, 388, 436, 487, 543; in Bd. 14/1933, S. 46, 89, 141, 179, 227, 276, 322, 361, 450, 495, 547; in Bd. 15/1934, S. 47, 94, 141, 193, 240, 288, 383, 433, 489, 534, 583; in Bd. 16/1935, S. 40, 78, 143, 185, 236, 330, 379, 416, 454, 487; in Bd. 17/1936, S. 35, 69, 104, 143, 173, ...

Studi Trentini. Classe I: Storico-Letteraria: „Pubblicazioni riguardanti la regione", über 1925/26 in Anno VII/1926, S. 317—329; über 1927 in Anno VIII/1927, S. 301—315.

Studi Trentini di scienze storiche: „Pubblicazioni riguardanti la regione", über 1927/28 in Annata IX/1928, S. 221—286.

Studi Trentini di scienze naturali: „Annunzi di Pubblicazioni", in Annata IX/1928, S. 209—214; in X/1929, S. 83—84, 169—172, 251—252; in XI/1930, S. 90—92, 184—188, 283—284; in XII/1931, S. 76—87, 157—170, 237—239; in XIII/1932, S. 76—96, 150—176, 298—306; in XIV/1933, S. 72—80, 156—176, 252—262; in XV/1934, S. 62—82, 215—227.

Trener, G. B.: Bibliografia geologica della Venezia Tridentina. In: Archivio per l'Alto Adige Bd. 21/1926, S. 331—446.

— Bibliografia mineraria della Venezia Tridentina. In: Archivio per l'Alto Adige Bd. 22/1927, S. 177—192.

Kärnten.

Regiſter der Aufſätze der Jg. 101—125 (1911—1935) der **Carinthia** I einſchl. der Jg. 20—23 des Archives für vaterländ. Geſchichte und Topographie, Klagenfurt 1936, 62 S.

Deutſche **Hefte** für Volks- und Kulturbodenforſchung: Kärnten, Bibliographie für 1928 in Jg. 1 1930/31, S. 70—71; für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 52—54; für 1930 in Jg. 3/1933, S. 45—47 (M. Wulf).

Pittioni, R.: Bibliographie zur Urgeſchichte Öſterreichs, Linz 1931, S. 27—43 Kärnten.

Steiermark.

Bibliographiſche Überſicht. In: Blättern für Heimatkunde 8. Jg./1930, S. 54, 72, 86, 108; 9. Jg./1931, S. 29, 31, 76, 115; 10. Jg./1932, S. 32, 60, 103; 11. Jg./1933, S. 14, 40, 85; 12. Jg./1934, S. 16f., 32, 52, 69, 76, 99; 13. Jg./1935, S. 48, 125.

Bücherverzeichnis der Fachbücherei für Kulturfragen des Deutſchen Schulvereins Südmark, Wien 1931, 47 S.

Geramb, V. von: Volkskunde der Steiermark. In: Heimatkunde der Steiermark Heft 10/1926, S. 68—71 Literatur.

Deutſche **Hefte** für Volks- und Kulturbodenforſchung: Steiermark, Bibliographie für 1928 in Jg. 1 1930/31, S. 71—72; für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 54; für 1930 in Jg. 3/1933, S. 47 (H. Pirchegger).

Mell, A.: Grundriß der Verfaſſungs- und Verwaltungsgeſchichte des Landes Steiermark, Graz-Wien-Leipzig 1929, S. 713—716 Literatur.

Pirchegger, H.: Abriß der ſteiriſchen Landesgeſchichte, Wien-Leipzig-Prag 1925, S. 97—110 Führer durch die mittelalterliche und neuzeitliche Geſchichtsliteratur.

Pittioni, R.: Bibliographie zur Urgeſchichte Öſterreichs, Linz 1931, S. 155—169 Steiermark.

Schloſſer, A.: Bibliographie zur Geſchichte, Landes- und Volkskunde der Steiermark 1914 bis 1930, Linz 1932, 132 S. = Archiv für Bibliographie, Beiheft 10 Lieferung 1: Bibliographie zur Geſchichte, Landeskunde und Volkskunde Öſterreichs VII/1. (Schloſſer, A.: Die Literatur der Steiermark in bezug auf Geſchichte, Landes- und Volkskunde, 1. Aufl. 1886, 2. Aufl. Graz 1914, XII und 341 S.)

Stiny: Geologie und Mineralogie. In: Heimatkunde der Steiermark, Wien-Leipzig-Prag 1928, S. 86 Literatur.

Werner, G.: Sprache und Volkstum in der Unterſteiermark, Stuttgart 1935, S. 169—171 Literaturverzeichnis.

Altreich Öſterreich-Ungarn.

Gunzenhäuſer, M.: Bibliographie zur Geſchichte Öſterreich-Ungarns 1848—1914, Stuttgart 1935, 74 S. = Bibliographiſche Vierteljahrshefte der Weltkriegsbücherei Heft 4. — Bibliographie zur Geſchichte der Nachfolgeſtaaten, Stuttgart 1935, 99 S. = Bibliographiſche Vierteljahrshefte der Weltkriegsbücherei Heft 5.

Bibliographiſches **Handbuch** des Auslanddeutſchtums, hrsg. vom Deutſchen Ausland-Inſtitut, Lieferung 1 Stuttgart 1932, S. 39—52 Gebiet der ehemaligen Öſterr.-Ungariſchen Monarchie.

Hugelmann, K. G.: Das Nationalitätenrecht des alten Öſterreich, Wien-Leipzig 1934, S. 76—78, 283—286, 424—428, 456—458, 543—544, 567—568, 683—684, 737—738 Literaturverzeichniſſe.

Neue Schriften: Öſterreich. In: **Nachrichtenblatt** für deutſche Vorzeit Jg. 2/1926, S. 68—69; Jg. 3/1927, S. 47; Jg. 4/1928, S. 94—95; Jg. 5/1929, S. 93—95; Jg. 6/1930, S. 107—110; Öſterreich und die ſüdlichen Randgebiete Jg. 9/1933, S. 173—174, 248—250; Jg. 11/1935, S. 29—31; Jg. 12/1936, S. 22—26.

Pittioni, R.: Bibliographie zur Urgeſchichte Öſterreichs, Linz 1931, 245 S.

Schinner, W.: Bibliographie zur Geſchichte Öſterreich-Ungarns im Weltkrieg 1914—1918, Stuttgart 1934, VIII und 135 S. = Bibliographiſche Vierteljahrshefte der Weltkriegsbücherei Heft 2/3.

Nieder- und Oberöſterreich, Burgenland-Weſtungarn.

Bibliographie des burgenländiſchen Schrifttums. In: Das Burgenland, Vierteljahrsſchrift für Länderkunde, Heimatſchutz und Denkmalpflege 3. Jg./1930, 4. Jg./1931.

Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums Bd. I, Breslau 1933, S. 659—746 Burgenland, Weſtungarn (mit Bibliographie).

Deutſche **Hefte** für Volks- und Kulturbodenforſchung: Oberöſterreich, Bibliographie für 1928 in Jg. 1 1930/31, S. 73—74 (H. Kinzl); für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 54—55 (E. Straßmayer); Niederöſterreich, für 1928 in Jg. 1 1930/31, S. 74—76 (H. Kinzl); für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 55—57; für 1930 in Jg. 3/1933, S. 47—49 (J. Kraft); Wien, Bibliographie für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 57—58; für 1930 in Jg. 3/1933, S. 49—50 (J. Kraft); Burgenland, Bibliographie für 1928 in Jg. 1 1930/31, S. 76—77; für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 58—59 (A. O. Isbert); für 1930 in Jg. 3/1933, S. 50—51 (H. Kunnert).

Jahresberichte für deutſche Geſchichte: Öſterreich, in 4. Jg./1928, Leipzig 1930, S. 502 (W. Bauer und O. Brunner).

Vorgeſchichtliches **Jahrbuch:** Öſterreich, Bibliographie für 1924 in Bd. I/1926, S. 47—50; für 1925 in Bd. II/1926, S. 125—128; für 1926 in Bd. III/1928, S. 156—161 (G. Kyrle).

Klier, K. M.: Geiſtige Volksüberlieferung der Heanzen. In: 25 echte Volkslieder aus dem öſterreichiſchen Burgenlande, Wien 1927, Literaturverzeichnis.

Kunnert, H.: Burgenländiſche Volkslied-Bibliographie. In: Das Burgenland, Vierteljahrshefte für Länderkunde, Heimatſchutz und Denkmalpflege 3. Jg./1930.

— Bibliographie zur Landes- und Volkskunde des Burgenlandes. In: Südoſtdeutſche Forſchungen I/1936, S. 295—300.

Litſchauer, G. Fr.: Bibliographie zur Geſchichte, Landes- und Volkskunde des Burgenlandes 1800—1929, Linz 1. Lieferung 1933, 2. Lieferung 1935, 314 S. = Bibliographie zur Geſchichte, Landes- und Volkskunde Öſterreichs Bd. 6).

Straßmayer, E.: Bibliographie zur oberöſterreichiſchen Geſchichte 1891—1926, Linz 1929, VIII und 280 S. = Erſchien auch in 4 Lieferungen als Beiheft 3 vom Archiv für Bibliographie, Buch- und Bibliotheksweſen 1927—1929.

— Bibliographie zur oberöſterreichiſchen Geſchichte 1918—1921. In: Zeitſchrift für oberöſterreichiſche Geſchichte Jg. 1—3.

Uhlirz, K. und M.: Handbuch der Geſchichte Öſterreichs und ſeiner Nachbarländer Böhmen und Ungarn, Leipzig Bd. 1, 1927, 333 S.; Bd. 2, T. 1, 1930, S. 339—701.

Südoſten geſamt.

Groß, H.: Der Südoſtraum im deutſchen Schrifttum (Sammelbeſprechung). In: Revue Internationale des Etudes balkaniques, Belgrad 1. Jg. 1934/35, S. 306—311.

Deutſche **Hefte** für Volks- und Kulturbodenforſchung: Südoſten geſamt, Bibliographie für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 45; für 1930 in Jg. 3/1933, S. 37—38 (W. Wucher).

Jahresberichte für deutſche Geſchichte: Südoſteuropa, in Jg. 3/1927, Leipzig 1929, S. 724—731; in Jg. 4/1928, 1930, S. 631—641; in Jg. 5/1929, 1931, S. 696—706; in Jg. 6/1930, 1932, S. 531—537; in Jg. 7/1931, 1934, S. 556—568; Das Deutſchtum in Oſteuropa, in 8. Jg./1932, 1934, S. 656—664; in 9/10. Jg. 1933/34, 1936, S. 790—795 (K. Schünemann).

Vorgeſchichtliches **Jahrbuch:** Ungarn und die Balkanländer, Bibliographie für 1924 in Bd. I/1926, S. 77; für 1925 in Bd. II/1926, S. 198—203; für 1926 in Bd. III/1928, S. 206—217; für 1927 in Bd. IV/1930, S. 226—234 (R. Popow).

Mai, R.: Auslanddeutſche Quellenkunde 1924—1933, Berlin 1936, S. 106—110 Deutſchtum im Süden und Südoſten.

Savadjian, L.: Bibliographie Balkanique 1920—1930, Paris 1931, 270 S.; 1931/32, Paris 1933, 151 S.; 1933, Paris 1934, 120 S.; 1934, Paris 1934, 76 S.

Ungarn.

Bleyer, J.: Das Deutſchtum in Rumpfungarn, Budapeſt 1928, 2. Bd. Literaturverzeichnis. S. 36—39, 85—87, 192.

Cholnoky, J. von: Die Fortſchritte der Länderkunde von Europa, Ungarn 1910—1928 (Literaturbericht). In: Geographiſches Jahrbuch Bd. 43/1928, Gotha 1929, S. 181—192.

Haltenberger, M.: Geographica Hungarica, Budapest 1930, 94 S., 1931, 96 S.

Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums, Bd. I, Breslau 1933, S. 588—605, Budapeſt — Bevölkerung, Werden und Weſen des deutſchen Volkstums.

Deutſche **Hefte** für Volks- und Kulturbodenforſchung: Ungarn, einzelne Deutſchtumsgebiete und geſamt, Bibliographie für 1928 in Jg. 1 1930/31, S. 84—85; Ungarn, für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 67—68; für 1930 in Jg. 3/1933, S. 59—61 (H. Schmidt und H. Klocke).

Isbert, O. A.: Das ſüdweſtliche ungariſche Mittelgebirge, Bauernſiedlung und Deutſchtum, Langenſalza 1932, S. 217—234 Literaturverzeichnis = Abhandlungen der Deutſchen Hefte für Volks- und Kulturbodenforſchung Bd. I.

Jahresberichte für deutſche Geſchichte: Ungarn, in 3. Jg./1927, Leipzig 1929, S. 729; Rumpfungarn in 4. Jg./1928, 1930, S. 640—641; in 5. Jg./1929, 1931, S. 706; Ungarn in 6. Jg./1930, 1932, S. 536; 7. Jg./1931, 1934, S. 568; 8. Jg./1932, 1934, S. 644—665; 9/10. Jg. 1933/34, 1936, S. 796—797 (K. Schünemann); Arbeiten zur deutſchen Geſchichte in ungariſcher Sprache, in 1. Jg./1925, 1927, S. 686—694; in 2. Jg./1926, 1928, S. 742—746; in 3. Jg./1927, 1929, S. 697—703; in 4. Jg./1928, 1930, S. 603—610 (K. Schünemann); Arbeiten zur Geſchichte der deutſch-ungariſchen Beziehungen in ungariſcher Sprache, in 5. Jg./1929, 1931, S. 648—659 (K. Schünemann); Beiträge zur Geſchichte der deutſch-ungariſchen Beziehungen, in 6. Jg./1930, 1932, S. 504—511, Literatur S. 511—513; in 7. Jg./1931, 1934, S. 571—575, Literatur S. 575—577; in 8. Jg./1932, 1934, S. 667—674, Literatur S. 674—677 (K. Schünemann).

Vorgeſchichtliches **Jahrbuch:** Ungarn und Balkanländer, Bibliographie für 1924 in Bd. I/1926, S. 77; für 1925 in Bd. II/1926, S. 198—203; für 1926 in Bd. III/1928, S. 206—217; für 1926 in Bd. IV/1930, S. 226—234 (R. Popow).

Mai, R.: Auslanddeutſche Quellenkunde 1924—1933, Berlin 1936, S. 167—177 Ungarn.

Petrik, G. und Carcza, I.: Magyar Könyvészet. Bibliographica Hungarica. 1901—1910. Heft 15/16, 19/20, Budapest 1927, S. 321—480.

Pukánſzky, B. von: Geſchichte des deutſchen Schrifttums in Ungarn, Münſter 1931, Belege S. 416—490 = Deutſchtum und Ausland Heft 34/36.

Réz, H.: Deutſche und deutſch-ungariſche Zeitungen und Zeitſchriften im ehemaligen Oberungarn bis 1914. In: Karpathenland Jg. 5/1932.

— Deutſche Zeitungen und Zeitſchriften in Ungarn von Beginn bis 1918, München 1935, 150 S.

— Bibliographie zur Volkskunde der Donauſchwaben, München 1935, 158 S. = Schriften der Deutſchen Akademie Heft 24.

Ungariſches Inſtitut, Berlin: Bibliographia Hungariae, I. Historica, Berlin-Leipzig 1923, XI S., 318 Sp., II. Geographica, Politico-oeconomica, Leipzig 1926, XII—XLVII S., bis Sp. 710, III. Philologica-Periodica, Leipzig 1928, bis S. XLIX, bis Sp. 954, IV. Regiſter, Leipzig 1929, 140 S.

Südſlawien.

Glasnik kńižara (Der Buchhändlerbote). Organ kńižarskog udružeńa kral′evine Jugoslavije. Hrsg. von Milan Brajer. Beograd 1929ff. (Sept. 1929—1930 nicht erſchienen). Enthält ab Jg. 1931 H. 3 eine regelmäßige alphabetiſche Liſte jugoſlawiſcher Zeitſchriften und Bücher.

Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums, Bd. I Breslau 1933, S. 207—284 Banat; S. 291—345 Batſchka; Bd. II Breslau 1936, S. 56—58 Cilli.

Deutſche **Hefte** für Volks- und Kulturbodenforſchung: Südſlawien, Bibliographie für 1928 in Jg. 1 1930/31, S. 77 (H. Schmidt und H. Klocke); Südſlawien geſamt, für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 59—62; für 1930 in Jg. 3/1933, S. 51—54 (J. Matl. und A. Klein); Slowenien, Gottſchee, Kroatien, Slawonien, Militärgrenze und Bosnien, Bibliographie für 1928 in Jg. 1 1930/31, S. 77—82; für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 62—65; für 1930 in Jg. 3/1933, S. 54—58 (J. Matl und A. Klein); Batſchka, für 1928 in Jg. 1 1930/31, S. 82 (H. Schmidt und H. Klocke); für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 65; für 1930 in Jg. 3/1933, S. 58 (H. Rüdiger); Banat ſüdſlawiſcher Teil, für 1928 in Jg. 1 1930/31, S. 82 (H. Schmidt und H. Klocke); Banat geſamt, für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 66—67; für 1930 in Jg. 3/1933, S. 58—59 (R. Spek).

Jahresberichte für deutſche Geſchichte: Südoſteuropa, Woiwodina, in 5. Jg./1929, Leipzig 1931, S. 706; in 6. Jg./1930, Leipzig 1932, S. 537 (K. Schünemann).

Jahresberichte für deutſche Geſchichte: Südoſteuropa, Jugoſlawien, in 3. Jg./1927, Leipzig 1929, S. 731; in 7. Jg./1931, 1934, S. 568; in 8. Jg./1932, 1934, S. 667 (K. Schünemann); Arbeiten zur deutſchen Geſchichte in ſüdſlawiſchen Sprachen, in 1. Jg./1925, 1927, S. 694—697; in 2. Jg./1926, 1928, S. 746—747; in 3. Jg./1927, 1929, S. 707—709, Literatur S. 709—710; in 4. Jg./1928, 1930, S. 616—622, Literatur S. 622—624 (K. Schünemann); Arbeiten in ſüdſlawiſchen Sprachen zur Geſchichte der deutſch-ſüdſlawiſchen Beziehungen, in 5. Jg./1929, 1931, S. 662—665, Literatur S. 666—668 (K. Schünemann); Beiträge zur Geſchichte der deutſch-ſüdſlawiſchen Beziehungen, in 6. Jg./1930, 1932, S. 513—518; in 8. Jg./1932, 1934, S. 677—684, Literatur S. 684—686 (K. Schünemann).

Vorgeſchichtliches **Jahrbuch:** Jugoſlawien, Bibliographie für 1925 in Bd. II/1926, S. 201—202 (R. Popow).

Kos, M.: Zgodovina Slovencev, Laibach 1933, S. 241—255. Literaturverzeichnis.

Lukas, G. A.: Schrifttum über Land und Leute in Südſlawien. In: Alpenländiſche Monatshefte 1927/28, S. 129—133.

Mai, R.: Auslanddeutſche Quellenkunde 1924—1933, Berlin 1936, S. 161—167 Südſlawien; S. 157—161 Banat.

Matl, J.: Zur jugoſlawiſchen Bibliographie 1922—1924. In: Jahrbücher für Kultur und Geſchichte der Slawen 1926, S. 235—256.

Rüdiger, H.: Die Donauſchwaben in der ſüdſlawiſchen Batſchka, Stuttgart 1931, 136 S. Quellen und Schrifttum S. 29—30, 36, 42, 43, 51, 54, 66, 71, 74, 78, 81—82, 95—96, 103, 111, 118, 121, 123 = Schriften des Deutſchen Ausland-Inſtitutes, Reihe A Bd. 28.

Savadjian, L.: Bibliographie yougoslave 1933, Paris 1934, 40 S.

Šlebinger, J.: Bibliographie für das Jahr 1924/25. In: Časopis Slovenska jezik in 5. Jg./1926, S. 164—184; für das Jahr 1926 in 6. Jg./1927, S. 268—293; für das Jahr 1927 in 7. Jg./1928, S. 198—218.

— Publikacije Slovenske Matice od Leta 1864 do 1930, Ljubljani/Laibach 1930, 96 S.

Vujevic, P.: Die Fortſchritte der Länderkunde von Europa, Südſlawien 1913—1928 (Literaturbericht). In: Geographiſches Jahrbuch Bd. 44/1929, Gotha 1930, S. 252—288.

Rumänien.

Deutſche politiſche Hefte, Monatsſchrift für Großrumänien, Hermannſtadt 1926 ff. (Bibliographie).

Ferenczi, M.: Az erdélyi magyar irodalom bibliografiaja 1928 (Bibliographie der ungariſchen Literatur Siebenbürgens im Jahre 1928), Lapkiado-Klauſenburg . . . 36 S.

Graciun, I.: Istorisgrafia Românâ in 1925 si 1926, Repertoriu bibliografic. In: Anuarul Institutului de ist. nat. 1928, S. 480—729.

Gundhart, E. K.: Die Veröffentlichungen über das Deutſchtum der Gebiete Sathmar, Bihar und Marmaroſch, Hermannſtadt 1927, 15 S.

Hienz, H.: Bibliografia operelor istorico-filologice, cari au aparut de la 1919—1924 in limba germana si se referà la teritoriul si locuitorii Romaniei, Cluj-Klauſenburg 1926, 60 S.

Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums, Bd. 1 Breslau 1933, S. 615—644 Bukowina — Bevölkerung, Werden und Weſen des deutſchen Volkstums; S. 394—422 Beſſarabien — Bevölkerung, Werden und Weſen des deutſchen Volkstums.

Deutſche **Hefte** für Volks- und Kulturbodenforſchung: Siebenbürgen, Bibliographie für 1928 in Jg. 1 1930/31, S. 86—90; für 1929 in Jg. 1 1931/32, S. 68—70; für 1930 in Jg. 3/1933, S. 61—64 (R. Spek); Altreich und Dobrudſcha, für 1928 in Jg. 1 1930/31, S. 90—91; für 1930 in Jg. 3/1933, S. 65 (Spek); Banat rumäniſcher Teil, für 1928 in Jg. 1 1930/31, S. 83—84; für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 71—72 (R. Spek); Bukowina, für 1928 in Jg. 1 1930/31, S. 90; für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 70—71; für 1930 in Jg. 3/1933, S. 64 (Fr. Lang); Sathmar, für 1928 in Jg. 1 1930/31, S. 85; für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 68; für 1930 in Jg. 3/1933, S. 61 (R. Spek); Beſſarabien, für 1928 in Jg. 1 1930/31, S. 91—92; für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 71; für 1930 in Jg. 3/1933, S. 65 (R. Spek).

Jahresberichte für deutſche Geſchichte: Arbeiten zur deutſchen Geſchichte in rumäniſcher Sprache, in 1. Jg./1925, Leipzig 1927, S. 697—698; in 3. Jg./1927, 1929, S. 703—704, Literatur S. 705—706; in 4. Jg./1928, 1930, S. 610—614, Literatur S. 614 (K. Schünemann); Arbeiten in rumäniſcher Sprache zur Geſchichte der deutſch-rumäniſchen Beziehungen, in 5. Jg./1929, 1931, S. 660—661, Literatur S. 661—662 (K. Schünemann); Beiträge zur Geſchichte der deutſch-rumäniſchen Beziehungen, in 6. Jg./1930, 1932, S. 518—520, Literatur S. 520; in 8. Jg./1932, 1934, S. 686—690, Literatur S. 690—692 (K. Schünemann).

Jahresberichte für deutſche Geſchichte: Südoſteuropa, Banat, in 3. Jg. 1927, Leipzig 1929, S. 730, in 4. Jg./1928, 1930, S. 639; Sathmar und Banat, in 5. Jg./1929, 1931, S. 704; Rumän. Altreich, Banat, in 6. Jg./1930, 1932, S. 535; Rumän. Altreich, Bukowina, Banat und Sathmar, in 7. Jg./1931, 1934, S. 565—566; Bukowina, Sathmar und Banat, in 8. Jg./1932, 1934, S. 666—667.

Jahresberichte für deutſche Geſchichte: Südoſteuropa, übrig. Rumänien (außer Banat), in 3. Jg./1927, Leipzig 1929, S. 730—731; Geſamtrumänien und Altreich außer Sathmar und Banat, in 5. Jg./1929, 1931, S. 704; Rumän. Altreich, Beſſarabien, Banat, in 6. Jg./1930, 1932, S. 535; Rumän. Altreich, Bukowina, Banat und Sathmar, in 7. Jg./1931, S. 565; Bukowina, Sathmar und Banat, in 8. Jg./1932, S. 666—667.

Jahrbuch der Deutſchen in Rumänien, hrsg. vom Deutſchen Kulturamt-Hermannſtadt: für das Jahr 1928, Hermannſtadt 1927, S. 32 Zeitungen und Zeitſchriften, S. 33—37 Bibliographie des Deutſchtums in Großrumänien; für das Jahr 1929, 3. Jg./1928, S. 34—35 Zeitungen und Zeitſchriften; S. 36—40 Bibliographie des Deutſchtums in Großrumänien; für das Jahr 1930, 4. Jg. 1929, S. 42—44 Zeitungen und Zeitſchriften, S. 44—48 Bibliographie des Deutſchtums in Rumänien (nicht weiter erſchienen).

Vorgeſchichtliches **Jahrbuch:** Rumänien, in Bibliographie für 1926, III. Bd./1928, S. 212—217 (J. Andrieſeſcu); für 1927 in IV. Bd./1930, S. 231—234 (H. Schroller).

Mai, R.: Auslanddeutſche Quellenkunde 1924—1933, Berlin 1936, S. 139—142 Rumänien; S. 142—157 Altreich Rumänien, Beſſarabien, Bukowina, Dobrudſcha, Sathmar, Siebenbürgen.

Sigerus, E.: Die deutſche periodiſche Literatur Siebenbürgens 1778 bis 1. IX. 1925, Hermannſtadt 1925, 8 S.

Spek, R.: Bibliographie Friedrich Teutſch, Hermannſtadt 1932, 47 S.

Schünemann, K.: Siebenbürgen in der Geſchichtsſchreibung der Rumänen ſeit 1918. In: Siebenbürgiſche Vierteljahrsſchrift 54/1931, S. 227—245.

Wachner, H.: Die Fortſchritte der Länderkunde von Europa, Rumänien 1919—1928 (Literaturbericht). In: Geographiſches Jahrbuch Bd. 43/1928, Gotha 1929, S. 193—235.

Oſten geſamt.

Deutſche **Hefte** für Volks- und Kulturbodenforſchung: Oſtdeutſchland, Bibliographie für 1928 in Jg. 1 1930/31, S. 114—115; für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 74 (H. Meyer); für 1930 in Jg. 3/1933, S. 75 (W. Wucher).

Jahresberichte für deutſche Geſchichte: Grenzfragen im Oſten, in 8. Jg./1932, Leipzig 1935, S. 564—575 (E. Randt); Arbeiten zur geſamten und zur mittelalterlichen deutſchen Geſchichte in polniſcher Sprache, in 2. Jg./1926, Leipzig 1928, S. 691—733; in 3. Jg./1927, 1929, S. 650—688; in 4. Jg./1928, 1930, S. 541—594; in 8. Jg./1932, 1934, S. 591—637.

Mai, R.: Auslanddeutſche Quellenkunde 1924—1933, Berlin 1936, S. 237—253 Deutſchtum im Oſten.

Preußiſche Lande, Danzig, Memel.

(Siehe auch Polniſche Teilgebiete.)

Bibliographiſches **Handbuch** des Auslanddeutſchtums, hrsg. vom Deutſchen Ausland-Inſtitut, Lieferung 2 Stuttgart 1932, S. 37—44 Danzig; S. 36—37 Memelgebiet.

Deutſche **Hefte** für Volks- und Kulturbodenforſchung: Altpreußen geſamt, Bibliographie für 1928 in Jg. 1 1930/31, S. 116—118; für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 80—81; für 1930 in Jg. 3/1933, S. 79 (A. Adam); Grenzmark Poſen-Weſtpreußen, für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 91—92 (W. Wucher); Korridor, für 1928 in Jg. 1 1930/31, S. 133; für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 92—93; für 1930 in Jg. 3/1933, S. 86—87 (W. Wucher); Weſtpreußen, für 1928 in Jg. 1 1930/31, S. 124—126 (W. Recke); für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 83—84; für 1930 in Jg. 3/1933, S. 81—83 (W. Wucher); Oſtpreußen, für 1928 in Jg. 1 1930/31, S. 119—123; für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 81—82; für 1930 in Jg. 3/1933, S. 80—81 (A. Adam); Danzig, für 1928 in Jg. 1 1930/31, S. 126—129 (W. Recke); für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 84—86; für 1930 in Jg. 3/1933, S. 83—84 (W. Wucher); Memelgebiet, für 1928 in Jg. 1 1930/31, S. 123; für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 82—83; für 1930 in Jg. 3/1933, S. 81 (A. Adam).

Jahresberichte für deutſche Geſchichte: Oſt- und Weſtpreußen, in 1. Jg./1925, Leipzig 1927, S. 498—502; in 2. Jg./1926, 1928, S. 516—523; in 3. Jg./1927, 1929, S. 468—477; in 4. Jg./1928, 1930, S. 392—402; in 5. Jg./1929, 1931, S. 428—439; in 6. Jg./1930, 1932, S. 343—351; in 7. Jg./1931, 1934, S. 370—382 (E. Keyſer); Preußenland, in 8. Jg./1932, 1934, S. 387—395 (E. Keyſer); in Jg. 9/10 1933/34, 1936, S. 529—540 (M. Hein).

Vorgeſchichtliches **Jahrbuch:** Oſt- und Weſtpreußen in Bibliographie für 1924, Bd. I/1926, S. 20—21; für 1925 in Bd. II/1926, S. 53—55; für 1926 in Bd. III/1928, S. 76—79; für 1927 in Bd. IV/1930, S. 86—90 (W. La Baume).

Mai, R.: Auslanddeutſche Quellenkunde 1924—1933, Berlin 1936, S. 331—336 Memelgebiet.

Neue Schriften: Weſtpreußen, Oſtpreußen. In: **Nachrichtenblatt** für deutſche Vorzeit Jg. 2/1926, S. 49—50; Oſt- und Weſtpreußen, Danzig und Grenzmark Jg. 3/1927, S. 15; Jg. 4/1928, S. 13—14; Oſtpreußen, Weſtpreußen, Danzig und Grenzmark Jg. 5/1929, S. 14—15, 29; Oſtpreußen, Danzig und Grenzmark Poſen-Weſtpreußen Jg. 6/1930, S. 27—28; Jg. 7/1931, S. 28—30, 46—47; Jg. 8/1932, S. 14—15, 31—32; Jg. 9/1933, S. 14—16; 29—30; Jg. 10/1934, S. 29—31, 86—88; Jg. 11/1935, S. 45—46, 69—71; Jg. 12/1936, S. 19—20, 124—125.

Prinzhorn, Fr.: Danzig-Polen-Korridor und Grenzgebiete. Eine Bibliographie mit beſonderer Berückſichtigung von Politik und Wirtſchaft, für 1931/32, Jg. I Danzig 1932/33, Maſchinenſchrift, 553 S.; für 1933 Jg. II/1934, Maſchinenſchrift, 463 S.; für 1934 Jg. III/1935, Druck 135 S.; für 1935 Jg. IV/1936, Druck, 157 S.

Wermke, E.: Bibliographie der Geſchichte von Oſt- und Weſtpreußen für 1931, Königsberg 1933, 1098 S.

— : für 1932. In: Altpreußiſche Forſchungen Jg. 10/1933, S. 167—195, 349—380; für 1933 in Jg. 11/1934, S. 236—300; für 1934 in Jg. 12/1935, S. 285—349.

Die baltiſchen Länder geſamt.

Die baltiſch-deutſche Literatur: In: Jb. d. eſtn. Philologie und Geſchichte. Dorpat 1926.

Zur Baltiſchen Frage. Ein Bücherverzeichnis aus d. Verl. von Duncker und Humblot in München und Leipzig. Leipzig 1916.

Balticoslavica, Biuletyn Instytutu Naukowo-Badawczego Europy Wschodniej w Wilnie (Bulletin des Inſtituts zur wiſſenſchaftl. Erforſchung Oſteuropas in Wilna). — Hrsg. von Erwin Koſchmieder. Wilna 1936.

Dopkewitſch, H.: Baltiſche Staaten (Bibliographie). In: Jber. f. dt. Geſch. 1931ff.

Ferle, F.: Bibliogr. Wegweiſer durch die oſtbalt. landwirtſchaftl. Literatur ſeit 150 Jahren, inbegriffen die angewandte Botanik und Zoologie und andere naheliegende Diſziplinen wie Forſtwirtſchaft, Fiſcherei und Agrarpolitik, Riga 1930.

Friederichſen, M.: Die Fortſchritte der Länderkunde von Europa (Literaturbericht). In: Geographiſches Jahrbuch, Bd. 43/1928, Gotha 1929, S. 42—66 Neupolen 1918—1928; S. 66—81 Die Randſtaaten Litauen, Lettland, Eſtland.

Geisler, W.: Die Fortſchritte der Länderkunde von Europa (Literaturbericht). In: Geographiſches Jahrbuch Bd. 49/1934, Gotha 1935, S. 3—62 Norddeutſchland und Mitteldeutſchland (darunter Oſtpreußen S. 10—12, Die Oſtmark S. 13—15, Schleſien S. 16—21).

Bibliographiſches **Handbuch** des Auslanddeutſchtums, hrsg. vom Deutſchen Ausland-Inſtitut, Lieferung 2, Stuttgart 1932, S. 1—28 Oſtſtaaten, Baltikum.

Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums Bd. II, Breslau 1936, S. 104—241 Deutſchbalten und baltiſche Lande.

Deutſche **Hefte** für Volks- und Kulturbodenforſchung: Baltikum geſamt, Bibliographie für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 75—77; für 1930 in Jg. 3/1933, S. 75—77 (H. Dopkewitſch).

Hollander, B.: Bibliographie der baltiſchen Heimatkunde. Ein Wegweiſer f. d. heimatkundl. Unterricht in Lettland und Eſtland, Riga 1924.

Jahresberichte für deutſche Geſchichte: Baltiſche Staaten, in 3. Jg./1927, Leipzig 1929, S. 722—724 (W. Wulffius); in 5. Jg./1929, 1931, S. 677—690; in 6. Jg./1930, 1932, S. 527—531; in 7. Jg./1931, 1934, S. 551—556; in 8. Jg./1932, 1934, S. 575—585; in 9/10. Jg. 1933/34, 1936, S. 744—758 (H. Dopkewitſch).

Vorgeſchichtliches **Jahrbuch:** Baltiſche Randſtaaten Litauen, Lettland, Eſtland, Bibliographie für 1924 in 1. Jg./1926, S. 69—73 (E. Sturm); für 1925 in 2. Jg./1926, S. 165—174; für 1926 in 3. Jg./1928, S. 181—182 (H. Moora); für 1927 in 4. Jg./1930, S. 183—186, (H. Moora); Lettland, in Bibliographie für 1927, 4. Jg./1930, S. 183—186 (†F. Jakobſon, Ed. Sturm); Eſtland S. 186—187 (H. Moora).

Mackenſen, L.: Bibliographie zur deutſch-baltiſchen Volkskunde, hrsg. unter beſonderer Mitarbeit von H. Diewerge und F. A. Redlich, Riga 1936, 74 S. = Veröffentlichungen der volkskundlichen Forſchungen am Herder-Inſtitut zu Riga, Bd. 4.

Mai, R.: Auslanddeutſche Quellenkunde 1924—1933, Berlin 1936, S. 311—319 Baltikum.

Prinzhorn, F.: Memelgebiet und baltiſche Staaten. Eine Bibliographie mit beſonderer Berückſichtigung von Politik und Wirtſchaft, 1935—1936; mit Nachträgen aus den Jahren 1931—1934, Danzig 1936.

Einzelne Länder:

a) Litauen.

Biržiška, V.: Lietuviu Bibliografija (Litauiſche Bibliographie) Kaunas: Svietimo Ministerijos Leid. Erſcheint ſeit 1924.

— Lietuviškuju dainu literaturos bibliografija (Bibliographie der Literatur über die litauiſchen Volkslieder) — Musu Tautosaka 1931.

Bibliographiſches **Handbuch** des Auslanddeutſchtums, hrsg. vom Deutſchen Ausland-Inſtitut, Lieferung 2, Stuttgart 1932, S. 34—35 Litauen.

Deutſche **Hefte** für Volks- und Kulturbodenforſchung: Litauen außer Wilna und Memelgebiet, Bibliographie für 1928 in Jg. 1 1930/31, S. 115—116; für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 79; für 1930 in Jg. 3/1933, S. 78—79 (W. Eſſen).

Jablonskis, K.: Lietuvos istorijos bibliografija (Bibliographie der Geſchichte Litauens). — Erſcheint in Kaunas.

Mai, R.: Auslanddeutſche Quellenkunde 1924—1933, Berlin 1936, S. 329—331 Litauen.

Ateneum Wileńskie, Czasopismo naukowe, poświęcone badaniom przeszłości ziem Wielkiego Księstwa Litewskiego (Wilnaer Athenäum. Wiſſenſchaftl. Zeitſchrift, den Forſchungen der Vergangenheit des Großfürſtentums Litauen gewidmet). — Wilna: ſeit 1923. Enthält jährl. Bibliographie zur Geſchichte der litauiſch-weißruſſiſchen Gebiete.

b) Lettland.

Bibliographiſches **Handbuch** des Auslanddeutſchtums, hrsg. vom Deutſchen Ausland-Inſtitut, Lieferung 2, Stuttgart 1932, S. 31—34 Lettland.

Deutſche **Hefte** für Volks- und Kulturbodenforſchung: Lettland, Bibliographie für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 78—79; für 1930 in Jg. 3/1933, S. 77—78 (H. Dopkewitſch).

Latvijas Valsts Biblioteka Bibliografija (Bibliographie der lettländiſchen Staatsbibliothek). — Riga: Valsts Biblioteka ſeit 1920.

Mai, R.: Auslanddeutſche Quellenkunde 1924—1933, Berlin 1936, S. 324—329 Lettland.

Missinsch, J.: Latveeschu rakstneezibas rahditajs (1585—1910), (Verzeichnis der lettiſchen Literatur 1585—1910). Riga 1924.

Štengele, E.: Latvijas vēstures bibliografija 1918—1934 (Bibliographie der Geſchichte Lettlands 1918—1934), Riga 1935.

Valsts bibliotēkas biletens. Latvijas bibliografijas mēnešraksts (Bulletin der Staatsbibliothek. Monatsſchrift der Bibliographie Lettlands), erſcheint in monatlichen Lieferungen ſeit 1927.

c) Eſtland.

Eesti raamatute üldnimestnik 1918—1923. — Catalogue géneral des livres estoniens 1918—1923. Dorpat 1931. Fortſ. erſcheint als Beilage z. d. Zeitſchrift. Eesti Kirjandus' unter dem Titel Eesti raamatute üldnimestnik.

Bibliographiſches **Handbuch** des Auslanddeutſchtums, hrsg. vom Deutſchen Ausland-Inſtitut, Lieferung 2, Stuttgart 1932, S. 29—30 Eſtland.

Deutſche **Hefte** für Volks- und Kulturbodenforſchung: Eſtland, Bibliographie für 1929 in Jg, 2 1931/32, S. 77; für 1930 in Jg. 3/1933, S. 77 (H. Dopkewitſch).

Mai, R.: Auslanddeutſche Quellenkunde 1924—1933, Berlin 1936, S. 319—324 Eſtland.

Täielik eesti raamatuturu kataloog. (Vollſtändiger Katalog des eſtn. Büchermarktes) Reval ſeit 1927.

Polen geſamt.

Außenpolitiſches Schrifttum — laufende Bibliographie in den „Hamburger Monatsheften für auswärtige Politik", Hamburg.

Bibljografja bibljografji, bibljotekarstwa i bibljofilstwa (Bibliographie der Bibliographien, des Bibliothekswesens und Bibliophilentums) erſcheint laufend als Anhang zum „Przegląd Bibljoteczny“ (Bibliothekariſche Rundſchau), Verlag des Verbandes der polniſchen Bibliothekare, Krakau 1927ff.

Bibljografja historji polskiej (Bibliographie der polniſchen Geſchichte). In: „Kwartalnik Historyczny“ (Hiſt. Vierteljahrsſchrift) Lemberg, Jg. 16ff. (1902ff.) bis zum Jg. 47/1933. Jg. 37/1923, S. 466—489, verf. v. Zdz. Stroński u. Z. Wojciechowski; Jg. 38/1924, S. 527—554, K. Tyszkowski; Jg. 39/1925, ausgefallen; Jg. 40/1926, S. 88—136, K. Tyszkowski; Jg. 41/1927, S. 208—231, 400—432, K. Tyszkowski u. M. Mazankówna; Jg. 42/1928, S. 179—200, 431—462, K. Tyszkowski u. M. Mazankówna; Jg. 43/1929, als Anhang, 72 S., K. Tyszkowski u. M. Mazankówna; Jg. 44/1930, als Anhang, S. 1—16, M. Mazankówna-Friedbergowa; Jg. 45/1931, als Anhang S. 17—86, M. Mazankówna-Friedbergowa; Jg. 46/1932, als Anhang, 171 S. M. Friedbergowa und M. Friedberg; Jg. 47/1933, als Anhang, 68 S., M. Friedbergowa u. M. Friedberg.

Für die Jg. 1902—1922 vgl. den von M. Rutkowski u. K. Maleczyński verfaßten „Indeks do Kwart. Hist. 1887—1922“ (Lemberg 1925), 228 S.

Bibljografja prehistorji polskiej (Bibliographie d. poln. Vorgeſchichte). — Erſcheint fortlaufend im „Przegląd Archeologiczny“ (Archäologiſche Rundſchau), Poſen.

Bibljografja krajoznawstwa polskiego (Bibliographie der polniſchen Heimatkunde). — Erſcheint fortlaufend in der Zeitſchrift: Ziemia, Warſchau.

Bibljografja książek o stosunkach międzynarodowych (Bibliographie der Bücher über die internationalen Beziehungen). — Erſcheint in unregelmäßiger Folge in „Poliyką Narodów“, Warſchau 1933ff.

Bibljografja mniejszości narodowych w Polsce za rok 1933. In: „Sprawy Narodowościowe“ (Nationalitätenfragen) Jg. 8/1934, S. 325—336.

Bickerich, W.: Die Veröffentlichungen auf dem Gebiete der Kirchengeſchichte Polens für die Zeit vom Sept. 1924 bis Ende 1926. In: Deutſche Blätter in Polen, 4. Jg/1927, S. 39—52.

Breyer, A.: Das Schrifttum über das Deutſchtum im ehemaligen Kongreßpolen (abgeſchloſſen am 1. Mai 1930). In: Deutſche Wiſſ. Zſ. f. Polen, Poſen 1930, Heft 19, S. 143—171.

Bulletin d'Information des sciences historiques en Europe Orientale. 1928ff. Hoesick, Varsovie.

Bystroń, J. St.: Socjologja. Wstęp informacyjny i bibljograficzny. 2. bedeutend erweiterte Aufl. (Soziologie. Informierende und bibliographiſche Einführung.) — Warſchau 1936, VIII, 208 S.

— Bibljografja etnografji polskiej I. (Bibliographie der polniſchen Volkskunde). — Krakau 1929, VI u. 160 S.

Doubek, A. und **Fr.:** Verzeichnis der Beſprechungen und Inhaltsangaben in den 12 Jg. der Deutſchen Wiſſenſchaftlichen Zeitſchrift für Polen (1923—1934). In: Deutſche Wiſſ. Zeitſchrift für Polen, H. 29, Poſen 1935, S. 35—54.

Estreicher, K.: Bibljografja polska (Polniſche Bibliographie), bisher 30 Bde. Krakau 1872—1934. Bd. I—V : XIX. Jahrhundert; Bd. VI—VII: Dasſelbe (Ergänzungen); Bd. VIII: Chronologiſche Zuſammenſtellung für 1455—1700; Bd. IX: Dasſelbe für 1700—1799; Bd. X: Dasſelbe für 1800—1870; Bd. XI: Dasſelbe für 1871—1880; Bd. XII—XXX: Drucke aus dem XV.—XVIII. Jahrhundert (alphabetiſch bis S einſchließlich).

— Bibljografja polska XIX stulecia 1881—1900 (Polniſche Bibliographie des XIX. Jahrhunderts 1881—1900) — 4 Bde., Krakau 1906—1916.

Finkel, L.: Bibljografja historji polskiej (Bibliographie der polniſchen Geſchichte) 3 Bde., einſchließlich Ergänzung I. Lemberg-Krakau 1891—1906 XLVIII, XVI u. 2150 S. Umfaßt die Drucke bis 1900. — Ergänzung II (umfaßt die Jahre 1901—1910), Akad. Umiej., Krakau 1914, 174 S. — 2. Aufl. Im Auftrage der Poln. Hiſt. Geſellſchaft durchgeſehen und ergänzt von Karol Maleczyński. Bisher erſchienen: Bd. I, Heft 1, 2, Lemberg 1931; Heft 3, Lemberg 1935.

Gawełek, Dr. F.: Bibljografja Ludoznawstwa Polskiego (Bibliographie der polniſchen Volkskunde) — Akad. Umiej., Krakau 1914, 328 S.

Grzegorczyk, P.: Bibljografja, dotycząca mniejszości narodowych w Polsce za 1929 r. (Bibliographie, betr. d. nat. Minderheiten in Polen für 1929). In: „Sprawy Narodowościowe“ („Nationalitätenfragen“). Jg 4/1930, S. 141—156. Fortgeſetzt von demſelben Verf. unter dem Titel: „Bibljografja mniejszości narodowych w Polsce za rok 1930“ (Bibliographie d. nat. Minderheiten in Polen f. 1930) ebd. Jg. 5/1931, S. 165—187; dasſelbe für 1931 ebd. Jg. 6/1932, S. 145—165; dasſelbe für 1932 ebd. Jg. 7/1933, S. 151—165; dasſelbe für 1934 ebd. Jg. 9/1935, S. 362—373.

Hahn, W: Bibljografja bibljografji polskiej (Bibliographie der polniſchen Bibliographie), Lemberg 1921, XVI u. 223 S.

Bibliographiſches **Handbuch** des Auslanddeutſchtums, hrsg. vom Deutſchen Ausland-Inſtitut, Lieferung 2 Stuttgart 1932, S. 44—47 Polen; S. 47—54 Poſen und Pommerellen; S. 54—59 Woiwodſchaft/Schleſien; S. 60—61 Teſchener Schleſien; S. 61—66 Kongreßpolen; S. 66—70 Galizien; S. 70—71 Oſtpolen.

Deutſche **Hefte** für Volks- und Kulturbodenforſchung: Polen geſamt, Bibliographie für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 97—99; für 1930 in Jg. 3/1933, S. 89—90 (A. Lattermann).

Hoesicka Bibljografja Prawnicza (Hoeſicks Rechtswiſſenſchaftliche Bibliographie). Verlag F. Hoeſick, Warſchau 1930ff.

International Bibliography of hist. sciences. Ed. by the Internat. Committee of Hist. Sciences, Washington 1930ff. (1926ff.)

Jahresberichte für deutſche Geſchichte: Polen, in 3. Jg./1927, Leipzig 1929, S. 717; in 4. Jg./1928, 1930, S. 628—630; in 5. Jg./1929, 1931, S. 671—677; in 6./Jg. 1930, 1932, S. 523—527; in 7. Jg./1931, 1934, S. 546—550; Das Deutſchtum in Polen, in 8. Jg./1932, 1934, S. 585—590; in 9./10. Jg. 1933/34, 1936, S. 758—764 (A. Lattermann); Literatur zur polniſchen Geſchichte des Mittelalters, in 3. Jg./1927, 1929, S. 680—688.

Vorgeſchichtliches **Jahrbuch:** Polen, in Bibliographie für 1924, 1. Bd./1926, S. 73—75; für 1925 in 2. Bd./1926, S. 174—181; für 1926 in 3. Bd./1928, S. 182—193; für 1927 in 4. Bd./1930, S. 209—214.

Karaſek-Langer, A.: Das Schrifttum über die Deutſchen in Wolhynien und Poleſien. In: Deutſche Wiſſ. Zeitſchrift in Polen, Heft 22, Poſen 1931, S. 121—136.

Katalog prasowy Para (Preſſekatalog Para), X. Jg., Polniſche Reklame-Agentur, Poſen 1936, XXVIII, 124, 48 S.

Katalog prasy polskiej i obcej (Katalog der polniſchen und ausländiſchen Preſſe) Warſchau, Polska Agencja Telegraficzna (Polniſche Telegraf.-Agentur), erſcheint jährlich.

Lattermann, A.: Überſicht der Veröffentlichungen zur Geſchichte Polens, beſonders der ehemals preußiſchen Teilgebiete und des Deutſchtums in Polen für die Zeit von 1918—1924 einſchließlich. In: Deutſche Wiſſ. Zeitſchrift für Polen, Heft 6, Poſen 1925, S. 134—190.
— Das deutſche Schrifttum über Polen und die deutſch-polniſchen Beziehungen aus dem Jahre 1926 und Nachträge In: Deutſche Blätter. in Polen 5. Jg./1928, S. 297—307, 348—354.

— Überſicht der polniſchen Veröffentlichungen von 1925 zur Geſchichte Polens, beſonders des Deutſchtums in Polen und der deutſch-polniſchen Beziehungen (mit Titelüberſetzung). In: Deutſche Wiſſ. Zeitſchrift für Polen, Heft 8, Poſen 1926, S. 105—130.

Lepszy, K.: Bibliographie polonaise d'Étienne Báthory-Cracovie 1935, 39 S.

Lipska, H.: Bibljografja historji sztuki polskiej za czas od 1919—1924 (Bibliographie der poln. Kunſtgeſch. f. 1919—1924). In: Przegląd historji sztuki (Kunſtgeſch. Rundſchau), Jg. 1, Krakau 1929, S. 132—156; dasſelbe von derſelben Verf. f. 1925—1930 ebd. Jg. 3, Krakau 1932/33, S. 39—84.

Maliszewski, E.: Bibljografja pamiętników polskich i Polski dotyczących (Bibliographie polniſcher und Polen betreffender Memoiren), Warſchau, Kasa Mianowskiego 1928, X u. 447 S.

Mai, R.: Auslanddeutſche Quellenkunde 1924—1933, Berlin 1936, S. 253—298 Polen.

Płuszczewski, St.: Literatura polskiego hutnictwa do połowy XIX wieku (Schrifttum des polniſchen Hüttenweſens bis zur Mitte des XIX. Jahrhunderts), Kattowitz 1936, 31 S.

Pełenskyj, J. J.: Bibliohrafija ukrajinskoji bibliohrafiji (Bibliographie der ukrainiſchen Bibliographie), Lemberg 1932, 198 Sp.

Praeſent, H.: Bibliographiſcher Leitfaden für Polen. Einführung in die Literatur der landeskundlichen, völkiſchen und wirtſchaftlichen Verhältniſſe. — Mit einem Anhang: Kriegsliteratur zur polniſchen Frage. Berlin 1917, XIV u. 115 S. (Beiträge zur Polniſchen Landeskunde, Reihe B, Bd. 2.)

Przewodnik bibljograficzny (Bibliographiſcher Führer), Monatsſchrift, hrsg. von Władysław Wisłocki u. a., Krakau, dann Lemberg, 1878—1933 (erſcheint nicht mehr).

Ptaszycki, St.: Encyklopedja nauk pomocniczych historji i literatury polskiej (Enzyklopädie der hiſtoriſchen Hilfswiſſenſchaften und der polniſchen Literatur), Lublin 1921, 283 u. V S.

Recke, W. und **Wagner, M.**: Bücherkunde zur Geſchichte und Literatur des Königreichs Polen-Warſchau, Leipzig 1918, X u. 242 S.

Regjonalizm polski: Bibljografja z l. 1920/26 (Der polniſche Regionalismus. Bibliographie der J. 1920/26), Warſchau 1927, 16 S.

Smogorzewski, C.: Abrégé d'une bibliographie relative aux relations germano-polonaises — Gebethner et Wolff, Paris 1933, 114 S.

Spis gazet i czasopism Rzeczypospolitej Polskiej (Verzeichnis der Zeitungen und Zeitſchriften Polens) Warſchau: Biuro Ogłoszeń Teofil Pietraszek (Annoncen-Büro Pietraszek), erſcheint jährlich.

Schinner, W.: Polen nach den Beſtänden der Weltkriegsbücherei. — Stuttgart: Weltkriegsbücherei 1934, 80 S. (Bibliographiſche Vierteljahrshefte der Weltkriegsbücherei, Heft 1.)

Stempowski, St.: Materjaly do bibljografji polityki agrarnej oraz zagadnień historycznych, ekonomicznych, prawnych i technicznych z polityką agrarną związanych dla użytku pracujących nad przebudową ustroju rolnego w Polsce (Materialien zur Bibliographie der Agrarpolitik ſowie der mit ihr verbundenen hiſtoriſchen, wirtſchaftlichen, rechtlichen und techniſchen Probleme zum Gebrauch derjenigen, die an dem Umbau der polniſchen Agrarverfaſſung arbeiten), Miniſter. Ref. Rolnych, Warſchau 1929ff., Heft 1, 2, 3.

Urzędowy Wykaz Druków, wydanych w Rzeczypospolitej Polskiej i druków polskich lub Polski dotyczących, wydanych zagranicą (Amtliches Verzeichnis der Drucke, die in der polniſchen Republik erſcheinen, und der polniſchen oder Polen betreffenden Drucke, die im Ausland erſcheinen), Wochenausgabe, hrsg. vom polniſchen Kultusminiſterium, ſpäter von der Nationalbibliothek in Warſchau 1928ff.

Zielińska, H.: Bibljografja artykułów i rozpraw, odnoszących się do okresu, objętego programem „Niepodległości,“ a umieszczonych w perjodykach: rocznikach, kwartalnikach, miesięcznikach, tygodnikach, oraz pracach zbiorowych w latach 1930 i 1931. (Bibliographie der Aufſätze und Abhandlungen, die zu dem vom Programm der „Niepodległość“ umfaßten Gebiet gehören und in Jahrbüchern, Vierteljahrs-, Monats- und Wochenſchriften ſowie in Sammelwerken 1930 und 1931 erſchienen ſind). In: „Niepodległość“ (Unabhängigkeit), 7. Bd./1933, S. 447—462. Dasſelbe nach rückwärts von derſelben Verf. fortgeführt für die Jahre 1928 und 1929 (Niepodległość, 9. Bd./1934, S. 132—140) und für 1933 Niepodległość, 12. Bd. S. 467—475).

Zieliński, St.: Bibljografja czasopism polskich zagranicą 1830—1934 (Bibliographie der polniſchen Zeitſchriften im Ausland 1830—1934), Verlag des Weltbundes der Auslandspolen, Warſchau 1935, 308 S.

— Bibljografja książek i broszur, odnoszących się do okresu, objętego programem „Niepodległości“. Wydawnictwa z lat 1930—1931. (Bibliographie der Bücher und Broſchüren, die zu dem vom Programm der Zeitſchrift „Niepodległość“ umfaßten Gebiet gehören. Die Editionen der Jahre 1930—1931. In: „Niepodległość“ (Unabhängigkeit), Bd. 7/1933, S. 149—154. Wird nach rückwärts für die Jahre 1928 und 1929 von Halina Zielińska fortgeführt (Niepodległość 8. Bd./1933, S. 305—313), dasſelbe f. d. Jahr 1933 anonym (Niepodległość 10. Bd./1934, S. 309—313); dasſelbe für das Jahr 1932 von Halina Zielińska (Niepodległość 11. Bd./1935, S. 466—471).

Zieleniewski, L.: Bibljografja ksiązek i artykułów, dotyczących zagadnien narodowościowych a wydanych poza granicami Rzeczypospolitej w 1930 i 1931 r. (Bibliographie v. Büchern und Aufſätzen, die Nationalitätenfragen betreffen u. außerhalb der Grenzen Polens i. d. Jahren 1930 u. 1931 erſchienen). In: „Sprawy Narodowościowe“ (Nationalitätenfragen) Jg. 6, Warſchau 1932, S. 330—345. Ebd. von demſelben Verf. fortgeſetzt als „Bibljografja obca mniejszości narodowych za r. 1932“ (Auslandsbibliographie d. nationalen Minderheiten f. 1932). In: 7. Jg./1933, S. 302—320; dasſelbe für 1933 in 8. Jg./1934, S. 508—526; dasſelbe für 1934 in 9. Jg./1935, S. 172—198; dasſelbe für 1935 in 10. Jg./1936, S. 167—192.

Polniſche Teilgebiete.

Ambros, M.: Czasopisma wileńskiego rejonu bibljograficznego w roku 1930, 1931 (Die Zeitſchriften des Wilnaer bibliographiſchen Bezirks in den Jahren 1930 und 1931). In: Ateneum Wileńskie 7. Jg./1930, S. 391—400, 942—951; 8. Jg. 1931/32, S. 383—391.

— Wileńska bibljografja regjonalna (1928—1933) (Wilnaer regionale Bibliographie 1928—1933), Sonderdruck aus: Ateneum Wińleskie, Jg. 10, Wilna 1935, 19 S.

K. K.: Bibljografja historyczna ziem zachodnich za rok 1925 (Bibliographie der Geſch. der Weſtgebiete für 1925). In: Roczniki Historyczne (Hiſt. Jahrbücher), Jg. 1, Poſen 1925, S. 303—306.

Bibljografja druków o województwie białostockiem, zebranych na wystawie I Zjazdu Wojewódzkiego Polskiego T-wa Krajoznawczego w Białymstoku, dn. 20. I. 1935 r. (Bibliographie der Drucke bezüglich der Wojewodſchaft Białystok, die auf der Ausſtellung des 1. Wojewodſchaftstreffens der Heimatkundl. Geſellſchaft in Białystok am 20. I. 1935 zuſammengetragen waren), Białystok 1935, 7 S.

Bibliografja (Bibliographie). In: Balticoslavica, Bd. I Wilna 1933. A. Zeitſchriftenaufſätze S. 113—195; B. Verzeichnis der Rezenſionen S. 196—213; Bd. II/1936. A. 205—304, B. 305—344.

Burhardt, St. (ab 10. Jg. in Verbindung mit **Rewkowska, J.**): Bibljografja do historji ziem b. W. Ks. Litewskiego za rok 1929, 1930, 1931, 1932—1934 (Bibliographie z. Geſch. der Länder des ehem. Großfürſtentums Litauen — f. d. Jahre. 1929—1934. In: Ateneum Wileńskie 6. Jg./1929, S. 696—711; 7. Jg./1930, S. 952—967; 8. Jg. 1931/32, S. 392—409; 10. Jg./1935, S. 516—556.

Cehak, A.: Polska bibljografja regjonalna Pomorza, W. M. Gdańska i morza polskiego, 1919—1930 (Polniſche regionale Bibliographie Pommerellens, der Fr. St. Danzig und des polniſchen Meeres, 1919—1930). In: Czasopismo Geograficzne IX, 2, Lemberg 1931, S. 125—165.

Gleyden-Zieleniewski, K.: Bibljografja czasopism spraw morskich kolonjalnych, rzecznych i dziedzin pokrewnych (Bibliographie der Zeitſchriften für Meeres-, Kolonial- und Flußfragen ſowie verwandter Gebiete). In: Sprawy Morskie i Kolonjalne (See- und Kolonialfragen), Warſchau Jg. 1935, Heft 4, S. 146—160 (vgl. Grudziński K.)

Grudziński, K.: Bibljografja czasopism (Bibliographie der Zeitſchriften). Als laufende Bibliographie. In: Sprawy Morskie i Kolonjalne (See- und Kolonialfragen), Warſchau Jg. 1934, Heft 2 und Jg. 1935, Heft 2 (vgl. Gleyden-Zieleniewski K.).

Deutſche **Hefte** für Volks- und Kulturbodenforſchung: Poſen, Bibliographie für 1928 in Jg. 1 1930/31, S. 129—133; für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 88—91; für 1930 in Jg. 3 1933, S. 84—86 (A. Lattermann); Kongreßpolen, für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 99—100; für 1930 in Jg. 3/1933, S. 91 (A. Lattermann); Cholmerland, für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 101; für 1930 in Jg. 3/1933, S. 91 (K. Lück); Wolhynien und Oſt-Ukraine, für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 101 (K. Lück); Weißruthenien, für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 100; für 1930 in Jg. 3/1933, S. 91 (Fr. Doubek); Galizien und Polniſch-Oberſchleſien, für 1928 in Jg. 1 1930/31, S. 92—94; für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 72—74; für 1930 in Jg. 3 1933, S. 65—67 (W. Kuhn).

Hoffmann, J.: Bibljografja Wołynia (Bibliographie Wolhyniens). In: Rocznik Wołyński (Wolhyniſches Jahrbuch) Bd. 4, Równe 1935, 82 S.

Ivinskis, Z.: Vytauto Didžiojo darbų, ir jo periodo bibliografja (Bibliographie z. Witold d. Gr. und ſeiner Zeit). In: Athenaeum 1931, 2. Jg., S. 89—138.

Jahresberichte für deutſche Geſchichte: Poſen, in 1. Jg./1925, Leipzig 1927, S. 502—506; in 2. Jg./1926, 1928 (M. Laubert); in 3. Jg./1927, 1929, S. 477—482; in 4. Jg./1928, 1930, S. 402—407; in 5. Jg./1929, 1931, S. 440—447; in 6. Jg./1930, 1932, S. 351—358; in 7. Jg./1931, 1934, S. 383—389; in 8. Jg./1932, 1934, S. 395—402; in 9./10. Jg. 1933/34, 1936, S. 540—546 (A. Lattermann).

Krasicka Jadwiga, Missalowa gryzelda, Świderkówna Cecylja: Bibljografja historji ziem i miast województwa łódzkiego (Bibliographie der Geſchichte der Landſchaften und Städte der Lodzer Wojewodſchaft. In: Rocznik Oddziału Łódzkiego Pol. Tow. Hist. (Jb. der Lodzer Abteilung der Poln. Hiſt. Geſ.) Jg. 1928, Lodz 1929, S. 71—80.

— — — Bibljografja historji ziem i miejscowości województwa łódzkiego (Bibliographie der Geſchichte der Landſchaften und Ortſchaften der Lodzer Wojewodſchaft.) Ebd. Jg. 1929/30, Lodz 1930, S. 229—243.

Kuhn, W.: Das Schrifttum über die jungen deutſchen Sprachinſeln in Galizien (abgeſchloſſen Ende 1928). In: Karpathenland, Reichenberg, 2. Jg./1929, S. 37—41, 83—88.

Mocarski, Z.: Bibljografja prac Towarzystwa Naukowego w Toruniu (1875—1925) (Bibliographie der Editionen der wiſſ. Geſellſchaft in Thorn 1875—1925 in den Jb. der Geſellſchaft 1925). In: Roczniki Towarzystwa Naukowego w Toruniu, Jg. 32, Thorn 1925, S. 286—315.

Pniewskie, W.: Bibljografja kaszubsko-pomorska w zakresie języka i językoznawstwa (abgeändert bei der 2. Fortſ. in: Bibljografja kaszubsko-pomorska w zakresie językoznawstwa i polskiej literatury pięknej) (Kaſchubiſch pommerelliſche Bibliographie auf dem Gebiete der Sprache u. Sprachwiſſenſchaft [abgeändert in: . . . der Sprachwiſſenſchaft u. der polniſchen ſchönen Literatur]). Jn: Rocznik Gdański (Danziger Jb.) Bd. 1/1927, S. 83—116, Bd. 2/3 1928/29, S. 152—161; Bd. 4/5 1930/31, S. 145—164; Bd. 6/1932, S. 278—290.

— Pomorze i Bałtyk w polskiej literaturze pięknej. Przegląd bibljograficzny (Pommerellen u. die Oſtſee in der poln. ſchönen Literatur. Eine bibliographiſche Überſicht). Jn: Rocznik Gdański (Danziger Jb.), Bd. 2/3 1928/29, S. 162—197.

— Pomorze w polskiej literaturze krajoznawczej i turystycznej (Pommerellen in der polniſchen heimatkundlichen und touriſtiſchen Literatur). Jn: Gryf, Jg. 8/1931 Nr. 4, S. 40—43.

— Ważniejsze wydawnictwa książkowe o Pomorzu z lat ostatnich (Die wichtigſten Bücher über Pommerellen aus den letzten Jahren). Jn: Gryf, Jg. 8/1931, Nr. 1, S. 47—48.

Rygiel, Dr. St.: Bibljografja bieżąca polskich spraw morskich, rzecznych, emigracyjnych i kolonjalnych (Laufende Bibliographie der polniſchen See-, Fluß-, Auswanderungs- und Kolonialfragen). Jn: Sprawy Morskie i Kolonjalne (See- und Kolonialfragen), Warſchau, Jg. 1934, Heft 1 S. 218—232; Jg. 1935, Heft 1, S. 186—204 und Heft 3, S. 137—150.

Warſchauer, A.: Überſicht der Erſcheinungen auf dem Gebiete der Poſener Provinzialgeſchichte. Jn: Zeitſchrift der Hiſtoriſchen Geſellſchaft für die Provinz Poſen, Jg. 4 (1889) bis Jg. 14 (1899).

Wierczyński, St.: Bibljografja Pomorza i Prus Wschodnich za okres 1918—1932 (w przygotowaniu) (Bibliographie Pommerellens und Oſtpreußens für den Zeitabſchnitt 1918—1932; in Vorbereitung) — (laut Voranzeige des Baltiſchen Inſtituts).

— Polska bibljografja morska (Polniſche Meeresbibliographie). Im Sammelwerk: Kronika o Polskiem Morzu (Chroink des polniſchen Meeres). Warſchau, Verlag der Wochenſchrift „Polska Gospodarcza“, 1930, S. 419—442.

Wojtkowski, A.: Bibljografja historyczna ziem zachodnich za rok 1925 (Bibliographie der Geſch. d. Weſtgebiete f. 1925). Jn: Roczniki Historyczne (Hiſt. Jahrbücher), Jg. 2, Poſen 1926, S. 292—301.

— Bibliografja Historji Wielkopolski (Bibliographie der Geſchichte Großpolens) Towarzystwo Milośtników Historji w Poznanin (Geſellſchaft der Liebhaber der Geſchichte in Poſen) 1934ff. (bisher 10 Hefte).

Wydawnictwa Towarzystwa Przyjaciół Nauk w Poznaniu (Die Veröffentlichungen d. Geſ. d. Freunde d. Wiſſ. in Poſen). Jn: Roczniki Tow. Przyj. Nauk w Poznaniu. (Jb. der Geſ. d. Freunde d. Wiſſ. in Poſen) Bd. 50/1928, S. 497—535.

Zieliński, St.: Polska Bibljografja Morza i Pomorza (Polniſche Bibliographie des Meeres und Pommerellens), Warſchau, Liga Morska i Kolonjalna, 1935, 162 S.

Schleſien.

Boehlich, E.: Bibliographie der Schleſiſchen Vor- und Frühgeſchichte, Breslau 1929, XIV und 400 S.

— Bibliographie der Schleſiſchen Volkskunde, Breslau 1930, XXXII und 877 S.

Boidol, E.: Die Wojewodſchaft Schleſien 1921 bis März 1931. In: Das Deutſchtum in Polniſch-Schleſien. Ein Handbuch über Land und Leute herausgegeben von Viktor Kauder, Plauen 1932, S. 448—462.

Gruhn, H.: Bibliographie der Schleſiſchen Kunſtgeſchichte, Breslau 1933, XV und 357 S.

Deutſche **Hefte** für Volks- und Kulturbodenforſchung: Schleſien, Bibliographie für 1928 in Jg. 1 1930/31, S. 134—136; für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 93—96; für 1930 in Jg. 3/1933, S. 87—89 (H. Jeſſen).

Hübner, J.: Bibliographie des Schleſiſchen Muſik- und Theaterweſens, Breslau 1934, XV und 280 S.

Jahresberichte für deutſche Geſchichte: Schleſien, in 1. Jg./1925, Leipzig 1927, S. 134—136; 2. Jg./1926, 1928, S. 562—573; 3. Jg./1927, 1929, S. 509—518; 4. Jg./1928, 1930, S. 442—448 (E. Randt); 5. Jg./1929, 1931, S. 477—484; 6. Jg./1930, 1932, S. 382—388; 7. Jg./1931, 1934, S. 413—420; 8. Jg./1932, 1934, S. 430—437; 9./10. Jg. 1933/34, 1936, S. 573—580 (W. Derſch).

Vorgeſchichtliches **Jahrbuch:** Schleſien, Bibliographie für 1924 in Bd. I/1926, S. 21—23; für 1925 in Bd. II/1926, S. 55—57; für 1926 in Bd. III/1928, S. 79—83 (H. Seger); für 1927 in Bd. IV/1930, S. 90—94 (K. Tackenberg).

Jeſſen, H.: Literatur zur Schleſiſchen Geſchichte für die Jahre 1926 und 1927, Breslau 1928, 108 S.

— Literatur zur Schleſiſchen Geſchichte für das Jahr 1935. In: Zeitſchrift des Vereins für Geſchichte Schleſiens Jg. 70/1936, S. 345—410.

Kaiſig, K., Bellée, H. und **Vogt, L.:** Deutſches Grenzland Oberſchleſien. Ein Literaturnachweis, Gleiwitz 1927, 616 S.; Nachtrag für die Jahre 1926 und 1927, Gleiwitz 1928, 181 S. (Neubearbeitung in Druck).

Kuhn, W. und **Schlauer, G.:** Das Schrifttum über die Bielitzer Sprachinſelgruppe. In: Karpathenland, Reichenberg, Jg. 3/1930, S. 36—43, 86—90.

Loewe, V.: Bibliographie der Schleſiſchen Geſchichte, Breslau 1927, XII und 587 S.

Neue Schriften: Schleſien. In: **Nachrichtenblatt** für deutſche Vorzeit Jg. 2/1926, S. 52—53; Jg. 3/1927, S. 45—46; Jg. 4/1928, S. 29—32; Nieder- und Oberſchleſien, Jg. 5/1929, S. 76—79; Jg. 6/1930, S. 75—79; Jg. 7/1931, S. 141—147; Jg. 8/1932, S. 62—64; 76—77; Jg. 9/1933, S. 46—47, 58—62; Schleſien, Jg. 10/1934, S. 88—92; Jg. 11/1935, S. 69; Jg. 12/1936, S. 91—95.

Schriften zur Vor- und Frühgeſchichte Schleſiens aus dem Jahre 1928. In: Altſchleſiſche Blätter Jg. 4/1929, S. 105—107; in Jg. 5/1930, S. 37—40 (Martin Jahn); in Jg. 6/1931, S. 24—27; in Jg. 7/1932, S. 43—46; in Jg. 8/1933, S. 49—52; in Jg. 9/1934, S. 49—52 (E. Peterſen); in Jg. 10/1935, S. 139—141 (R. Glaſer); in Jg. 11/1936, S. 52—54 (Chr. Peſcheck).

Stan i potrzeby nauki polskiej o Śląsku (Stand und Erforderniſſe der polniſchen Wiſſenſchaft über Schleſien), hrsg. von R. Lutman, Kattowitz 1936, XXVI und 525 S. = Veröffentlichungen des Schleſiſchen Inſtituts.

Wykaz literatury bieżącej o Śląsku (Verzeichnis der laufenden Literatur über Schleſien), hrsg. von der Schleſiſchen Öffentlichen Pilſudſki-Bibl. in Verbindung mit dem Schleſiſchen Inſtitut, Jg. 1/1935ff.

Tſchechoſlowakei.

Auszug aus dem Alphabetiſchen **Autorenkatalog** (der Bücherei der Deutſchen in Reichenberg). In: Monatliche Mitteilungen der Bücherei der Deutſchen Jg. 1—5, 1926/31.

Beninger, Ed. und **Freiſing, H.:** Die germaniſchen Bodenfunde in Mähren, Reichenberg 1933, S. 8—15 Das Schrifttum.

Bibliografie dĕl o živnostech a řemeslech (Bibliographie der Arbeiten über Gewerbe und Handwerk), Prag 1931, III und 36 S.

Bibliografický katalog časopisectva Republiky Československé (Bibliographiſcher Katalog. Catalogue bibliographique), Roč. 1., Prag 1922ff.

Čapek, Th. and **Vostrovsky-Čapek, A.:** Bohemian (Čech) Bibliography. A finding list of writings in Engl. relating to Bohemia and the Cechs. New York 1918, 256 S.

Cerná, M. L.: Bibliografie prací a vĕdeckých statí prof. Dra J. V. Šimáka (Bibliographie der Arbeiten und wiſſenſchaftlichen Aufſätze Profeſſor Dr. J. V. Šimák's) in Sborník k 60. nározeninám Univ. Prof. Dr. Šimák (Feſtſchrift zum 60. Geburtstage von Univ.-Prof. Šimák), Prag 1930, S. 238—255.

Deutſche Bibliographie: Veröffentlichungen in den Sudetenlanden 1931ff., Reichenberg 1935ff.

Firgenwald: Vierteljahrsſchrift für Geologie und Erdkunde der Sudetenländer, Reichenberg: Neue geologiſche und geographiſche Arbeiten (Böhmen, Mähren, Schleſien, Slowakei und Karpathenrußland, Geſamtes Staatsgebiet) in Jg. 1/1928ff. (B. Müller).

Gréb, J.: Bibliographie der Zipſer Volkskunde. In: Karpathenland 3. Jg./1930, S. 33—36, 90—91.

Bibliographiſches **Handbuch** des Auslanddeutſchtums, hrsg. vom Deutſchen Ausland-Inſtitut, Lieferung 3, Stuttgart 1936, 63 S. Tſchechoſlowakei.

Handbuch der ſudetendeutſchen Volksbildung, Reichenberg 1931, 592 S.

Hauffen, A.: Bibliographie der deutſchen Volkskunde in Böhmen, Reichenberg 1931, LI und 399 S. = Beiträge zur ſudetendeutſchen Volkskunde Bd. 20.

Deutſche **Hefte** für Volks- und Kulturbodenforſchung: Slowakei, Sudetenländer, Böhmen, Mähren und Schleſien, Bibliographie für 1928 in Jg. 1 1930/31, S. 94—114; für 1929 in Jg. 2 1931/32, S. 67—75 (K. Oberdorffer).

Heyer, J.: Z nové literatury o menšinách (Aus dem neuen Schrifttum über die Minderheiten). In: Dunaj 1930, S. 187—192.

Historický Klub: Bibliografie vĕdecké prace o ceske minulosti za poslednich čtyřicet let (Bibliographie der wiſſenſchaftlichen Arbeit über die böhmiſche Vergangenheit während der letzten 40 Jahre), Regiſter zur Zeitſchrift Česky Časopis Historický 1895—1934.

Hobinka, E.: Bibliographie der deutſchen Volkskunde für Mähren-Schleſien, Reichenberg, 1928, 124 S. = Beiträge zur ſudetendeutſchen Volkskunde Bd. 18.

Hruby, V.: Die Quellen zur čechoſlov. Geſchichte in den erſten 10 Jahren der čechoſlov. Republik. In: Jahrbücher für Kultur und Geſchichte der Slawen, NF. VI/1930, S. 272—283.

Inhaltsverzeichnis zur „Sudeta“, Zeitſchrift für Vor- und Frühgeſchichte Bd. I—X, in Sudeta X. Jg. 1934, S. 122—128.

Jahn, M.: Vorgeſchichtliches Schrifttum der Sudetenländer. In: Nachrichtenblatt für deutſche Vorgeſchichte 1929, S. 79—80.

Jahresberichte für deutſche Geſchichte: Böhmen, Mähren, Schleſien, in Jg. 1/1925, Leipzig 1927, S. 646—668; in Jg. 2/1926, 1928, S. 655—671; in Jg. 3/1927, 1929, S. 606—623; in Jg. 5/1929, 1931, S. 572—617; in Jg. 6/1930, 1932, S. 452—465; in Jg. 7/1931, 1934, S. 497—509 (J. Pfitzner); Südoſteuropa: Slowakei und Karpathenrußland, in Jg. 3/1927, 1929, S. 731; in Jg. 4/1928, 1930, S. 639; in Jg. 5/1929, 1931, S. 703—704; in Jg. 6/1930, 1932, S. 535; in Jg. 7/1931, 1934, S. 565; in Jg. 8/1932, 1934, S. 665; in Jg. 9/10 1933/34, 1936, S. 797—798, (K. Schünemann).

Vorgeſchichtliches **Jahrbuch:** Böhmen, Mähren, Slowakei, Bibliographie für 1924 in Bd. I/1926, S. 75—77; für 1925 in Bd. II/1926, S. 181—198; für 1926 in Bd. III/1928, S. 193—206; für 1927 in Bd. IV/1930, S. 214—226 (B. von Richthofen).

Kautnik, B.: Einige Neuigkeiten der tſchechoſlow. Bibliographie. In: Prager Rundſchau 1, S. 281—284.

Kazimour, J., Jonášová, St. und **Klík, J.:** Bibliografie české historie (Bibliographie der tſchechiſchen Geſchichte), Prag, za leta (für die Jahre) 1920/24, Prag 1926 399 S.; 1925/26, 1929, 239 S.; 1927/29, 1931, 369 S.; 1930/32, 1934, 354 S.; 1933/34, 1936, 342 S.

Klík, J.: Bibliografie praci Josefa Pekaře (Bibliographie der Arbeiten Profeſſor J. Pekařs). In: Sbornik k 60. nározeninám J. Pekaře (Feſtſchrift zum 60. Geburtstage J. Pekařs), Prag 1930, S. 580—612.

Král, J.: Geografická Bibliografie Podkarpatské Rusi (Bibliographie géographique de la Russie subcarpathique), Prag 1923, 60 S.; za rok 1923—1926, 41 S. — Travaux géographiques tchèques Nr. 11 und Nr. 13.

Kudlich, W., Černohorský, K.: Verzeichnis der Schriften zur ſudetendeutſchen Kunſtgeſchichte Dr. E. W. Brauns. In: Feſtſchrift zum 60. Geburtstage von E. W. Braun, Augsburg 1931, S. 237—252.

Lehmann-Runge: Schrifttum über das Sudetendeutſchtum. Eine Ausleſe von Büchern und Schriften, Reichenberg 1930.

Literatur zur deutſchen Geſchichte in tſchechiſcher Sprache. In: Jahresberichte für deutſche Geſchichte Jg. 3/1927, S. 137—140, S. 159—162.

Mai, R.: Auslanddeutſche Quellenkunde 1924—1933, Berlin 1936, Abſchnitt Tſchechoſlowakei, S. 177—236.

Mendl, B.: Československý dějepis 1918—1928 (Die Tſchechoſlow. Geſchichtsſchreibung 1918—1928). In: Česká revue 22, S. 29—39.

Mikula, H.: Die Fortſchritte der Länderkunde von Europa, Tſchechoſlowakei 1912—1927 (Literaturbericht). In: Geographiſches Jahrbuch Bd. 43/1928, Gotha 1929, S. 111—134.

Neue Schriften: Sudetenländer. In: **Nachrichtenblatt** für deutſche Vorzeit Jg. 2/1926, S. 54; Jg. 3/1927, S. 46—47; Jg. 4/1928, S. 92—94; Jg. 5/1929, S. 79—80, 92—93; Jg. 6/1930, S. 95—96; Tſchechoſlowakei Jg. 9/1933, S. 206—208; Jg. 10/1934, S. 142—143; Jg. 11/1935, S. 46—47; Jg. 12/1935, S. 20—22.

Nosovsky, K., Patzak V.: Soupis čsl. Literatury za léta 1901—1925 (Verzeichnis der tſchechoſlow. Literatur für die Jahre 1901—1925), Prag 570 S.

Novotný V.: České dějepisectví v prvem destiletí republiky (Tſchechoſlow. Geſchichtsſchreibung im erſten Jahrzehnt der Republik), Prag 1929, 161 S.

Oberdorffer, K., Schier, Br., Eßl, K. u. a.: Die Literatur zum Sudetendeutſchtum im Jahre 1928. In: Sudetendeutſches Jahrbuch für 1928, Eger 1929, S. 295—375 und Sonderdruck Kaſſel, 87 S.

Oberdorffer, K., Brandt, B., Preidel, G. u. a.: Die Literatur zum Sudetendeutſchtum im Jahre 1929. In: Sudetendeutſches Jahrbuch für 1929, Eger 1931, S. 169—229 und Sonderdruck Kaſſel, 64 S.

Oberdorffer, K., Preidel, G., Kletzel, O.: Die Literatur zum Sudetendeutſchtum im Jahre 1930—1932. In: Sudetendeutſches Jahrbuch für 1930, Warnsdorf 1933, S. 163—178.

Oberdorffer, K.: Sudetendeutſche Geſchichte als Forſchung (1935). In: Sudetendeutſches Jahrbuch 1933—1935, Groß-Schönau 1936, S. 85—89.

Pátek, F.: Bibliografický přehled vlastivědných sborníků za rok 1929—1930 (Bibliographiſche Überſicht über die heimatkundlichen Zeitſchriften der Jahre 1929—1930), In: Národop. Věstnik čsl. 23, S. 407—421.

Petermann, K.: Beiträge zur Bibliographie der Tſchechoſlowakiſchen Republik unter beſonderer Berückſichtigung des Sudetendeutſchtums und der Beziehungen zum Deutſchen Reiche, Berlin 1936, 202 S. — Schriftenreihe der Grenzlandſpende der Induſtrie- und Handelskammer Dresden bei der Handelshochſchule Leipzig Heft 1.

Preidel, H.: Die germaniſchen Kulturen in Böhmen und ihre Träger, Kaſſel 1930, Bd. 1, S. 372—395; Fundliteratur, Bd. II, S. 275—286 Literatur.

Prokeš, K.: Literatura dějepisná (Geſchichtliches Schrifttum). In: Vlastiveda československa Bd. 10, S. 254—305.

Publikace o Československu v cizích jazycích Katalog 2 (Fremdſprachige Publikationen über die Tſchechoſlowakei), Prag 1928, 151 S.

R. F.: Bibliographie der wiſſenſchaftlichen Arbeiten von Ant. Gnirs, Brünn 1931, 39 S.

Randé, K., Foch V.: Bibliografický katalog československé rep. (Bibliographiſcher Katalog der Tſchechoſlow. Republik), Literární tvorba z. r. 1929, 1930 (Schrifttum der Jahre 1929, 1930), Prag 1930, 950 S.; 1931, 836 S.

Réz, H.: Bibliographie der deutſchen Volkskunde in den Karpathenländern, Reichenberg 1934, IX, 155 S. = Beiträge zur ſudetendeutſchen Volkskunde Bd. 18.

J. Skutil: Bibliographie der tſchechoſlowakiſchen Vor- und Frühgeſchichte 1914—1924. In: Sudeta VII. Jg./1931, S. 89ff.

Šusta, J.: Historie de Tschécoslovaquie. In: Rev. hist. 149, S. 212—238 Literaturüberſicht; 150, S. 67—89.

Schmidt, A.: Inhaltsverzeichnis zu Bd. 1—60 der Mitteilungen des Vereins für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen und zu den Feſtſchriften 1871 und 1902, Prag 1927, 149 S.

Schreiber, R.: Neues Schrifttum zur heimiſchen Geſchichte 1935, 1936. In: Mitt. d. Ver. f. Geſch. d. Deutſchen in Böhmen, 73. Jg./1935, S. 152—170; 74. Jg./1936, S. 70—77, 158—164.

Schwarz, E.: Sudetendeutſche Sprachräume, München 1935, S. 5—8. Schrifttum.

Veröffentlichungen des Deutſchen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe in Prag: Schriften-Verzeichnis der Zeit 1869—1930, Prag 1930, 20 S.

Živný, L. J.: Bibliografie čsl. knihovědy 1927—1928, 1928—1929, Prag 1929, Nr. 7/8.

Živný, L.: Bibliografický katalog 1929, I und II (Bibliographiſcher Katalog) Prag 1930.

Anſchriften der Mitarbeiter dieſes Heftes:

Prof. Dr. Friedrich Metz, Freiburg i. Br., Tivoliſtraße 16
Prof. Dr. Franz Steinbach, Bonn a. Rh., Poppelsdorfer Allee 25
Prof. Dr. Hermann Aubin, Breslau 18, Lohenſteinſtraße 7
Dr. h. c. Ludwig Andreſen, Kiel, Winterbeeker Weg 26
Prof. Dr. Wilhelm Weizſäcker, Prag VII, Vinařſká 15
Prof. Dr. H. Zatſchek, Prag II, Apolinářſká 445
Dr. techn. Adalbert Klaar, Wien XIII, Trauttmannsdorffgaſſe 5
Staatsarchivar Dr. Hektor Ammann, Aarau/Schweiz, Feerſtraße 14
Prof. Dr. Hugo Haſſinger, Wien XIII, Pacaſſiſtraße 70
Prof. Dr. Albert Brackmann, Berlin-Dahlem, Garyſtraße 40
Dr. Horſt Gerhard Oſt, Berlin-Südende, Borſtellſtraße 21
Prof. Dr. Hans Jürgen Seraphim, Leipzig, Schillerſtraße 7
Prof. Dr. Theodor Mayer, Freiburg i. Br., Maltererſtraße 15
Prof. Dr. Ernſt Schwarz, Prag XII, Lucemburſká 11,

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dozent Dr. E. Meynen, Berlin NW 7, Schadowſtraße 1b. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig C 1, Königſtraße 2. — Druck: A. Heine GmbH. in Gräfenhainichen.
Printed in Germany.

Berichtigungen

zum Heft 1 des Deutſchen Archivs für Landes- und Volksforſchung:

Zu dem Aufſatz von Wilhelm Weizſäcker „Eindringen und Verbreitung der deutſchen Stadtrechte in Böhmen und Mähren“ S. 95ff.:

Bei der Umzeichnung der Karte ſind die Prager Städte Altſtadt, Neuſtadt, Kleinſeite nicht richtig auseinandergehalten worden. Der Pfeil VII von Nürnberg ſoll nach der Altſtadt gehen und alle von Prag auslaufenden Pfeile ſollen ihren Ausgang von der Altſtadt nehmen.

Im Aufſatz von H. Haſſinger „Das Burgenland und der Stand ſeiner wiſſenſchaftlichen Erforſchung im Spiegel des Burgenlandatlaſſes“ S. 147ff. ſind folgende Berichtigungen und Ergänzungen vorzunehmen:

S. 150, Zeile 16 von unten ſtatt: (1934: neben faſt 1 Million Deutſcher) lies: (1934: neben faſt ¼ Million Deutſcher),

S. 154, Fußnoten 10, 11, 26 ſtatt: „földrajca“ lies: „földrajza“.

S. 155, Fußnote 31 ſtatt: „szotáva“ lies: „szotára“.

Fußnote 32 ſtatt: „Sjázadok“ lies: „Századok“.

Fußnote 35, Zeile 1 ſoll heißen: A magyar városok és természetvizsgálok 1847 Sopronban tartott VIII. Nagygyülésének.

S. 157, Fußnote 72 ſtatt: „muemlékei“ lies: müemlékei“.

S. 159, Zeile 9 von oben ſtatt: „Kümmel“ lies: „Kümel“.

Zeile 21, 22 von oben ſtatt: „im Jungtertiär und ſchrieb“ lies: „im Jungtertiär[84] und Kümel ſchrieb“.

S. 159 hinter Zeile 22 ergänze: Kümel veröffentlichte auch eine Arbeit über die Säggrabener Deckſcholle (Min. petr. Mitt. 1935) mit einer geologiſchen Karte des Grundgebirges zwiſchen Forchtenau und Kobersdorf.

S. 159, Fußnote 89 ſtatt: „körmyéhének“ lies: „körmyékének“.

Bildtafel 3 nach S. 160, Abb. 1 ergänze: F. Swoboda, Baden, Abb. 2 ergänze: Bundes-Lichtbildſtelle, Abb. 3 ergänze: H. Haſſinger, Wien, Abb. 4 ergänze: Bundes-Lichtbildſtelle.

S. 165, Fußnote 131 ſtatt: „magyarorság“ lies: „magyarország“.

S. 166, Zeile 13 von unten ſtatt: E. Streerunitz lies: E. Streeruwitz,

Berichtigungen

zum Heft 1 des Deutschen Archivs für Landes- und Volksforschung:

Zu dem Aufſatz von Wilhelm Weizſäcker „Eindringen und Verbreitung der deutſchen Stadtrechte in Böhmen und Mähren“ S. 95ff.:

Bei der Umzeichnung der Karte ſind die Prager Städte Altſtadt, Neuſtadt, Kleinſeite nicht richtig auseinandergehalten worden. Der Pfeil VII von Nürnberg ſoll nach der Altſtadt gehen und alle von Prag auslaufenden Pfeile ſollen ihren Ausgang von der Altſtadt nehmen.

Zum Aufſatz von H. Haſſinger „Das Burgenland und der Stand ſeiner wiſſenſchaftlichen Erforſchung im Spiegel des Burgenlandſchrifttums“ S. 147ff. ſind folgende Berichtigungen und Ergänzungen vorzunehmen:

S. 152, Zeile 16 von unten ſtatt: (1934: neben faſt 1 Million Deutſchen) lies: (1934: neben faſt ½ Million Deutſchen).

S. 154, Fußnoten 10, 11, 20 ſtatt: „Földrajza“ lies: „földrajza“.

S. 155, Fußnote 21 ſtatt: „erdőkra“ lies: „erdőkre“.

Fußnote 30 ſtatt: „Erdélydolg“ lies: „Erdélydolgok“.

Fußnote 35, Zeile 1 ſoll heißen: A magyar városok és tervezetkészítések 1847 Sopronban tartott VIII. Nagygyűlésének.

S. 157, Fußnote 72 ſtatt: „mészmáléki“ lies: „mérnökök“.

S. 159, Zeile 9 von oben ſtatt: „Kümmel“ lies: „Kümel“.

Zeile 21, 22 von oben ſtatt: „im Jungterttiär und ſchrieb“ lies: „im Jungtertiär“ und Kümel ſchrieb“.

S. 159 hinter Zeile 22 ergänze: Kümel veröffentlichte auch eine Arbeit über die Eggenburger Bucht (Mitt. geol. Ges. 1936) mit einer geologiſchen Karte des Grundgebirges zwiſchen Forchtenau und Neckenmarkt.

S. 159, Fußnote 89 ſtatt: „Kémmyklénck“ lies: „Kérmyklénck“.

Bildtafel 3 nach S. 160, Abb. 1 ergänze: F. Cinscheia, Baden. Abb. 2 ergänze: Bauern-Landſchaftſtelle. Abb. 3 ergänze: H. Haſſinger, Wien. Abb. 4 ergänze: Landes-Lichtbildſtelle.

S. 165, Fußnote 131 ſtatt: „magyarországi“ lies: „magyarországi“.

S. 166, Zeile 13 von unten ſtatt: E. Grünning lies: E. Grünnung.

Die Entwicklung des Luxemburger Nationalgefühls von 1780 etwa bis heute

Von N. Margue

Es ſei mir geſtattet, eingangs hervorzuheben, daß, wenn es auch vielleicht möglich iſt, über die Entwicklung des Luxemburger Nationalbewußtſeins in früheren, hiſtoriſch abgeſchloſſenen Perioden Endgültiges feſtzulegen, ich keineswegs die Meinung oder auch nur die Abſicht haben kann, über die Geſtaltung und den Fortſchritt derſelben Ideen in der von mir behandelten Zeit etwas Abſchließendes, etwas Fertiges zu ſagen. Dazu fehlt außer manchem anderen einſtweilen jedenfalls für den letzten Abſchnitt die notwendige Abklärung und Läuterung, die notwendige Objektivierung des hiſtoriſch Gegebenen, das hier noch zu nahe mit den Tagesintereſſen in Berührung ſteht und den Gegenſtand aktueller Diskuſſionen ausmacht. Sicherlich iſt die Periode vom Ende des 18. Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag für das Verſtändnis und die Bewertung der heutigen Zuſtände weſentlicher als die hiſtoriſch gewiß intereſſanten Fragen nach dem völkiſchen Charakter der Treverer oder der Sprachfertigkeit Heinrichs VII., aber hier iſt eben auch die Zuſammenſtellung der Tatſachen willkürlicher, ihre Deutung umſtrittener, die perſönliche Anteilnahme lebendiger und vielfach, vielleicht unbewußt, der Wunſch der Vater des Gedankens.

Es kann ſich alſo hier nur darum handeln, in der Werdeperiode des neuen, des heutigen Luxemburgs die Grundlinien aufzuzeigen, die wichtigſten Wendepunkte herauszuſtellen und auf gewiſſe Eigentümlichkeiten hinzuweiſen, die dem Volkwerden der Luxemburger einen beſonderen Charakter verleihen. Vielleicht kommen wir ſo wenigſtens einen Schritt vorwärts, wenn auch noch nicht bis zum Ziele, das weit iſt.

*

Für die Bildung des Luxemburger Nationalbewußtſeins kommt der Übergangszeit vom „Ancien régime“ zum modernen Staate, alſo der franzöſiſchen Revolution, eine überragende Bedeutung zu. Vorerſt und hauptſächlich allerdings im negativen Sinn: die meiſten der Einrichtungen und Vorſtellungen, die bis dahin der luxemburgiſchen Bevölkerung noch irgendwie das Gefühl einer Sonderexiſtenz erhalten hatten, werden gewaltſam und beinahe plötzlich zerſchlagen, und mit der Grundlage ſtürzt das Gebäude. Immerhin hat ſich die Kriſis nicht ohne eine letzte Gegenwirkung abgeſpielt, und es empfiehlt ſich, zur beſſeren Beurteilung des Geſchehens, noch einmal vor Ausgang der alten Zeit feſtzuſtellen, wo die Entwicklung ſtand.

Seit der Burgunderzeit vom Heiligen Römiſchen Reiche gelöſt, war das Herzogtum Luxemburg in ſtaatlich-adminiſtrative Verbindung mit den burgundiſch-habsburgiſchen Niederlanden getreten und ſtand ſo politiſch in Kontakt mit den ehemaligen Territorialfürſtentümern, die ein ähnliches Schickſal durchgemacht, und mit denen es auch früher allerlei Zuſammenhang gehabt hatte. Dennoch hatten drei Jahrhunderte ſtaatlichen Zuſammenlebens keine vollſtändige Angleichung hervorgebracht. Die Luxemburger waren keine Niederländer geworden und fühlten ſich nicht als ſolche: das ſollte gerade das letzte Jahrzehnt der ausgehenden Feudalzeit, das Zeitalter des Reformators Joſeph II. noch einmal deutlich beweiſen. Joſeph II. ſelber erkennt bei ſeinen politiſchen und religiöſen Neuerungen in gewiſſem Sinne eine luxemburgiſche Sonderexiſtenz und Eigenart an. Er entkleidet den Provinzialrat in Luxemburg z. B. zwar ſeiner adminiſtrativen Befugniſſe, gibt ihm aber gerichtlich eine Sonderſtellung als „Conseil souverain“ neben und nicht mehr unter dem Oberſten Tribunal von Mecheln, wie das bis dahin der Fall geweſen war. Für die Heranbildung des niederländiſchen Klerus errichtet er das ſtaatliche Seminar von Löwen, aber daneben für die Luxemburger Geiſtlichkeit ein eigenes Seminar in Luxemburg. Ohne die Bedeutung dieſer Einzelheiten übertreiben zu wollen, darf man immerhin feſthalten, daß für dieſe Sondereinrichtungen nicht nur räumliche Entfernung maßgebend war, ſondern Rückſicht auf einen Reſt von politiſchem Eigenleben. Aber die räumliche Entfernung hilft gewiß mit, eben dieſe Bewahrung luxemburgiſcher Eigenexiſtenz zu erklären. Die geographiſche Tatſache, daß ſich zwiſchen Luxemburg und die ſpaniſch-öſterreichiſchen Niederlande das deutſche Reichsgebiet des Fürſtbiſchofs von Lüttich einſchob und die direkte räumliche Verbindung praktiſch abſchnitt, iſt für das Verſtändnis einer immerhin merkwürdigen Erſcheinung nicht außer acht zu laſſen. Daß aber Luxemburger und Niederländer, oder ſagen wir ruhig Belgier, nicht identiſch ſind, daß die Luxemburger ſich nicht als Belgier anſehen, beweiſt gerade der in dieſe Zeit fallende Verſuch einer Gründung des ſelbſtändigen belgiſchen Staates, wie ihn die ſog. Brabanter Revolution bezweckte. Ähnlich wie 220 Jahre früher nehmen alle Provinzen der Niederlande an dieſer politiſchen Erhebung Anteil, nur Luxemburg nicht, gleich als wollte die Geſchichte noch einmal vor Ablauf des beſtehenden Regimes den Experimentalbeweis liefern, daß die Luxemburger mit den Niederländern nicht ſolidariſch fühlen. Dabei ſteht feſt, daß die Unzufriedenheit mit den Neuerungen Joſephs II. in Luxemburg ebenſo groß war wie ſonſtwo, und die Tatſache, daß in Luxemburg eine öſterreichiſche Garniſon ſtand, hätte wohl, wie das ſich ſpäter zeigen ſollte, über den Feſtungsrayon hinaus keine abſchreckende Wirkung gehabt. Es gab ja auch ſonſt allenthalben in den Niederlanden öſterreichiſche Truppen, die doch die Erhebung nicht verhindern konnten.

Übrigens enthält ſogar die Proklamation der Unzufriedenen Luxemburgs, die im Dezember 1789 den Generalſtaaten in Brüſſel unterbreitet wurde, einzelne bedeutſame Stellen. Die Urheber, die mit der Brabanter Revolution ſympathiſierten, beklagen ſich z. B. „... qu'on avait même perdu la liberté de réclamer en faveur des droits compétens à la Nation luxembourgeoise dont on nous avait arbitrairement dépouillés." Belgien wird darin genannt ,,une grande et illustre nation que nous aimons et respectons et à laquelle nous sommes attachés par des liens d'affection et d'intérêt"; es geht die Rede von einem Bunde der zwei Völker, an dem die Proteſtler feſthalten wollen uſw. Die Anhänger der brabantiſch-belgiſchen Revolution würden alſo wohl ein Zuſammengehen der Luxemburger mit den belgiſchen Aufſtändiſchen billigen und fördern, ſie ſtehen zu Öſterreich und zu den Reformverſuchen Joſephs II. im ſelben Verhältnis wie die Belgier, aber ſie denken nicht daran, weder in der Gegenwart Belgien und Luxemburg gleichzuſtellen, noch in der Zukunft ein Aufgehen Luxemburgs im neubelgiſchen Staat zu befürworten wie es ihre Nachfolger 1830 taten.

Somit ergibt ſich gegen Ende des Ancien régime die erſte ſummariſche Feſtſtellung: Luxemburg hat zwar gegen Ausgang des Mittelalters ſeine Dynaſtie verloren und fremde Herrſcher als Souveräne anerkennen müſſen, trotzdem aber ein gewiſſes Eigenbewußtſein behalten, das ſich gerade in der Reaktion gegen von außen her kommende Eingriffe und im Widerſtreben gegen jegliche Aſſimilierung äußert. Dieſe ſelbe Grundeinſtellung mußte ſomit auch zur Ablehnung der franzöſiſchen Revolution und zum Widerſtand gegen von dort kommende revolutionäre Neuerungen führen. Was der Luxemburger Bauer den Soldaten der franzöſiſchen Revolution gegenüber verteidigt, iſt in erſter Linie ſeine katholiſche Religion, die er von den Sansculotten bedroht ſieht, daneben aber auch ſeine materielle Lage, die ſich unter dem öſterreichiſchen Regime der Aufklärungszeit günſtiger als je vorher geſtaltet hat, und ſeine individuelle und politiſche Freiheit gegenüber den trotz aller Schlagworte größeren Anſprüchen eines modernen Staates, die ſich in anders gearteten Steuerforderungen und ſpeziell in der Einführung der allgemeinen Dienſtpflicht äußern. Die Bevölkerung weigert ſich, Beſitz und Leib und Leben in den Dienſt eines fremden Staates zu ſtellen, die Rekruten deſertieren maſſenweiſe. Zuletzt handelt es ſich konkret um die Exiſtenz eben der feudal herrſchaftlichen Einrichtungen, die dem Lande eine partikulariſtiſche Sonderſtellung gewährleiſten. Nicht all dieſe Motive ſind vielleicht in Proklamationen eines anerkannten Führers feſtgelegt, nicht alle ſind in gleicher Stärke wirkſam oder auch nur klar erkannt, aber ſie ſind alle vorhanden, und gerade das Fehlen einer einheitlichen Leitung, der an der Organiſation des Aufſtandes ein beſonderer Anteil zukäme, beweiſt wohl am beſten die Urſprünglichkeit und Eigenwilligkeit der Bewegung, die ſich aus den niederen Schichten der Bevölkerung heraus entwickelte.

So bedeutet der ſog. Klöppelkrieg in ſeiner Zuſammenfaſſung einen Beweis für das Vorhandenſein des Unabhängigkeitswillens einer kleinen partikulariſtiſchen Bevölkerungsgruppe gegen das Vordringen einer größeren Gemeinſchaft, die bei ſich alle vom früheren Territorialfürſtentum herrührenden Unterſchiede radikal unterdrückt, ein neues Staatsgefühl geſchaffen hat und dieſe „fraternité“, dieſe „Brüderlichkeit“ auf der Baſis einer neuen Freiheit und namentlich einer neuen Gleichheit auch den Widerſtrebenden aufzwingen will.

Daß der unüberlegte Widerſtand der Luxemburger Bauern den Zug der neuen Ideen nicht aufhalten konnte, war ſelbſtverſtändlich. Die Folgen machten ſich alsbald fühlbar. Die durch Napoleon und ſein Imperium geſicherte neue Ordnung vollzog in den nächſten Jahren ihre Gleichſchaltung: alle politiſchen, adminiſtrativen, gerichtlichen, ſozialen und wirtſchaftlichen Einrichtungen, die den luxemburgiſchen Partikularismus trugen und ihn in eine konkrete Form brachten, ſie verſchwanden endgültig, und das auf mehrere Departements verteilte Territorium verlor ſogar ziemlich raſch ſeinen Zuſammenhang. Dem neuen Gemeinſchaftsbewußtſein war gewiß auch die Machtſtellung des ſiegreichen Kaiſertums förderlich, das ſich über andere europäiſche Länder ausdehnte und über die früheren Landesgrenzen hinaus eine neue Einigung des Abendlandes zu bewirken ſchien.

Immerhin hätte es eine längere Dauer benötigt, um bleibende und vollſtändige Reſultate erzielen zu können. Die Generationen, die mit dem früheren Regime in Berührung geſtanden hatten, hätten erſt vollſtändig ausſterben müſſen, um neuen Platz zu machen, die nie etwas anderes gekannt hatten. Dazu aber dauerte die Herrſchaft Napoleons und ſomit Frankreichs nicht lange genug, und beim Sturz des Imperators war noch genügend antifranzöſiſcher Geiſt vorhanden, um das wenigſtens teilweiſe erkennbare Mitwirken der Bevölkerung beim Zertrümmern der Fremdherrſchaft zu erklären. Beſonders bei der Belagerung der Feſtung Luxemburg durch heſſiſchen Landſturm und mehr noch beim Abzug der franzöſiſchen Beſatzung gab ſich dieſer Geiſt zu erkennen: luxemburgiſche Behörden weigerten ſich, den Franzoſen zu Dienſten zu ſein, Luxemburger Bürger verſuchten, die Feſtung den Heſſen in die Hände zu ſpielen, Luxemburger Frauen kehrten hinter den abziehenden Franzoſen die Straßen rein, während die Männer mit Kanonenſchüſſen ihre Freude und Begeiſterung herausfeuerten.

Was aber ergab ſich für das Luxemburger Nationalbewußtſein aus dieſen Stürmen? Wenn die Ablehnung der als fremd empfundenen franzöſiſchen Herrſchaft nicht bloß an ſich ein nationales Plus bedeutet, ſondern vielleicht auch wieder den partikulariſtiſchen Neigungen gegen die Angleichsverſuche eines größeren Staatsganzen Ausdruck verleiht, ſo war aber doch in dieſem Augenblick, abgeſehen von der äußeren machtpolitiſchen Ausſichtsloſigkeit eines ſolchen Unternehmens, gewiß kein nationalluxemburgiſcher Wille zur eigenen ſtaatlichen Exiſtenz vorhanden. Wie ganz Belgien, ja jedenfalls viel leichter noch als Belgien, hätte Luxemburg die Wiederherſtellung der früheren öſterreichiſchen Herrſchaft ohne jede Schwierigkeit angenommen. Die Errichtung eines wenigſtens theoretiſch ſelbſtändigen Großherzogtums Luxemburg durch den Wiener Kongreß kam, wie ja zumeiſt das Werk dieſes Kongreſſes, ohne die mindeſte nationale Anregung, ohne die mindeſte Äußerung des luxemburgiſchen Selbſtändigkeitswillens zuſtande: die Idee konnte gerade in der Zeit im Luxemburgiſchen nicht entſtehen.

Mehr noch. Die juriſtiſche Begründung eines Luxemburger Staates, die trotz aller augenblicklich noch vorhandenen Einſchränkungen die Grundlage für ein neues Nationalgefühl geſchaffen hat, vermochte vorerſt in der Luxemburger Bevölkerung keinen Widerhall hervorzurufen, brachte nicht den Wunſch zutage, die neugegründete ſtaatliche Selbſtändigkeit zu wahren, zu verteidigen, fruchtbar zu machen. Sie wurde wohl überhaupt nicht als ſolche empfunden. Sie war tatſächlich verdunkelt einerſeits durch die Zugehörigkeit Luxemburgs zum Deutſchen Bunde, die auch im Einrücken einer preußiſchen Garniſon in die Bundesfeſtung Luxemburg ſichtbar wurde, anderſeits und noch viel ſtärker durch die Zuteilung Luxemburgs an den König der Niederlande, Wilhelm I., und beſonders durch das allſeits geduldete, wenn nicht ermutigte Vorgehen dieſes Königs, der Luxemburg auch nicht den Schein der Selbſtändigkeit ließ, ſondern das neue Großherzogtum einfach dem Königreich der Niederlande einverleibte. Weder die Mächte des Wiener Kongreſſes, noch der Deutſche Bund, noch die naſſauiſchen Agnaten, denen man ihr Erbfolgerecht nahm, lehnten ſich gegen dieſe Verfahren auf, aber auch, was hier am meiſten in Frage kommt, keinerlei Widerſtand machte ſich in Luxemburg ſelber fühlbar. Die 73 vom König berufenen Luxemburger Notabeln, ganz anders als ihre belgiſchen Kollegen, ſtimmten ohne Ausnahme für die holländiſche Verfaſſung, die der König auf die geſamten Niederlande einſchließlich Luxemburgs ausdehnte, das ganze Land ließ ſich als achtzehnte Provinz dem Königreich der Niederlande einverleiben, ließ zu, daß es als belgiſch mitgezählt wurde, daß ſeine vier Abgeordneten zu den 55 belgiſchen gerechnet wurden, die ebenſoviel holländiſchen in der zweiten Kammer gegenüberſtanden. Luxemburg nahm einfachhin die von außen herangebrachte Löſung der politiſchen Frage an: es wurde Mitglied des Deutſchen Bundes, ohne ſich dafür oder dawider geäußert zu haben, es wurde niederländiſch-belgiſch, was es früher jahrhundertelang nicht hatte ſein wollen, mit derſelben paſſiven Selbſtverſtändlichkeit, wie es öſterreichiſch, ja vielleicht preußiſch geworden wäre, wenn die hierauf gerichteten Beſtrebungen zu Wien Anklang gefunden hätten: im Lande ſelbſt hatten auch ſie keine Reaktion ausgelöſt, nur keinen Anklang finden können. Die völlige Apathie, die der letzte Präfekt des Wälderdepartements, Jourdan, 1814 im Verhalten der Luxemburger feſtgeſtellt hatte, beſtand anſcheinend weiter. Dem Luxemburger ſchien tatſächlich, Verzeihung für den Ausdruck, alles Wurſcht zu ſein.

Hier liegt alſo meiner Schätzung nach der Tiefpunkt, der radikale Einſchnitt in der Entwicklung eines luxemburgiſchen Nationalgefühls. Der alte feudalterritoriale Partikularismus iſt dahin, vernichtet durch die neuen Ideen und die neuen Staats- und Geſellſchaftsformen der Revolution; ein neues Volksbewußtſein hingegen iſt noch nicht entſtanden. Es wird auch vorläufig in den fünfzehn Jahren niederländiſcher Herrſchaft nicht entſtehen.

Jedenfalls war auch die Politik Wilhelms I. nicht darauf gerichtet, ein ſolches zu ſchaffen; im Gegenteil, ſie ſuchte alles auszuſchalten, was einem völligen Aufgehen Luxemburgs im neuen Königreich der Niederlande hinderlich ſein konnte. Dazu gehörte auch, ſogar den Umſtänden nach in erſter Linie, alles, was Luxemburg mit Deutſchland verbinden konnte. Der völkiſche Charakter eines Teiles der Bewohner, die Art der luxemburgiſchen Sprache im früheren germaniſchen Bezirk, die Zugehörigkeit des Ganzen zum Deutſchen Bunde, das alles waren Dinge, die dem politiſchen Gedanken des Königs widerſtrebten: Luxemburg durfte möglichſt wenig Deutſches an ſich haben, wenn es belgiſch-niederländiſch werden und bleiben ſollte. Daher nun die vorläufige Bekämpfung aller deutſchgerichteten Einflüſſe: manche Beſchlüſſe der Frankfurter Bundesverſammlung wurden in Luxemburg nicht veröffentlicht, was den Luxemburgern aus andern Gründen erwünſcht war, der Einfluß der deutſchen Sprache wurde zurückgedrängt, Franzöſiſch blieb praktiſch die alleinige Amtsſprache, Deutſch wurde an den höheren Schulen zuerſt gar nicht, ſpäter nur nebenbei als Wahlfach betrieben, dagegen Holländiſch zuletzt ſogar in die Volksſchule eingeführt. Der Erfolg war zwar nicht ſonderlich, wenigſtens nicht im Sinne der königlichen Politik, aber noch immer ließ ſich der Luxemburger alles gefallen, namentlich, weil einer gewiſſen intellektuellen Oberſchicht die Bekämpfung des Deutſchtums eher zuſagte. Fünfzehn Jahre lang wurden ſo die Luxemburger als belgiſche Niederländer angeſehen und behandelt, und es war kein Wunder, daß ſie ſich ſchließlich ſelber als ſolche vorkamen, daß die Luxemburger Abgeordneten von „unſeren“ Kolonien redeten und die Sundainſeln meinten, für „unſern“ Handel eintraten, wenn vom Verkauf des Javakaffees die Rede ging uſw.

Dann kam die Revolution von 1830, eine belgiſch-luxemburgiſche Revolution gegen das holländiſche Übergewicht, die aber in Belgien ausbrach und nie in Luxemburg ausgebrochen wäre. Aber in ihrer weiteren Entwicklung und ihren Folgeerſcheinungen ſollte dieſe Revolution von ausſchlaggebender Bedeutung werden, weil ſie erſtens den Luxemburger vor eine national entſcheidende Frage ſtellte, und weil ſie zweitens eine Gebietsveränderung brachte, die auch in völkiſcher Beziehung von überragender Wichtigkeit war. Außerdem bewirkte ſie in der Haltung des Königs einen Umſchwung, der eine Neuorientierung des öffentlichen Lebens nach ſich zog.

Was zunächſt bei der Haltung der Luxemburger Bevölkerung auffällt, iſt immer noch der Mangel an Spontanität. Gewiß darf man ſagen, daß der Großteil der Einwohner ſich der belgiſchen Revolution anſchloß, aber erſtens nur anſchloß, zweitens nicht ſofort, ſondern mit einer klar merkbaren, wenn auch zeitlich nicht lange dauernden Verſpätung. Der Ausbruch der Revolution fällt auf den 25. Auguſt, die entſcheidenden Ereigniſſe ſpielen ſich in Brüſſel vom 20.—27. September ab, in Luxemburg hingegen erſt in der erſten Oktoberhälfte. Gewaltſames geſchieht nur wenig, aber die

Gemeinderäte des flachen Landes erklären reihum ihren Anſchluß an Belgien. Dabei läßt ſich beobachten, wie ſich die Mehrzahl der Einwohner überhaupt nicht ſelbſttätig äußerte, ſondern eben nur paſſiv mit fortreißen, beinahe ſchleppen ließ. Die Leute verſtanden zuerſt nicht klar, was vorging, jedenfalls nicht, was es für ſie bedeuten konnte, und ließen erſt einmal diejenigen, die es wollten, gewähren. Die meiſten aber von denen, die Stellung nahmen, erklärten ſich für Belgien, und das war nicht weiter verwunderlich. Für den König und das Verbleiben bei Holland trat zu Anfang nur eine kleine Minderheit ein, dazu waren es in der Hauptſache ſolche, die Intereſſe daran hatten, Staatsbeamte, die ihre Stellung zu wahren ſuchten, oder Anwärter auf fällige Poſten, dann etliche Geiſtliche, Leute ſchließlich, die ſich von Begriffen der Anhänglichkeit und Königstreue leiten ließen. Spott und Verdächtigungen, die ſie über ſich ergehen laſſen mußten, waren nicht immer unverdient, aber doch vielfach zum mindeſten übertrieben, denn allmählich, ganz allmählich leuchtete es einigen ein, daß es auf die Frage, die bisher geſtellt war: Was wollt ihr ſein, Belgier oder Holländer?, die Antwort, die immerhin noch etwas unerwartete Antwort geben könne: Luxemburger. Und allmählich fanden ſich einige, die einſahen, daß der Luxemburger Eigenart, der Luxemburger Selbſtändigkeit, der Luxemburger Unabhängigkeit beſſer gedient ſei durch eine Verbindung mit Holland, die keinerlei Gefahr bedeutete, als durch eine Verbindung mit Belgien, von dem nie loszukommen wäre. Und dem König Wilhelm ſelbſt, ſeinen Beratern, ſeinen luxemburgiſchen Parteigängern kam die Einſicht, was für ein Fehler dadurch begangen worden war, daß man die Luxemburger nicht als Luxemburger, nicht einmal als Deutſche, ſondern als Belgier behandelt hatte.

Jetzt galt die umgekehrte Politik, ſchon als die Ereigniſſe noch im Fluß waren, und es hieß zu retten, was noch zu retten war. Am 31. Dezember 1830 erſchien der Königliche Beſchluß, der am 10. Juni 1815, am Tage nach dem Schlußakt des Wiener Kongreſſes, hätte erſcheinen ſollen, und der Luxemburg ein Rudiment von Autonomie gewährte. Es wurde beſchloſſen, das „Großherzogtum Lützemburg unterſchieden und abgeſondert vom Königreiche der Niederlande zu regieren", der Bergwerksverwalter C. E. Stifft, ein geborener Naſſauer, wurde zum Geheimen Referendar für die das Großherzogtum betreffenden Angelegenheiten ernannt. Danach wurde eine beſondere, namentlich in wirtſchaftlicher und fiskaliſcher Hinſicht den Bedürfniſſen des Landes angepaßte Geſetzgebung in Ausſicht geſtellt, Deutſch wurde wieder ſtatt Holländiſch neben dem Franzöſiſchen zur Amtsſprache erklärt, und die Beamtenſtellen wurden den Luxemburgern vorbehalten! Das alles war gewiß Taktik und blieb für den Augenblick, ſolange ſich das ganze Land, mit Ausnahme der Bundesfeſtung, in den Händen der Belgier befand, auch mehr Theorie, aber es iſt kein Zweifel, daß dieſem Königlichen Beſchluß und der ſich daraus ergebenden Politik für die Förderung des Luxemburger Nationalgefühls eine ganz außerordentliche Bedeutung zukam: hierdurch entſtand zum erſtenmal wieder in der Praxis ein ſelbſtändiges Luxemburger Staatsgebilde, das durch den Wiener Kongreß nur rechtlich fundiert, aber nicht verwirklicht war. Und es ſollte ſich wieder einmal zeigen, wie ſehr die politiſche Unabhängigkeit und Zuſammengehörigkeit für die Bildung eines Nationalgefühls maßgebend iſt.

Der Streit um die Zuteilung Luxemburgs fand ſeine Löſung in dem auf den erſten Blick unſinnigen und ſchwer verſtändlichen Beſchluß, zwei Provinzen zu teilen, Luxemburg und Limburg, und von jeder je einen Teil bei Belgien und einen bei Holland zu behalten. Das war ein Beweis dafür, wie wenig auch in dieſem Augenblick noch auf nationale Belange Rückſicht genommen wurde, aber jedenfalls auch dafür, daß bei den Lenkern der damaligen Politik nationale Wünſche kaum in der Lage waren, ſich zu äußern. Als der Vertrag der 24 Artikel 1839 zur Ausführung kam, verſuchten in Luxemburg ja nur die ſich zu widerſetzen, die das ganze Land bei Belgien behalten wollten. Zwar der Luxemburger Stadtſekretär Schrobilgen hatte 1833 ſeine berühmte Broſchüre geſchrieben, um die Unteilbarkeit Luxemburgs im holländiſchen Sinne zu verteidigen, aber hauptſächlich wirtſchaftliche Gründe für ſeine Theſis angeführt: die zwei Hälften des Luxemburger Landes ſeien aufeinander angewieſen, weil die Ardennen die roten Öchslein züchteten, die im Sommer auf den fetten Wieſen des Gutlandes gemäſtet wurden, ſolche und ähnliche Argumente ſtanden im Vordergrunde. Aber alle gegenrevolutionären Verſuche waren mißglückt, der König, der allein der Abtretung Luxemburgs widerſtrebt hatte, gab ſeinen Widerſtand auf, und dann fiel es 1839 niemandem mehr ein, die fünf Belgien zugeſprochenen Diſtrikte für das Großherzogtum erhalten zu wollen.

Die Abtretung der Hälfte des Landes an Belgien hatte nun zur Folge, daß die Vorausſetzungen für das nationale Zuſammenhalten der verbleibenden Bevölkerung des Großherzogtums geändert wurden. Denn was an Belgien fiel, war, abgeſehen von einigen Landſtrichen des germaniſchen Bezirks, der walloniſche Teil des Landes, und damit war im Großherzogtum Luxemburg in Hinſicht auf Sprache und Abſtammung, ſoweit dies heute noch eine Rolle ſpielen kann, die tatſächliche Einheit hergeſtellt. Kein Zweifel, daß ein einheitliches Nationalgefühl, das ſich in der bewegten Zeit der belgiſchen Revolution erſt zaghaft geäußert hatte, nun leichter gedeihen konnte und der anfängliche Unſinn wenigſtens nach dieſer Seite günſtige Folgen hatte.

Allerdings iſt hier eine beſondere Feſtſtellung zu machen. Die Abtrennung des walloniſchen Landes- und Bevölkerungsteiles ließ nunmehr den germaniſchen, den deutſchen Charakter des Übriggebliebenen ſtärker hervortreten. Daß Luxemburgiſch eine eigene Sprache, nicht eine gewöhnliche deutſche Regionalmundart ſein ſollte, war damals kaum noch jemandem klar geworden, eine luxemburgiſche Literatur beſtand nicht, Deutſch war Schriftſprache und ſollte auch wieder Amtsſprache ſein. Das Großherzogtum gehörte weiter zum Deutſchen Bunde und war nunmehr eher in der Lage, irgendwelchen Anteil am politiſchen und literariſchen Leben Deutſchlands zu nehmen als bisher. Dazu kam, daß der König Wilhelm ſeinen luxemburgiſchen Beſitz nunmehr in erſter Linie durch Belgien bedroht ſah und zur Bannung der belgiſchen Gefahr kein geeigneteres Mittel fand, als alles Nichtbelgiſche, d. h. vor allem alles Deutſche im Luxemburger Staate und öffentlichen Leben zu betonen, zu fördern und herauszuſtreichen. Obſchon mit der Haltung der Frankfurter Bundesverſammlung und aller Autoritäten des Bundes während der belgiſchen Revolution durchaus unzufrieden, hatte er ſchon ſeit 1832 dieſe Politik gewählt. Als er Befehl gab, ſich im Verkehr mit Militär- und Zivilbehörden des Bundes in Zukunft ausſchließlich der deutſchen ſtatt wie bisher der franzöſiſchen Sprache zu bedienen, hatte ſich herausgeſtellt, daß nicht alle, aber viele luxemburgiſche Beamte zwar Deutſch verſtanden, aber kaum einer aufzutreiben war, der den deutſchen amtlichen Stil beherrſcht hätte und ſomit zur Redaktion der offiziellen Schriftſtücke geeignet geweſen wäre. Schließlich wurde der Chef der Zollverwaltung, Herr von Wydenbruck, mit der Überſetzung der für deutſche Amtsſtellen beſtimmten Dokumente beauftragt.

Die Germaniſierungspolitik fand ihren Ausdruck auch in der Einſtellung eines Deutſchen als Zivilgouverneur in Luxemburg, des berüchtigten Haſſenpflug; aber dieſe Wahl erwies ſich in jeder Hinſicht als verfehlt und wurde auch bereits 1840 durch des Königs Nachfolger Wilhelm II. rückgängig gemacht.

Unter Wilhelm II. wurde nun mit der luxemburgiſchen Autonomie Ernſt gemacht und dadurch auf der ganzen Linie die Grundlage verſtärkt, auf der ein luxemburgiſches Nationalgefühl gedeihen und ein Luxemburger Volk werden, d. h. zum Bewußtſein ſeiner ſelbſt kommen konnte. Regierungs- und Verwaltungsapparat wurden geſchaffen, Luxemburger traten an die Spitze des Landes, die 1831 eingeſetzte Regierungskommiſſion mit kaum mehr als konſultativen Befugniſſen wurde durch ein regelrechtes Miniſterium erſetzt, Luxemburg wurde auch in kirchlicher Beziehung ſelbſtändig durch die Loslöſung von Namur und Errichtung eines Apoſtoliſchen Vikariates, das ſpäter zu einem unmittelbaren Bistum werden ſollte. Eine Ständeverfaſſung, die 1841 in Kraft geſetzt wurde, wich 1848 einer der belgiſchen nachgebildeten, durchaus modernen Konſtitution, die in der Hauptſache noch heute beſteht.

Bei alledem aber war die Antwort auf die Frage: „Was iſt Luxemburger Patriotismus?" damals noch durchaus nicht einfach. Ein poſitiver Inhalt ſchien noch nicht gegeben: man wollte mehr etwas nicht ſein als etwas Beſtimmtes ſein. Jedenfalls aber tritt in dieſer bewegten Zeit der deutſche Grundcharakter ſtärker hervor und wird auch durch die Ereigniſſe begünſtigt. In dieſer Richtung wirkt vor allem auch der 1842 erfolgte Eintritt Luxemburgs in den deutſchen Zollverein, der anerkannte wirtſchaftliche Vorteile brachte und ſomit ein Gegengewicht ſchuf gegen die politiſchen Unſtimmigkeiten und Nachteile, die ſich aus der unklaren Zugehörigkeit zu einem ſchlecht definierten Deutſchen Bunde ergaben. Charakteriſtiſch und aufſchlußreich iſt in dieſer Periode das Entſtehen neuer Zeitungen. Zu dem von 1826—1844 beſtehenden „Journal de la Ville et du Grand-Duché de Luxembourg", das in franzöſiſcher Sprache erſchien, den franzöſiſchen Literaturprofeſſor Barreau zum Hauptſchriftleiter hatte und durch M. L. Schrobilgen ſeinen luxemburgiſchen Einſchlag erhielt, trat 1837 das „Diekircher Wochenblatt", das unter mehrfachem Titelwechſel bis heute weiterbeſteht und als Fortſetzung eines Wahlblattes herauskam mit folgendem Zweck: „Verteidigung der deutſch-luxemburgiſchen Intereſſen in der Provinz.“ Die Autonomie brachte in den Volksmaſſen mit den erſten Anſätzen eines neuen politiſchen Eigenlebens eine gewiſſe Reaktion gegen die franzöſiſchen Tendenzen der intellektuellen und politiſchen Oberſchicht, die ſich in einem Hinneigen, ſei es zu Frankreich, ſei es zum franzöſiſchen Belgien, kundtaten: die Maſſen wollten ihr Luxemburgertum dadurch beweiſen, daß ſie ſich als deutſch gaben und ihre Sprache, Luxemburgerdeutſch, wie es lange hieß, im Gegenſatz zum Franzöſiſchen hochhielten. Auch die 1844 von Erneſt Grégoire gegründete katholiſche „Luxemburger Zeitung“ wollte vornehmlich das deutſche Element in Luxemburg vertreten. Wenn ſie auch gegen die Zenſur, die in den Händen der Gegner war, nicht aufkommen konnte, ſo wurden ihre Beſtrebungen aber in doppelter Hinſicht aufgegriffen von demjenigen Blatt, das ſich in jahrzehntelangem Ringen zur Hauptzeitung Luxemburgs entwickelt hat, dem „Luxemburger Wort“. Am 20. März 1848, inmitten der beginnenden Wirren des tollen Jahres, wurde in Luxemburg die Preſſefreiheit verkündet. Drei Tage ſpäter erſchien die Probenummer des „Luxemburger Wort“, die in acht Hauptpunkten das Programm erklärte: katholiſch, patriotiſch, luxemburgiſch. „Die neue Zeitung war gedacht“, ſo ſagt der jetzige Redakteur P. Grégoire, der ihre Geſchichte geſchrieben hat, „als Organ einer ſtarken Reaktion gegen jene ‚auch im Ausland bekannte Partei‘ (nach einem Ausdruck der „Koblenzer Rhein- und Moſelzeitung“), die ſpäter im ‚Wort‘ wohl auch die ‚wälſche Partei‘ genannt wurde, und die, unter Leitung der Gebrüder Ch. und N. Metz ſowie des Herrn von Blochhauſen in der eifrigſten Weiſe gegen den Klerus ankämpfte und einen engeren Anſchluß an Frankreich und Belgien vorbereitete. Nun erſchien das ‚Wort‘ und betonte, genau wie E. Grégoire in ſeiner kurzlebigen ‚Luxemburger Zeitung‘, das ‚deutſche Element‘ im Luxemburgertum, trat ein für eine ganz enge Anlehnung an das ‚deutſche Mutterland‘ (nicht „Vaterland“, was wohl einen Unterſchied bedeutet. D. Verf.) und verſuchte bewußt, die in den Oberſchichten vorherrſchende franzöſiſche Sprache mehr und mehr einzuſchränken. Hier iſt das Schwanken zwiſchen zwei, dieſer immerwährende Fluch, der auf dem Luxemburgertum zu ruhen ſcheint, beſonders greifbar. Noch gibt es keine Beſinnung auf etwaige Eigenwerte, noch denkt man nicht national, noch fühlt man kein Selbſtbewußtſein, noch immer auch (und das iſt weſentlich) ſind, genau wie früher, nicht Luxemburger, ſondern Fremde, Zugewanderte, die eigentlichen Schriftleiter der Zeitungen. So konnte es geſchehen, daß die dunkle Sehnſucht, die tief unter der höchſten Erregung jener Tage ſchlummerte und in einer allgemeinen Umwälzung das Große, Unſagbare, das letzten Endes nichts anderes war als Freiheit, Selbſtbeſtimmungswille und der Drang nach einer völkiſchen Eigenperſönlichkeit, herausſtellen wollte, nicht gleich richtig gedeutet und geleitet wurde ...“

Der Hiſtoriker des „Wort“ dramatiſiert (oder darf man ſagen: lyriſiert?) allerdings vielleicht ein wenig. Das nationale Bewußtſein ſchlief bereits nicht mehr ſo ganz tief unten, es kam ſchon im nämlichen Jahre, wie er ſelber notiert, z. B. in den

Sitzungen der Landſtände, zum Ausdruck, wo einzelne Abgeordnete in der Sprache der Heimat redeten und dafür die Anerkennung des Landes, auch in den Zeitungen, fanden, aber eine wichtige Signatur der damaligen patriotiſchen Bewegung iſt treffend wiedergegeben: das Problem, das 1830 in der Formel „belgiſch oder holländiſch?" geſtellt war, hatte jetzt vielfach den Ausdruck: „Wälſch oder deutſch?" gefunden. Die Meinung aber wurde immer klarer: luxemburgiſch.

Die 1848 ausgearbeitete Verfaſſung allerdings hatte wenig von deutſchem Geiſte an ſich, und die in den folgenden Jahren, nach Abſchluß der revolutionären Bewegung, einſetzende Reaktion machte ſich auch von Deutſchland her in Luxemburg fühlbar. Durch den ſog. Staatsſtreich von 1856 wurde die neue Verfaſſung durch das Miniſterium Simons gegen den Willen der Volksvertretung in dem Sinne geändert, daß 1. die monarchiſche Gewalt verſtärkt, 2. der Einfluß des Deutſchen Bundes vergrößert wurde.

Im Jahre 1848 waren Luxemburger Vertreter zu Frankfurt an den Beratungen des Parlaments beteiligt. Wäre in dieſem Jahre der Verſuch einer deutſchen Einigung durch eine allgemeine Verſtändigung auf großdeutſcher Baſis zuſtande gekommen, ſo hätte wahrſcheinlich Luxemburg unter Beibehaltung der Perſonalunion mit Holland ſeinen Platz in einem deutſchen Kaiſerreiche eingenommen. Dennoch und trotz der Betonung des „deutſchen Elementes", die mehr in polemiſchem Sinne erfolgte, war die Anteilnahme Luxemburgs am politiſchen Leben Deutſchlands nicht beſonders rege, und je länger die endlich errungene Autonomie ſich auswirkte, deſto mehr fand ſie Anklang bei der großen Zahl der Luxemburger. Der engere Anſchluß an irgendeines der Nachbarländer hätte vielleicht einige wenige reizen können, denen die Möglichkeit ſich geboten hätte, eine größere Rolle zu ſpielen. Die meiſten aber zogen vor, ihre Angelegenheiten unter ſich zu erledigen und Herr im eigenen, wenn auch kleinen Hauſe zu ſein. Die Ausſicht, äußerſter Grenzbezirk eines größeren Vaterlandes zu werden, in dem ihre beſonderen Intereſſen nicht beachtet worden wären, konnte wenig Verlockendes für ſie haben.

Die gewaltſamen Vorgänge der Jahre 1864 und 1866 verſchoben zudem die Lage. Der Krieg gegen Dänemark wegen Schleswig-Holſtein mußte in Luxemburg und Holland, wo man ſich in ähnlichen Verhältniſſen befand, als eine direkte Bedrohung angeſehen werden, und die Politik der Enthaltung, des Beiſeiteſtehens, die Luxemburgs Vertreter ſeit 1864 geübt hatten, wirkte ſich auch 1866 im Sinne einer vollkommenen Neutralität aus. Als nun ein Teil der deutſchen Bundesſtaaten nach dem preußiſchen Siege den Norddeutſchen Bund bildete, trat ihm Luxemburg, ebenſo wie Liechtenſtein und wie einſtweilen die ſüddeutſchen Staaten, nicht bei. Aber die Exiſtenz des Landes ſelbſt wurde ſchon in den folgenden Monaten in Frage geſtellt, die luxemburgiſche Frage wurde 1867 zu einer europäiſchen Frage, die eine allgemeine Kriegsgefahr hervorrief, jedoch im Londoner Vertrage vom 11. Mai 1867 eine ungefährliche Löſung fand.

Die Ereigniſſe des Jahres 1867, die oft von auswärtigen Hiſtorikern und vom internationalen Standpunkt aus diskutiert wurden, ſind von äußerſter Wichtigkeit auch vom innerluxemburgiſchen Standpunkt, daran iſt kein Zweifel. Merkwürdigerweiſe aber ſind die innerluxemburgiſchen Vorgänge bisher weniger von der Geſchichtsforſchung behandelt worden. Hier iſt natürlich weder Zeit noch Raum dazu. Aber zwei Feſtſtellungen ſind zu machen. Wie ſo oft, gibt die Gefahr, die Luxemburgs Unabhängigkeit bedroht, im Jahre 1867 der einheimiſchen Bevölkerung die Gelegenheit, ihren Lebenswillen zu äußern und zu ſtärken. Und alle die großen oder auch nur größeren Mächte, die, vom Scheine getäuſcht, verſuchten, eine Bewegung zugunſten einer Annexion hervorzurufen, mußten erkennen, daß ihre Beſtrebungen keinen Erfolg hatten. In dieſem Jahre war der „Feierwon“ als Luxemburger Nationallied entſtanden, mit dem Refrain: Mir wölle bleiwe, wat mer ſin!, der klar der eigentlichen Volksmeinung entſprach und gelegentlich, ſpeziell 1870/71, eine deutliche, wieder negative Formulierung finden konnte. In Zeitungen, Verſammlungen, Petitionen kam zum Ausdruck, daß die Luxemburger Bevölkerung zwar an der Erhaltung der Luxemburger Selbſtändigkeit zweifelte, aber auch trotz des Bewußtſeins ihrer Ohnmacht zum Ausdruck brachte, welcher Löſung ſie den Vorzug gäbe. Dabei bleibt gewiß, daß es vor allem die Rivalität der großen Mächte war, die den Beſtand eines unabhängigen Großherzogtums rettete und im Londoner Vertrage mit der Neutralität Luxemburgs zugleich neue Garantien für ſeine nationale Exiſtenz ſchuf.

Ferner erſcheint auch noch in dieſen Jahren der Luxemburger Patriotismus weder als etwas Selbſtverſtändliches, Unanfechtbares, noch als etwas beſtimmt und poſitiv Gegebenes. Die Luxemburger ſelbſt, die Intellektuellen, die die internationale Lage erkennen und die Gefahr deutlicher ſehen, mehr noch als das gewöhnliche Volk, laſſen zu und nehmen praktiſch hin, daß ihre Exiſtenzberechtigung in Frage geſtellt wird, ſie wiſſen nicht recht, worauf ſie ihre Unabhängigkeitswünſche begründen ſollen, die im Widerſpruch zu den damals anerkannten Geſetzen der internationalen Entwicklung zu ſtehen ſchienen. Sie rechnen noch in erſter Linie damit, daß in der internationalen Politik die Macht entſcheidet und ſtellen die Frage nicht nach dem Recht, ſondern vor allem nach dem Ergebnis: wenn Annexion, dann nach welcher Seite? Sie wünſchen mehr, hier beſtimmend mitzuwirken, als ſie hoffen, die eigene Exiſtenz retten zu können, ja als ſie glauben, dieſelbe verteidigen zu müſſen.

Mancher wird dieſe Formulierung vielleicht zu ſtreng, zu ungünſtig für den Luxemburger Volkscharakter finden. Ich bitte aber zu bedenken, daß die Entwicklung des Luxemburger Nationalgefühls im 19. Jahrhundert vom Nullpunkt ausgehen mußte. Heimatliebe iſt noch kein Nationalgefühl, die Scheu vor fremdem Druck noch kein Volksbewußtſein, und wer noch nicht zur Überzeugung kommen konnte, daß er tatſächlich und wirklich exiſtiert, hat es ſchwer, von ſeiner Exiſtenzberechtigung durchdrungen zu ſein! Das kleine Luxemburg ſieht ſich übermächtigen Nachbarn gegenüber, von deren gutem Willen es ſchließlich abhängt, von deren gegenſeitiger Neutraliſierung es in der Hauptſache ein günſtiges Reſultat erhoffen kann: kein Wunder, daß die Hoffnung zage und das Selbſtbewußtſein etwas unſicher iſt.

Die franzöſiſche Gefahr, die 1867 noch ganz ernſtlich geweſen war, erſchien ſeit 1870/71 ausgeſchaltet, dafür nahm die deutſche ein um ſo bedrohlicheres Ausſehen an. Dieſen Eindruck verſtärkte das unbedingte Gefühl der Abhängigkeit vom Deutſchen Reiche, mit dem Luxemburg in Zollunion ſtand, das die luxemburgiſche Induſtrie durch ſein Kapital beherrſchte, das ſeit 1872 die wichtigſten luxemburgiſchen Eiſenbahnen in Händen hielt, das ſeit der Reichsgründung unter Preußens Führung eine rege internationale Tätigkeit und eine ſtarke Machtentfaltung zur Schau ſtellte, die auf imperialiſtiſchen Ausdehnungswillen ſchließen ließ. Für den Luxemburger war zudem der Unterſchied zwiſchen Deutſch und Preußiſch etwas ganz Reelles, und man muß wohl auch in Deutſchland zugeben, daß die Leute, die in Heinrich v. Treitſchke ihren Wortführer fanden, nicht dazu beitrugen, das in allerlei tatſächlichen Verhältniſſen und Ausmaßen begründete Mißtrauen zu beſchwichtigen. So kam es, daß der Luxemburger Patriotiſmus zwiſchen dem deutſchfranzöſiſchen und dem Weltkriege ſich äußerlich noch zumeiſt in der negativen Form der Abwehreinſtellung gegen einen übermächtigen Nachbarn manifeſtierte.

Auch der Weltkrieg bedeutete hier zunächſt nach außen begreiflicherweiſe noch keine Änderung und ſchien nach innen ſogar einen Rückſchritt in der Bildung des luxemburgiſchen Nationalgefühls bringen zu ſollen. Der Weltkrieg fand Luxemburg innerpolitiſch in denkbar ſchlechter Verfaſſung. Seit das Vorherrſchen des Liberaliſmus nicht mehr als Selbſtverſtändlichkeit galt, hatte der Parteiſtreit Ausmaße und eine Tiefe angenommen, die man im friedlichen Innenleben des friedlichen Ländchens nicht gewohnt war, und die Hinneigung zu dem oder jenem Nachbarn, die immer in der Einſtellung des Luxemburgers mitgezählt hatte, drohte in gewiſſen Kreiſen übermächtig zu werden, als einige auf den unglücklichen Gedanken kamen, ausländiſche Intervention zur Erreichung innerpolitiſcher Zwecke auszunutzen. Zwar gegen die Neutralitätsverletzung war 1914 der Proteſt aller Inſtanzen ohne Parteiunterſchied einmütig und eindeutig erfolgt, allein als die Kriegsereigniſſe ihren Lauf gingen und über der andauernden allgemeinen Nervoſität und Unſicherheit die inneren Streitigkeiten auch die Perſon der Großherzogin nicht unberührt ließen, da konnten oberflächliche Beobachter, das will ſagen: Beobachter der Oberfläche des öffentlichen Lebens in Luxemburg, zu der falſchen Vorſtellung kommen, Luxemburg ſei reif für das Aufgehen in einem größeren Nachbarlande, und es bleibe ihm nach dem Ausdruck eines belgiſchen Blattes nur die Wahl, „de devenir une grande province belge ou un petit département français“. Allein das war ein Irrtum, der ſofort patent wurde, als nicht nur mehr vereinzelte, nicht maßgebende Individuen oder abwegige Grüppchen, ſondern die Geſamtheit des Luxemburger Volkes Gelegenheit fand, ſich zu äußern. Die machtvolle Demonſtration vom 27. April 1919, an der ſich alle Luxemburger ohne Unterſchied irgendwelcher Art äußerlich oder innerlich beteiligten, ließ über die Gefühle des Landes nicht den mindeſten Zweifel mehr beſtehen. Tatſache war, und ſie trat klar in die Erſcheinung, daß nunmehr, ganz anders wie 1867, überhaupt kein Luxemburger mehr die Exiſtenzberechtigung und den Unabhängigkeitswillen des Volkes als diskutabel anſah: die Frage durfte bei dem in Ausſicht genommenen Referendum über die politiſche und wirtſchaftliche Zukunft des Landes überhaupt nicht geſtellt werden: ſie war durch ein einſtimmig erfolgtes Votum der Kammer vorweg erledigt.

Man darf glauben, daß dieſer Augenblick für die Fortbildung des luxemburgiſchen Nationalgefühls ausſchlaggebend war. Die Willensäußerung vom 27. April 1919, die ja auch von den Herren des Augenblicks anerkannt und berückſichtigt wurde, war nicht etwas Momentanes, Vorübergehendes, ſondern das Luxemburger Volk war derart in ſeinen Tiefen aufgerüttelt, daß die Wirkung bis auf den heutigen Tag gedauert hat. Es gibt auch heute zwar keinen Luxemburger, der glaubte, daß Luxemburgs Exiſtenz nicht von internationalen Ereigniſſen bedroht werden könnte, derartige Illuſionen über die reellen Machtverhältniſſe und über die international ausſchlaggebenden Motive machen wir uns gewiß nicht, aber es gibt auch keinen, der nicht im Innerſten überzeugt wäre, daß jeder Anſchlag auf Luxemburgs Unabhängigkeit eine Vergewaltigung und ein Unrecht bedeutete.

Aber mehr noch und Wichtigeres läßt ſich heute feſtſtellen. Der volksbewußte Luxemburger der Nachkriegszeit begnügt ſich nicht mehr damit, deutſch gegen wälſch und umgekehrt auszuſpielen; er begnügt ſich nicht damit, zu bleiben, was er iſt. Er will dieſes Seins Gehalt erkennen, er will dieſem Sein Gehalt geben, er will die darin enthaltenen Möglichkeiten auswerten und ausnützen. Es mag auch hier noch verſchiedene Richtungen geben, zwei vor allem, die ſich in theoretiſchen Äußerungen und Polemiken aufſatzſchreibender Jünglinge jeden Alters bisweilen kreuzen: jene, die Luxemburgs Sendung darin ſieht, zu vermitteln zwiſchen Oſt und Weſt, zwiſchen deutſch und wälſch, zu vermitteln in kultureller und auch in politiſcher Hinſicht, fruchtbaren Austauſch der Kulturwerte und internationale Verſtändigung zum Beſten Europas zu fördern, und jene andere, die vor allem danach trachtet, Luxemburgs eigene Bedeutung zu etwas Wirklichem zu machen, luxemburgiſche Art zu pflegen und hochzuhalten und mit beſcheidenen Mitteln, aber nach eigenen Geſetzen, eine Luxemburger Kultur zu pflegen, die in der reichhaltigen Menſchheitskultur ihr eigenes Plätzchen einnähme. Dahin gehören alle die Beſtrebungen, eine luxemburgiſche Literatur zu ſchaffen und auszubauen, die ſeit der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts einen gewiſſen Erfolg aufzuweiſen haben, alle die Verſuche, der luxemburgiſchen Sprache im öffentlichen Leben, in der Preſſe, in der Schule, im wiſſenſchaftlichen Betriebe zu größerem Anſehen und ſtärkerer Verwendung zu verhelfen; dann auch die auf die Erforſchung der Sprache ſelber gerichtete Tätigkeit, Feſtlegung und Ergänzung des Vokabulars, Feſtlegung von Orthographie und Grammatik, Unterſuchung der Mundarten und Varianten, wie ſie z. B. der jüngſt zu einer Sektion des Großherzoglichen Inſtituts umgebildete Sprachverein betreibt. Dazu gehört die reiche, wenn auch mehr zerſplitterte Arbeit auf dem Felde der Luxemburger Nationalgeſchichte, die zugleich eine Auswirkung des vorhandenen Intereſſes und ein Mittel zur weiteren Stärkung des

Nationalbewußtſeins darſtellt. Dazu gehört das Studium der Luxemburger Volkskunde, das Eindringen in Sinn und Herkunft alter Sitten und Gebräuche, gehören die Bemühungen um eine Luxemburger Kunſt, die naturgemäß weniger Erfolge aufzuweiſen haben. Dazu gehört das klare Bekenntnis zu einer nunmehr einheimiſch luxemburgiſch gewordenen Dynaſtie und die immer ſtärkere Beteiligung an nationalen Feiertagen, wobei der Luxemburger ſogar beginnt, ſeine patriotiſchen Gefühle auch zu äußern nach Art anderer Völker, was bis jetzt nicht ſo ſehr Brauch war. Dazu gehören dann alle Aufforderungen und Mahnungen, das Erbe der Väter nicht zu verſchleudern, Luxemburger Eigenart hochzuhalten, denn Überfremdung iſt bei offenen Grenzen und kleiner Zahl des Volkes wohl ſchlimmere Gefahr als politiſche Annexion. Dieſe Bemühungen haben ſodann in letzter Zeit einen ſtarken Rückhalt gefunden auch an wirtſchaftlichen Erwägungen. Auch hier heißt es eindringlicher: Letzeburg de Letzeburger!, ſeit unſere an Freizügigkeit gewohnten Landsleute aus fremden Ländern ſtellen- und mittellos heimgeſchickt werden und im eigenen Lande noch einen ſtarken Prozentſatz Fremder in einträglicher Beſchäftigung finden. Daß ſich bei dieſer Reaktion gegen die drohende Überfremdung die Jugend beſonders hervortut und nicht immer verſtehen kann, weshalb die offiziellen Inſtanzen ihrer Meinung nach noch immer zuviel Rückſicht auf ausländiſche Elemente nehmen, iſt nur ſelbſtverſtändlicher, verſtärkter Ausdruck eines durch äußere Umſtände gehemmten Lebenswillens.

Verſuche, die nationalluxemburgiſchen Tendenzen zuſammenzufaſſen und durch Organiſation ins öffentliche Leben vorzutragen, ſind, beſonders wenn ſie ans Politiſche ſtreiften oder ſich hineinwagten, bis jetzt wenigſtens nicht zu ſtarken Erfolgen gelangt, aber gerade darin liegt meiner Schätzung nach ein Beweis für die Allgemeinheit des nationalen Empfindens. Der Luxemburger war bisher nicht recht für ſolche Beſtrebungen zu haben, die das Nationale einer beſonderen Gruppe als Aushängeſchild überließen, weil eben alle Luxemburger gleich national denken und fühlen: beſondere luxemburgiſche Nationaliſten erſcheinen ebenſo überflüſſig wie eigene Luxemburger Pazifiſten. Was die weltpolitiſchen Ereigniſſe uns aber auf dieſem Gebiete mitbringen werden, ſteht hier vorläufig nicht zur Diskuſſion.

*

Zum Schluß dieſer etwas ſpärlichen wenn auch noch zu langen Ausführungen möchte ich kurz zuſammenfaſſend folgende Feſtſtellungen machen:

Luxemburgiſches Nationalgefühl iſt nicht entſtanden aus der Einheit des geographiſchen Raumes, die früher nicht vorhanden war und jetzt nicht vorhanden iſt.

Es hat ſich auch nicht in erſter Linie entwickelt, weder in früheren Zeiten noch heute, aus einer Raſſen- und Spracheinheit, die ſeit 1839 zwar beſteht in dem Sinne, daß von den beiden urſprünglich luxemburgiſchen Elementen das eine, das walloniſche, ausgeſchaltet iſt, aber nicht ſo, daß das andere, das germaniſche, vollſtändig zuſammengeſchloſſen wäre.

Es hat vielmehr als Hauptgrundlage, wenigſtens in ſeiner neuzeitlichen Form, die ſtaatliche Selbſtändigkeit, die ſeit 1815 nach und nach wieder entſtanden iſt, wobei gewiß die völkiſch-ſprachliche Einheit in neueſter Zeit fördernd mitwirken mußte, aber nicht ausſchlaggebend war; ein Beweis dafür liegt auch in der Tatſache, daß ein Luxemburger Irredentismus in den abgetrennten Teilen nicht beſteht, daß im Gegenteil der Zuſammenhang im Denken und Streben, im Sprechen und Handeln immer raſcher verloren geht. Belgiſche Luxemburger ſind heute Belgier, um ſo mehr ſind die deutſchen Deutſche und die franzöſiſchen Franzoſen. Dieſe Tatſache beſtätigt ihrerſeits den friedlichen Charakter des Luxemburger Nationalgefühls, das wahrlich in keinerlei Imperialismus ausarten und keinem Nachbarn gefährlich werden kann.

Deutſches Sprachgut jenſeits der Sprachgrenze in den Alpen, mit beſonderer Rückſicht auf das Rätoromaniſche des Grödnertales

Von Eberhard Kranzmayer

Das Auge des Erforſchers nachbarſprachlicher Beziehungen darf nicht auf einer beſtimmten Grenzlandſchaft haften bleiben, wenn ſich der Forſcher ſichern will gegen die Gefahr einſeitiger Urteile. Es darf auch nicht haften bleiben allein auf ſprachwiſſenſchaftlichen Fragen, ſondern muß Wörter und Sachen, Sprache und Volk nebeneinanderſtellen, um die Tiefen der ewigen Auseinanderſetzung von Vererbtem mit dem Fremden zu verſtehen.

Im geſchloſſenen Binnenland mag vielleicht urſprünglich volle Einheitlichkeit in der Sprache geherrſcht haben. Dieſe aber wird durch den großen Raum immer wieder aufgelöſt in Mundarten, durch das Wirtſchaftsleben in Berufsſprachen. Unſere Geſellſchaftsordnung bringt es mit ſich, daß die Oberſchicht beſondere Spracheigentümlichkeiten ausbildet, die dem überlandſchaftlichen Verkehr dienen; daher meidet ihre Verkehrsſprache auffallende Mundartmerkmale. Sie gibt die Grundlagen für die Schriftſprache, die, von einigen wenigen geſchaffen und verbeſſert, zur oberſten Inſtanz geworden und einem feſtgeformten Regelwerk verpflichtet iſt. Heute iſt die Schriftſprache die erſte Quelle für die Verkehrsſprache, und dieſe wieder nimmt Einfluß auf die Mundart. Das iſt in rohen Umriſſen das Verhältnis zwiſchen Sprache und Volk in ſeinen Schattierungen im Binnenland.

Große Umwälzungen finden auch in der Sprache ihren Niederſchlag. Ihre Neuerungen werden zunächſt getragen von den führenden Schichten und ihrer Hochſprache, gelangen von dort in die breitere Oberſchicht und in ihre Verkehrsſprache und von dort aus in die Mundart. Dieſen Vorgang erleben wir zu oft mit, als daß man ihn erſt beweiſen müßte.

Neue Verhältniſſe entſtehen in dem Augenblick, wo zwei verſchiedenſprachige Völker zuſammenſtoßen. Zugleich mit der Sprachgrenze bildet ſich gleichſam ein Damm, Volk von Volk und Sprache von Sprache ſcheidend. Aber es mag dieſe Grenze noch ſo unvermittelt und ſcharf ſein, irgendwie ſetzt ſich der Verkehr doch über ſie hinweg und bricht den erſten Weg für den Austauſch wirtſchaftlicher, kultureller und geſellſchaftlicher Güter. Von der Stärke dieſes Austauſches iſt auch die

Stärke des Austauſches ſprachlichen Gutes abhängig. Hier iſt es ein ſchmales Pförtlein, das nur weniges einläßt, dort iſt es ein weitgeöffnetes Tor, durch das ſchier ſchrankenlos Kultur und Sprache einſtrömen.

Die außerordentlich lange und vielgeſtaltige deutſche Sprachgrenze zeigt alle Möglichkeiten, insbeſondere wenn man auch die deutſchen Sprachinſeln heranzieht. Streckenweiſe zeigt ſie auffallende Abgeſchloſſenheit nach außen, und es ſind verhältnismäßig wenig Lehnwörter, welche die Sprachgrenze überſchritten. Streckenweiſe geſtattet ſie ungehindertes Auswellen deutſchen Gutes, und die ganze deutſche Oſtgrenze iſt in der Tat ein weitgeöffnetes Tor mit ſtarkem Kulturgefälle. Auch die Grenze gegen die rätoromaniſchen Splitterinſeln in der Schweiz und in Südtirol iſt keine ſcharfe Scheidewand, vielmehr dem Auswellen deutſchen Sprachgutes ins Fremdland günſtig. Dagegen ſperren die dazwiſchenliegenden italieniſchen Grenzlandſchaften wieder ſtrenger ab. Einen Teil der deutſch-ladiniſchen Grenze bildet unſer Gebiet mit der deutſchen Eiſacktaler Mundart auf der einen, der rätoromaniſchen und im beſonderen oſtzentralladiniſchen Grödner Mundart auf der anderen Seite.

Die Antwort auf die Frage, wieſo der Austauſch von Sprachgut in den verſchiedenen Grenzabſchnitten ſich verſchieden ſtark ausbildet, liegt auf der Hand. Sie hängt aufs engſte zuſammen mit dem Kulturgefälle, aber auch mit der Geſtalt der Sprachgrenze ſelbſt. Heute noch vermögen wir verſchiedene Kräfte aufzuzeigen, die entſcheidend eingreifen. Die Bodengeſtaltung formte unbewohnbare Gebiete, wie geſchaffen für eine dauernde Volks- und Sprachgrenze; ſo iſt die deutſch-italieniſche Grenze in Südtirol durch den einzigen geographiſchen Punkt der Salurner Klauſe feſtgelegt, weil ihr weiterer Verlauf ſich an die Gebirgskämme hält. Eine alte geſchichtliche Grenze, die zwiſchen Mähren und der Slowakei, trennt gleichzeitig Tſchechen und Slowaken. Auf weiten Strecken entſcheiden die Frage, ob Serbe oder Kroate, weniger ſprachliche als konfeſſionelle Merkmale, indem ſich die Katholiken lieber zum Kroatentum, die Orthodoxen zum Serbentum bekennen. Für unſere Unterſuchung von einſchneidender Bedeutung ſind geſellſchaftlich gebundene Sprachgrenzen, wie wir ſie mit einigem Vorbehalt im äußerſten Südſtreifen von Kärnten vorfinden, wo Deutſche und Windiſche durcheinander wohnen. Und zwar ſpricht ein Teil der bäuerlichen Bevölkerung im vertraulichen Umgang windiſch, hingegen ſprechen die Städter und Märktler, die Großunternehmer und Beamten, mit einem Worte, die ſog. „beſſeren" Leute, von nebenſächlichen Ausnahmen abgeſehen, nur deutſch. Die Windiſchen ſelbſt gebrauchen die deutſche Sprache erſt in dem Augenblick, wo ſie ſich höherer Geſellſchaftsformen bedienen. Niemandem fällt im zweiſprachigen Südkärnten ein windiſch ſprechender Bauer auf; größtes Aufſehen aber würde ein vornehm Gekleideter erregen, wenn er windiſch ſpräche. Denn der iſt bereits höheren Geſellſchaftsformen und damit zum Deutſchſprechen verpflichtet.

Hier zeigt ſich eine verſchiedene ſoziale Bewertung beider Nachbarſprachen. Es gäbe viele Belege, um dieſe Tatſache zu bekräftigen. Es ſtehen ſich in derſelben Landſchaft nicht allein zwei Völker, ſondern in einem gewiſſen Sinne unabhängig davon auch zwei Sprachen gegenüber. Die Grenze zwiſchen den Völkern und den Sprachen iſt deshalb verſchieden, weil im geſellſchaftlichen Leben die Sprache unabhängig von der Volkszugehörigkeit ihre eigene Rolle ſpielt; das Deutſche dient als Verkehrsſprache: bei Gericht, auf dem Markt, in Schule und Amt iſt es allein denkbar; das Windiſche beſteht daneben als Hausſprache, eingeſchränkt auf das häusliche und dörfliche Leben.

Freilich ſind, wie ſchon angedeutet, im zweiſprachigen Südkärnten dieſe Verhältniſſe ſchon verwiſcht, dadurch, daß viele Bauern auch als Hausſprache nur das Deutſche verwenden. Klarer trat die Abgrenzung zwiſchen der deutſchen Verkehrs- und der windiſchen Hausſprache in der Vorkriegszeit hervor in der Unterſteiermark ſüdlich des Bachergebirges[1], geradezu typiſch war ſie im 19. Jahrhundert faſt für ganz Krain, wo wirklich nur die Städter, viele Beamte und die Großunternehmer Deutſche waren, die übrige Bevölkerung aber nur im Verkehr nach außen die deutſche Sprache ſtatt ihrer windiſchen verwendete[2].

Dieſes enge Nebeneinander im Gebrauch bald dieſer, bald jener Sprache hatte ganz beſtimmte Folgen. Sie kommen unter anderem zum Ausdruck in einer auffallenden Unſicherheit der räumlichen Sprachgrenze. Nicht nur, daß ſie ſich im alten Öſterreich von Volkszählung zu Volkszählung oft bedeutend veränderte, waren ihr zudem auf deutſcher und insbeſondere auf ſloweniſcher Seite breite Übergangsgürtel mit mehr oder weniger ſtarken Minderheiten vorgelagert. Wenn man damit etwa die deutſch-italieniſche Sprachgrenze in Vorkriegs-Tirol vergleicht, ſo ſteht dort die Grenze ſo gut wie unverrückbar feſt; die Übergangsgürtel ſind bedeutend ſchmäler oder fehlen ganz. Und ſelbſt die deutſch-ladiniſche Grenze bleibt im weſentlichen unverändert, mag auch die ladiniſche Seite ſeit altersher deutſche Minderheiten zulaſſen.

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß in Landſchaften mit verſchiedener Verkehrs- und Hausſprache und verſchiedenſprachiger Ober- und Unterſchicht auch die Sprachen ſelbſt im Laufe der Zeit verändert wurden. Die Hausſprache, die neben der Verkehrsſprache ganz von ſelbſt und von beiden Seiten als etwas Untergeordnetes, wenn nicht geradezu Derbes empfunden wird, zieht allmählich vom übergeordneten Vorbild an. Insbeſondere, wenn man folgendes berückſichtigt. Die großen Neuerungen auf wirtſchaftlichem, geſellſchaftlichem und geiſtigem Gebiet, die das Mittelalter und die Neuzeit den Völkern brachte, wurden faſt immer und überall durch die Oberſchicht vermittelt und mit ihnen zugleich auch das notwendige neue Sprachgut. So wie jede dieſer Umwälzungen im Denken die einzelnen Blickfelder und damit auch das ganze Weltbild etwas ummodelte, ſo natürlich auch im Sprechen. Die notwendigen Vorlagen brachte ſchon fertig die Verkehrsſprache mit. Die Trägerin aber dieſer Neuerungen, die Oberſchicht, war bekanntermaßen bis weit in den Oſten hinaus im ausgehenden Mittelalter und bis in die Neuzeit deutſch. Sie war es, die mit jeder neuen Kulturwelle auch neues deutſches Sprachgut über die geſchloſſene Volksgrenze hinaustrug und anſchwemmte. Ein gut Teil davon blieb bis heute erhalten. Auf dieſe Weiſe erklären ſich die nach hunderten zählenden deutſchen Lehnwörter im Eſtniſchen, im Lettiſchen und Litauiſchen, im Polniſchen, im Tſchechiſchen und Slowakiſchen, im Madjariſchen und im Sloweniſchen, ſchließlich aber auch in den rätoromaniſchen Splitterinſeln, wo die gleichen Vorausſetzungen herrſchten; erklärt ſich auch die an und für ſich recht ſonderbare Tatſache, daß gut die Hälfte aller dieſer Lehnwörter in den aufgezählten Sprachen oder ihren Mundarten dieſelben Dinge bezeichnen[3] und daß die meiſten Sinngleichen ſogar zur gleichen Zeit zu den verſchiedenen Völkern gewandert ſind: waren es doch dieſelben Kräfte, die Wörter und Sachen auf Wanderſchaft ſchickten. Ein gut Teil deutſchen Tuns und Denkens iſt damit zu Gaſt gekommen, denn es war ja nicht allein nur deutſches Wortgut: auch deutſche Redensarten, deutſche Vergleiche und deutſche Umſchreibungen wurden eingebürgert. Das meiſte freilich harrt der wiſſenſchaftlichen Erſchließung.

---

[1] Dagegen herrſchten zwiſchen Bachergebirge und der ſteiriſchen Sprachgrenze vor dem Kriege ungefähr die gleichen Verhältniſſe, wie ſie heute noch in Kärnten gelten.

[2] In ganz Slowenien und ebenſo in Südkärnten entſtand dieſer Zuſtand durchweg auf friedlichem Wege in einer mehr als tauſendjährigen ungeſtörten Entwicklung, worauf hier ausdrücklich hingewieſen ſei. Erſt in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts trug eine zugleich mit den damaligen ſozialen Umſchichtungen hochgekommene zwar dünne, aber um ſo aktivere ſloweniſch-chauviniſtiſche Intelligenzſchicht den Unfrieden ins Land; dazu ſiehe die Schriften von M. Wutte, Deutſch-Windiſch-Sloweniſch und von G. Werner, Sprache und Volkstum in der Unterſteiermark.

Die Schriftſprachen dieſer Oſtvölker oder beſſer geſagt ihre Schöpfer und ihre Bearbeiter verhalten ſich dem deutſchen Lehngut gegenüber zunächſt ungleich. Aber im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts werden ſich bereits alle einig in der Auffaſſung, das deutſche Lehngut ſei als Fremdkörper tunlichſt zu meiden und auszumerzen. Die einzelnen Schriftſprachen gehen in dieſem Beſtreben verſchieden weit. Das Schriftſloweniſche beginnt, von älteren Anſätzen zu Anfang des 17. Jahrhunderts abgeſehen, ſeine große Sprachreinigung unmittelbar nach dem Jahre 1848; ſie wird in wenigen Jahrzehnten mit großer Strenge durchgeführt. Die deutſchen und ebenſo die italieniſchen „Fremdkörper" werden, ſoweit man ſie empfand, in der Weiſe beſeitigt, daß man ſie entweder wortwörtlich ins Sloweniſche überſetzte und z. B. aus *asesor* Aſſeſſor *prisednik*, aus *Murmeltier godrnica, godrnjela* formte, obwohl es beides in Slowenien nicht gibt und die Vorſtellung, daß der Aſſeſſor der Beiſitzer iſt, längſt nicht mehr beſteht und das Wort *Murmeltier* mit dem Zeitwort *murmeln* überhaupt nichts zu ſchaffen hat; oder man entlehnte die Erſatzwörter aus anderen ſlawiſchen Sprachen, z. B. *kava* Kaffee aus ſerbokroat. *kava*, *čaj* Tee aus ruſſ. *čaj*, wofür die Volksſprachen nur die deutſchen Wörter *kofè*, *tè* kennen.

Nun waren aber dieſe und mehrere hundert ähnlicher „Fremdkörper" gerade in der Volksſprache zutiefſt verwurzelt. Ihre Entfernung aus der Schriftſprache hatte zur Folge, daß die neuen Ausdrücke und damit die Schriftſprache als ſolche vom Volk nicht mehr verſtanden wurde. Noch bis 1918 traf man daher auch in Krain, dem Kernland Sloweniens, in ſtockſloweniſchen Bauernhäuſern deutſche Zeitungen: deutſch konnten die Alten noch von der Schule her leſen, ſchriftſloweniſche Zeitungen waren für ſie ſinn- und zwecklos. Damals ging in ſloweniſchen Randgebieten mit dem Verſtehen der Schriftſprache auch der Sinn für die ſloweniſche Nation verloren und die ſloweniſch-nationale Propaganda fiel und fällt heute noch in Südkärnten zumeiſt auf tauben Boden. Der chauviniſtiſche Übereifer der ſloweniſchen Grammatiker hat alſo — gewiß unbeabſichtigt — ihrer Nation nie wieder gutzumachenden Schaden zugefügt. Die Kärntner Windiſchen wünſchen für ihre Schulen nahezu ausnahmslos deutſch als vorherrſchende Unterrichtsſprache, und ſie lernen deutſch ebenſogut und ebenſoſchwer wie ſchriftſloweniſch, gewinnen aber mit jenem ſicheren Anſchluß an die große Welt.

---

[3] Umgekehrt kann man daraus, daß in einigen Sprachen beſtimmte Begriffe immer wieder durch Lehnwörter benannt ſind, auch ohne Kenntnis der anderen Sprachen mit einiger Sicherheit erraten, daß auch in ihnen dafür Lehnwörter erſcheinen.

So entſtand bei den Kärntner Windiſchen ein für ziviliſierte Völker eigenartiger Zuſtand: eine immerhin nicht ganz kleine Gemeinſchaft blieb mit vollem Bewußtſein und ohne jeden Druck von oben ihrer eigenen Schrift- und Verkehrsſprache fern und hat auf ſie freiwillig zugunſten des Deutſchen verzichtet. Und in der nördlichen Unterſteiermark war es bis zur Abtretung an Südſlawien und teilweiſe ſogar ſpäterhin nicht viel anders.

In nahezu allen anderen Volksgemeinſchaften fand zwar die künſtliche Sprachreinigung gelegentlich Eingang in Volksſprache und Mundart, nahm aber nirgends auch nur annähernd den Umfang an, der die Kunſtſprache beherrſcht. Es entwickelt ſich daher, was die Lehnwörter betrifft, in den Oſtſprachen ein Gegenſatz zwiſchen Schrift und unbefangener Rede.

Bei den Kärntner Windiſchen hat die neuſloweniſche Sprachreinigung überhaupt keinen Eingang gefunden, weil die meiſten von ihnen neuſloweniſch nicht ſchreiben wollen und können. Ihnen erſetzt heute noch das, was anderen Volksſprachen ihre eigene Schriftſprache gibt, die deutſche Schrift- und Verkehrsſprache. Das alte Einſtrömen deutſchen Sprachgutes dauert unvermindert an, und auch jüngſte Begriffe, wie Krankenhaus, Lokomotive, Auto, Verſicherung (gegen Unwetter uſw.), Zuſammenbruch (im Jahre 1918), Triebwagen werden mit deutſchen Lehnwörtern ausgedrückt. Es iſt der Zuſtand der ſchriftſprachfernen Volksſplitter, die keinen Anſchluß gefunden haben an ihre eigene Nation und ihr geiſtiges Gut weiterhin von anderswoher beziehen. Andere ſchriftſprachferne Volksſplitter im Bereich des deutſchen Südoſtens ſind die Deutſchen in der Sprachinſel Zarz in Oberkrain mit ſloweniſcher, die Deutſchen in den zimbriſchen Sprachinſeln der Sieben und Dreizehn Gemeinden mit italieniſcher Schrift- und Verkehrsſprache und ſchließlich unſere Grödner.

Der Sprachengebrauch bei den Grödnern iſt noch verwickelter: die Hausſprache iſt ſeit altersher ladiniſch, bis 1919 war die Verkehrsſprache deutſch, die Schriftſprache daneben z. T. in der Schule und in der Kirche vorwiegend italieniſch. Ihre eigene Mundart wird zwar gelegentlich in Kalendern und kleineren Veröffentlichungen unterhaltlichen Inhaltes gedruckt, konnte ſich aber weder unter altöſterreichiſcher noch unter neuitalieniſcher Verwaltung Eingang in Schule und Amt verſchaffen.

Ungefähr dieſelben Verhältniſſe herrſchen im benachbarten Abteital; dagegen war ſchon vor dem Krieg in Buchenſtein italieniſch als Verkehrsſprache neben deutſch eingebürgert, und im oberen Faſſatal ſowie in Ampezzo, den letzten oſtladiniſchen Gebieten, hatte es bereits den Vorrang. Eine ähnliche Dreiteilung wie im Grödneriſchen gilt übrigens auch bei den Slowenen des Reſiatales in Oberkarnien, das ſchon vor 1919 zu Italien gehörte. Hier iſt die Hausſprache windiſch, die Verkehrsſprache friauliſch und die Schriftſprache italieniſch; und bei den Burgenländer Kroaten war vor dem Weltkrieg die Hausſprache kroatiſch, die Verkehrsſprache deutſch und die Schriftſprache madjariſch.

Auch dieſe Dreiteilung im Sprachengebrauch war für den Aufbau der Hausſprache von einſchneidender Wirkung. Schon Theodor Gartner hat fürs Grödneriſche und überhaupt für die rätoromaniſchen Mundarten die Einwirkungen des Deutſchen vom Norden hinunter und die des Italieniſchen vom Süden herauf erkannt und in ſeiner Rätoromaniſchen Grammatik durch treffliche Beiſpiele gekennzeichnet — die Erklärung dieſer Einflüſſe bleibt allerdings oberflächlich. Das Denken dreier Sprachen hat alſo das heutige Grödneriſch geformt, und dieſes Durcheinander iſt am leichteſten zu greifen im Wortſchatz. Eigene Zählungen im alphabetiſchen „Wörterbuch der Grödner Mundart" von A. Lardſchneider ergeben 32% romaniſcher Erbwörter, 26% italieniſcher und 20% deutſcher Lehnwörter, zu denen noch 5% Überſetzungen deutſcher Vorlagen kommen; 9% ſind grödneriſche Neubildungen, 8% ihrer Herkunft nach unklar. In fließender Rede verſchiebt ſich das Verhältnis erheblich zugunſten der Erbwörter, weil die vielen Formwörter faſt durchweg einheimiſch ſind: es ergeben ſich 82% Erbwörter, 7% italieniſcher und 4% deutſcher Lehnwörter; 5% Überſetzungen aus dem Deutſchen, 0,5% gr. Neubildungen und 1,5% fraglicher Herkunft[4].

Es überwiegen alſo immer noch weitaus die Erbwörter, das italieniſche Lehngut hält dem Deutſchen ungefähr die Waage, wenn man die Überſetzungen aus dem Deutſchen mit heranzieht, die Neubildungen erweiſen die ungeſtörte Lebenskraft des Ladiniſchen trotz der fremden Einflüſſe.

Bevor ich das deutſche Lehngut betrachte, ſei einiges geſagt über die italieniſchen Einflüſſe. Der italieniſche Lehnwortſchatz iſt verhältnismäßig jung, und kaum einmal iſt ein Wort vor 1500 aufgenommen; er bezieht ſich auf das kirchliche und geiſtige und auf das Seelenleben ſowie auf höhere Formen des Gemeinſchaftslebens, wie Gewerbe und Induſtrie, Handel, Verkehr und Geldwirtſchaft uſw.; auch einige Formwörter ſind darunter. Beiſpiele ſind *apǫ̀štul* Apoſtel, *balèna* Walfiſch (bekannt aus dem Alten Teſtament), *famìli̯a* Familie, *djenitòri* Eltern, *bəkę̀* Metzger, *butëiga* Verkaufsladen, *katsùəla* Maurerkelle, *mitęl* Metall, *škritòri̯o* Schreibtiſch, die als alte Erbwörter etwa *vǫštl, balëina, famèa, žəndëurəs, bətšę̀, tšatsǫ̀la, mədàl, škritòi* lauten müßten.

---

[4] Die unterſuchten Sprachproben entnahm ich K. v. Ettmayer, Vorläufiger Bericht über die Phonogrammaufnahmen der Grödner Mundart, S.-B. Wien. Akad. d. Wiſſ. 1920, S. 53, 61, 63; Gartner, Die Gredner Mundart, Linz 1879, S. 100, 102, 108.

Ihre unmittelbare Quelle bildet meiſtens die trentiniſche Verkehrsſprache, und nur in wenigen Fällen entſchied die toskaniſche Schriftſprache, und zwar vor allem in Kirchenwörtern, deutlich erkennbar z. B. an gr. *kiəža* Kirche als Gemeinſchaft der Gläubigen aus ital. *chiesa;* dagegen lautet das Erbwort *dliəža* Kirche als Gotteshaus; an *etse uòmo* ecce homo, mit ſchriftſprachlichem *uò*, aber auch mit *-tse* für geſchriebenes *-cce* entſprechend der älteren trentiniſch-venezianiſchen Leſeſprache; neben *uòmo* ſteht als Erbwort *uəm* Mann.

Immerhin greift auch hier deutſches Weſen herein, und es werden von den Grödnern einige italieniſche Schriftbilder ſo wiedergegeben, wie ſie die Deutſchtiroler und nicht wie ſie die italieniſchen Trentiner leſen. Geſchriebenes ital. *gli* in Wörtern wie *battaglia, famiglia,* das richtig als *battal̀la, famil̀la* mit hochgaumigem *l̀* zu leſen wäre und von den Trentinern als *batàľja, famìľja* mit weniger hochgaumigem *ľ*, dafür aber nachſtürzendem hochpalatalem Reibelaut ausgeſprochen wird, können die weniger geübten Deutſchtiroler nur mit gewöhnlichem *l* und darauffolgendem halbvokaliſchem *i̯* wiedergeben und leſen etwa *patàli̯a, famìli̯a.* Genau ſo aber heißt es auch im Grödneriſchen *batali̯a, famìli̯a,* in deutſchtiroliſcher Lautgebung und nicht in trent., die *bataľja, famiľja* ergeben hätte. Sogar hier ſind demnach deutſche Einflüſſe zu ſpüren.

Nun zum deutſchen Sprachgut im Grödneriſchen. Die Bedeutung des deutſchen Lehnwortſchatzes ruht auf anderen Feldern als die des italieniſchen, nämlich auf praktiſchem und haus- und feldwirtſchaftlichem Gebiet. Einige wenige Beiſpiele wähle ich aus: *braša* Brache (dafür auch das etym. dunkle *vara), fərzëiləs* Bohnen (dan. als Erbwort *fažùəi), kirbəs* Kürbis, *i̯agər* Jäger, *tupa* Taube ahd.-bair. *tûpa, žalvę̀* Salbei ahd. *salveia, firǫŋk* Vorhang, *męršər* Mörſer, *pramuəš* Breimus, d. i. eine beſondere Speiſe, *fuərmǫn* Fuhrmann, *šti̯ëra* Störarbeit, *tsǫrga* Türeinfaſſung, bair. *Zarge, kiədl* Kegel im Spiel.

Die Frage nach dem Beginn des Einſtrömens deutſchen Gutes iſt leicht zu beantworten. Dabei zeigt ſich ein zweiter grundlegender Unterſchied gegenüber den italieniſchen Lehnwörtern darin, daß die deutſchen Lehnwörter z. T. bedeutend älter ſind. Die Entlehnungen ſetzen ein mit dem erſten Auftreten anſäſſiger Deutſcher im Bereiche des Grödnertales oder doch ſehr bald danach.

Aus dem Werke von Otto Stolz „Die Ausbreitung des Deutſchtums in Südtirol im Spiegel der Urkunden“, 3. Bd. 1. Teil S. 7 f. und 4. Bd. S. 95 ergibt ſich, daß die Baiern ſchon in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts eingedrungen waren und zwiſchen 568 und 590 im Eiſacktal und im Etſchland, zwiſchen 590 und 600 im Puſtertal ſchon beſtimmt feſtſaßen. Und auch die Ortsnamenforſchung erweiſt bodenſtändiges Deutſchtum mindeſtens ſchon vor 700, denn die Ortsnamen Kaltern im

Etſchland, Köſtlan im Eiſacktal, Toblach im Puſtertal u. a. weiſen in ihren mundartlichen Lautungen *Kxǫltərn, Kxeštlan, Touwla* und ihren alten Schreibungen die Wirkungen der hochdeutſchen Lautverſchiebung auf, und dieſe war ſpäteſtens um 700 abgeſchloſſen: ſie gehen nämlich auf die vulgärlateiniſchen Grundlagen **Caldarium*, **Castellianum*, **Doblacum* zurück und haben deren *k* wie germ. *k* anlautend zu *kx*, auslautend zu *-x* (heute im Puſtertaleriſchen im Schwachton auslautend geſchwunden, daher *Touwla* Toblach) und deren *-d-* wie germ. *d* zu *t* verändert. Dieſe und noch andere alteingedeutſchte Namen bezeichnen Siedlungen weitab vom alten Baiernbereich und waren in jener alten Zeit gewiß zu wenig bedeutend, als daß die Baiern über weite Strecken hinweg eigene Namen verwendet hätten: ſo bezeugen auch ſie die frühe Anweſenheit anſäſſiger Deutſcher.

Die älteſten deutſchen Lehnwörter im Grödneriſchen und in weiterem Sinne im Ladiniſchen ſind allerdings erſt etwas ſpäter eingedrungen. Zwar müßte man das ladiniſche *d* für tirol. *t* in oberfaſſaneriſch *tsondra* Alpenroſe, das zuſammengehört mit paſſeiriſch *tsuntər* Alpenroſe und in gr. *žuəbi̯a dai andli* Gründonnerstag, das im puſtertaleriſchen *ǫntlaspfintsta* Gründonnerstag ſeine Vorlage findet, falls es vor dem ahd. Wandel zu *t* entlehnt wäre, als voralthochdeutſche Entlehnung anſprechen, allein das *-d-* kann im Lad. ſelbſt aus älterem *t* entſtanden ſein, ebenſo wie das *d* heute in abteiiſch *ander* und in ampezzaniſch *andro* Höhle aus dem *t* in lat. *antrum* entwickelt iſt[5]. Immerhin ſind die älteſten Entlehnungen ſicher noch vor 750, dem Auftauchen der älteſten bairiſchen Sprachdenkmäler übernommen. Das muß man annehmen, weil dieſe — ſoweit es ſich um unbeeinflußte Schreibungen handelt — für anlautendes germ. *b-* bereits *p-* ſchreiben und hierin übereinſtimmen mit moderntiroliſchem *p-;* ebenſo wie heute noch der Südtiroler *pęrg, pokx* ſpricht, wurde damals ſchon *përg, pocch* mit *p-* geſchrieben und gewiß auch geſprochen. Das ältere *b-* in grödneriſch *bos* Kuß, *bəzę̀* flüchten der Rinder vor dem Biß gewiſſer Bremſen, *butla* Beutel, Blaſe muß daher noch vor dieſem bair. Wandel, alſo vor 750 übernommen ſein; die Wörter lauten heute im Deutſchtiroliſchen *pus, pīsn, paitl.* Umgekehrt konnten welſche Entlehnungen aus jener frühen Zeit ins Deutſche auch altladiniſches *b-* an dem Wandel zu bair.-tir. *p-* teilnehmen laſſen, wie das etwa der Fall iſt in tir. *pǭfn* geifern und *pęnne* Wagenkorb ſ. Meyer-Lübke, Rom. Etym. Wörterb., unter *baba* Geifer und unter *benna* Korb und im Ortsnamen Bozen, mundartlich *Pǫvtsn* aus vulgärlat. **Bautianum*.

Dieſes und andere lautliche Eigentümlichkeiten laſſen den Anfang des Lehnwortaustauſches zurückverlegen bis mindeſtens in die erſte Hälfte des 8. Jahrhunderts. Seither ſtrömt ununterbrochen deutſches Gut ein, doch wird der Zuſtrom zeitweiſe ſtärker, zeitweiſe ſchwächer. Unter denjenigen Wörtern, deren Einwanderung durch ihren Lautſtand oder durch ihre Wortgeſchichte im Deutſchen ſelbſt zeitlich genauer beſtimmbar iſt, ſind auffallenderweiſe zwei Drittel aufgekommen in der Zeit nach 1300, nach 1600 und nach 1800; ſie verteilen ſich annähernd zu gleichen Teilen auf dieſe drei Stufen. Vor 1300, und zwar in verſchiedenen Zeiten, iſt nur mehr ein Fünftel, nachher zu anderen Zeiten nur ein Zehntel entlehnt[6].

---

[5] Dazu vgl. man den Ortsnamen Landro richtiger L'Andro bei Toblach, zu deutſch Höhlenſtein genannt.

Wie nicht anders zu erwarten war, zeigen auch die Oſtſprachen in denſelben Zeitläuften das Anwachſen deutſchen Sprachgutes. Freilich ergibt ſich inſofern ein Unterſchied, als die Weſtſlawen ſchon weſentlich früher den erſten großen Vorſtoß aufnehmen, und zwar in der Karolingerzeit — ganz abgeſehen ſei hier von den voralthochdeutſchen und germaniſchen Lehnwortausſtrahlungen nach Oſten.

Die deutſchen Lehnwörter im Grödneriſchen beziehen ſich ſo gut wie ausſchließlich auf das Wirtſchaftsleben, nicht auch auf geiſtige und geſellſchaftliche Errungenſchaften, wie das etwa bei den Oſtvölkern der Fall iſt; diesbezüglicher Wortſchatz wanderte zu den Grödnern aus dem Italieniſchen ein. Wir dürfen daher für das Anſchwellen deutſchen Lehnwortgutes wieder nur wirtſchaftliche und keineswegs geiſtige und geſellſchaftliche Umwälzungen, etwa Myſtik und Aufklärung oder Rittertum und neuzeitliches Beamtentum verantwortlich machen. Wenn wir die Oſtſprachen mit heranziehen, ſo ergeben ſich, an den Lehnwörtern gemeſſen, vier Zeiträume bedeutender Wirtſchaftsumwälzungen im deutſchen Mitteleuropa: die Karolingerzeit mit ihrem landwirtſchaftlichen, politiſchen und kirchlichen Ausbau, die Zeit nach dem Interregnum mit dem Aufblühen der Städte und ihres Handels und Gewerbes, die Zeit um den Dreißigjährigen Krieg mit ihrer wirtſchaftlichen Verelendung und dem Wiederaufbau ſowie dem Wirkſamwerden des Überſeeverkehrs und ſchließlich das 19. Jahrhundert, die Zeit des Aufblühens moderner Technik und Induſtrie mit ihren großen Erfindungen und ihrer Induſtrialiſierung.

Bei den Oſtvölkern, wo wie geſagt auch andersgeartete Umbildungen ſich auswirken, ſpüren wir in gewiſſem Maße auch das beginnende 13. Jahrhundert mit ſeinem Rittertum deutlich im Lehnwortgut.

Für alle dieſe Feſtſtellungen iſt der Wortſchatz entſcheidend, weil gerade er die Zeit der Entlehnung und ihr geiſtiges Blickfeld leicht greifen läßt. Er iſt der beſte Gradmeſſer für nachbarſprachliche Beziehungen, und es iſt daher nicht verwunderlich, daß Lehnwortforſchung und Erforſchung nachbarſprachlicher Beziehungen vielfach geradezu verwechſelt werden.

Der erſte, der mit Geſchick verſuchte, die Lehnwörter nach beſtimmten Begriffsgruppen geordnet auch in ihrer Entſtehung zu unterſcheiden, war Peiſker[7], doch genügt den modernen Anſprüchen ſeine Zweiteilung in Kulturlehnwörter und in intime Lehnwörter nicht mehr, und ich ſchlage folgende Einteilung vor: Reſtlehnwörter (intime oder Hauslehnwörter) blieben in der Landſchaft fortbeſtehen aus einer alten Zeit, zu der eine andere Sprache herrſchte, und konnten deshalb erhalten bleiben, weil ſie verkehrsferne Dinge bezeichneten, z. B. deutſch-tirol. *Merende* und kärnt. *Jause* Nachmittagsmahlzeit, aus ladiniſch *marẹnda* und aus ſlow. *južina*; Kulturlehnwörter wanderten gemeinſam mit ganz neuen oder doch ſtark veränderten Vorſtellungen, z. B. *Wein, Kelter* oder *Mauer, Fenster, Ziegel* zugleich mit dem Weinbau und dem gemauerten Haus aus der Romania ein; Verkehrslehnwörter bürgern ſich dort ein, wo eine fremde Verkehrs- oder Schriftſprache die Hausſprache überlagert; ſie entſtehen, obwohl die Hausſprache ſelbſt bereits Vorſtellung und Ausdruck dafür ſchon vorher beſaß, weil das Verkehrsleben für ſie entſcheidet: im Kärntner Windiſchen verdrängt *formunt* Vormund den älteren Ausdruck *gẹrhob*[8]. Modelehnwörter verdankt die Sprache der Modetorheit, z. B. die franz. Ausdrücke *Cousin, Tante, elegant, Charcutier* uſw.

---

[6] Die Entlehnungen nach 1600 laſſen eine genaue Altersbeſtimmung nur mehr auf wortgeſchichtlicher Grundlage zu, weil damals im Lautſtand beide Nachbarſprachen erſtarrt ſind. — Die Hundertſätze ergaben ſich auf Grund von Stichproben und mögen ſich da und dort bei durchgreifender Unterſuchung um ein Kleines verändern, was jedoch hier kaum mehr entſcheidet.

[7] Peiſker, Die älteren Beziehungen der Slawen zu Turkotartaren und Germanen 1905, in: Vierteljahrsſchrift für Sozial- und Wirtſchaftsgeſchichte III, vgl. dazu P. Leſſiak, Alpendeutſche und Alpenſlawen in ihren ſprachlichen Beziehungen, in: Germ.-Rom. Monatsſchr. II, 1910, S. 274ff.

Deutſche Reſtlehnwörter ſpielen im Grödneriſchen keine Rolle, weil die Vorausſetzungen für ſie fehlen. Der größere Teil der Verkehrs- und die Modelehnwörter entſtammen dem Italieniſchen, ſo daß die deutſchen Lehnwörter faſt durchweg gleichzeitig auch Kulturlehnwörter ſind. Dadurch werden ſie, und das iſt bedeutungsvoll, zu einer kulturgeſchichtlichen Quelle erſten Ranges, denn mit jedem Wort iſt gleichzeitig auch ſein Begriff aufgekommen. In dieſem Sinne wird ſie eine umfangreiche Unterſuchung auswerten.

In vielen Oſtſprachen liegen die Verhältniſſe inſofern etwas anders, als dort auch die älteren Verkehrs- und die Modelehnwörter aus derſelben Quelle ſtammen.

Was die Herkunft der deutſchen Lehnwörter im Grödneriſchen im beſonderen betrifft, gilt das gleiche wie für die italieniſchen Lehnwörter inſofern, als ſie auf verſchiedenen Wegen hereinkamen. Es ſtehen ſich ja in Deutſchtirol wie anderswo ſchon ſeit Jahrhunderten gegenüber die alte Bauernmundart, die „feinere" Stadtſprache, die Verkehrsſprache der „Beſſeren" und die Schrift- und Kanzleiſprache der höheren Ämter, mag auch in Tirol der Unterſchied zwiſchen den erſten dreien erſt ſpät fühlbar und nicht ſo deutlich geworden ſein wie in den benachbarten Alpenländern oder gar in Mittel- und vollends in Norddeutſchland. Zwar werden nach wie vor die meiſten Lehnwörter aus der bodenſtändigen Bauernmundart, in unſerem Fall aus der Mundart des mittleren Eiſacktales übernommen, aber ſeit etwa hundert Jahren beginnen auch höher geordnete deutſche Sprachſchichten unmittelbar auf das Grödneriſche einzuwirken. Den Stempel der Bozner oder Brixner Stadtmundart tragen die Grödner Wörter *madrǫ̀ts* Matratze, *kręštl* Tiroler Gröſtl, *fǫxšuəl* Fachſchule (für Schnitzkunſt in St. Ulrich im Grödnertal) auf der Stirne, denen die ſtadtſprachlichen Lautungen *madrǫ̀ts, kxręštl, fǫxšuəl* zugrunde liegen und nicht die mundartlichen mitteleiſacktaleriſchen *madrǫtsɒ, girẹɒštl, fǫxšuəlɒ*, aus denen im Grödneriſchen *madrǫtsa, gəri̯ëštl, fǫxšuəla* hätten entſtehen müſſen. Aus der Verkehrsſprache ſtammen *ǫ̀lt un nai*, Alt und neu, *kauf* Kauf, beides Beſonderheiten im Kegelſpiel, *kraitsotər*

---

[8] *gerhob* ſelbſt wieder iſt älteres Lehnwort aus mhd.-bair. *gerhabe*.

Kreuzotter, *pręmsn* Bremsfliege, deren verkehrsſprachliche deutſche Grundformen *ǫlt und nai, kxauf, kxraitsottər, pręms(n)* heute auch auf deutſcher Seite bereits in der Mundart *ǫlt und nui, kxāf, kxraitsǫttər, prę̄mv* zurückdrängen. Völlig ſchriftſprachlich lauten z. B. die Grödner Wörter *šarlax* Scharlach, *žlaŋk* ſchlank, *korporàl* Korporal, denn die Tiroler Verkehrsſprache kennt nur die Ausſprachen *šǫrlax, šlǫŋkx, kxorp(o)rǭl* Korporal mit *ǫ* und nur in der Schule hört man hier das *a*; die echte Bauernmundart verhält ſich noch anders und verwendet zwar *šǫrlax* in der verkehrsſprachlichen Lautung, meidet aber das Wort *šlǫŋkx* ganz und ſetzt an Stelle von *kxorprǭl* die Lautung *kxaprǭl*, die ihrerſeits zurückgeht auf die Schreibung *Caporal* des 16. Jahrhunderts[9].

Völlig überraſcht wird man durch die Tatſache, daß in einigen Fällen deutſche Schriftbilder in italieniſchen Leſelauten wiedergegeben werden und ſie offenbar die Grödner ſelbſt aus der nhd. Schriftſprache entlehnt haben. Das iſt der Fall in den Wörtern *vagabùnt* Vagabund, *klavìər* Klavier, *djeomę̀tər* Geometer mit ihren Lauten *v* und *dj* für geſchriebenes *v* und *ge*; die Formen der deutſchtirol. Umgangsſprache *fagawùnd* oder *fagapùnd, kxlawìər, geomę̀tər* hätten ja im Grödneriſchen *fagabùnt, fagapùnt, klabìər, geomę̀tər*, die Formen der deutſchtiroliſchen Leſeſprache *wagapùnd, kxlawìər, geomę̀tər* im Grödneriſchen *bagapùnt, klabìər, geomę̀tər* ergeben müſſen. Das Schriftitalieniſche und das Trentiniſche kommen deshalb nicht als Quelle für dieſe Wörter in Frage, weil ihre Lautungen *vagabòndo* und *djeomę̀tra* nicht dazu ſtimmen und das Wort *Klavier* überhaupt fehlt.

War bisher nur von Entlehnungen im Wortſchatz die Rede, ſo erbringt das Folgende Belege für Entlehnungen anderer ſprachlicher Ausdrucksmittel. Romaniſche Erbwörter nehmen deutſchen Bedeutungsumfang an und grödn. *audì* aus lat. *audire* bedeutet nicht nur wie in den anderen rom. Sprachen „hören", ſondern unter Einfluß von *gehören* auch „im Beſitze ſein"[10]; gr. *plurę* aus lat. *plorare* nicht nur „einen Toten beklagen", ſondern ebenſo wie im Tiroliſchen *klagen* auch „gerichtlich belangen". Zuſammenſetzungen werden dem Deutſchen nachgebildet und *paŋ dəl kuk* Kuckuckbrot, d. i. Sauerklee, *belə* ſchon zu *bel* ſchön, *korn da bëk* Bockshorn, d. i. Johannisbrot, *tənì ǫra* aushalten, d. i. Widerwärtiges ertragen, *fịërtrat* Zugeiſen, d. i. Draht, entſprechen genau in Bildung und Bedeutung tirol. *kukkeprǫvt, šuən* adv. zu *šiən, poksherndl, aushǫltn*, in der älteren Sprache *Zugeisen*, und ſo ließen ſich noch einige hundert gleicher Bildungen aufzeigen. Manchmal ſtehen ſogar Überſetzung und Entlehnung nebeneinander, etwa in *holtshita da la lëña* Holzhütte „aus Holz".

Einige Male wird unrichtig überſetzt und die deutſche Vorlage mißverſtanden. Ein eigentümlicher Fall iſt gr. *granëta mata* Alpenbärentraube, d. i. die Frucht des Rhus coriaria, wörtlich eigentlich die „törichte Preiſelbeere", weil *granëta*

---

[9] Erſt zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges wurde älteres *Caporal* durch franz. *Corporal* erſetzt, ſiehe Kluge, Etym. Wb. d. dtſch. Spr. unter Korporal.

[10] Umgekehrt nimmt im Zimbriſchen das Wort *hören* unter Einfluß von ital. *sentire* auch die Bedeutungen 'riechen, fühlen' an.

Preiſelbeere, *mat* töricht bedeutet. Das Wort iſt überſetzt aus puſtertaleriſch *rauš-grante* Alpenbärentraube, das zunächſt verſtanden wurde als die betrunkene Beere, trotzdem im Deutſchen die beiden zufällig klanggleichen Wörter *Rausch* als Pflanzenname und *Rausch* für Trunkenheit nichts miteinander zu ſchaffen haben, und das eine aus lat. *rhus* entlehnt iſt, das andere als altes Erbe zum Zeitwort *rauschen* gehört und trotzdem im Gr. ſelbſt daneben als Lehnwort *rauša* vorkommt für die Blätter, die früher geſammelt wurden für ein beſtimmtes Stoff- und Lederfärbeverfahren. Für den Romaniſten von Gewinn iſt dieſe Grödner Überſetzung *granëta mata* für *raušgrante*, weil ſie die ältere Bedeutung „betrunken“, die nach Meyer-Lübke, Rom. etym. Wb. 5428 dem vlat. Wort **mattus* in der Tat zukam, auch fürs Grödneriſche für frühere Zeiten erſchließen läßt. Verloren hat gr. *mat* dieſe Bedeutung vermutlich erſt unter Einfluß von ital. *matto* matt, töricht. Die Aufhellung ſolcher Überſetzungen erfordert manchmal bereits eingehende Einzelunterſuchungen.

Deutſcher Wortſchatz iſt des öfteren ſchon derart gut eingebürgert, daß dazu grödneriſche Neubildungen abgeleitet wurden. Von *kratsę̀* kratzen ſind *kratsadòi* Scharrwerkzeug der Maurer, *kratsadòi̯a* Reibeiſen und *kratsadùra* Rahm, der an den Milchſchüſſeln klebt und mit einem Holzmeſſer abgekratzt wird, von *štritę̀* ſtreiten und von *štrit* Streit ſind *štritamënt* fortwährendes Streiten, *štritę̀da* langer Streit, Wirtshausſtreit und *štritëus* ſtreitſüchtig abgeleitet.

Sogar deutſche Laute haben Eingang gefunden. Die dem Grödner und Romanen fremden Laute *h*, *x*, *pf* und die ungrödneriſchen Lautfolgen *gl*, *kl* kommen in Lehnwörtern bereits vor, z. B. in *holtshita* Holzhütte, *axa* Arche, d. i. Waſſerwehre, *pfui* pfui, *glump* Gelumpe, d. i. altes Gerümpel, *tsikl* — daneben aber auch vergrödnertes *tsitl* Ziehbrunnen aus tirol. *tsikkl* Schöpfeimer[11]; die deutſchen Lautfolgen *kxl*, *kxt* werden mit den ebenfalls dem einheimiſchen Wortgut fehlenden Lautfolgen *kl*, *kt* oder *xt* nachgeahmt, z. B. in den Wörtern *klëubm* Kloben, d. i. Drehſcheibe, *zęktiš* ſektiſch, d. i. pedantiſch, *Benədìxt* Benedikt aus eiſacktal. *kxlëubm*, *sękxtiš*, *Węnidìkxt*.

Inſofern beſtehen freilich immer noch grundlegende Unterſchiede, als die ſtimmloſen deutſchtiroliſchen Lindlaute *b*, *d*, *g*, *h* im Grödneriſchen ſtimmhaft werden, das affrizierte tiroliſche *kx* im Grödn. den nachſtürzenden Reibelaut verliert, anlautendes *š*- vor ſtimmhaften Mitlauten durch *ž* und deutſches *w* durch ſtimmhaftes *b* erſetzt werden, ſo daß z. B. deutſchtiroliſch *šwaitsər kxās* Schweizer Käſe im Grödneriſchen zu *žbaitsər* wird.

---

[11] Dieſes aus altlad. **sekla* für vlat. **sicla*, lat. *situla* entlehnt, aus dem auch nonsbergiſch *ṡekla*, trent. *ṡetša* gefloſſen ſind. Dabei fällt das unerweichte *k* auf, das im Gegenſatz ſteht zum Lautſtand der übrigen rätorom. Mundarten, deren Entſprechungen hier wie auch ſonſt ausgehen von *-gl-* mit erweichtem *-k-*, z. B. abteieriſch *sëdla*, buchenſteineriſch *svgla*, oberfaſſaneriſch *sęijǫ*, friaul. *sęglę* uſw. Aus dem Friaul. ſtammt ſerbokroatiſch *siglo*, *sidlo*, dem Grödneriſchen aber fehlt das entſprechende Erbwort, das **sëdla* lauten müßte. — Der Gegenſatz zwiſchen altem *-kl-* und *-gl-* ſetzte ſich einſtens vom Nonsberg aus fort in die heute eingedeutſchten Gegenden, wo nach Ausweis von Orts- und Flurnamen faſt im ganzen Etſchgebiet *-kl-*, im Eiſackgebiet und anderswo in Tirol aber *-gl-* herrſchte. Das deutſchtirol. *tsikkl* dürfte alſo demnach ausgegangen ſein vom Etſchbereich; im übrigen Südtirol wäre bei unmittelbarer Entlehnung *tsīgl* entſtanden.

Alle dieſe Vorgänge ſind dem Grödner unbewußte Selbſtverſtändlichkeiten, und mancher behält ſie auch bei, wenn er deutſch ſpricht.

So weit geht der deutſche Einfluß, daß neuerdings erbeingeſeſſene Grödner individuell das zahnlippige grödneriſche *v* in deutſcher Weiſe erſetzen durch doppellippiges *w* und z. B. ſtatt *blava* nun *blawa* ſagen.

Am ſtärkſten überraſcht die Feſtſtellung, daß deutſcher Lautwandel auf das Grödneriſche übergegriffen hat: die Überraſchung liegt darin, daß ſonſt auch in ſtark durchſickerten Hausſprachen derartiges ſehr ſelten iſt. Freilich muß ich bei dieſer Gelegenheit ausführlich werden, um Einwänden vorzubauen. Es wurden nämlich die hinterzungigen Laute *o* und *u* ebenſo im Ladiniſchen wie im Deutſchtiroliſchen im 14. Jahrhundert zu mittelzungigen Lauten *ö* und *ü* [12], ſpäter aber wieder zu hinterzungigen *o* und *u* zurückgewandelt. Zwar iſt in den verkehrsreichen Landſchaften von den Mittelzungenlauten nichts mehr erhalten, in den Tiroler [13] und Oberkärntner Hochtälern, in der Mittelſteiermark und in einigen Gemeinden des Burgenlandes aber ſind ſie bis heute bewahrt, und ebenſo in den nach 1300 entſtandenen bairiſchen Außenſiedlungen Gottſchee [14] und Bladen und Zahre, wo — bleiben wir beim *u* — *štǖwe*, *štüüm* uſw. für Stube geſprochen wird. Im Bereich des Grödneriſchen haben die altertümlichen Mundarten des Obereiſacktales und des Puſtertales noch die Mittelzungenlaute, die moderneren des Mittel- und Untereiſacktales faſt nur mehr die Hinterzungenlaute. Die Reſtinſeln beweiſen die einſtige weite Verbreitung, das Vorhandenſein in den nach 1300 entſtandenen Außenorten auf der einen und ihr Fehlen in den älteren bair. Außenorten der Sieben und Dreizehn Gemeinden, der Zarz und Deutſchruths und des Ferſentals auf der anderen Seite ihr Aufkommen um 1300.

In romaniſchen Namen in und um Gröden wird bis um 1300 durchweg *u* geſchrieben. Dann aber taucht *ü* auf, das erſt ſpäter wieder durch *u* verdrängt wird. Das altgrödn. *ü* muß allerdings viel ſtärker unſerem nhd. *ü* angenähert geweſen ſein als das *ü* in der deutſchen Mundart, weil es bei Entlehnung ins Deutſche nicht mehr mit dieſem gleichgeſetzt wurde, ſondern mit mhd. *ü* bzw. dem daraus entſtandenen tiroliſchen Laut *i*. Es wird alſo etwa altladiniſch **palū* um 1300 zu **palǖg* gewandelt und erſt neuerdings daraus wieder zu *palùk* mit *u*, wie das Wort heute noch im Gr. lautet. Darum bewahren heute noch in unmittelbarer Umgebung des Grödnertales, wo ſich das Ladiniſche offenbar weſentlich länger hielt als ſonſt im Eiſackgebiet, die Hausnamen *Plīg* in Kaſtelruth, Layen, Völs und Villanders dieſes deutſche *i* aus altgrödn. *ü*; die Namen werden ſeit 1300 *P(a)lüg(er)*, vorher aber nur *Palu* mit *u* geſchrieben [15].

Es wurde alſo in der Tat hüben und drüben das *u* zunächſt zu *ü* gewandelt und dann wieder zu *u* zurückentwickelt.

---

[12] Ich wähle aus drucktechniſchen Gründen die Zeichen *ö* und *ü*, zumal in dieſem Zuſammenhang Mißverſtändniſſe kaum möglich ſind. [13] Siehe J. Schatz, Die tiroliſche Mundart, S. 27ff.

[14] Siehe H. Tſchinkel, Grammatik der Gottſcheer Mundart, S. 186, 194, 195, 204.

[15] Die ältere Eindeutſchung des lad. Wortes iſt vor der Verzwielautung von mhd. *û* zu nhd. *au* erfolgt und lautet *Plauv*, Hausname in Lüſen und in Villnöß, *Plau*, Hausname in Latzfons und *Plaugər* Hausname in Tiers.

Wer gegen dieſe Feſtſtellung aus irgendwelchen Gründen Zweifel hegen ſollte, dem ſei folgendes geſagt: Im ladiniſchen Grödnertal, das verkehrspolitiſch zum Eiſackgebiet gehört, wird genau ſo *u* geſprochen wie im angrenzenden deutſchen Eiſacktal, und ſo wie man hier *palùk* ſagt, ſagt man dort *štūwv*; im lad. Abteital aber, das ſich dem Puſtertal zu öffnet, wird genau ſo *ü* geſprochen wie in der deutſchen Puſtertaler Mundart, und man ſagt *palü* oder *parü* und *štüwe*! Die Mundartgrenze zwiſchen deutſchem *u* im Mittel- und Untereiſacktal und deutſchem *ü* im Obereiſack- und im Puſtertal läuft alſo nicht nur über deutſchen, ſondern auch über fremdſprachigen Boden, obwohl ſie einwandfrei deutſche Mundartunterſchiede abgrenzt!

Für den Wandel von *u* zu *ü* und wieder zurück zu *u* gäbe es allerdings in der romaniſchen Nachbarſchaft Seitenſtücke, mit denen man an und für ſich den grödneriſchen Wandel in Beziehungen bringen könnte: Im ganzen Zimbernbereich muß einſtens *ü* geherrſcht haben, alſo mindeſtens bis ins Südoſttrentiniſche und bis ins Nordweſtvenezianiſche, wenn auch heute im Oſttrentiniſchen und Venezianiſchen keine Spur mehr vorhanden iſt. Zimbriſche Entlehnungen, wie *Rüwel* Rubbio, Ortsname, *rüga* Raupe für venez. *Rubio, ruga* erinnern jedoch deutlich genug daran. Hier ſteht der Wandel zu *ü* in deutlichem Zuſammenhang mit dem Herübergreifen romaniſcher und lombardiſcher Eigentümlichkeiten ins Etſch- und ins Brentagebiet überhaupt, das Aufkommen des *u* hingegen mit einem ſtarken venezianiſchen Gegenſtoß, der heute noch weiterſchreitet[16]. Der Wandel zu *ü* aber iſt hier weſentlich früher erfolgt als im Grödneriſchen, und alttrentiniſch *ǖ* war nach Ausweis des Ferſentaler Ortsnamens *Palù*, der im Zimbriſchen *Pvlaüde* und im Deutſch-Ferſentaleriſchen *Pvlai* mit *aü* und *ai* aus mhd. *ǖ* lautet, gewiß ſchon vor der um 1200 deutlich hervortretenden deutſchen Verzwielautung, alſo vor 1200, ausgebildet.

Warum die Rückbildung zu *u* im Grödneriſchen mit der trentiniſchen nicht zuſammenhängen kann, wird klar aus ihrer innigen Verknüpfung gerade im Grödneriſchen mit deutſchen Vorgängen, aber auch klar aus den Verhältniſſen im Welſchen ſelbſt: Das Grödnertal iſt von den welſchen *u*-Mundarten abgeſperrt durch die oſtladiniſchen *ü*-Mundarten im Abteital. Nur eine ſchmale Verbindung bleibt offen, ſie führt über das obere Faſſatal und Buchenſtein und weiter ins Venezianiſche; allein dieſe Verbindung iſt erſt ſeit wenigen Jahrzehnten wirkſam durch die kühn angelegten Dolomitenſtraßen, vorher kam ſie als verkehrs- und ſprachverbindende Kraft wenig in Frage.

Ich konnte hier nur einen ganz kurzen Überblick geben über den ſtarken und vielſeitigen Einfluß deutſchen Sprachlebens auf die Fremdſprachen und über ſeine Urſachen und konnte nur weniges hervorheben, hoffe aber doch, ein einigermaßen abgerundetes Bild entworfen zu haben.

---

[16] Dazu vgl. K. v. Ettmayer, Lombardo-Ladiniſches aus Südtirol, in: Rom. Forſchgg. 13, S. 566ff.

Die deutſche Volkskundeforſchung im heutigen Ungarn

Entwicklung und Aufgaben

Von Alfred Karaſek-Langer

Die vorliegende Arbeit behandelt nur einen beſtimmten Bereich der deutſchen Volksforſchung in Ungarn: die reine Volkskunde und deren Grenzgebiete. Eine ſolche Einengung erwies ſich als notwendig, ſollte in dem zur Verfügung ſtehenden Raum mehr als eine bloße Überſicht geboten, Grundſätzliches geſagt werden. Auch die Beſchränkung auf Rumpfungarn entſprang dem gleichen praktiſchen Geſichtspunkt. Trotzdem ſoll auf die übrigen Sprachinſeln des Südoſtens Rückſicht genommen und ihr Einfluß auf die Entwicklung der Forſchung klargelegt werden. Es wird Aufgabe ſpäterer Aufſätze im Rahmen dieſer Zeitſchrift ſein, die Volkskundeforſchung der anderen Südoſtgaue eingehend zu unterſuchen.

Das Deutſchtum des heutigen Ungarns[1] umfaßt nach der amtlichen madjariſchen Volkszählung von 1920 ungefähr 550 000, nach der Zählung von 1930 nur noch rund 480 000 Seelen. Es gliedert[2] ſich in mehrere größere und kleinere Gruppen ſowie eine Reihe von Streuſiedlungen. Ein paar Reſtgruppen ſind durch die Grenzziehungen der Nachkriegszeit von ihrem Stamme abgeſplittert worden, ſo die bei Ungarn verbliebenen Deutſchen des Weſtgebietes und der Batſchka, ebenſo ganz wenige Sathmarer und Banater Schwabendörfer. Wenn wir außerdem von den vereinſamten Dorfinſeln wie Rátka, Iklad, Ceglédbercel uſw. abſehen, ſo gibt es im heutigen Ungarn eigentlich nur zwei große Sprachinſelgruppen: die des ſüdweſtlichen ungariſchen Mittelgebirges und die der Schwäbiſchen Türkei. Jede von ihnen bildet eine natürliche Einheit, die durch die Zeit der Einwanderung, Herkunft der Siedler und den geographiſchen Raum bedingt iſt. Es zeigen ſich in Siedlungsweiſe, Wirtſchaftsart, volklichen Überlieferungen uſw. augenfällige Übereinſtimmungen, ſo daß dadurch ein Geſamtbild entſteht und die kleineren örtlichen Unterſchiede übertönt werden. Wenn wir hier von „natürlichen deutſchen Siedelräumen" ſprechen, ſo bedeutet das keinesfalls den Beſtand einer in ſich abgeſchloſſenen Sprachinſellandſchaft, die nur von madjariſchem Volksboden umgeben, nicht aber durchſetzt iſt.

---

[1] J. Bleyer, Das Deutſchtum in Rumpfungarn, Budapeſt 1928. — O. A. Isbert, Das Deutſchtum in Rumpfungarn, Berlin 1933. — Fr. Baſch, Das Deutſchtum in Ungarn, München 1926. — Fr. Baſch, Ungarn. Heft 21. Der Deutſche im Auslande, Langenſalza o. J. — H. Sachſe, Die Verluſte des ungarländiſchen Deutſchtums im Spiegel der Statiſtik. In: Schriften zur Volkswiſſenſchaft, Berlin 1937. — K. Bell, Ungarn, Bd. 4 der Reihe Das Deutſchtum im Ausland, Berlin 1936.

[2] A. Rieth, Die geographiſche Verbreitung der Deutſchen in Rumpfungarn in Vergangenheit und Gegenwart, Stuttgart 1927.

Das Deutſchtum des ungariſchen Mittelgebirges[3] umfaßt zahlreiche, z. T. nur locker zuſammenhängende Sprachinſelbereiche im Bakonyerwalde, Schildgebirge und Ofner Bergland. Früher durch einzelne, inzwiſchen untergegangene Brückenpfeiler etwas beſſer mit dem geſchloſſenen deutſchen Volksboden verbunden[4], iſt es räumlich ein Vorland des donaubairiſchen Stammes. Der Herkunft und Mundart ſeiner Siedler nach iſt dies Gebiet ziemlich einheitlich, nur in den Randſtreifen des Ofner Berglandes und um den Plattenſee haben die Donaubaiern an manchen Stellen rein fränkiſche Elemente überſchichtet oder deren Mundart verdrängen können[5]. So ergibt ſich eine ideelle, nicht aber räumliche Übergangszone zu den aus ſüdweſtdeutſchen Bereichen ſtammenden Siedlern der Schwäbiſchen Türkei. Wahrſcheinlich haben im Bakonyerwalde neben Rheinfranken auch kleinere oſtmitteldeutſche Einwanderertrupps ihre Heimat gefunden[6], doch konnten ſie die donaubairiſche Art nicht gefährden und haben ihren Dialekt bald zu deren Gunſten aufgegeben. Das Vorfeld des bairiſch-öſterreichiſchen Stammes reicht mithin bis zur Donau und zum Plattenſee und umſchließt eine im Verhältnis zum Nordoſtraum ſchmale Zone koloniſtiſchen Vorſtoßes. Im Nordoſten zeigen die anrainenden deutſchen Stämme und Schläge ein viel breiteres koloniales Vorland[7], ihre Siedler gelangen durch immer weiter oſtwärts greifende Vorſtöße oft über den polniſchen Volksboden hinaus bis tief ins Ukrainiſche.

Die geographiſche Lage des ſüdweſtlichen ungariſchen Mittelgebirges brachte es mit ſich, daß die Einwanderer die Wirtſchaftsweiſe ihrer urſprünglichen Heimat nicht weſentlich zu ändern brauchten[8]. Auch das ſeeliſche Hineinwachſen in die neue Landſchaft vollzog ſich nicht ſo ſchroff, da zahlreiche Beziehungen zum Mutterlande länger und leichter aufrechterhalten werden konnten als bei Fernſiedlungen. Die vom benachbarten deutſchen Volksboden ausgehenden Kulturſtröme waren weſensverwandt und bedeuteten für das mitgebrachte Volksgut keinen ſtammlichen Umbruch. So iſt es verſtändlich, weshalb ſich gerade hier Siedlungsweiſe, Mundart, Sitten, Bräuche und andere Überlieferungen unverfälſcht erhalten konnten. Das Deutſchtum des ungariſchen Mittelgebirges iſt ein volkskundliches Rückzugsgebiet allererſten Ranges und bewahrt zahlloſe Altformen, die nur ſelten von Neubildungen überſchichtet worden ſind. Die Siedler ſind volkskundlich unter dem natürlichen, wenngleich etwas abgeſchwächten Schutz des Donaubairiſchen geblieben. Die Wandlungen, die ihr Mutterſtamm nach der Abwanderung mitmachte, die neuen Lieder, die er hervorbrachte und vieles andere drang oft bis zu ihnen. So blieben die Abgewanderten die Nehmenden und das mitgebrachte Kulturgut Bewahrenden. Auch ihrer madjariſchen Umwelt gegenüber bezogen ſie eine ähnliche Haltung und entlehnten ihr mancherlei Volksgut. Es iſt deshalb kaum wahrſcheinlich, daß aus dieſem donaubairiſchen Stammesvorland jemals ein auslandsdeutſcher Neuſtamm volklicher Sonderprägung heranreifen wird.

---

[3] O. A. Isbert, Das ſüdweſtliche ungariſche Mittelgebirge. Bauernſiedlung und Deutſchtum, Langenſalza 1931.

[4] Magyarország vármegyei és városai. Bd. 5: Györ. „. . . das Komitat Wieſelburg, aus deſſen deutſchen Teilen früher viele deutſchſprachige Leute in unſerm Komitate einſickerten, beſonders nach den Türkenkriegen . . . Dieſe madjariſierten ſich aber ganz, mit Ausnahme einer Gemeinde . . ."

[5] E. Eſzterle, A budakeszi német nyelvjárás hangtana. Arbeiten zur deutſchen Philologie, Heft 41, Budapeſt 1929.

[6] E. Lendl, Sudetendeutſche Volksſplitter innerhalb des ungarländiſchen Deutſchtums. In: Sudetendeutſche Zeitſchrift f. Volkskunde, Jg. VII, S. 119f. — H. Schmidt, Die deutſchen Mundarten Rumpfungarns. S. 21. In: J. Bleyer, oben Anm. 1.

[7] W. Kuhn, Die Siedlungsräume des bäuerlichen Deutſchtums in Polen. In: Deutſche Monatshefte in Polen, Jg. II, 1935, S. 34—48. — W. Kuhn, Das Deutſchtum in Polen. In: Das Buch vom deutſchen Volkstum. Weſen — Lebensraum — Schickſal, Leipzig 1935.

[8] E. Lendl, Die neuzeitliche deutſche Oſtſiedlung. Ein Aufriß. In: Deutſche Monatshefte in Polen, Jg. III, 1936, S. 1—7.

Weſentlich andere Vorausſetzungen formten die deutſchen Siedlungen der Schwäbiſchen Türkei[9]. Sie entſtanden wohl auch als Privatgründungen, gliederten ſich aber trotzdem der großen ſtaatlichen Anſiedlungsbewegung in Südungarn ein. Die Koloniſten kamen meiſt aus Südweſtdeutſchland, waren Rhein-, Oſt- und Moſelfranken, ſeltener Schwaben und Baiern. Ihr ungarländiſches Siedlungsgebiet weiſt heute eine durch Innenaufbau verdichtete und viel geſchloſſenere Form auf als das der Donaubaiern. Die Schwäbiſche Türkei bildet einen Grenzſaum zwiſchen Madjaren und Südſlawen. Dadurch waren die Deutſchen nicht allſeits dem gleichen biologiſchen Volksdruck ausgeſetzt und blieben in manchen Gegenden und zu beſtimmten Zeiten ſich ſelbſt überlaſſen. Bei der Einwanderung waren ſie wahrſcheinlich bunter gemiſcht als die Donaubaiern, ihre Siedlungen räumlich dichter und in größeren Gruppen aneinander geſchloſſen. All dieſe Tatſachen machten ſie für einen raſcheren Ausgleich geeignet, und ſo wuchſen ſie langſam zu einem einheitlichen Volksſchlag zuſammen[10].

Die geographiſchen Bedingungen ihrer südungariſchen Heimat zwangen ſie, ſich in Hausbau, Wirtſchaftsweiſe, Kleidung uſw. recht kräftig umzuſtellen, den neuen Verhältniſſen anzupaſſen. Dieſer Umbruch blieb nicht nur auf die materiellen Lebensformen beſchränkt, ſondern griff ſchließlich auf das geiſtige Volksgut über. Neben der fremdvölkiſchen Umwelt wirkte auch der ungariſche Staat auf ſie ein. Ferner gelangten zu ihnen manche donaubairiſchen Formen Wiener Prägung, die insbeſondere durch das Handwerk und die südungariſche Kleinſtadtkultur den Weg bis in die kleinſten Dörfer fanden. So erfuhr dies Sprachinſeldeutſchtum trotz ſeines ſtarken Beharrens in mitgebrachten Erbformen manchen Überlieferungswandel und entwickelte daneben eine Reihe volkhafter Neuſchöpfungen. Das aber bedeutet letzten Endes ein langſames und ſchickſalhaftes Loslöſen aus alten Stammesumhegungen. Von der Volkskunde her ſind in der Schwäbiſchen Türkei die Vorausſetzungen für ein neues auslanddeutſches Stammeswerden gegeben, trotzdem eine ſolche Entwicklung ihren geiſtigen und literariſchen Ausdruck bisher noch nicht gefunden hat.

---

[9] G. Holder, Das Deutſchtum in der unteren Baranya, Stuttgart 1931. — G. Schuon, Die nordöſtliche Schwäbiſche Türkei, Stuttgart 1936. — O. Faas, Deutſches Bauerntum im Bergland der Schwäbiſchen Türkei, Stuttgart 1936.

[10] R. Hartmann, Die Schwäbiſche Türkei im 18. Jahrhundert, Budapeſt 1935.

Der Plattenſee und die zwiſchen den beiden Volksgruppen gelegene madjariſche Landſchaft bedeuten ſomit eine recht ſcharfe und klare Grenzſcheide. Wir ſehen zwar, daß in der Schomodei[11] nördlich der eigentlichen Schwäbiſchen Türkei wieder eine ſchmale donaubairiſche Übergangszone vorkommt, aber die iſt gleichfalls nur an den Rand des fränkiſchen Siedlungsgebietes gelagert. Die Linie entlang des Plattenſees gliedert das Deutſchtum Rumpfungarns in eine nördliche donaubairiſch und eine ſüdliche fränkiſch beſtimmte Gruppe. Dieſe Linie ſcheidet darüber hinaus zwei verſchiedene Entſtehungsformen: eine nördliche Nahſiedlung und eine ſüdliche Fernſiedlung. Sie bedeutet vielleicht auch noch die Grenze zwiſchen zwei Entwicklungsmöglichkeiten auslanddeutſchen Lebens, deren eine ſich im Beharren erſchöpft, während die andere zur Neuſtammbildung führt.

Trotz all dieſer Unterſchiede gehören beide Gruppen gemeinſam zu den „jungen Sprachinſeln"[12]. Im Bereiche des Südoſtraumes müſſen ſie ſogar zu jenen gerechnet werden, die an Reife und Entwicklung noch ziemlich zurückgeblieben ſind. Die Gründe, weshalb hier im Gegenſatz zu Banat und Batſchka das volkliche Reifen langſamer vor ſich ging, werden uns noch ſpäter beſchäftigen. Tatſache bleibt, daß das Deutſchtum der Schwäbiſchen Türkei und des ungariſchen Mittelgebirges in ſeiner kulturellen Leiſtung, ſozialen Differenzierung, wirtſchaftlichen und politiſchen Organiſationsfähigkeit hinter den anderen deutſchen Gauen jenſeits der Donau zurückgeblieben iſt. Dafür aber hat es in ſeiner biologiſchen Volkskraft, ſeiner einfachen Lebenshaltung, bäuerlichen Genügſamkeit uſw. ſich Werte zu erhalten vermocht, die anderwärts durch die Kulturkriſis ſtark angegriffen wurden. Aus all dem ergibt ſich faſt von ſelbſt die auch durch die Forſchung beſtätigte Tatſache, daß gerade dieſes Deutſchtum ſeine volklichen Überlieferungen und Erbgüter ausgezeichnet zu wahren wußte.

Es iſt beachtenswert, daß ſich in der Schwäbiſchen Türkei und dem ungariſchen Mittelgebirge eine bodenſtändige deutſche Heimatkunde nur ſchwer entwickeln konnte und erſt nach dem Weltkriege im beſcheidenen Umfang einſetzt. Auch die von auswärts kommende wiſſenſchaftliche Forſchung hat dieſe Gebiete lange außer acht gelaſſen und ſich mit ihnen erſt in jüngſter Zeit planmäßig zu beſchäftigen begonnen. Es iſt kaum ein Zufall, daß hier die Volkskunde und deren Nachbarwiſſenſchaften ſtärker Wurzel zu faſſen vermochten als etwa die Geſchichtsforſchung. Selbſt die Germaniſtik hat in dieſen Siedlungsgruppen ihr Augenmerk mehr den volkhaften Ausdrucksformen als den geiſtesgeſchichtlichen Fragen zuwenden müſſen und iſt daher in der Richtung der Mundart- und Flurnamenforſchung vorgeſtoßen. So ergibt ſich in dem Schrifttum über dieſe Deutſchtumsgebiete neben einer Reihe geographiſcher Arbeiten ein Vorherrſchen aller jener Unterſuchungen, die in erſter Linie vom Volk und ſeinen Lebensformen ausgehen.

---

[11] J. Weidlein, Die Deutſchen im Kom. Somogy (Schomodei) und ihre Mundart. In: Deutſch-ung. Heimatblätter, Jg. VI, S. 228—240. — E. Lendl, Eine deutſche Sprachinſel im Norden des Somogyer Komitates. In: Der Auslanddeutſche, Jg. XVI, S. 562.

[12] W. Kuhn, Deutſche Sprachinſelforſchung. Geſchichte, Aufgaben, Verfahren, Plauen i. V. 1934.

Wir wollen außerdem einige andere Tatſachen nicht vergeſſen, die mit den oben gemachten Beobachtungen in einem gewiſſen Zuſammenhange ſtehen dürften. Es mangelt dieſem ländlichen Deutſchtum an einer ausgeprägten und deutſchbewußten Führerſchicht. Was die Siedlungsgebiete an eigener geiſtiger Bildung hervorbrachten, ging zum Großteil im Madjarentum auf, und die Zahl der volksbewußten „Intelligenzler" war bisher nur ganz gering. Erſt in der jüngſten Gegenwart zeigt ſich hier ein Wandel. Der geiſtige Übergang zur volksdeutſchen Lebenshaltung hat ſich, von Banat und Batſchka aus beeinflußt, zuerſt in der Tolnau und der angrenzenden Baranya durchgeſetzt. Er greift langſam ins Ofner Bergland über, aber nur zögernd nach dem Schildgebirge und Bakonyerwald. Ein gleiches Bild bietet das bodenſtändige Schrifttum, gleichgültig ob es ſich um ſchöngeiſtige oder wiſſenſchaftliche Arbeiten handelt. Im Verhältnis zu dem anderer ſüdoſtdeutſcher Gaue iſt es in ſeiner Geſamtheit noch recht karg und dürftig. Seine äußere Form, ſein innerer Gehalt geben Zeugnis von der Aſſimilationskraft des Madjarentums, und erſt ſeit einigen Jahren kommt eine volksgebundenere Haltung zum Durchbruch. Durch die Kargheit des Schrifttums war zwangsläufig eine empfindliche Forſchungslücke gegeben, die von ortsfremden Wiſſenſchaftlern und ſolchen eines anderen Volkstums aufgefüllt werden mußte. Nur ein ganz geringer Bruchteil der Arbeiten über das Deutſchtum des ungariſchen Mittelgebirges und der Schwäbiſchen Türkei wurde daher von bodenſtändigen Kräften geſchaffen.

Der Mangel an Schrifttum brachte es mit ſich, daß in der Nachkriegszeit die praktiſche Geländeforſchung planvoll vorging und Verſäumtes nachzuholen ſuchte. Die dadurch entſtandenen Sammlungen bilden neben den nur z. T. veröffentlichten Ergebniſſen der Beſtandaufnahme die Grundlagen für dieſen Aufſatz. Das unterſcheidet ihn ziemlich ſcharf von den meiſten der bisher erſchienenen Arbeiten über die deutſche Volkskundeforſchung in Ungarn. Zu dieſen zählt vor allem die Bibliographie von Réz[13]. Der Titel dieſes bis Ende 1932 geführten Werkes wirkt etwas irreführend. Es behandelt eigentlich das geſamte Schrifttum, die Geſchichte, Anſiedlung, Ortsmonographien, Statiſtik uſw., Réz hätte ſein Buch deshalb ruhig „Bibliographie der Donauſchwaben" nennen können. Dieſer Einſtellung entſprechend berichtet die Einleitung mehr Geſchichtliches als Volkskundliches. Eine vorwiegend theoretiſche Arbeit iſt die von Isbert über Geographie und Volkskunde in der Deutſchtumsforſchung[14]. Sie ſetzt ſich, wie ſchon der Untertitel andeutet, mit den

---

[13] H. Réz, Bibliographie zur Volkskunde der Donauſchwaben, Budapeſt 1935.

[14] O. A. Isbert, Geographie und Volkskunde der Deutſchtumsforſchung. Methodiſches zu den Unterſuchungen über das deutſche Volksgruppengebiet des ungariſchen Mittelgebirges. In: Deutſche Hefte für Volks- und Kulturbodenforſchung, Jg. II, 1931/32, S. 60—73.

Forſchungsverfahren zweier Nachbarwiſſenſchaften an Hand eines auslanddeutſchen Beiſpiels auseinander und fordert eine ſehr beträchtliche Ausweitung des volkskundlichen Verfahrens. Da es ſich damit letzten Endes um reine Fachfragen handelt, iſt im Rahmen dieſes Aufſatzes nicht weiter darauf einzugehen. Wichtiger für uns iſt dagegen eine andere Unterſuchung Isberts, die die deutſche und die madjariſche Volksforſchung einander gegenüberſtellt[15]. Isbert geht hierin nicht nur auf einzelne volkskundliche Arbeiten in Ungarn ein, ſondern zeigt auch eine Reihe grundſätzlicher Unterſchiede in der wiſſenſchaftlichen Planung und Zielſetzung beider Völker. Die dabei für die Volkskunde wertvollen Geſichtspunkte werden uns noch beſchäftigen. Eine größere Arbeit von Gideon Petz, Zur Geſchichte der Erforſchung des ungarländiſchen Deutſchtums[16] iſt ſcheinbar nie über das 18. Jahrhundert hinausgekommen und ohne Fortſetzung geblieben. Das bisher vorliegende Bruchſtück behandelt zumeiſt literarhiſtoriſche Fragen und nur ganz wenige ethnographiſche Früherſcheinungen. Allgemein gehalten iſt ferner der Aufſatz von Fritz Valjavec „Wege und Wandlungen deutſcher Südoſtforſchung“[16a]. Valjavec erörtert u. a. einige grundſätzliche Geſichtspunkte, die Beachtung verdienen. Auf die, trotz ihrer ſtark literaturgeſchichtlichen Einſtellung auch für die Volkskunde wichtigen Zielſetzungen Bleyers[17] wird bei der Behandlung methodiſcher Fragen noch näher einzugehen ſein. Eine genauere Beurteilung erfordert hingegen ſchon hier eine Arbeit von Elemér v. Schwartz über die deutſch-ungariſche Volkskundeforſchung[18], da ſie ſich dem Titel nach mit dem Aufgabenkreis dieſes Aufſatzes zu decken ſcheint. Sie wurde 1929 als Vortrag auf der Berliner Tagung des Verbandes für Volkskunde neben ſolchen über die deutſche Volkskunde in der Tſchechoſlowakei, in Siebenbürgen und der Sowjetunion gehalten. Der Bericht von Schwartz iſt durch Isbert in einer Beſprechung kurz und ſcharf charakteriſiert worden[19]: „... Fällt etwas aus dem Rahmen, indem er nur einen literarhiſtoriſchen Überblick gibt über die allgemeine Entwicklung der ungariſchen Folkloriſtik, in der die Volksgruppen zuerſt noch nicht geſondert erfaßt wurden und aus der eine beſondere Deutſchtumsforſchung eigentlich erſt heute ganz allmählich herausgelöſt werden kann. Der Vortrag iſt zugleich ein Dokument für die geiſtige Situation und Problematik der mit dem Ungartum verſchmolzenen deutſchen Oberſchicht, der der Verfaſſer ſelbſt angehört.“ Die Isbertſche Kritik deutet auf den Kernpunkt der Schwartzſchen Auffaſſung hin. Es handelt ſich um eine Blickſchau, die dem Weſen der deutſchen Volkskundeforſchung in Ungarn durch literarhiſtoriſche Daten und eine rein akademiſche Betrachtung gerecht zu werden glaubt. Was ihr faſt gänzlich fehlt, iſt die Erkenntnis der volkhaften Bindungen dieſes Forſchungszweiges. Herkunfts- und Stammesfragen, die Probleme der geiſtigen Auseinanderſetzung zwiſchen Deutſchtum und Madjarentum werden unbewußt oder bewußt überſehen. Es iſt vielleicht klug, auftauchenden Streitfragen aus dem Weg gehen zu wollen, aber gelöſt werden ſie damit nicht. Gegenüber der Schwartzſchen Auffaſſung iſt es notwendig, nun einmal von der deutſchen Volksforſchung aus die Fragen und Probleme aufzurollen. Es muß verſucht werden, die beharrenden und blutmäßigen Kräfte von denen der Willensmächte und des amtlich geforderten Wiſſenſchaftsbetriebes abzuſondern, die Eigenſtändigkeit der deutſchen Volksforſchung in Ungarn herauszuarbeiten.

---

[15] O. A. Isbert, Volks- und Kulturbodenforſchung in Deutſchland und Ungarn. In: Deutſch-ungariſche Heimatblätter, Jg. VI, S. 241—256.

[16] Deutſch-ungariſche Heimatblätter, Jg. II, S. 81f., 183f., 276f.; Jg. III, S. 92f., 181f. und Jg. VI, S. 3f.

[16a] Südoſtdeutſche Forſchungen, Bd. I, S. 1—14, München 1936.

[17] J. Bleyer, Aufgaben der Deutſchtumsforſchung im altungariſchen Raume. In: Deutſch-ungariſche Heimatblätter, Jg. V, S. 238—249.

[18] E. v. Schwartz, Die deutſch-ungariſche Volkskundeforſchung. In: Deutſche Volkskunde im außerdeutſchen Oſten. Berlin und Leipzig 1930, S. 26—40.

[19] Ungariſche Jahrbücher, Bd. XI, 1931, S. 163.

*

Es mag ſeltſam ſcheinen, in einer Unterſuchung über die deutſche Volkskunde in Ungarn ſich vorerſt mit einigen geſchichtlichen Fragen und Zielſetzungen des madjariſchen Wiſſenſchaftszweiges zu beſchäftigen. Dennoch iſt dies notwendig, um die Geſchichte und Aufgaben der deutſchen Forſchung klarer erfaſſen zu können. Deutſche und madjariſche Volkskunde ſind in Ungarn in ihrem Entſtehen vielfältig ineinander verwurzelt, beide können ſich auf manch einen gemeinſamen wiſſenſchaftlichen Vorläufer berufen. Dazu kommt, daß die ſtarke Aſſimilationskraft des Madjarentums bzw. der ungariſchen Staatsidee viele Deutſche anzog, ſo daß in allen Wiſſenſchaften Ungarns deutſchſtämmige Aufbaukräfte hervorragend beteiligt ſind. Dadurch aber iſt eine ſcharfe Grenzziehung zwiſchen den beiden Zweigen der Volkskunde für die früheren Zeiten nicht immer möglich.

Die madjariſche Folklore ergibt den Hintergrund, von dem ſich die deutſche Volkskunde in Ungarn allmählich abhebt. Manche madjariſchen Forſchungsgrundſätze wirken auf die Sprachinſelkunde, wie auch umgekehrt. Wir ſehen, daß die Ethnographie in Ungarn vorerſt neben den Madjaren alle Völker des Landes betreuen will, doch ſetzen ſich gar bald ſchärfere nationale Tendenzen durch. Dieſe „Reaktion gegen das Fremde", wie man die Entwicklung um 1900 in Ungarn gerne nennt, führt aber zwangsläufig und folgerichtig zur Loslöſung der deutſchen Volkskunde Ungarns, die ſchließlich immer ſelbſtändiger wird. Dies Auseinandergleiten kann, trotzdem es auch gegenwärtig zu mancherlei Überſchneidungen und Grenzverwiſchungen kommt, dennoch als abgeſchloſſen angeſehen werden. Es entſpricht dies der in allen anderen Staaten und oſteuropäiſchen Sprachinſeln ſelbſtverſtändlichen Eigenwüchſigkeit der deutſchen Forſchung.

Die madjariſche Ethnographie als eigene Wiſſenſchaft iſt verhältnismäßig jung. Wohl hat der Direktor des Budapeſter Volkskundemuſeums, Lajos Bartucz 1936 in einem Vortrage[20] feſtgeſtellt, daß die madjariſche Volkstumskunde durch Béls „Notitia Hungarorum" auf eine 200jährige Vergangenheit zurückblicken kann, aber Bél iſt gleich Pulſky, Huſzti, Fejér uſw. nur ein Vorläufer der echten Volkskunde.

---

[20] L. Bartucz, A magyar nemzetismeretröl. In: Ethnographia 1936, Jg. 47, S. 5—20.

Ebenſo wie bei uns Deutſchen wird die Pflege und Entdeckung madjariſchen Volksgutes durch verſchiedene Dichter eingeleitet, die in der Zeit des nationalen Erwachens Märchen und Lieder zu ſammeln beginnen[21]. Die Anregungen dazu bekommen ſie vielfach von deutſcher Seite, wie ja damals der Einfluß Herders und anderer auf den geſamten Oſten ungemein groß iſt. So wird in Ungarn unter anderem auch der deutſche Begriff „Volkslied“ in der deutſchen Form übernommen und erſt ein paar Jahre ſpäter bürgert ſich die wortgetreue Überſetzung „népdal“ ein[22]. Es iſt hier nicht der Platz, auf die zahlreichen Wechſelbeziehungen und alle deutſchen Einflüſſe jener Zeit, ſoweit ſie uns bisher bekannt ſind, näher einzugehen; eine Reihe von Einzelbelegen findet man bei Schwartz, Turóczi-Troſtler u. a.[23]. Was uns bisher fehlt, iſt eine ſachliche, das ganze Problem der deutſchen Mitarbeit am Aufbau der madjariſchen Ethnographie berückſichtigende Geſamtdarſtellung.

Dieſes weſtöſtliche Kulturgefälle bringt es mit ſich, daß im ungariſchen Raume die einzelnen Entwicklungsdaten faſt durchwegs zeitlich ſpäter einſetzen als auf deutſchem Volksboden. So werden die erſten greifbaren Anſätze einer wiſſenſchaftlichen Folklore in Ungarn erſt um 1880 herum ſichtbar. Die Anregungen dazu gehen von einem gelehrten Sonderling, dem Siebenbürger Sachſen Hugo Meltzl, aus. In die Tat umgeſetzt werden ſie aber erſt von ſeinem Schüler und Landsmann, dem Kronſtädter Anton Hermann. Hermann begründet 1887 die „Ethnologiſchen Mitteilungen aus Ungarn“[24], die in deutſcher Sprache erſcheinen und als ein Vorläufer der bald danach entſtandenen madjariſchen „Ethnographia“ anzuſprechen ſind. Im Jahre 1889 gelingt Hermann unter der Mithilfe einer Reihe anderer Wiſſenſchaftler die Gründung der „Ungarländiſchen Ethnographiſchen Geſellſchaft“[25]. Ihr erſter Vorſitzender wird der ebenfalls deutſchſtämmige Zipſer Paul Hunfalvy, der vor ſeiner Namensmadjariſierung Hundsdorfer hieß und madjariſcherſeits als der Schöpfer der hiſtoriſchen Ethnologie angeſehen wird[26].

Der urſprüngliche Namen dieſer Geſellſchaft und der gewichtige Anteil deutſchſtämmiger Menſchen an ihrer Bildung ſind für den erſten Abſchnitt der ungarländiſchen Volkskundeforſchung bezeichnend. Die beginnende Sammeltätigkeit iſt auf den geſamten Staatsraum gerichtet und neben den Madjaren ſollen alle Völker des Landes betreut werden. Nicht der Volkstumsgedanke erſcheint als ausſchlaggebend, ſondern eher die Idee der Stephanskrone, ſo verſchieden ſie von den einzelnen Menſchen ausgelegt werden mag. Aber ebenſo wie früher in der ungarländiſchen Literatur eine Reaktion gegen die „Überfremdung" eintrat und zu den erſten Regungen einer geiſtigen madjariſchen Volkskunde führte[27], ſo ſetzt in der Ethnographie um die Jahrhundertwende ein fühlbarer Richtungswechſel ein. Schon im Jahre 1895 wird der Namen dieſer Körperſchaft in „Ungariſche Ethnographiſche Geſellſchaft" umgeändert[28]. An die Stelle Anton Hermanns tritt ſchließlich ſein Bruder Otto, der als der Begründer der ungariſchen Sachvolkskunde bezeichnet wird. Man wendet ſich in dieſer, für das geiſtige Leben Ungarns ſo wichtigen Zeit immer klarer der Behandlung rein madjariſcher Forſchungsprobleme zu. Mit der neuen Zielſetzung ergibt ſich ganz von ſelbſt eine innere Ablehnung der Gründungsperiode und ihrer Aufgaben. Man ſpart nicht mit Anfeindungen, und erſt nach dem Kriege gelangt man wieder zu einer etwas gerechteren Beurteilung. Allerdings bleiben auch jetzt beſtimmte Vorbehalte beſtehen, und man iſt aus der Blickſchau der Gegenwart heraus geneigt, einzelne Tatſachen ein wenig zu überſchätzen[29].

---

[21] J. Horváth, A magyar irodalmi népiesség Faluditól Petőfiig, Budapeſt 1927.

[22] J. v. Farkas, Das Volkslied und die ungariſche Literatur. In: Ungariſche Jahrbücher, Bd. VIII, 1928, S. 171ff.

[23] E. Schwartz, a. a. O., S. 27f. J. Turóczi-Troſtler, Világrirodalon magyar ponyván. In: Magyar Nyelvör. Jg. 36, S. 112—117.

[24] Zeitſchr. f. d. Volkskunde der Bewohner Ungarns und ſeiner Nebenländer. 9 Bde., Budapeſt 1887—1911.

[25] Ethnographia. Jg. I, S. 42f. und Ethnographia Jg. 40/1929, S. 13. Dem erſten Entwurf nach ſollte die Geſellſchaft: „Ungarländiſche Völkerkundliche Geſellſchaft“ heißen.

[26] L. Bartucz, ſiehe oben, S. 18: „. . . dieſe (d. h. die bisher aufgezählten ethn. Arbeiten) verblaſſen auch in ihrer Geſamtheit vor dem bahnbrechenden Werke Paul Hunfalvys, der „Ethnographie von Ungarn“. Mit dieſem Werke wurde die madjariſche geſchichtliche Ethnologie geboren . . . Nach der Ethnographie Hunfalvys wollen wir noch ein Datum nennen, das die größte Wendung auf dem Gebiete der madjariſchen Volkstumsforſchung bedeutet. Das iſt das Datum der Entſtehung der ungariſchen Volkskundegeſellſchaft . . .“

Es iſt nicht nur madjariſcher-, ſondern auch unſererſeits ziemlich ſchwer, den deutſchſtämmigen Aufbaukräften in der ungariſchen Wiſſenſchaft ganz gerecht zu werden. Die einen Betrachter ſind gewillt, ihrem Wirken und ihrer Einordnung in das angenommene Volkstum die ausſchlaggebende Bedeutung zuzuerkennen, die anderen wieder ihrer Herkunft und ihren Erbanlagen. Dennoch iſt das Problem damit noch nicht gelöſt. Walter Kuhn hat in ſeiner Sprachinſelforſchung[30] darauf hingewieſen, daß gerade die ins Madjarentum übergehenden Gelehrten die Schöpfer jener Wiſſenſchaftszweige wie Sprachwiſſenſchaft und Volkskunde wurden, die in ihrer weiteren Entwicklung zur Erforſchung des ungarländiſchen Deutſchtums zurückführten. Das mag als ein Zufall erſcheinen, iſt aber im Grunde der Dinge keiner. Denn wo immer auch Menſchen deutſcher Herkunft ſich der madjariſchen Wiſſenſchaft eingliedern, dort bleiben ſie kraft ihrer geiſtigen Haltung und ihrer Art Mittler zweier Völker[31]. Sie ſchenken ihrer neuen Wahlheimat eine Arbeit, die mannigfaltige Züge deutſchen Weſens, ſei es in der Gründlichkeit, logiſchen Planung uſw., aufweiſt. Darüber hinaus aber bleiben noch Bindungen erhalten, die ſich in der Forſchungsrichtung auswirken. Es iſt ſicher, daß gerade deutſchſtämmige Gelehrte, die ſchon zwiſchen den zwei Völkern ſtehen oder ins Madjarentum hinübergeglitten ſind, für die geiſtigen Auseinanderſetzungen beider Nationen ein geſchärftes Ohr beſitzen. In ihnen lebt, meiſt verborgen, ein ſtarkes perſönliches Verhältnis zu den zwiſchenvolklichen Problemen. Die Folgerungen, die ſie daraus ziehen, können ſehr verſchieden gerichtet ſein[32], aber ſie erwachſen aus dem gleichen Widerſtreit zwiſchen Herkunft und Einordnung.

---

[27] K. Viſki, Die ethnographiſche Tätigkeit in Ungarn. S.-A. aus: Stowianſki, Bd. II, Krakau 1931, und Ethnographia Jg. 40/1929, S. 13.

[28] In ſinngemäßer Überſetzung ſogar „Madjariſche Ethnographiſche Geſellſchaft".

[29] Ein gutes Beiſpiel für die gegenwärtige Beurteilung Anton Hermanns iſt der Nachruf, den ihm Robert Gragger in der Ethnographia, Jg. 1926, S. 189 widmet: „Am meiſten beſchäftigten ihn (Hermann) die Probleme der Nationalitäten. Er war beſtrebt, unter den verſchiedenen Volkselementen das Gefühl der Zuſammengehörigkeit zu erwecken . . . Am engſten war er mit den hieſigen Deutſchen verwachſen, aber er zog in weiſer Beſchränkung die Scheidelinie zwiſchen ihren rechtmäßigen Wünſchen und den Übertreibungen, die ſich gegen die ungariſchen Intereſſen richteten. Er förderte wärmſtens ihre Sache. In ſeiner Zeitſchrift befaßte er ſich voll Verſtändnis und Liebe mit ihnen, doch wies er alle illegalen Beſtrebungen zurück und enthüllte ihre Quellen . . . Er entfremdet ſich ſpäter der Volkskundegeſellſchaft, die faſt nur durch ſeine Bemühungen entſtanden war . . ." — Das Wirken Anton Hermanns und die Umwandlung der Ethnographiſchen Geſellſchaft in eine ſtaatlich geförderte Inſtitution ſchildert außerdem L. Madaraſſy in ſeiner Gedenkrede zur 40 Jahrfeier (Az „Összehalsonlitó Irodalomtörténeti Társaságtol" a „Magyar Néprajzi Társaságig". In: Ethnographia, Jg. 40/1929, S. 10—16): „. . . denn Anton Hermann wollte nicht nur die Ethnologie des vorherrſchenden Madjarentums erarbeiten, er war der feſten Überzeugung, die ungariſche Wiſſenſchaft müſſe die Völkerſchaften jeder Zunge und jeden Standes im Reiche des Heiligen Stephan beachten. Unternimmt ſie dieſe Arbeit nicht oder verſäumt ſie den richtigen Augenblick, ſo kann ſich dies in der Politik ſpäter verhängnisvoll auswirken . . . Die neuen Statuten wurden 1892 angenommen. Damit beginnt die zweite, ruhigere Periode der Geſellſchaft, die ſtaatlich und akademiſch unterſtützt, nun in engerer Zuſammenarbeit mit dem Nationalmuſeum ſtand . . . Mit 1892 iſt die Heldenperiode der Geſellſchaft — die wir auch ruhig als die Periode des Herumirrens bezeichnen können — abgeſchloſſen. In dieſem Jahr wurde auch die Reformarbeit des Ausſchuſſes beendet. An dieſer Arbeit nahm aber Anton Hermann, der „Begründer", nicht mehr teil. Er war um den Schwung der Geſellſchaft, ſeiner Lebensarbeit beſorgt . . . Später, als er einſah, daß die ruhigere Luft der Geſellſchaft ſeinem unruhigen Geiſt nicht mehr günſtig war, kehrte er ſeinem Liebling den Rücken und ſuchte in ſeiner engeren Heimat, in Siebenbürgen, ein neues Feld für ſeine Tätigkeit . . ."

Auch in der Volkskunde zeigt ſich das Wirken dieſer Kräfte. In der Gründezeit der Ethnographiſchen Geſellſchaft iſt die Beſchäftigung einzelner Gelehrter mit den deutſchen Volksgruppen des Landes eine ziemlich rege und wirkt auch auf die Nichtdeutſchen hinüber. Ebenſo, wie Hunfalvy in ſeiner Ethnographie dem Deutſchtum ein knappes geſchichtliches und „zoologiſches“ Kapitel widmet[33], ſo behandeln Jankó[34] und andere in ihren Werken die deutſchen Sprachinſeln mit immerhin anerkennenswerter Sachlichkeit. Am ſichtbarſten zeigt ſich wohl der Einfluß Anton Hermanns, der für ſeine Ethnologiſchen Mitteilungen eine ganze Schar von Aufzeichnern deutſcher Volksüberlieferungen gewinnt. Es handelt ſich dabei zwar zumeiſt um einfache Stoffveröffentlichungen, aber die Fülle der Aufſätze und die Erweiterung des Sammelgebietes ſind recht bemerkenswert. Hier taucht plötzlich eine Reihe deutſcher Siedlungen und Kleinlandſchaften auf, um die ſich bisher niemand gekümmert hatte. Wir ſtoßen auf Beiträge über das Deutſchtum des Ofner Berglandes, des Schildgebirges, der Schwäbiſchen Türkei, Sathmars, der Batſchka und des Banats[35].

---

[30] W. Kuhn, ſiehe Anm. 12, S. 102.

[31] F. Valjavec, Der deutſche Kultureinfluß in Ungarn. In: Deutſch-ungariſche Heimatblätter. Jg. V, S. 5—22, Jg. VI, S. 35—77, Neue Heimatblätter, Jg. I, S. 8—22. — Th. Thienemann, Geſchichte des deutſchen Schrifttums in Ungarn. In: Deutſch-ungariſche Heimatblätter, Jg. IV, S. 1—22. — A. Eckhardt, Über geiſteswiſſenſchaftliche Forſchung in Ungarn ſeit dem Weltkriege. In: Deutſch-ungariſche Heimatblätter, Jg. II, S. 1—12.

[32] B. v. Pukánſzky, Wandlungen und Abwandlungen des deutſch-ungariſchen Bewußtſeins. In: Ungariſche Jahrbücher, Bd. XIV, S. 144—164.

[33] P. Hunfalvy, Magyarország ethnographiája. Budapeſt 1876. Deutſche Überſetzung von J. H. Schwicker, Ethnographie von Ungarn. Budapeſt 1877, S. 102—126.

[34] J. Jankó, A Balaton-melléki lakosság néprajza, Budapeſt 1902. Deutſche Bearbeitung von W. Seemayer, Ethnographie der Umwohner des Balatongeſtades. Wien 1906.

Die madjariſche geſchriebene „Ethnographie“ und der „Anzeiger des Nationalmuſeums“[36] bieten ein etwas anderes Bild. In ihnen ſcheinen Beiträge zur ungarländiſchen deutſchen Volkskunde viel ſeltener auf und treten nicht ſo ſtark hervor. Auch werden von den deutſchen Forſchungsgebieten die alten Sprachinſeln bedeutend mehr berückſichtigt als die jungen. Man beſchränkt ſich in der erſten Zeit faſt durchweg auf die mittelalterlichen Siedlungsbereiche Oberungarns, wie die Zips, die Gründler und die Kremnitz-Probener Sprachinſel. Es ſind dies Landſchaften, aus denen ſowieſo ſchon volkskundliches Material vorliegt; aus der Zips in zahlreichen Veröffentlichungen, aus Kremnitz-Proben vor allem durch die Forſchungen K. Schröers. Dieſe räumliche Verengung iſt aber auch nach einer anderen Richtung hin kennzeichnend. Es handelt ſich um Deutſchtumsgebiete, in denen die geiſtige Annäherung der Oberſchicht an das Madjarentum ſchon recht beträchtliche Fortſchritte gemacht hat. Die Zips ſelbſt hat um dieſe Zeit ihr deutſches Schrifttum faſt zur Gänze aufgegeben, wiſſenſchaftliche Arbeiten werden meiſt nur noch in madjariſcher Sprache geleiſtet. Dementſprechend wirken die Zipſer Volkskundler nicht gern bei den Ethnologiſchen Mitteilungen Hermanns, wohl aber bei der madjariſch geſchriebenen Ethnologie oder dem Anzeiger mit. Wir finden in deren erſten Jahrgängen Beiträge über Zipſer Trachten, Zipſer und Kremnitz-Probener Sagen uſw.[37].

Wir wiſſen, daß die Ethnographie und der Anzeiger in ihrer Zielſetzung der madjariſchen Volksforſchung dienen ſollen. Sie ſind Fachzeitſchriften, die von den allmählichen, aber ſtetigen Fortſchritten der madjariſchen geiſtigen und materiellen Volkskunde Zeugnis geben. Wenn ſie ſich mit deutſchem Volksgut im ungariſchen Raume beſchäftigen, ſo gehört dies nicht zu ihren Kernproblemen und kann nur nebenbei geſchehen. Für dieſe ſachlichen Tatſachen wird die deutſche Forſchung immer Verſtändnis haben und wird nie verlangen, daß die madjariſchen Folkloriſten ihr

---

[35] Brautlied (Sathmar). Jg. I, S. 393. — Deutſche Volksballaden aus Südungarn. Jg. I—III. — J. Fináczy-Weiß, Deutſche Volkslieder aus Ofen. Jg. IV, S. 73. Derſ. Deutſche Kinderlieder und Reime aus Ofen. Jg. V, S. 108 ff. — Kinderreime aus Südungarn (Tolnau). Jg. I, S. 357. — L. Mátyáſi, Aus dem Volksglauben der Schwaben von Solymár, Szent-Iván und Hidegkút. Jg. III, S. 162—165, 244—247. — Ofner Lieder. Jg. I—II. — K. Pápay, Zur Volkskunde der Cſepel-Inſel. Jg. I, S. 160—162, 270—273, 422—427. — F. Póra, Deutſche Kinderreime aus Ofen. Jg. IV, S. 132. — A. Schwanfelder, Deutſche Volksballaden aus Ungarn. Jg. II, S. 94—98. — E. Stodola, Deutſche Neckreime (Ofner Bergland) Jg. I, S. 84 f., 199. Derſ. Deutſches Weihnachtsſpiel (Ofner Bergland), Jg. I, S. 179 f. Derſ. Wie reiten die Toten ſo ſchnell (Leonorenmärchen aus dem Ofner Bergland). Jg. I, S. 341 f. uſw.

[36] A magyar nemzeti múzeum néprajzi osztályának Értesitöje. Deutſche Ausgabe: Anzeiger der enthnographiſchen Abteilung des ungariſchen Nationalmuſeums. Budapeſt 1900—1915.

[37] G. Vérſenyi, A Bányarémröl. In: Ethn. Jg. I, S. 335—345 uſw.

Augenmerk beſonders ſtark den deutſchen Sprachinſeln zuwenden. Es iſt deshalb kein Vorwurf, wenn wir feſtſtellen, daß die Betreuung der deutſchen Siedlungsbereiche durch die madjariſchen Fachblätter ſeit der Gründung der Ungariſchen Volkskundegeſellſchaft ſtändig zurückgeht. Dieſer Rückgang läßt ſich zahlenmäßig ſehr leicht belegen. Überblickt man alle Beiträge, die in den Ethnologiſchen Mitteilungen, der Ethnographie, dem Anzeiger des Nationalmuſeums, den Batſch-Bodroger Jahrbüchern[38] uſw. über die deutſche Volkskunde Ungarns zwiſchen 1887 und 1914 erſchienen ſind, ſo ergibt ſich ein ſtetiges Abſinken. Von all den betreffenden Aufſätzen erſcheinen im erſten Drittel des Zeitabſchnittes rund 53%, im zweiten Drittel nur mehr 29% und im letzten Drittel knapp 18%. Es handelt ſich dabei nicht immer um Unterſuchungen, die dem deutſchen Volksgut allein gewidmet ſind[39]. Sehr oft werden dieſe oder jene volklichen Erſcheinungsformen einer beſtimmten Gegend erfaßt, und aus dem Text ergibt ſich dann, welche von ihnen deutſcher, welche madjariſcher oder andersvolklicher Herkunft ſind[40]. Dies führt leider in der Folgezeit zu einer Vernachläſſigung und zu mancherlei Unſicherheiten in den volklichen Herkunftsbeſtimmungen.

Das allmähliche Auseinandergleiten der deutſchen und madjariſchen Volkskunde in Ungarn iſt eine innere Notwendigkeit und man gelangt dadurch zwangsläufig zu einer beiderſeitigen Eigenſtändigkeit. Daran ändert auch die Tatſache nichts, daß man von amtlicher Seite her noch mehrmals gewillt iſt, ſich der Betreuung der Sprachinſeln anzunehmen. So fordert die Ethnographiſche Geſellſchaft im Jahre 1916 abermals zur planmäßigen Sammlung deutſcher Volksüberlieferungen auf, wird um 1930 mit Hilfe des Unterrichtsminiſteriums der deutſch-ungariſche Volkskundeatlas vorbereitet[41]. Beide Verſuche fallen aber ſchon in die Zeit, in der die einzelnen Forſchungszweige ſelbſtändig geworden ſind und führen deshalb zu keinerlei bemerkenswerten Ergebniſſen. Von dem Volkskundeatlas wird ſpäter noch zu reden ſein.

Es beſteht kein Zweifel, daß die politiſche Entwicklung Ungarns vor dem Kriege auf die Forſchung einen mitbeſtimmenden Einfluß gewann. Selbſt Wiſſenſchaftler wie E. v. Schwartz[42] haben darauf hinweiſen müſſen, daß die Nationalitätenpolitik zu wiſſenſchaftlichen Spannungen führte. Das hat die Entwicklung beſchleunigt und ſchon damals einzelne Anſätze einer deutſchbedingten Volkstumsforſchung in Ungarn ausgelöſt. Dennoch liegt eine gewiſſe innere Tragik darin, daß gerade die äußerſt loyalen „Schwaben“ von den Auswirkungen des Kampfes am ſchärfſten betroffen wurden. Sie ſind die einzige Volksgruppe, die noch nicht erwacht war und deshalb auch keine ſtarke Abwehrſtellung einnahm, ſich keinerlei eigene Organiſationsformen ſchuf. Man war zwar madjariſcherſeits mit ihrer Haltung durchaus zufrieden[43], aber man beſchäftigte ſich trotzdem nicht lebhafter mit ihren Lebensformen, ihren volklichen Überlieferungen. Die Siebenbürger Sachſen, die ſich aus ihrem volklichen Selbſtbehauptungswillen heraus eine traditionsreiche und großzügige eigene Forſchung aufgebaut hatten und auch im ſchärfſten Nationalitätenkampf zu wahren wußten, waren da weitaus beſſer geſtellt.

---

[38] Bács-Bodrog megye történeti társulatának évkönyvei. Zombor 1885—1918.

[39] L. Baroti, Bánsági német népballadák. Jn: Ethn. Jg. III, S. 29—37. — V. Belloſits, Délvidéki német babonák és szokások. Ebenda Jg. X, S. 392—395. — P. Czimmermann, Sváb ház Kálmándon. Jn: Értesitö. Jg. I, S. 50—53.

[40] F. Gabnay, Budapestvidéki haj- és kendöviselet. Jn: Értesitö. Jg. VII, S. 95—125. — N. Gönczy, Megjegyzések a „Budapest vidéki haj- és kendöviselet“ cimü cikkre. Ebenda S. 236 bis 241. — St. Kötſe, Népélet és népszokások Baranya megyében. Jn: Ethn. Jg. I, S. 448—464. — J. Jakab, Szatmármegyei babonák. Jn: Ethn. Jg. VI, S. 309—312, 410—416. — J. Nagy, Bácsmegyei babonák. Ebenda Jg. VII, S. 93—102, 176—181. Jg. IX, S. 135—140. — A. Cſáky, Somogymegye lengyeltóti járásának néprajzi viszonyai. Ebenda Jg. VI, S. 227—229. Jg. VIII, S. 438—445. — S. Kurz, Lajos-Komáromi népszokások. Ebenda Jg. VIII, S. 103—107 uſw.

[41] E. v. Schwartz, Vom deutſch-ungariſchen Volkskundeatlas. Jn: Deutſch-ungariſche Heimatblätter. Jg. IV, S. 347f.

[42] E. v. Schwartz, Die deutſch-ungariſche Volkskundeforſchung, ſiehe Anm. 18, S. 38.

Die Entnationaliſierungsbeſtrebungen fanden ihren Abglanz ſelbſt in manch einem madjariſch geſchriebenen Volkskundeaufſatz jener Zeit. Während die älteren Arbeiten auf dieſem Gebiete mehr beſchreibend waren und einfach die volklichen Zuſtände ſchilderten, ändert ſich dies um 1900. In dem ſeit 1890 erſcheinenden Kronprinzenwerk[44] und in den Komitatsmonographien[45] werden die Sprachinſeln von den madjariſchen Verfaſſern vielfach nach Art ethnographiſcher Merkwürdigkeiten behandelt, wenn nicht gar als notwendige Übel empfunden. Auch in der mehr heimatkundlich gefärbten und geiſtig enger umgrenzten Komitatsliteratur zeigen ſich ähnliche Erſcheinungen. Es würde zu weit führen, auf die bunte Fülle von Tendenzen und Beiſpielen einzugehen, die ſich da finden. Wir begegnen ihnen nicht nur in kleineren Arbeiten und Aufſätzen, ſondern auch in größeren, außer derartigen Abweichungen oft recht wertvolles Material bringenden Sammelwerken[46].

*

Es iſt notwendig, die Eigenſtändigkeit der madjariſchen Volkskunde und ihre Unterſchiede zur deutſchen Forſchung ſtärker herauszuarbeiten. Dies bedeutet keinesfalls, daß auf die einzelnen Entwicklungsſtufen, die verſchiedenen Arbeitsrichtungen der Folklore und Ethnographie Ungarns näher eingegangen werden ſoll. Es handelt ſich vielmehr darum, die Urſachen aufzuzeigen, aus denen heraus die madjariſche Volksforſchung ihre beſondere Note erhält. Wir müſſen den Wurzeln jener Weſenszüge nachſpüren, die uns bei einer erſten flüchtigen Betrachtung fremd ſcheinen und durch die ſich mannigfaltige Mißverſtändniſſe ergeben können. Vielleicht iſt es auch möglich, damit der Auseinanderſetzung zwiſchen unſerer und der madjariſchen Forſchung manche nutzloſe Härte zu nehmen.

---

[43] J. Vonház, A szatmármegyei német telepités. S. A. aus.: Századok, Budapeſt (1914), 41 S. — G. Cirbuſz, A délvidéki németek. Budapeſt (1914). In: Nemzetiségi ismertetö könyvtár. Bd. II 1.

[44] Die öſterreichiſch-ungariſche Monarchie in Wort und Bild. Ungarn, 6. Bd. Wien.

[45] Magyarország varmegyéi és városai. Budapeſt, hrsg. v. S. Borovſzki.

[46] Vgl. z. B. F. Várady, Baranyja multa és jelen. 2 Bd. Fünfkirchen 1896—1898, Bd. I, S. 258 ff.: „. . . die Zahl der Schnurrbärte wächſt alſo (unter den Schwaben) erfreulicherweiſe. Wer da aber denken würde, das wären lauter Speerſpitzen, die für das Madjarentum in den Kampf ziehen, und daß die des Deutſchen des Hegyhát als reife Frucht in den Schoß der Majdaren fielen — wer ſeine vaterländiſche Seele mit derartigen Träumen einſchläfert, der irrt ſich gewaltig . . .“ uſw.

Die räumliche Nachbarſchaft des deutſchen und des madjariſchen Volkes iſt die Plattform, von der ausgegangen werden muß. Dieſe Nachbarſchaft war dem deutſchen Denken bisher viel weniger bewußt als die zu anderen anrainenden Völkern. Aus ihr erwachſen aber zahlloſe Wechſelbeziehungen, darunter die für uns wichtigen Beeinfluſſungen volklicher Art. Die Grenze, die dabei überſchritten wird, iſt nicht nur eine Sprach- ſondern auch eine Raſſengrenze. Wohl hat das madjariſche Volk in ſeiner geſchichtlichen Entwicklung viel deutſches, ſlawiſches und anderes Blut in ſich aufgenommen, ebenſo fremde Kulturformen, aber ſein ihm eigentümliches Erbe iſt dadurch nicht zur Gänze verſchüttet worden. Nur ſo erklärt ſich manche Sonderheit, die im ſüdoſtdeutſchen Grenzraume aufſcheint und den übrigen deutſchen Grenzräumen fremd blieb.

Die Erkenntnis verſchiedener Weſensart iſt eine recht heikle Angelegenheit und ſtößt leicht auf Widerſpruch. Dennoch iſt ſie notwendig und führt zu ſachlichen Klärungen. Sie muß von einer lebensnahen, gegenwartsverbundenen Wiſſenſchaft mit jener ehrlichen Strenge durchgeführt werden, wie ſie J. Bleyer[47] forderte. Eine ſolche Wiſſenſchaft muß auch den Mut zur Abgrenzung vorhandener und an ſich notwendiger Aufgaben beſitzen. Denn ebenſo wie die Selbſtändigkeit der einen Forſchung die der anderen vorausſetzt, ſo haben beide ihren nur ihnen eigentümlichen Aufgabenkreis. Es gibt, vom Standpunkte der Wiſſenſchaft und ihren Forſchungsmethoden aus geſehen, keinen Streit darüber, in weſſen Arbeitsbereich die ungarländiſchen deutſchen Sprachinſeln fallen. In dieſen Volksinſeln haben ſich durch die Einwirkungen der madjariſchen Umwelt und des Staates Kulturformen herausgebildet, die der beiderſeitigen Durchforſchung und Beurteilung wert ſind. Die breite Fülle der hier aufſcheinenden volklichen Überlieferungen und Probleme gehören aber der deutſchen Volksforſchung, bzw. der Sprachinſelkunde an. Alle ſonſtigen Meinungen entſpringen entweder einem erſtarrten ſtaatlichen Denken oder politiſchen Gefühlen. Ebenſo entbehrt eine andere Abriegelung, die vielfach gefordert wird, jeder fachlichen Begründung. Da wir aber ſelbſt die geſamte Sprachinſelforſchung nicht als eine eigenſtändige Wiſſenſchaft anzuſehen gewillt ſind[48], ſo können wir die Forderung nach einer ſich ſelbſt genügenden „deutſch-ungariſchen Volkskunde" erſt recht nicht anerkennen, würden ſie beſtenfalls als übertriebene Eigenbrödelei anſehen. Daß derlei Überlegungen niemals durch madjariſche Fachgelehrte und in deren Zeitſchriften vertreten, ſondern zumeiſt von Außenſeitern und in Zeitungen vorgebracht werden, charakteriſiert ſie wohl zur Genüge[49].

---

[47] J. Bleyer, Aufgaben der Deutſchtumsforſchung . . . ſiehe Anm. 17, S. 244, 248f.

[48] W. Kuhn, Deutſche Sprachinſelforſchung, ſiehe Anm. 12, S. 13ff.

[49] Forderungen dieſer Art tauchen in den madjariſchen Zeitungen, in Buchbeſprechungen uſw. in den letzten Jahren immer häufiger auf. Es ſollen hier nur jene herausgegriffen werden, die von ernſthafteren Forſchern aufgeſtellt und auch durch deren Namen gedeckt erſcheinen, da eine Auseinanderſetzung mit

Es fragt ſich nun, wieſo die oben nur knapp angedeuteten Streitfragen zwiſchen der deutſchen und madjariſchen Wiſſenſchaft überhaupt auftauchen können, weshalb derartige Flurbereinigungen notwendig ſind. Polniſche, tſchechiſche oder ukrainiſche Gelehrte haben im Gegenſatz dazu ein viel ausgeprägteres Empfinden für die Abgrenzung des einzelnen Volkstums. Sie nehmen Problemen der Herkunft, der volklichen Zuordnung uſw. gegenüber eine Haltung ein, die unſerer Art der Frageſtellung weit eher entſpricht. Der Grund dieſer Sonderſtellung des Madjaren iſt in ſeiner Auffaſſung von Volk und Nation zu ſuchen. Bei ihm konnte ſich die in der Zeit der franzöſiſchen Revolution erſtarkte Idee von der Staatsnation ſehr tief verwurzeln, während die anderen Oſtvölker den durch die deutſche Romantik geförderten Volkstumsbegriff annahmen. W. Kuhn[50] hat darauf hingewieſen, daß dies zum Großteil damit zuſammenhängt, daß die Madjaren zur Zeit ihres nationalen Erwachens und im Gegenſatz zu anderen Oſtvölkern eine gewiſſe Eigenſtaatlichkeit beſaßen. Kuhns Auseinanderſetzung mit E. Moór hat ferner gezeigt, wie tiefgehend die wiſſenſchaftliche Grundhaltung der Deutſchen und Madjaren durch dieſe weltanſchauliche Verſchiedenheit beeinflußt wird. Es iſt hier nicht der Platz, auf die ganze Schwere des Unterſchiedes einzugehen, zumal dazu deutſcherſeits ſchon zahlreiche Unterſuchungen vorliegen[51]. Auch von madjariſcher Seite iſt verſucht worden, ſich mit den deutſchen Anſchauungen über das Volkstum vertraut zu machen oder mit ihnen kritiſch auseinanderzuſetzen[52]. Es zeigt ſich aber, daß trotz der Auflockerung des madjariſchen Denkens durch die Teilung Ungarns und trotz der

---

anonymen Zeitungsſchreibern zwecklos wäre. So ſchreibt z. B. E. v. Schwartz in „A hazai német néprajzi atlasz és adattára", Budapeſt 1931: „Wir ſind der Meinung, daß es beſſer iſt, wenn wir uns ſelber mit den Überlieferungen unſeres hieſigen Deutſchtums befaſſen und ſie ſyſtematiſieren, als wenn ausländiſche Forſcher dieſe Arbeit durchführen . . ." J. Pukánſzky-Kádár in Napkelet, Jg. XI, Nr. 7, S. 534ff.: „Wir müſſen uns mit dieſen Fragen (dem Deutſchtum in Ungarn) befaſſen, da wir mit madjariſchen Augen und in Kenntnis der ungariſchen Verhältniſſe ans Werk gehen können und daher eher ein wahres Bild zeichnen können, als derjenige, der von außen an dieſe Fragen herankommt . . .", K. Kogutovicz, Dunántúl és Kis-Alföld. Irásban és képben. Bd. II, Budapeſt 1936: „mit noch größerem Bedauern müſſen wir feſtſtellen, daß unter anderm z. B. in dem deutſchen Schrifttum gerade in den letzten zehn Jahren mehr als ein umfangreiches Werk über jedes einzelne dieſer Gebiete (Siebenbürgen, Zips uſw.) erſchienen iſt . . . Und heute, da wir mit leeren Phraſen der Reviſionsſache mehr ſchaden als nützen, wer bemerkt denn heute, daß neue bedrohte Gebiete ſich auch innerhalb des Rumpflandes (—Rumpfungarn) befinden, die das Intereſſe ausländiſcher Faktoren im höchſten Maße auf ſich ziehen. Der Reihe nach erſcheinen aus der Feder der Bearbeiter der verſchiedenen Wiſſenſchaften Artikel, Abhandlungen, Bücher über das Land jenſeits der Donau, über Weſtungarn, Bakony, Tolnau, Baranya."

[50] W. Kuhn, Volksnation und Staatsnation. In: Neue Heimatblätter, Jg. I, S. 308—315.

[51] O. A. Isbert, Volk und Nation bei Deutſchen und Ungarn. Bleyers Vermächtnis. In: Ungariſche Jahrbücher, Bd. XIV, S. 166—192. Dort auch einige Literaturangaben. — G. Ipſen, Beſprechung des Isbertſchen Buches „Das ſüdweſtliche ungariſche Mittelgebirge" . In: Ungariſche Jahrbücher, Bd. XIII, S. 146—150. — A. Török, Nation und Volkstum im ungariſchen Denken. S.-A. aus: Die Tat, Maiheft 1935.

[52] L. Gogolák, Történetünk német népi szemléletben. In: Magyar Szemle 1936, Oktoberheft, S. 222ff. — O. A. Isbert, Volks- und Kulturbodenforſchung, ſiehe oben Anm. 15 . . . — K. Kogutovicz, Dunántul, ſiehe oben Anm. 49 . . . — L. Némedi, A németseg Magyar szemmel. Debrezin 1935.

geiſtigen Umwälzungen der Nachkriegszeit es noch lange Zeit dauern dürfte, bevor hier eine Annäherung beider Standpunkte eintreten wird.

Es iſt für uns Deutſche ungemein ſchwierig, uns eine volkskundliche Arbeit vorzuſtellen, die nicht klar und eindeutig auf das Volkstum Bezug nimmt. Hat ein Forſcher außerdem noch das Beſtreben, Staat und Nation gleichzuſetzen, ſo erſcheint uns ſeine wiſſenſchaftliche Forſchung dadurch von vornherein erſchwert. Er beraubt ſich eines wichtigen Hilfsmittels für ſeine Unterſuchungen und legt volkhaften Bindungen nicht den Wert bei, den ſie wirklich beſitzen. Dies Außerachtlaſſen muß ſpäter bei der Verarbeitung des Sammelmaterials fühlbar werden. In der madjariſchen Volkskunde zeigen ſich die Folgen einer ſtaatlich gerichteten Blickſchau in zahlreichen Belegen. So haben z. B. die ungariſchen Ethnographen eine ausgeſprochene Fähigkeit zum Sammeln materieller Volksgüter. Die in den Muſeen untergebrachten Sammlungen ſind, was die Fülle und die Güte des Sachgutes anbelangt, kaum zu überbieten. Trotzdem vermitteln ſie, wie Isbert[53] ſagt, keineswegs ein augenfälliges Bild des madjariſchen Volkes. Der einfache Grund dafür liegt darin: man ſammelte vor dem Kriege das volkstümliche Sachgut innerhalb des ungariſchen Staatsgebietes ohne Rückſicht auf ſeine volkliche Herkunft. Auch in den wiſſenſchaftlichen Veröffentlichungen begegnet uns ſehr oft die gleiche Tendenz. Es würde zu weit führen, hierzu Beiſpiele anzuführen, es genügt, daß in vielen der großen Sammelwerke zur Volkskunſt uſw. volkliche Scheidungen fehlen. Ein auch für den deutſchen Leſer zugänglicher Beleg iſt das Buch K. Viſkis über „Volksbrauch der Ungarn“[54].

Am ſchärfſten prägt ſich dieſe geiſtige Haltung in der madjariſchen Fachliteratur vor dem Kriege aus. Gegenwärtig iſt eine Abkehr von derartigen Arbeitsmethoden unverkennbar, trotzdem es ſich dabei vorerſt um ein Aufwerfen neuer Gedanken und neuer Zielſetzungen handelt. Die madjariſche Forſchung wird ſich aber dieſem Wollen um ſo eher verpflichtet fühlen, je ſtärker es in der jungen Generation zum Durchbruch kommt. Es iſt eng verbunden mit dem Verlangen nach inſtinktiver Erkenntnis der augenblicklichen volkspolitiſchen Lage des Madjarentums ſowie den Verſuchen, die eigenen Überlieferungen in ihrem gegenwärtigen Zuſtande zu erfaſſen[55]. Es wäre verlockend, dieſe noch gährende Entwicklung ausführlicher zu ſkizzieren, zumal ſie der deutſchen wiſſenſchaftlichen Haltung vielfach recht gibt und mit ihr in mancherlei Beziehungen ſteht. Um aber vom eigentlichen Thema unſeres Aufſatzes nicht allzuweit abzuſchweifen, muß es genügen, einzelne kennzeichnende Ausdrucksformen herauszugreifen. Wir ſehen, wie nun im Kreiſe der Budapeſter Volkskundegeſellſchaft die „madjariſche Volkstumskunde" als Zielſetzung aufſcheint, die Univerſität eine eigene Schriftenreihe unter dem Titel „Hungarologie" herausgibt, ebenſo eine junge Gruppe eine Zeitſchrift für die „Wiſſenſchaft vom Madjarentum"[56]. L. Bartucz, der die Beſtrebungen nach einer arteigenen Volkstumskunde zuſammenzufaſſen verſucht, ſpricht ganz eindeutig von den „entriſſenen Blutsgenoſſen" jenſeits der Grenzen, und wir können feſtſtellen, daß man ſich nun in ſteigendem Maße mit den madjariſchen Sprachinſeln in fremden Staaten beſchäftigt[57]. Ja, ſelbſt ein gegen uns Deutſche ſcharf Stellung nehmender und ſtark im Politiſchen verwurzelter Wiſſenſchaftler wie Kogutovicz iſt beſtrebt, den in der von ihm angegriffenen deutſchen Wiſſenſchaft vertretenen Volkstumsgedanken für ſein Volk in Anwendung zu bringen[58].

---

[53] O. A. Isbert, Volks- und Kulturbodenforſchung ſ. o. S. 244.

[54] Budapeſt 1932. Da das Buch auch deutſche u. a. Volksbräuche enthält, müßte es wenigſtens im Titel „Volksbrauch in Ungarn“ heißen.

[55] J. Ortutay, A magyar falukutatás új útjai. Neue Wege der madjariſchen Dorfforſchung. Vigilia, Vierteljahrsſchrift. Hrsg. von Z. Aradi, B. Balla und L. Poſſonyi, Jg. I, Bd. II. Budapeſt 1935, S. 109—125. — P. Veres, Az Alföld parasztsága. Bauerntum des Alföld. Budapeſt 1936. — G. Illyés, A puszták népe. Das Volk der Puſzten. Budapeſt 1936. — Z. Szabó, A tardi helyzet. Die Lage von Tard. Budapeſt 1936. — P. Elek, B. Gunda, Z. Hilſcher, J. Karſay, G. Kerényi, A. Koczogh, F. Pócſy, L. Torbágyi, Elsüllyedt falú a Dunántulon. Kemse község élete. Verſunkenes Dorf jenſeits der Donau. Das Leben der Gemeinde Kemſe. Budapeſt 1936.

Wir dürfen aber nicht glauben, daß die ſich damit anbahnende neue geiſtige Haltung ſchon klar ausgeprägt iſt. Sie liegt auch bei ihren wichtigſten Vertretern oft noch im Kampfe mit den bisherigen Anſchauungen. Nur ſo ſind die vielen offenen Widerſprüche zu erklären, denen man nicht ſelten begegnet. Dazu kommt, wie ſchon die bisherigen Zitate aus Kogutovicz u. a. gezeigt haben, eine dem madjariſchen nationalſtaatlichen Denken angepaßte Umwertung der von deutſcher Seite aufgeworfenen Ideen oder wiſſenſchaftlichen Probleme. Zahlreiche rein geiſtige Auseinanderſetzungen ſpielen ſich ſo in einer Atmoſphäre politiſcher Hochſpannungen ab, trotzdem ſie eigentlich gar nicht in dieſen Bereich gehören. Ein Beiſpiel dafür iſt die Verwendung des Wortes „Madjare“ in der deutſchen Fachliteratur. Da für uns der Begriff „Ungar“ eine doppelte Sinngebung hat, ſetzt ſich gegenwärtig an ſeiner Stelle der Ausdruck Madjare in der deutſchen Volksforſchung endgültig durch. Dies wird uns aber ſehr übel genommen, als „Haarſpalterei“ uſw.[59] ausgelegt. Wir haben gar keinen Grund, darüber zu ſtreiten, ob man von Liſzts ungariſcher oder madjariſcher Rapſodie ſprechen darf. Es handelt ſich uns auch keinesfalls darum, mit dem Begriff „madjariſch“ den Blick auf die primitive, von Deutſchen, Slawen uſw. unbeeinflußte Überlieferungswelt dieſes Volkes zu lenken. Was wir erſtreben, iſt nur eine klare, eindeutige Formulierung. Das Madjarentum deckt ſich nicht mit dem Staatsbereiche Ungarns im pannoniſchen Raume. Madjaren haben ſelbſt zur Zeit des alten Ungarns, d. h. vor dem Vertrag von Trianon jenſeits der Staatsgrenzen in Altrumänien, der Bukowina uſw. gewohnt. Auch der Begriff „Böhmen“, „böhmiſch“ mußte von der deutſchen Volksforſchung abgelehnt werden, weil er einmal geographiſch, das andere Mal volklich ausgedeutet werden konnte und Unklarheiten verurſachte. Ein Gleiches gilt für Ungarn. Man leſe einmal eine Arbeit durch, die zwiſchen „madjariſch“ und „ungariſch“ keinen Unterſchied macht und man wird ſehen, wie oft man nachdenken muß, um herauszufinden, worum es ſich eigentlich handelt[60]. Dies wurde auch von ſeiten madjariſcher Wiſſenſchaftler empfunden, ſobald ſie daran gingen, ihre Werke ins Deutſche zu überſetzen. Wir finden deshalb in zahlreichen Veröffentlichungen amtlicher ungariſcher Inſtitute, Muſeen uſw. dauernd den Gebrauch der Worte „Madjare“, „madjariſch“. Ich verweiſe hier nur auf die deutſche Ausgabe des Anzeigers des Budapeſter Nationalmuſeums (Értesitö), Hunfalvys Ethnographie von Ungarn uſw.[61]. Es iſt mithin gar nicht notwendig, der deutſchen Forſchung Dinge vorzuwerfen, die eigentlich ſelbſtverſtändlich ſind und von madjariſchen Gelehrten bei einer ſachlichen Überſetzung ihrer Arbeiten in unſere Sprache ſelbſt geübt werden.

---

[56] L. Bartucz, A magyar nemzetismeretröl . . . , ſiehe oben Anm. 20.

[57] G. Lükö, Moldvai csángók kendermunkája. Hanfbearbeitung der Moldauer Tſchangos. In: Anzeiger des Ethnographiſchen Muſeums, Jg. 26, 1934, S. 96—101. — Derſ., Régimódi méhészet Moldvában. Altertümliche Bienenzucht in der Moldau. In: Anzeiger des Ethnographiſchen Muſeums, Jg. 26, 1934, S. 47—48. — Derſ., A moldvai magyarok hajviselete. Haartracht der Moldauer Madjaren. In: Anzeiger des Ethnographiſchen Muſeums, Jg. 27, 1935, S. 59—68. — G. Kis Bárday, A bukovinai székely falvak. Die Szekler Dörfer in der Bukowina. In: Ethn. Jg. 44, 1933, S. 131—139. — P. Domonkos, Egy csángómagyar népballada. Eine tſchango-madjariſche Volksballade. In: Ethn. Jg. 44, 1933, S. 159. — P. Balla, Népzeneigyüjtés a bukovinai magyar falvakban. Volksmuſikaliſche Sammeltätigkeit in den madjariſchen Dörfern der Bukowina. In: Ethn. Jg. 46, 1935, S. 126—141. — A. Vereß, Népzenei gyüjtés a moldvai csángók közt. Volksmuſikaliſche Sammelarbeit unter den Moldauer Tſchangos. In: Ethn. Jg. 42, 1931, S. 133. — Derſ., Adalékok a moldvai csángók tüzhelyéhez. Beiträge zu der Feuerſtätte der Moldauer Tſchangos. In: Anzeiger des Ethnographiſchen Muſeums, Jg. 23, 1931, S. 27—30. — St. Györffy, A bübájolás a moldvaiaknál. Die Zauberei bei den Moldauern. In; Ethn. Jg. 40, 1929, S. 169. — J. Wichmann-Hermann, Moldvai csángó lakodalom Szabófalván. Eine Moldauer Tſchango-Hochzeit in Szabófalva. In: Ethn. Jg. 47, 1936, S. 57—65.

[58] K. Kogutovicz, Dunántúl és Kis Alföld . . . ſiehe oben Anm. 49: „. . . Schneiden wir die Waſſertriebe der neuen Idee ab, dann bleibt ein geſunder Stamm zurück: die Aufdeckung des Wertes des Volkstums und deſſen erhöhte Geltendmachung in der nationalen Geſellſchaft. In der europäiſchen Dekadenz kann dieſer Gedanke die junge Kraft vertreten. Was an dieſem Gedanken gut iſt, das können wir zu unſerem Nutzen verwenden. Es beſteht kein Zweifel, daß es der madjariſchen Nation nur zum Vorteil dienen kann, wenn das madjariſche Volk ſeine Aufmerkſamkeit auf ſeine Lebensfragen lenkt, wenn es ſchlummernde und bisher nicht genügend beachtete Kräfte in ſeinen Dienſt ſtellt. Die Stärkung des Volksbewußtſeins, der Volksbildung, die organiſche Einfügung der breiten Volksmaſſen in das Leben der Nation ſind wichtige Aufgaben. Wenn wir dies erkennen können, werden wir gleichzeitig auch für die Wünſche eines anderen Volkes Verſtändnis erlangen. Wir müſſen einſehen, daß wir leeren Schlagworten nachgelaufen ſind, als wir von den 20 Millionen Madjaren träumten, als wir die Gefahr des Nationalismus nicht rechtzeitig erkannten und zu gleicher Zeit uns mit dem madjariſchen Volk, dieſem einzigen Kraftreſervoir der ungariſchen Nation, nur ſehr wenig beſchäftigten. Wir dienen den Intereſſen der ungariſchen Nation viel beſſer, wenn wir ihre wirklichen Werte ſuchen und pflegen und nicht nach der Unterwerfung von Volksmaſſen ſtreben, deren nationaler Wert gerade in den kritiſchen Zeiten am ſchwankendſten iſt . . ." Vgl. dazu auch den Wunſch nach einem „Handwörterbuch des Auslandmadjarentums" bei Zs. Szász, Egy kisebbségi kézikönyvröl. In: Századok, Jg. 29/1937, Heft 2, S. 168—173.

Die verſchiedene geiſtige Haltung beider Völker wirkt ſich noch in einer Reihe anderer fachlicher Gegenſätze aus. Wir können dieſe hier nur zuſammenfaſſend ſtreifen, ohne indes auf ihre Urſachen näher eingehen zu wollen. Einige wurden ſchon von Isbert ausführlicher behandelt, ſo die Malyuſzſche Theſe vom deutſchen „Kulturnationalismus“[62], die ſoziologiſche Meinungsverſchiedenheit in der Bewertung des Bauerntums usw. Bei der Behandlung des Bauerntums durch die deutſche Volksforſchung, die leider madjariſcherſeits vielfältig mißverſtanden wird[63], handelt es ſich nicht nur um eine „Ideologie“, ſondern auch um eine grundſätzliche wiſſenſchaftliche Stellungnahme. Wir haben keinesfalls das Beſtreben, neuerdings eine romantiſche Überſchätzung des Bauern in der Volkskunde zu erwirken, wünſchen aber, in ihm kein niederes Objekt der Forſchung zu ſehen. Wir wollen deshalb weder mit einer bewußten „Geiſtigkeit“ an ihn herantreten, noch ſeine Lebensformen in der Art von „Primitivkulturen“ beurteilen. Dies mag ein wenig abſtrakt klingen, doch ſehen wir in der madjariſchen ethnographiſchen Forſchung derlei Unterſchied zwiſchen Intelligenzlern und Volk in den Beobachtungsergebniſſen mannigfach aufſcheinen. Damit wird ein Verfahren erleichtert, das an außereuropäiſche völkerkundliche Arbeitsmethoden erinnert. Es mag ſachlich ſein, aber es gelangt ſtellenweiſe nicht an die Kernprobleme heran, erſchöpft ſich in äußeren Wahrnehmungen. Soll jedoch die Volkskunde Weſensforſchung werden[64], ſo muß ſie über die Beſchreibung, den Vergleich usw. hinaus zu geiſtesgeſchichtlicheren Aufgaben vordringen.

---

[59] Kogutovicz, Dunántúl és Kis Alföld . . . ſiehe oben Anm. 58.

[60] Von den vielen Beiſpielen ſoll hier nur die Arbeit von J. Weidlein, Die Dorfanlagen in der ſchwäbiſchen Türkei (Deutſch-ungariſche Heimatblätter, Jg. VII, S. 20—39) angeführt werden, in der er — im Gegenſatz zu ſeinen ſpäteren Aufſätzen — die Formel „madjariſch“ noch nicht gebraucht. Bei ſeinen Ausführungen iſt deshalb oft nicht gleich erſichtlich, ob an der betreffenden Stelle mit dem „ungariſchen Dorf“ ein Dorf in Ungarn oder ein madjariſches Dorf gemeint iſt.

[61] Siehe Anm. 33, 36.

Wir ſind damit bei jenen Unterſchieden zwiſchen der deutſchen und der madjariſchen Volkskunde angelegt, die ſich in Plan und Verfahren auswirken. Das Beſtreben der madjariſchen Gelehrten muß u. a. auch dahin gehen, die in ihrem Volke urſprünglich vorhandenen Überlieferungen hervorzuſuchen. Eine derartige Aufgabe führt aber zwangsläufig zu dem Vergleiche madjariſchen Volksgutes mit dem kleinerer Völkerſchaften in der außereuropäiſchen Urheimat. Das eigenartige geſchichtliche Geſchehen der Landnahme hat aus verſchiedenen Reiterſtämmen im pannoniſchen Raume ein ſeßhaftes Volk gemacht, das ſprachlich zum Madjarentum zuſammenwuchs. Was damals an Lebensweiſe, Kulturformen und Überlieferungen aus den Steppengebieten Aſiens nach Europa gebracht wurde, das iſt ſpäter weitgehend überſchichtet worden, hat aber manches Altgut bis in die Gegenwart hinein fortwirken laſſen. Es gibt zwar Wiſſenſchaftler, die dies Nachwirken in der Volkskultur verneinen möchten, aber trotzdem reizen ſeine Spuren die Forſchung zu immer neuen Unterſuchungen[65]. Die ganze Vereinſamung und einzigartige Lage des Madjarentums zeigt ſich in der Gegenüberſtellung ſeiner aſiatiſchen Herkunft und der Nachbarſchaft indogermaniſcher Völker. Die ihm verwandten Völker ſind meiſt Nomaden, deren Durchforſchung in den Bereich der Völkerkunde gehört. So kommt es in der madjariſchen Folklore dauernd zu Überſchneidungen zwiſchen der Volkskunde und Völkerkunde, zu Grenzverwiſchungen im Arbeitsverfahren und zu Gegenſätzen unter den Fachleuten. Bei den Unterſuchungen der einzelnen Jäger- und Hirtenkulturen gewinnen deren Grundelemente eine große Bedeutung. Die Sachforſchung wird breit ausgebaut, nimmt im Anzeiger des Nationalmuſeums uſw. einen recht beträchtlichen Raum ein. Viele dieſer Arbeiten erreichen eine beachtliche wiſſenſchaftliche Höhe [66], während die geiſtige Volkskunde ihnen gegenüber etwas zurückbleibt. Es iſt bemerkenswert, daß trotz des Nachwirkens mythologiſcher Strömungen die geiſtige Volkskunde uns kaum ein annähernd befriedigendes Bild des madjariſchen Weſens vermitteln kann. Daher konnte auch in der madjariſchen Forſchung die Volkskunde noch nicht jene notwendige Selbſtändigkeit gegenüber der Völkerkunde erringen, wie bei uns [67].

---

[62] O. A. Isbert, Volks- und Kulturbodenforſchung . . . ſiehe Anm. 15, S. 243f.

[63] K. Kogutowicz, Dunántúl és Kis Alföld . . . ſiehe Anm. 49. — L. Gogolák, Történetünk . . . ſiehe oben Anm. 52.

[64] A. Haberlandt, Volks- u. Völkerkunde. In: Spamer, Die Deutſche Volkskunde, Bd. I, Leipzig 1934.

[65] E. Moór in einer Beſprechung in den Ungariſchen Jahrbüchern, Bd. VIII, S. 447: „In der Volkskunde trifft man ab und zu noch auf die romantiſche Anſicht, daß Volkstum und Sprachgemeinſchaft Begriffe ſind, die einander decken. Ein Studium des ungariſchen Volkstums kann uns am beſten belehren, daß dieſe Anſchauung durch und durch falſch iſt: von der urſprünglichen Volkskultur der alten Ungarn haben ſich kaum nur noch mikroſkopiſche Spuren erhalten können, während die fremdartige indogermaniſche Umgebung in betreff der Sprache nur ziemlich oberflächlich (Lehnwörter) eingewirkt hat. Die Volkskultur iſt alſo viel wandelbarer als die Sprache.“

Durch die fernöſtliche Herkunft des madjariſchen Volkes gewinnt ſeine geographiſche Lage und andersvolkliche Umwelt nach der Landnahme eine große Bedeutung. Die räumliche Nachbarſchaft von Deutſchen, Slawen und Rumänen iſt von der Fachforſchung nicht immer gleichmäßig eingeſchätzt worden. Wir ſehen, daß die Kenntnis von den Auswirkungen der deutſch-madjariſchen Nachbarſchaft, die uns hier am ſtärkſten intereſſiert, in einzelnen Wiſſenſchaften und Zeitabſchnitten nicht immer gleichbleibt. Sie iſt ziemlichen Schwankungen unterworfen, hängt vielfach von geiſtigen oder politiſchen Strömungen ab [67a]. In den hiſtoriſchen Fächern wie Literatur-, Kultur- oder Kunſtgeſchichte wird den deutſchen Einflüſſen immerhin ziemliches Gewicht beigelegt, während die madjariſche Folklore und Ethnographie die Wechſelbeziehungen zu den Slawen oder Rumänen oft für entſcheidender hält [68]. Selbſt ganz objektive Forſcher und wertvolle Werke, wie z. B. die „Volkskunde des Madjarentums“ [69] unterſchätzen die Wirkungen der deutſch-madjariſchen Nachbarſchaft. Wenn infolge dieſer Haltung die deutſch-madjariſchen Beziehungen auch von zahlloſen kleineren Arbeiten überſehen[70] oder von einzelnen Forſchern kurzwegs verneint werden[71], darf das uns nicht wundern. Trotzdem iſt auch hier, zumindeſt in der programmatiſchen Stellungnahme madjariſcher Volkskundler, ein Wandel ſichtbar geworden, der ſich ſpäter auswirken dürfte[72]. Auch deutſcherſeits wendet man neuerdings dieſen Problemen mehr Augenmerk zu, wie insbeſondere die Arbeiten von A. Haberlandt[73] zeigen. Auf das Grundſätzliche der Frage wird noch in dem Abſchnitt Forſchungsaufgaben näher eingegangen werden.

---

[66] J. Janko, A magyar halászat eredete. Budapeſt 1900. — O. Malonyay, A magyar nép müvészete, 4 Bde. Budapeſt.

[67] A. Haberlandt, Volkskunde und Völkerkunde . . . ſiehe oben. — A. Haberlandt, Die deutſche Volkskunde. Eine Grundlegung nach Geſchichte und Methode im Rahmen der Geiſteswiſſenſchaften. Halle a. d. Saale 1935, S. 67 ff. — Bach, Deutſche Volkskunde. Ihre Wege, Ergebniſſe und Aufgaben. Leipzig 1937, S. 41 ff. — H. Harmjanz, Volk, Menſch und Ding, Erkenntniskritiſche Unterſuchungen zur volkskundlichen Begriffsbildung. Königsberg 1936.

[67a] F. Valjavec, Wege und Wandlungen . . . ſiehe oben Anm. 16^{a}.

[68] B. Bartók, Die Volksmuſik der Magyaren und der benachbarten Völker. In: Ungariſche Jahrbücher, Bd. XV, S. 194—256.

[69] A magyarság néprajza. 4 Bde. Budapeſt. Darin z. B. in Bd. III, Volksſchauſpiel v. K. Viſki, S. 357 u. 366 f., Märchen v. J. Berze-Nagy, Sage und Volkslied v. A. Solymoſſy uſw. Dieſes vierbändige Werk iſt wohl die beſte Einführung in die madjariſche Volkstumsforſchung der Gegenwart. Es zeigt neben der kargen Berückſichtigung deutſcher volklicher Einflüſſe auch die ſchwächere Stellung der geiſtigen Volkskunde gegenüber der Sachforſchung. — L. Madaraſſy, Az aratókoszuru. In: Ethn. 1931, S. 166.

Das geſchichtliche Werden des Madjarentums aus verſchiedenen Stammesgruppen und ſpäter nachſtrömenden Volkſchaften, die erfolgte Ausmerzung verwandter Sprachen, vor allem aber die Vermiſchung der einzelnen Stämme und Schläge durch Wanderbewegung, Fluchtſiedlung vor den Türken uſw. haben manche volkskundliche Spuren hinterlaſſen. Dazu kommen einige geographiſche Gegebenheiten des pannoniſchen Raumes, ſiedlungsgeſchichtliche Entwicklungen und hiſtoriſche Wandlungen des madjariſchen Volksbodens. Wir ſehen, wie dies Steppenvolk zwar allmählich ſeßhaft wird, aber ſeinen Lebensraum infolge kriegeriſcher Ereigniſſe auch ſpäter noch oft durchflutet und überwandert. Die altmadjariſche Siedelweiſe bringt es ferner mit ſich, daß Rumänen, Slawen und Deutſche zeitweilig ſtarke Grenzgürtel zwiſchen die einzelnen madjariſchen Volksgruppen legen. Ganze Landſchaften, wie das Banat, die Batſchka und Schwäbiſche Türkei verlieren in der Türkenzeit ihre madjariſche Grundbevölkerung, werden ſüdſlawiſcher Volksboden, um ſchließlich nach der Rückeroberung neben Deutſchen auch zahlreiche Madjaren als Koloniſten aufzunehmen[74] und ſo eine breite Völkermiſchzone zu werden.

Aus all dem ergeben ſich einige recht beachtliche Folgerungen für die madjariſche Volksforſchung. Wir Deutſchen können uns eine Volkskunde ohne planvolle Ausrichtung auf die ſtammlichen Gegebenheiten nur ſchwer vorſtellen. Wir trachten die natürlichen Siedlungsgaue unſeres Volkes herauszuarbeiten, da dieſe Landſchaftsräume auf die Bildung der einzelnen Stämme und Schläge ſinnvoll einwirken. Nicht nur in der Volkskunde[75], ſondern auch in den anderen Geiſteswiſſenſchaften führt die Stammeskunde zu einer lebendigen Zielſetzung und wird beſtimmend für die Weſensforſchung; wir brauchen hier nur an die wertvollen Werke J. Nadlers zu erinnern[76]. Weſentlich anders liegen die Dinge in der madjariſchen Volksforſchung. Dort kennt ſelbſt die Volkskunde nur ſelten dieſe ſtrenge Ausrichtung auf ganze Stämme. Sie wendet den Blick beſtenfalls auf beſtimmte Volksſchläge oder Kleinlandſchaften, die eine gleichartige Struktur der Bevölkerung aufweiſen, volkskundliche Rückzugslandſchaften darſtellen. Solche, von der Forſchung bevorzugte Landſchaften ſind etwa das Sarkös-, Matjo- und Götſeygebiet. Die Mehrheit der folkloriſtiſchen Arbeiten iſt hingegen, ſoweit es ſich um größere Überſichten handelt, im ſtaatlichen Denken verwurzelt, geht über beſtimmte geſchichtliche Grenzen nicht hinaus. O. A. Isbert hat ſich mit dieſem ſtarren Feſthalten an Verwaltungsgrenzen in einigen Aufſätzen auseinandergeſetzt[77], zumal man madjariſcherſeits wünſcht, daß auch wir die Komitate als „natürliche Bildungen" werten und in der Sprachinſelkunde voll berückſichtigen. Bei der Entwicklung der madjariſchen Blickſchau haben aber nicht nur geſchichtliche, ſondern auch geographiſche Tatſachen eine Rolle geſpielt. Das pannoniſche Becken ſtellt in ſeinen wichtigſten Teilen ein großräumiges Land dar, in dem natürliche Grenzen nur ſelten und gemildert auftreten[78]. Weite Strecken des Landes tragen das Gepräge großer Einförmigkeit, und jede Verwaltungsgrenze muß hier irgendwie willkürlich ſcheinen. Dem Madjaren aber ſind dieſe Grenzen, die für ihn außerdem ein Stück Geſchichte darſtellen, einfach notwendig. Er wird ſie nur ſelten überwinden können, beſonders ſchwer durch ein ſtammliches Denken, das ihm nicht ſoviel bedeutet, wie uns. Damit aber kann er unſere natürliche Betrachtungsweiſe nach Sprachinſellandſchaften nicht ganz begreifen und lehnt ſich oft dagegen auf. Er iſt geneigt, dahinter eine Mißachtung hiſtoriſcher Gegebenheiten ſeiner Heimat, ein politiſches Denken oder weiß Gott was zu wittern, weil eben deutſche und madjariſche Raumordnung ſowie die beiderſeitige Volksaufgliederung aus verſchiedenen Vorausſetzungen erwachſen und weſentlich anders geartet ſind. (Fortſetzung folgt.)

---

[70] F. Arnhold, A tojáshimzes technikája Baranyában. In: Értesitö Jg. XII, S. 173—183. — A. Ebner, Adatok a Bakony északi községeinek épitkezéséhez. Füstöskonyhájn Köhásak. Ebenda Bd. XXIII, S. 1—16.

[71] K. Kogutowicz, Dunántúl és Kis Alföld . . . ſiehe oben Anm. 49, S. 158.

[72] A magyarság néprajza. Bd. 3: A magyarság szellemi néprajza. Einführung: „Die beiden folgenden Bände beweiſen, daß für die Aus- und Einwirkungen die ſeeliſchen Wege offen ſind, genau ſo, wie das Kulturgut von oben herabſinkt oder von einem Volke zum andern gelangt, wenn die Berührung der Völker vorhanden iſt. Dieſe Berührungen formen die Kulturverwandtſchaft, die auch bei ſprachlich und raſſiſch verſchiedenen Völkern beſteht . . . Auf dieſem Wege der Umgeſtaltung der Volksſeele konnte das nicht ariſche Madjarentum mit dem Deutſchtum oder mit dem Franzoſentum verwandt werden — und wurde auch wirklich verwandt, genau ſo, wie ihm kulturell einige ariſche Balkanvölker oder das Zigeunertum verwandt ſind . . .“

[73] A. Haberlandt, Das Gefüge der deutſchen und madjariſchen Volkskultur im weſtungariſchen Grenzraum. In: Neue Heimatblätter, Jg. I, S. 193—211. — Derſ., Die Einwirkung der deutſchen Volkskultur auf die öſtlichen Völker. S. A. aus: Saga och sed. Uppsala 1936, 25 S.

[74] Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums Bd. I Abſchnitt Banat S. 213, 219; Abſchnitt Batſchka S. 295, 300f.

---

[75] E. Lehmann, Zur Volkskunde der deutſchen Stämme und Schläge. In: Deutſche Hefte für Volks- und Kulturbodenforſchung, Jg. I, S. 4—19. — M. Wähler, Der deutſche Volkscharakter. Eine Weſenskunde der deutſchen Stämme und Volksſchläge. Jena 1937.

[76] J. Nadler, Literaturgeſchichte der deutſchen Stämme und Landſchaften, 4. Bd. Regensburg. — Derſ., Das ſtammhafte Gefüge des deutſchen Volkes.

[77] Z. B.: O. A. Isbert, Volks- und Kulturbodenforſchung . . ., ſiehe oben Anm. 15, S. 245.

[78] W. Kuhn, Das Deutſchtum in Kongreßpolen und Ungarn. Ein ſprachinſelkundlicher Vergleich. In: Deutſche Monatshefte in Polen, Jg. I/1934, S. 5—14.

Zur Erforſchung der deutſchen Oſtbewegung

Von Hermann Aubin

(Fortſetzung)

II.

Indem wir im erſten Teile dieſer Abhandlung[1] den Beweis erbracht haben, daß ein Recht beſteht, von einer deutſchen Oſtbewegung als einer Grundrichtung des deutſchen und des europäiſchen Daſeins ſeit den Tagen Karls des Großen bis zur Gegenwart zu ſprechen, haben wir zugleich mit mannigfachen Stützen auch den anderen Beweis vorbereitet, daß der Raum, innerhalb deſſen ſich dieſe Bewegung abgeſpielt hat, als Ganzes erfaßt werden muß. Wir ſahen ſie im Donautal einſetzen, in die Oſtalpen vorrücken, nach dem ſüdlichen Böhmen und Mähren ausgreifen, dann auf der ganzen Front nordwärts bis zur Oſtſee in Fluß kommen; in ihrem weiteren Fortgange dringt ſie das Donautal hinab ins ungariſche Becken ein, über erreichte Zwiſchenſtellungen in Böhmen und Mähren, in Schleſien, der Kurmark und Pommern nach dem ungariſchen Erzgebirge, der Zips und Polen vor, vorauseilend faßt ſie in Preußen Fuß; in der unvollſtändigen Form der Ritter- und Stadtſiedlung nimmt ſie von Kur-, Liv- und Eſtland Beſitz, mit vorgeſchobenen Poſten ſteht ſie, wenn das Mittelalter zu Ende geht, in Rotrußland, in Siebenbürgen und am Karſt: eine breite und tiefe Front von der Oſtſee bis zur Adria. Die zweite große, die neuzeitliche Siedlungswelle aber ergießt ſich nicht minder über den ganzen Raum von der unteren Donau bis nach Litauen hinein und entſendet ihre Spitzen bis Petersburg, zur Wolga, in die Dobrudſcha, um endlich mit ihren letzten Ausläufern in Sibirien, im Kaukaſus und in Amerika ganz aus unſerem Geſichtskreis zu treten.

Daß dieſer Raum im Hinblick auf die deutſche Oſtbewegung als eine Einheit geſehen werden muß, wer möchte das leugnen? Es iſt offenbar, daß er mit ſeinen Ge-

---

[1] Siehe Heft 1, S. 37ff. Inzwiſchen haben Rudolf Kötzſchke und Wolfgang Ebert eine „Geſchichte der oſtdeutſchen Koloniſation", Leipzig 1937, erſcheinen laſſen. Es iſt das erſtemal, daß ein Werk es unternimmt, die deutſche Oſtbewegung, ſoweit ſie Koloniſation geweſen iſt, im ganzen Umfang ihrer Erſtreckung durch Mittelalter und Neuzeit und ihrer räumlichen Breite darſtellend zu behandeln. Die oben vorgetragenen und im folgenden weiterausgeführten Grundforderungen hätten nicht vollkommener anerkannt werden können, als dadurch, daß ſie in dieſem Buche bereits eine Verwirklichung gefunden haben. Aber auch in vielen einzelnen Geſichtspunkten ſtimmen Kötzſchke und Ebert mit mir ſo weitgehend überein, daß ich nur ein für allemal auf ihre wertvolle Gabe verweiſen kann.

gebenheiten von Land und Leuten und ihrer Kultur den Verlauf und die Ergebniſſe der Bewegung entſcheidend mitbeſtimmt hat; es iſt ebenſo gewiß, daß er bis zu ſeinen äußerſten Grenzen hin mehr oder weniger von dieſer Bewegung durchdrungen und geſtaltet worden iſt und damit in ſeinen Zuſtänden ein unentbehrliches Zeugnis für deren Art und Stärke ablegt. Wo wollte man Binnengrenzen ziehen, an denen die Forſchung Halt machen könnte, ohne in der Erfaſſung jener großen, zuſammenhängenden Erſcheinung zu verſagen?

Es mag ſomit unnütz erſcheinen, daß wir nach der Forderung der ganzen Zeit ausdrücklich auch die des ganzen Raumes aufwerfen und begründen wollen. Wer aber einmal begonnen hat, dieſe Frage zu beachten, der wird faſt täglich durch neue Beiſpiele davon überraſcht, in wie geringem Maße ſich ſelbſt in dieſer Hinſicht eine echte Anſchauung der deutſchen Oſtbewegung durchgeſetzt hat. Das gilt nicht nur von Tagesſchriften, mit deren Menge wir gar nicht rechten wollen. Selbſt in den Kreiſen jener, welche ſich eigens mit der Erforſchung der deutſchen Oſtbewegung befaſſen und im einzelnen ſichere Auskunft geben können, iſt nur zu oft zu vermiſſen, was man als Selbſtverſtändlichkeit vorausſetzen möchte. Stellte man ihnen unſere Forderung, ſie würden ihr die grundſätzliche Anerkennung wohl kaum verſagen. Aber in der Tat ſetzen ſich noch allzu viele über die Anwendung des einleuchtenden und unumgänglichen Grundſatzes hinweg. Immer noch folgt man der alten ſchlechten Gewohnheit einer Zeit, die überwunden ſein müßte. Immer noch ſind die territorialen Scheuklappen nicht abgelegt. Solches geiſtige Gehenlaſſen aber iſt unerlaubt, wo es verhindert, daß ein für die Bildung des ganzen Volkes unerläßliches Geſchichtsbild gewonnen wird oder ſich feſtigt.

Es braucht nach den ſchon im erſten Teil gegebenen Beiſpielen kaum ausgeſprochen zu werden, daß das ſtärkſte Hindernis einer räumlichen Geſamtſchau die kleindeutſche Blickverengung iſt. Wenn man ſo oft die älteſte Koloniſationsperiode vergißt, ſo geſchieht das ſicher in den meiſten Fällen, weil ſie ſich in jenem Südoſten abgeſpielt hat, welcher ſeit 1866 nicht mehr dem Staatsverband angehörte, der die Mehrheit der Deutſchen vereinte. Aus dem gleichen Grunde ſieht man auch über die Vorgänge in den Gebieten, die nicht in der preußiſchen Blickzone liegen, ſelbſt für jene Periode hinweg, in welcher ſie mit der Koloniſation Oſtelbiens zeitlich parallellaufen. Jedermann wird bei Überlegung zugeben, daß es ein gänzlich unwiſſenſchaftliches Verfahren iſt, eine Grenzziehung von 1742 für die Ergründung von Geſchehniſſen maßgebend ſein zu laſſen, die ſich Jahrhunderte früher ereignet haben. Dennoch geſchieht ſolches bis zum heutigen Tag immer wieder. Der Begriff des deutſchen Oſtens hat ſich für die Vergangenheit wie für die Gegenwart bei der Mehrzahl der Deutſchen auf die preußiſchen Oſtprovinzen, beſtenfalls mit ihren unmittelbar öſtlich anſtoßenden Nachbarländern, eingeengt.

Um nicht mißverſtanden zu werden, bemerke ich ſogleich, daß die öſtlichen Provinzen Preußens ſehr wohl in mehrfachem Sinne als eine in ſich zuſammenhängende Größe angeſprochen werden können und weſentliche Züge gemeinſam haben, und daß der ſtärkſte der geſchichtlichen Faktoren, der ſie in gleichem Sinne geformt hat, der Hohenzollernſtaat geweſen iſt. Aber in ſolcher Zuſammengehörigkeit bilden ſie eben nur einen Abſchnitt des Oſtraumes, über den man niemals das Ganze vernachläſſigen darf.

Die Wiſſenſchaft muß ſich als erſte von einer Beſchränkung frei machen, welche ihr jede Grundlage methodiſch verläßlichen Forſchens entzieht. Zu welch ſchiefen Urteilen, ja zu welchem Verſagen der Einſicht die Verwechſlung des preußiſchen Bannkreiſes mit dem Oſtraum an ſich führt, wenn man grundſätzliche Erſcheinungen desſelben ergründen will, davon zeugt folgendes Beiſpiel. M. Jaffé hat 1928 eine Antwort auf die Frage geſucht: „Wie kam die deutſche Ausbreitung nach Oſten zum Stillſtand?“[2] In ſeiner Löſung ſteckt ſehr viel richtige Beobachtung und mannigfache Anregung, dennoch wird man ſie nicht als befriedigend anerkennen können. Denn ſie ſpitzt ſich auf den Satz zu, daß Preußen die ihm 1815 zugeteilten Polen nicht mehr für ſich zu gewinnen vermochte, weil ſeine Sozialverfaſſung mit dem Junkertum und ſeine „nach der politiſchen Entwicklung und nach der politiſchen Beſonderheit... eigenartig ſich darſtellende Aktion der öffentlichen Gewalt“ nicht mehr die werbende Kraft überlegener Kultur beſaßen, welche das Deutſchtum einſt im Mittelalter entfaltet hatte. Die Vermiſchung der Oſtdeutſchen mit den Slawen habe einen ſo weitgehenden Ausgleich des beiderſeitigen Kulturniveaus herbeigeführt, daß die Anziehung des deutſchen Weſens verſchwunden war. Der Hiſtoriker der Stadt Poſen unter preußiſcher Herrſchaft hat es — andere Einwände bleiben hier außer Anſchlag — verſäumt, ſeinen Blick über die preußiſchen Oſtprovinzen hinausgehen zu laſſen. Wie aber ſoll man Verſtändnis für das „Halt“ gewinnen, das die zu eigener Kraft herangewachſenen Oſtvölker ſchon im Mittelalter der deutſchen Bewegung entgegenſetzten, wenn man nicht der Huſſiten, wenn man nicht der beſonderen Wucht der madjariſchen Staatsidee gedenkt? Auf dem engen Raume eines durch neuzeitliche Erlebniſſe beſtimmten Abſchnittes Probleme löſen zu wollen, welche den ganzen Oſten angehen, iſt ein Unterfangen, das ſich ſelbſt zum Mißlingen verurteilt.

Wenn die kleindeutſche Blickverengung die häufigſte iſt, ſo doch nicht die einzige. Es gibt andere, die weniger tief begründet ſind und oft noch weiter gehen. B. Bretholz hätte niemals zu der Verirrung ſeiner bekannten Theſe gelangen können, welche jede Einwanderung deutſcher Siedler nach Böhmen und Mähren während des Mittelalters abſtreitet[3], wenn er über die Grenzen der Länder, deren Geſchichte zu ſchreiben ihm aufgegeben war, hinausgeſchaut hätte. Weil ihm die Urkunden dieſer Länder die ausdrücklichen Belege ſolcher Einwanderung vorenthielten, glaubte er, dieſe überhaupt leugnen zu müſſen. Das bedeutete aber, Böhmen und Mähren aus einer Erlebnisgemeinſchaft auszuſcheiden, die den ganzen Oſten umfaßt hat, ohne daß für eine ſolche Ausſcheidung Gründe erſichtlich würden.

---

[2] Moritz Jaffé, Wie kam die deutſche Ausbreitung nach Oſten zum Stillſtand? (Archiv für Sozialwiſſenſchaft und Sozialpolitik Bd. 59 [1928], S. 322ff.)

[3] Zuerſt vorgetragen in ſeiner Geſchichte Böhmens und Mährens bis zum Ausſterben der Přemisliden (1306), 1912, feſtgehalten in ſeiner Geſchichte Böhmens und Mährens, 3 Bde., 1921—1924, und in einzelnen Schriften. Die gelegentliche Ausweitung auf Oberſchleſien hebt nicht den obigen Einwurf auf. Sie iſt erſt nach Konzeption der Theorie erfolgt.

Den gleichen methodiſchen Fehler der unzuläſſigen Iſolierung des Forſchungsgebietes hat J. Pfitzner dem Verſuche D. N. Jegorovs vorgehalten, für Mecklenburg an Stelle der deutſchen eine ſlawiſche (Binnen-)Koloniſation nachweiſen zu wollen[4].

In den gleichen grundſätzlichen Fehler iſt J. Paradowſki verfallen, wenn er den Ausbau des Kulmerlandes zwiſchen 1200 und 1400 auf beſondere Bedingungen des Landes, vornehmlich auf die Fruchtbarkeit des Bodens zurückführen will, welche die Beſiedlung begünſtigten. Man dürfe nicht von einem Verdienſt der Deutſchordensritter dabei ſprechen. „Die Fakten geſtalteten ſich in der Tat ſo, daß während der großen Koloniſationsbewegung dieſe die Herren des Kulmerlandes waren[5].“ Wer die Oſtlandſchaften überblickt und hier — poſitiv — den planvollen Beſiedlungsvorgang im Ordensland, dort — negativ — das gleichzeitige Ausbleiben einer ſolchen Koloniſation etwa in Kujawien oder Maſowien erkennt, der wird nicht mehr imſtande ſein, von einem Zufall zu ſprechen, der das Kulmerland gerade in der Zeit der Ordensherrſchaft habe aufblühen laſſen.

Die Herausſtellung ſolcher lehrreicher und warnender Beiſpiele ſoll natürlich nicht bedeuten, daß räumliche Teilbehandlung überhaupt abzulehnen ſei. Ebenſo wie in Hinſicht der Zeit kann auch in Hinſicht des Raumes niemals verlangt werden, daß jede Arbeit das Ganze umgreift. Auch hier bleibt der Einzelſtudie ihre wiſſenſchaftliche Aufgabe mit voller Berechtigung vorbehalten. Ja wir müſſen, ſo ſehr wir die Ausrichtung auf das Geſamtproblem fordern, doch auch ausdrücklich betonen, daß jeder einzelne landſchaftliche Abſchnitt des öſtlichen deutſchen Volks- und Kulturbodens ſeine eigene, ſorgfältige Behandlung verlangt.

Den letzten Gedanken hat wiederum J. Pfitzner bei der ſchon genannten Beſprechung von Jegorovs Werk ſehr gut ausgeführt und mit Beiſpielen belegt. Er weiſt dort vor allem darauf hin, wie die Quellenlage ſehr oft geradezu einen Zwang dahin ausübt, daß die Erforſchung der oſtdeutſchen Koloniſation für jedes Land ihre eigenen Wege geht. Die Quellengruppen alten Beſtandes haben ſich nach territorialen Geſichtspunkten angeſammelt. Noch mehr iſt die Archivbildung des 19. und 20. Jahrhunderts von der Rückſicht auf moderne Verwaltungs- und Staatszuſammenhänge diktiert worden. Dementſprechend lehnen ſich unſere Quellenveröffentlichungen begründetermaßen meiſt an die Staats- und Provinzgrenzen junger Herkunft an. Das verleitet nur zu oft zu einer prüfungsloſen Anpaſſung des abzuſteckenden Arbeitsfeldes an dieſe Grenzen, erweiſt ſich ſogar ſelbſt weiterreichendem Willen gegenüber häufig als unüberwindliches Hindernis. Denn will einer eine hiſtoriſche Landſchaft, welche derartige Grenzen überdeckt, gleichmäßig bearbeiten, ſo ſtößt er nur zu oft auf die Unmöglichkeit, dafür aus den einzelnen Gebietsteilen die gleichgearteten Unterlagen zu beſchaffen. Es liegt keineswegs immer im Vermögen des Einzelnen, in ſolchen Fällen den Ausgleich ſelber herbeizuführen. Wer etwa das mittelalterliche Schleſien auch nur in dem Umfange, den es vor der Zerreißung durch Friedrich den Großen aufgewieſen hat, behandeln will, dem ſtehen auf der einen Seite noch kein zuſammenfaſſendes und verläßliches Urkundenbuch, ſondern nur Urkundenbücher vereinzelter Beſtände, in den „Regeſten zur Geſchichte Schleſiens" jedoch eine immerhin bis 1342 reichende Überſicht mit kritiſchen Hilfen zur Verfügung; auf der anderen Seite aber iſt er für eine erhebliche Strecke vornehmlich auf die Urkundenſammlung des völlig unzuverläſſigen, zu Fälſchungen bereiten Boczek in den erſten Bänden des Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae und auf verſtreute Einzelkritiken angewieſen. Will man gar das Verbreitungsgebiet des ſchleſiſchen Stammes zugrunde legen, dann treten noch die höchſt unterſchiedlichen Urkundenpublikationen Böhmens, Polens und Ungarns hinzu. Wer wollte da für ſeine eigene Arbeit nachholen, was auf dieſem weiten Felde allein nur an Feſtſtellung echter und falſcher Stücke noch zu leiſten iſt?

---

[4] J. Pfitzner, Zur deutſch-ſlawiſchen Siedlungsgeſchichte Mecklenburgs und Oſtholſteins im Mittelalter (Jahrbücher für Kultur und Geſchichte der Slawen, N. F. Bd. IX [1933], S. 185ff.). Pfitzner hat hier auch ſchon auf den parallelen Fall Bretholz verwieſen.

[5] J. Paradowſki, Osadnictwo w ziemi Chełmińskiej w wiekach średnich. Die Beſiedlung des Chełmnoer Landes (Kulmerlandes) im Mittelalter (Badania z dziejów społecznych i gospodarczych, hrsg. von Fr. Bujak, Bd. 28) 1936, mit deutſcher Zuſammenfaſſung.

Selbſt dann, wenn die volksdeutſch gerichtete Forſchung den für unſere Fragen in Betracht kommenden Stoff ſchon geſammelt, geſichtet und bereitgeſtellt hat, wie wir es in weitem Umfange W. Winklers ſtatiſtiſchen Arbeiten beſonders zur Nachkriegszeit[6] verdanken, ſelbſt dann, ja gerade dann ſtellen ſich die methodiſchen Bedenken gegen ſeine gleichwertende Verwendung ein. Denn nirgends ſo ſehr wie gegenüber den uniformen Zahlenbildern der Statiſtik hat man der wechſelnden Grundſätze zu gedenken, die jeweils bei ihrer Entſtehung gewaltet haben. Daß in ſehr vielen Fällen auch die jüngſten Statiſtiken vieler Staaten die Ausſagen in bezug auf die Probleme, um die es uns hier geht, vollends verſagen, iſt bekannt genug.

Ein ähnliches Hindernis bereitet für alle weiter ausgreifende Forſchung die Verſchiedenheit des für die einzelnen Länder zur Verfügung ſtehenden Kartenmaterials. Das gilt bereits dann, wenn die Karten nur als Mittel der Darſtellung gebraucht werden ſollen. In dem einen Lande kann man z. B. die Gemeindegrenzen aus ihnen ohne Mühe ableſen. In einem anderen ſind dieſe nur in den Kartenwerken größten Maßſtabes enthalten, und man muß ſie in andere Maßſtäbe erſt eigens übertragen. An dem Zeitaufwand und der Schwierigkeit ſolcher Arbeiten ſcheitert oft genug der beſte Wille einer von modernen Verwaltungsgrenzen ſich loslöſenden Betrachtungsweiſe. Noch größer wird das Hemmnis der verſchiedenartigen Unterlagen, wenn die Karte als Quelle der Forſchung benutzt werden ſoll. Der Verſuch, den jüngſt unter R. Kötzſchkes Leitung die landesgeſchichtlichen Inſtitute unternehmen ließen, unter den ländlichen Siedelformen des deutſchen Oſtens beherrſchende Typen und für dieſe eine einheitliche Namengebung feſtzuſtellen[7], konnte in vollſtändiger Gleichmäßigkeit nur bis an die Reichsgrenzen von 1914 geführt werden. Denn eine einheitliche Grundlage bot ihm nur das Meßtiſchblatt 1:25000 der Landesaufnahme. Dieſes Beiſpiel iſt beſonders eindringlich, weil der Bearbeiter, W. Ebert, nichts unverſucht gelaſſen hat, um wenigſtens für den größten Teil des deutſchen Volks- und Kulturbodens möglichſt gleichwertige Nachrichten zu erlangen und ſeine Beobachtungen ſelbſt durch eingehende briefliche Mitteilungen K. v. Maydells und O. Wilders in Prag ergänzen konnte.

---

[6] Prof. Dr. Wilhelm Winkler, Vorſtand des Inſtituts für Statiſtik der Minderheitsvölker an der Univerſität Wien, Statiſtiſches Handbuch des geſamten Deutſchtums, 1927. — Dazu von demſelben, Statiſtiſches Handbuch der europäiſchen Nationalitäten, 1931, und verſchiedene Einzelſtudien.

Wir ſind uns alſo bewußt, daß oft genug ſehr gewichtige innere und äußere Gründe auf eine Beſchränkung des Forſchungsgebietes auf junge, ſtaatliche oder Verwaltungsbezirke hindrängen. Doch dürfen wir uns damit, wo dieſe Gründe nur äußerer Art ſind, nicht zufrieden geben. Als eines der wirkungsvollſten Mittel, die Unzulänglichkeiten der eben dargelegten Arbeitsbedingungen gegenüber unſerer Aufgabe zu überwinden, hat ſich glücklicherweiſe immer mehr und mehr die freiwillige Zuſammenarbeit und der freimütige Gedankenaustauſch noch im Stadium des Forſchens, wie in dem eben angeführten Falle, eingeſtellt. Planvolle perſönliche Ausſprachen der Forſcher über die Staats- und Provinzgrenzen hinweg haben in den letzten Jahren Vorhänge fortgeriſſen, Gleichartigkeiten oder Parallelen gezeigt, im Werden begriffene Anſchauungen beſtätigt oder neue Blickpunkte eröffnet und damit ganz weſentlich dazu beigetragen, einer wahren Einſicht in die deutſche Oſtbewegung den Weg zu bahnen. Wer das miterleben durfte, der iſt ſich erſt recht der geſchilderten Hinderniſſe und zugleich deſſen bewußt geworden, in welchem Umfange ſie die Forſchung bisher gehemmt haben. Er hat aber auch nicht zuletzt daraus den Antrieb geſchöpft, auf die Überwindung der äußeren Hemmniſſe hinzuarbeiten und für die rechte Ausrichtung des Blickes einzutreten. Er wird nicht aufhören, die Forderung zu erheben, daß unſere Forſchung aus dem oft bequemen, manchmal unvermeidbar erſcheinenden Dahingehen in überlieferten Bahnen heraustreten muß und die Räume ihrer Beobachtung und Bearbeitung nicht nach der Quellenlage allein — geſchweige denn einfach nach dem Diktat moderner Verwaltungsgrenzen — abſtecken darf, ſondern ihre Bildung jeweils nach den inneren Notwendigkeiten und Bedingungen der Aufgabe anzuſtreben hat.

Gliederungen des ganzen Oſtraums, die auf der Natur der Sache beruhen, bieten ſich in vielfacher Hinſicht dar. Einige Grundgedanken hierzu ſollen vorgetragen werden.

Schon die geographiſchen Vorausſetzungen legen ſolche Gliederung nahe. Der Dreiklang der Oberflächengeſtaltung, der in der Aufeinanderfolge von Hochgebirge, Mittelgebirgsland und Tiefebene dem alten Deutſchland eigen iſt, ſetzt ſich auch ins Jungland fort. Die gen Oſten gerichtete Bewegung der Deutſchen ſtieß anfangs alſo auf landſchaftliche Bedingungen, welche denen der jeweilig anſchließenden Heimat eng verwandt waren. Im weiteren Fortſchreiten nach Oſten treten darin allerdings Verſchiebungen ein. Die waldreiche Gebirgszone als Mittelſtück — nun in Geſtalt der Beskiden, Karpathen und des oberungariſchen Erzgebirges — behauptet ihren Rang; ſie greift ſogar mit dem Karpathenbogen weit nach Süden aus. Die nördliche Tiefebene gewinnt an Gewicht, indem ſie ſich immer breiter ausdehnt. Zugleich nimmt ſie allmählich immer kontinentaleren Charakter an. Im Südabſchnitt endlich verkehren ſich die Lebensbedingungen vollſtändig. An die Stelle des Alpenlandes ſetzt ſich die pannoniſche Ebene und damit eine Landſchaftsform, die, wie ein Vorſtoß Innerasiens gegen Mitteleuropa, ſtets von neuem Reitervölker von dorther angezogen hat, den Deutſchen jeder Herkunft hingegen gänzlich fremd geweſen iſt. Trotz dieſes Geſtaltenwandels bleibt jedoch im ganzen die dreifache Teilung des Raumes erhalten. Daß dieſe Gliederung des Schauplatzes auch auf die Geſtaltung der deutſchen Oſtbewegung Einfluß gehabt hat, liegt auf der Hand. Man braucht nur etwa an das Schlagwort von der Böhmiſchen Feſtung zu erinnern. Der Wirkungsbereich der deutſchen Hanſe iſt auf die Tiefebene beſchränkt geblieben.

---

[7] W. Ebert, Ländliche Siedelformen im deutſchen Oſten. Im Auftrag der landesgeſchichtlichen Inſtitute hrsg. von Rudolf Kötzſchke. Mit 35 Kartenbildern auf 23 Tafeln. O. J. (1937).

In enger Beziehung dazu ſteht die Dreiheit der hauptſächlichſten naturgegebenen Wanderbahnen. Im Südabſchnitt führt die Leitlinie der Donau zwiſchen Alpen und Mittelgebirge hindurch ins pannoniſche Becken; am Nordrand der Sudeten und Karpathen weiſt der pontiſche Gürtel den Weg; im Norden ſtellt das Meer einen Verkehrsleiter erſter Ordnung dar. Jeder Blick auf eine Verbreitungskarte des heutigen Deutſchtums läßt die Einwirkung dieſer beherrſchenden Achſen erkennen. Auch im Mittelalter haben ſie den gleichen Einfluß ausgeübt. Ihnen entlang iſt die deutſche Menſchen- und Kulturbewegung am weiteſten nach dem Oſten vorgedrungen.

Glaubt man gerade hier das Verhältnis der Naturgegebenheiten zum geſchichtlichen Werden und Sein faſt als eine geſetzmäßige Kauſalität beſtimmen zu können, ſo warnt vor ſolch enger und zwingender Verbindung eine andere Beobachtung. Wie die vorgetriebenen Zungen des oſtdeutſchen Volkstums mit den bezeichneten Wanderbahnen zuſammenfallen, ſo entſprechen nicht minder die tiefſten Buchten ſeines Randes alten, offenen, ſeit jeher beſiedelten Kulturlandſchaften, in denen anderes Volkstum früh zu Menge und Stärke gediehen iſt. Das gilt vom pannoniſchen Becken, vom Tſchechengau im innerſten Böhmen und der großen und kleinen Hanna im Herzen Mährens, das gilt vom Kerngebiet Großpolens. Dieſen poſitiven Beiſpielen jedoch iſt ſogleich entgegenzuhalten, daß andere, gleichwertige, altbeſiedelte Kulturlandſchollen wie das Schwarzerdegebiet um Breslau und das Lößgebiet von Leobſchütz in Oberſchleſien ſich keineswegs als gleichwirkende Inſeln des Widerſtandes gegen die Eindeutſchung erwieſen haben.

Eine andere Aufteilung des Oſtraums könnte ſich aus den ethniſchen und raſſiſchen Gegebenheiten ableiten laſſen. Die Beſonderheit des madjariſchen Volkes und ſeines politiſchen Sinnes (welche allerdings eine ſtarke Stütze in der Beſonderheit ſeines Lebensraumes gefunden hat) oder die Eigenheit der baltiſchen Völker mit ihrer vor dem Zuſammentreffen mit den Deutſchen geringen ſtaatlichen Durchbildung ſind in dieſer Hinſicht nicht zu unterſchätzende Faktoren. Daß die deutſche ländliche Koloniſation in Ungarn während des Mittelalters nur die Randgebiete erfaſſen konnte, und daß das in der Neuzeit ins innere Ungarn vorgedrungene Deutſchtum in weitem Umfange magyariſiert worden iſt, daß andererſeits deutſche Koloniſation und Einwirkung ſich über die baltiſchen Völker ganz beſonders tief in den Oſten hinein erſtrecken konnte, das alles beruht ohne Zweifel in erheblichem Maße auf den beſonderen Eigenſchaften dieſer Völker. Dennoch erſcheint das anthropologiſche Moment für die Gliederung des Oſtraums im großen wenig geeignet. Abgeſehen davon, daß ſolche Verwendung abſeits der eigenen Aufgaben der Anthropologie liegt, befriedigt ihr Ergebnis nicht. Denn der größte Teil dieſes Raumes iſt von Slawen eingenommen geweſen und die Unterſchiede der ſlawiſchen Stämme untereinander ſind nicht ſo bedeutend, als daß der Einfluß ihres Subſtrates oder der Auseinanderſetzung mit ihnen einen durchſchlagenden Einteilungsgrund für das deutſche Schickſal im Oſtraum abgeben könnte. Bei der auffälligſten Ausnahme, bei den Tſchechen, deren harter Widerſtand gegen den deutſchen Andrang noch heute in jedem Kartenbilde kennzeichnend zutage tritt, wird man nicht ohne weiteres entſcheiden wollen, wieweit erdgebundene, wieweit raſſen- und volkhafte Elemente ausſchlaggebend geweſen ſind.

Viel eher wird man geneigt ſein, die Unterſchiede der deutſchen Stämme zur Gliederung des deutſch-beſtimmten Oſtraumes heranzuziehen. Zwar dringen ſie, gemeſſen an der Gemeinſamkeit des deutſchen Weſens, nicht tief. Aber ſie gehen uns nahe an und ſind uns vertraut. In Betracht kommt freilich weniger die eigentliche Stammeseinteilung, die für den Oſten oft ſehr fraglich iſt[8], als vielmehr die größere Gliederung in Ober-, Mittel- und Niederdeutſche. Dieſe hat ſich bekanntlich vom Altland ins Jungland fortgeſetzt. Wenn aber von bairiſch-oſtmitteldeutſcher[9] oder von weſtdeutſch-oſtmitteldeutſch-bairiſcher Volkstumsmiſchung[10] in Außengebieten des Deutſchtums geſprochen oder das heutige ländliche Deutſchtum in Polen als pommerſches, ſchleſiſches, deutſch-böhmiſches uſw. unterſchieden wird[11], dann ſind die Merkmale für die einzelnen Beſtandteile nicht von raſſekundlichen Geſichtspunkten hergenommen. Anthropologiſche Aufnahmen deutſcher Stämme liegen ja ſelbſt für die Gegenwart[12] mit geringen Ausnahmen[13] noch nicht in ſolchem Umfange vor, daß man auf ihnen einen exakten Vergleich der Alt- und Neuſtämme aufbauen oder Volkstumsinſeln danach ihre Heimat nachweiſen könnte; für die vergangenen Jahrhunderte gar wäre faſt alles noch zu tun, wollte man ſtatiſtiſche Maſſenausſagen gewinnen. Indem man ſich bei den erwähnten Volkstums- (richtiger Stammes-)zuweiſungen auch auf Nachrichten über die Zuwanderung aus beſtimmten Stammesgebieten ſtützt, rechnet man allerdings wohl ſtillſchweigend mit ſo etwas wie leibſeeliſchen Gautypen, welche durch die Nennung der Heimat bezeichnet werden. In der Hauptſache geht man jedoch von der Mundart aus. Daneben kommt das Brauchtum zu Wort, und zwar nicht nur das heute oder vor kurzer Zeit noch lebendige, ſondern ſelbſt das lang vergangene, wo man es nur faſſen kann, wie etwa das mittelalterliche Recht. Die Stammesgliederung, wie wir ſie heute beſtimmen können, iſt alſo viel mehr eine kulturgeographiſche als eine biologiſche, wenn die letztere wohl oft auch als mitgeltend vorſchwebt[14]. Daran ändert ſelbſt die Tatſache nichts, daß die Neuſtämme des Koloniallandes auch durch die Vermiſchung der eingewanderten Deutſchen mit den Vorbewohnern geprägt worden ſind. Denn es mangelt durchaus noch an ſchlüſſigen Unterſuchungen menſchenkundlicher Art über die Einwirkung dieſer Subſtratvölker auf die Deutſchen. Aus allen dieſen Gründen ſoll der angeſchnittene Gedanke der deutſchen Stammesgliederung hier noch nicht weiter verfolgt, ſondern erſt bei der Erörterung der kulturgeſchichtlichen Gliederung wieder aufgenommen werden.

---

[8] S. darüber H. Aubin, Das deutſche Volk in ſeinen Stämmen; Überblick über die Geſchichte der Beſiedlung des deutſchen Bodens (Volk und Reich der Deutſchen [1929] Bd. 1, S. 3ff.), S. 25.

[9] Siehe J. Hanika, Heft 1, S. 51, Anm. 41.

[10] Siehe J. Lux, Weſtdeutſch-oſtmitteldeutſch-bayriſche Volkstumsmiſchung in Dobſchau-Dobſina (Nordungarn). (Zeitſchr. f. Mundartforſchg. 1936, S. 141ff.)

[11] So W. Kuhn z. B. Deutſche Monatshefte in Polen Jg. 2 (12), Juli/Auguſt 1935, ſiehe Heft 1 S. 59, Anm. 78.

[12] Eine Zuſammenſtellung der heute ſchon zur Verfügung ſtehenden Arbeiten bietet A. Bach, Deutſche Volkskunde, 1937, § 70, S. 98f. Was über die geiſtige Haltung der einzelnen Stämme bisher geſagt worden iſt, hat damit kaum wiſſenſchaftlich begründete Verbindung. Eine Literaturzuſammenſtellung auch hierfür gibt Bach ebenda § 385, 2, S. 484f.

[13] Eine vollſtändige menſchenkundliche Beſtandsaufnahme hat Egon Freiherr von Eickſtedt für Schleſien mit ſeinen Schülern durchgeführt, ſiehe ſeinen Artikel: Die raſſiſche Struktur eines deutſchen

Die geſchichtlichen Gliederungsmomente begreifen die naturkundlichen am Ende in ſich. Denn dieſe ſind nur in der Geſchichte zur Wirkung gelangt und ſcheinen durch das hiſtoriſche Bild hindurch. Nehmen ſie doch ſtets, wovon wir ſchon Beiſpiele gaben, mehr oder weniger beſtimmenden Einfluß auf den Ablauf der Geſchichte.

Gaues (Forſchungen und Fortſchritte XII [1936], S. 60ff., 129ff.). — Als nächſtes iſt von der Breslauer Schule der Schritt von dieſer zunächſt feſtſtellenden raſſentypologiſchen Aufnahme — der Vorausſetzung zur Erkenntnis der leibſeeliſchen Vorgänge — zur Erforſchung der lebendigen Veränderungen des Volkskörpers ſelbſt geplant, ſodann auch die raſſenpſychologiſche Durcharbeitung Schleſiens. Es ſteht zu erwarten, daß ſich dann auch ſtärkere Beziehungen zu den kauſalen Fragen ergeben, die den Geſchichtsforſcher in erſter Linie intereſſieren und für deren Beantwortung in Deutſchland als Ganzem eben noch nicht einmal die Grundlagen erarbeitet ſind. Die intereſſanten Ausführungen von Rudolf Grau, Die raſſiſchen Grundlagen des Oſtdeutſchen Volkstums, in: Der Deutſche Oſten (ſ. Heft 1, S. 60, Anm. 81) S. 285ff., beſonders 299ff. mit den Karten auf S. 295 und 297, ſind nur erſte Anſätze ſehr allgemeiner Art.

[14] Vgl. H. Schlenger, Beziehungen zwiſchen Kulturgeographie und deutſcher Volkskunde im oſtdeutſchen Raum (Vom deutſchen Oſten, Max Friederichſen zum 60. Geburtstag. Veröffentlichungen d. Schleſ. Geſellſchaft f. Erdkunde e. V. und des Geogr. Inſtituts der Univerſität Breslau, 21. Heft [1934], S. 1ff.), der die Klärung des biologiſchen Untergrundes als Zukunftsaufgabe anſieht. Er ſtellt S. 25 dem Geographen die Aufgabe, „feſtzuſtellen, wie ſich in Oſtdeutſchland die geſchloſſenen Kultur- und Siedlungslandſchaften mit den Wohngebieten der ſog. Neuſtämme decken. Ihm wird dabei die Möglichkeit erwachſen, zu klären, ob deren Bildungsgrundlagen vor allem in der Landſchaft und ihrer Geſchichte oder in den biologiſchen Erbanlagen der Siedler liegen, ob es ſich alſo mehr um Landsmannſchaften, die das gleiche Heimatbewußtſein eint, handelt, oder ob auch in Oſtdeutſchland der Begriff Stamm noch eine tiefere Bedeutung im Sinne biologiſch bedingten Volkstums hat." Wieweit das Kulturmoment der Sprache für einen Neuſtamm gleichwertige Elemente der Abſtammung erſchließen läßt, habe ich in bezug auf Schleſien in dem unten Anm. 26 angeführten Aufſatz zu beſtimmen verſucht.

Von der Geſchichte her geſehen ergibt ſich von ſelbſt eine Gliederung des Oſtraums nach den Perioden der deutſchen Oſtbewegung. Sie in dieſem Sinne herauszuarbeiten, bedeutet gewiß nicht eine Aufhebung der in unſerem erſten Aufſatz nachgewieſenen Konſtanz der Oſtbewegung.

Die neuzeitliche, ſo ſehr ſie auch eine Fortſetzung der mittelalterlichen war, mußte doch deshalb auf neuer Grundlage anfangen, weil ein Teil des mittelalterlichen Deutſchtums ſchon entfremdet, ein anderer durch Verwüſtungen, wie die Türkeneinfälle, vernichtet war. Außerdem iſt die jüngere Welle räumlich noch über die alte hinausgegangen, indem ſich ihr namentlich das inzwiſchen in den europäiſchen Zuſammenhang eingetretene Rußland erſchloß. Die Unterſcheidung der beiden Perioden wird alſo nur helfen, einer jeden ein ſchärferes Relief zu geben.

Dieſer Teilung hat ſich jüngſt z. B. J. G. Theiß bei der Erörterung eines die geſamte Oſtbewegung umgreifenden Gedankens bedient. Um ſich mit der oben (Heft 1, S. 47) angezogenen Theſe G. Ipſens über den geſchichtlichen Sinn und die Bedeutung der Oſtdeutſchen Koloniſation auseinanderzuſetzen, hat er geprüft, wie weit ſich die Berufung der Deutſchen nach dem Oſten auf das militäriſche Motiv der Grenzfeſtigung gegen turko-tatariſche Bedrohung zurückführen laſſe. Dabei hat er die Entſtehung des mittelalterlichen[15] und des nachmittelalterlichen Deutſchtums in Oſtmitteleuropa[16] geſondert betrachtet. Das iſt erkennbar der klaren Behandlung des Themas zugute gekommen[17].

Die gleiche Scheidung wird ſtets dort am Platze ſein, wo in den verſchiedenen Zeiten die ſtark voneinander abweichenden am Raume abzuleſenden Ergebniſſe der deutſchen Oſtbewegung eine Rolle ſpielen. Das gilt in erſter Linie von allen die Siedlung betreffenden Arbeiten. Man wird verſtehen, daß hier immer wieder auf ſolche Bezug genommen wird, obwohl wir einen ſehr viel weiteren Begriff der deutſchen Oſtbewegung im Auge haben. Denn meiſt hat nur die Menſchenſiedlung und etwa noch das materielle Kulturgut einen leicht zu überblickenden Niederſchlag hinterlaſſen; über die Wanderung geiſtigen Kulturbeſitzes und die von ſeinen verſchiedenen Strömen erfüllten Räume laſſen ſich nicht ſo leicht Ausſagen machen. Die mittelalterliche Siedlungsperiode hat nun eine ſtarke Erweiterung des geſchloſſenen deutſchen Volksgebietes zur Folge gehabt; die Inſeln, welche auch damals entſtanden waren, ſind landfeſt geworden oder untergegangen; der dauernde Zuwachs aber kommt uns als ein kompakter Streifen wohl zum Bewußtſein. Anders die neuzeitliche Koloniſation: Dieſe hat nur einen beſcheidenen Ausbau des geſchloſſenen Volksbodens herbeigeführt, dagegen eine ſo außerordentliche Zahl von Volkstumsinſeln geſchaffen und dieſe ſo grenzenlos zerſtreut, daß es nicht leicht fällt, ihrer als eines im Weſen zuſammenhängenden Raumes gewahr zu werden. Daher iſt es ein beſonderes Verdienſt des bereits angeführten Aufſatzes von E. Lendl, dieſe neuzeitlichen Erweiterungen des deutſchen Lebensraumes vom geographiſchen Geſichtspunkte aus als Einheit erfaßt und deſſen Kennzeichen wenigſtens ſkizzenhaft herausgeſtellt zu haben[18].

---

[15] Johann Gottfried Theiß, Um die Entſtehung des mittelalterlichen Deutſchtums in Oſtmitteleuropa (Volk und Reich, 11. Jg. [1935], S. 925ff.).

[16] Derſ., Die Entſtehung des nachmittelalterlichen Deutſchtums in Oſtmitteleuropa (ebenda, 13. Jg. [1937], S. 10ff.).

[17] Damit möchte ich noch nicht dem Ergebnis zuſtimmen. Theiß ſcheint mir den Gedanken Ipſens zu ſtreng zu nehmen, wenn er unmittelbar nach dem militäriſchen Charakter der Koloniſation fragt. Die deutſche Siedlung hat in erheblichem Maße das öſtliche Vorfeld Mitteleuropas auch dann militäriſch geſtärkt, wenn ſelbſt, wie für die Mennoniten, Militärfreiheit zugeſichert wurde. Die Hebung des wirtſchaftlichen und finanziellen Niveaus der Oſtſtaaten, die höhere Intelligenz, die höheren Fertigkeiten der deutſchen Siedler und die Bevölkerungsverdichtung in halbmenſchenleeren Räumen ſind alles Faktoren, die in hohem Maße der Verteidigung des Abendlandes im Oſten zugute kommen mußten.

Die grobe Scheidung zwiſchen Mittelalter und Neuzeit genügt nur bei überſchauender Betrachtung. Für das Mittelalter allein bietet nochmals der Zeitpunkt der Koloniſation Hilfe für eine weitere räumliche Untergliederung. Es ſcheidet ſich die Periode der karolingiſchen bis ſaliſchen Koloniſation, die ſich nur im Südoſtabſchnitt abgeſpielt hat, von jener, da die Bewegung im 12. Jahrhundert auf der ganzen Front in Fluß geraten war. Der zeitliche Abſtand der Vorgänge iſt hier nicht immer groß, ja es kann eine ſcharfe Grenze überhaupt nicht gezogen werden. Geht man aber den Folgen dieſes Zeitunterſchiedes nach, dann dringt man in weſentliche Eigenſchaften deutſcher Landſchaften ein und rührt wenigſtens auch einmal an Kennzeichen feinerer, geiſtiger und ſeeliſcher Art. Deshalb darf hier etwas länger verweilt werden.

Es liegt nicht nur ſo, daß das Deutſchtum des öſterreichiſchen Donautales und der Oſtalpen älter iſt als das z. B. der oſtelbiſchen Bezirke. Vielmehr iſt es dort unter Bedingungen entſtanden, die hier nicht mehr voll zutreffen ſollten. Der Zuſammenhang mit der Heimat wurde in der Frühzeit viel ſtärker bewahrt. Der Zug ging nicht ſo weit in die Ferne. Die Marken waren noch ein weſentlicher Beſtandteil des bayriſchen Herzogtums, die geiſtliche und damit geiſtige Führung lag weiter in den gleichen heimatlichen Händen, denn die Sprengel der altbayriſchen Biſtümer wurden über das Jungland ausgedehnt. In den Gebieten der ſpäteren Koloniſation dagegen traten die Siedler mindeſtens aus einem Territorium in das andere, wenn nicht gar aus dem Bezirke des Deutſchen Reiches heraus und gelangten in Kirchenprovinzen, die entweder eigens für das Kolonialland geſchaffen waren, oder überhaupt nicht zur Deutſchen Reichskirche gehörten. Der ſüdöſtliche Abſchnitt erhielt ſeine deutſche Bevölkerung ferner vorwiegend in einer Zeit, da das deutſche Volk einen ſehr viel einfacheren ſozialen und wirtſchaftlichen Aufbau zeigte als ſeit dem 12. Jahrhundert. Im älteren, ſüdöſtlichen Kolonialland hat ſich der Übergang zu einer reicheren Differenzierung im Gleichſchritt mit Altdeutſchland und aus den eigenen Bedingungen des Landes vollzogen. In den jüngeren Koloniſationsgebieten iſt die vollere Gliederung von Wirtſchaft und Geſellſchaft als eine in den Hauptzügen ſchon fertige Erſcheinung aus dem Altland eingeführt worden. Das gilt vor allem von dem grundlegenden Fortſchritt der Scheidung und des Zuſammenwirkens von Stadt und Land. Die Auswanderung nach den oſtelbiſchen Landſchaften hat gerade zu jener Zeit eingeſetzt, als in der Heimat die Entwicklung des Städteweſens bis zu einem Grade gediehen war, daß man daran gehen konnte, Städte nach dem Muſter der gewachſenen abſichtsvoll ins Leben zu rufen. Die öſterreichiſchen Gebiete haben dieſe Entwicklung aus der noch unverworfenen, faſt ausſchließlich agrariſchen Daſeinsform heraus ſelber noch mitgemacht. Hier ſteht die Stadt, auch wo die einzelne ihre Anlage einem Gründungsakt verdankt, doch als Ergebnis der eigenſtändigen Kräfte des Landes am Ende der Siedlungsbewegung. In weite Gebiete öſtlich der Elbe dagegen iſt die Stadt oft mit ſamt ihrer ländlichen Umgebung in einem Akte künſtlich übertragen worden. Ohne den Umkreis der deutſchen Zinsdörfer hätte ihr im Jungland gänzlich der Nährboden gefehlt. Was ſich in der Heimat allmählich als tatſächlicher Zuſtand herausgebildet hatte, der Stadtwirtſchaftskreis, in welchem der ſtädtiſche Mittelpunkt und die ländliche Umgebung in einem engen gegenſeitigen Verhältnis der wirtſchaftlichen Verbundenheit ſtanden, das wurde, zum Schema ausgeformt und rechtlich verſtärkt, als Ganzes nach dem Oſtland verſetzt, deſſen eigene Entwicklungsſtufe dieſe kunſtvolle Verſchlingung der Wirtſchaften hervorzubringen noch nicht imſtande geweſen wäre. Wo ſich eine ſlawiſche Zone dazwiſchen legt, in Mähren, da ſtehen die beiden Erſcheinungsformen einander unmittelbar gegenüber. Die eine tritt im Süden auf, der hier wie ſonſt mit den Alpengebieten und Bayern zuſammengeht[19]. Die andere iſt im Norden[20] als Teil eines weiten Gebietes zu finden, in dem die Stadt-Landſiedlung zu Hauſe iſt, die ſich über das anſchließende Böhmen, Schleſien und Großpolen[21] bis nach dem Ordensland Preußen erſtreckt[22]. Rechtlich hat ſie in der ſog. Weichbildverfaſſung ihre Entſprechung gefunden.

---

[18] Egon Lendl, Die neuzeitliche deutſche Oſtſiedlung (Deutſche Monatshefte in Polen, Jg. 3 [13], S. 1ff., Juli/Auguſt 1936). Daß einige der von Lendl angenommenen Unterſchiede der neuzeitlichen von der mittelalterlichen Oſtſiedlung nicht gelten, wie ich oben, Heft 1, S. 63 ausgeführt habe, ſpielt nur eine nebenſächliche Rolle. Das Weſentliche iſt der von Lendl glücklich durchgeführte Beweis, daß der Raum, in welchem ſich die neuzeitliche Oſtbewegung abgeſpielt hat, eine zuſammenfaſſende Betrachtung erfordert.

Mit dieſem Beiſpiel iſt aber nur eines für die weitgehende Typiſierung und Rationaliſierung geboten, welche dem nordöſtlichen Koloniallande überhaupt eignet. Nicht nur das Verhältnis von Stadt und Land zueinander weiſt dieſen Zug auf, das gleiche gilt von den einzelnen Siedlungsformen des einen wie des anderen. Je öfter ſich der Gründungsvorgang wiederholte, deſto ſchematiſcher wurden die angewandten Siedlungs- und Rechtseinrichtungen. Das geht bis zur Namengebung. Je weiter nach

---

[19] E. Klebel, Kirchliche Verfaſſungsfragen und die deutſche Siedlung in Südmähren (Jahrb. d. Reichsverbandes f. d. katholiſchen Auslanddeutſchen 1935, S. 81ff.), S. 107.

[20] E. Klebel, a. a. O. Genaueres für Nordmähren und das Troppauer Schleſien iſt von den Studien W. Latzkes zu erwarten, die ich aus einem Vortrag auf der Tagung des Deutſchen Verbandes f. Heimatforſchung uſw. i. d. Tſchechoſlovakiſchen Republik, Juli 1936, und aus einem mir vom Verf. freundlichſt zur Einſicht überlaſſenen Manuſkript kenne.

[21] Vgl. die Hinweiſe in meinem in Heft 1, S. 69, Anm. 115 angeführten Aufſatz S. 192, Anm. 56.

[22] Sehr ſcharf hat hierfür K. Kaſiske, Die Siedlungstätigkeit des Deutſchen Ordens im öſtlichen Preußen, 1934, S. 15, die ſoziologiſche Verbundenheit von Stadt- und Dorfgründungen herausgearbeitet.

Oſten, oder richtiger geſagt, je jünger, deſto abgeſchliffener und bedingungsloſer dem ausgebildeten Typ folgend ſind die Anlagen. Wenn ſchon das Mittelalter ſoviel davon gleichſam vorweggenommen hat, ſo iſt es begreiflich, daß dieſelben Vorgänge im „Zeitalter des Rationalismus", unter der Führung abſoluter Herrſcher und bürokratiſcher Behörden, bis zum Äußerſten von ſchematiſcher Typiſierung gediehen ſind[23].

Von dieſen Zügen, welche wir mit dem Begriff des öſtlichen Koloniallandes zu verbinden gewohnt ſind, iſt der älteſte Abſchnitt am wenigſten betroffen geweſen. Zwar hat der innere Landesausbau auch hier allmählich Grundtypen zu öfterer Wiederholung gebracht. Aber das Land iſt nicht einfach damit überſchwemmt worden[24]. Daran hat freilich auch die Geſtaltung der Naturlandſchaft einen nicht zu unterſchätzenden Anteil gehabt. Jedenfalls ähneln die öſterreichiſchen Länder auch in ihrem Siedlungsweſen der altdeutſchen Heimat viel mehr als die oſtelbiſchen.

Derart der Landſchaft ſtark aufgeprägte Züge ſind natürlich nicht auf den äußeren Beſitz und die Umgebung der Menſchen beſchränkt geblieben, ſondern müſſen ihre Entſprechung mehr oder weniger in deren eigenem Weſen finden. Davon kann hier nicht weiter geſprochen werden. Der Unterſchied der Weſensart des Öſterreichers vom kolonialen Nordoſtdeutſchen iſt bekannt genug. Er beruht auch auf der anderen raſſenmäßigen Zuſammenſetzung der Bevölkerung. Aber er iſt zu einem großen Teil gewiß durch das geſchichtliche Erlebnis geformt worden, von dem einige entſcheidende Komponenten hier angedeutet worden ſind.

Alles zuſammengenommen berechtigt dazu, den Unterſchied der älteren von der jüngeren mittelalterlichen Oſtbewegung zur Gliederung von deren weitem Geſamtraum zu verwenden. Vielleicht bietet es ſogar einen verborgenen Grund für jene unhiſtoriſche Auffaſſung, welche die Landſchaften der früheſten Koloniſation im Bilde der deutſchen Oſtbewegung vernachläſſigt oder ganz und gar übergeht. Vielleicht bedarf es für das nicht wiſſenſchaftlich geſchulte Auge wirklich einer beſonderen Überlegung, um in Niederöſterreich, Steier und Kärnten noch den Kolonialboden zu erkennen[25].

---

[23] Vgl. W. Kuhn, Sprachinſelforſchung S. 242, ferner desſelben Beitrag zur Feſtſchrift für E. Uhlig, 1932, S. 164ff., Die regelmäßigen Flurformen der jungen deutſchen Sprachinſeln und die überaus ſprechenden Beiſpiele von geometriſch-ſpieleriſchen Dorfgrundriſſen der neuzeitlichen Koloniſation in Südungarn, die im Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums bei den Artikeln Banat und Batſchka wiedergegeben ſind.

[24] Eine bisher nur handſchriftlich vorliegende Karte von A. Klaar und A. Haberlandt, Die Siedlungsformen des öſterreichiſchen Donauraumes (Länder Niederöſterreich, Oberöſterreich und Salzburg gezeichnet nach Dr. Adalbert Klaar, Burgenland gezeichnet nach Dr. Arthur Haberlandt), weiſt ein geradezu verwirrendes Durcheinander zahlreichſter Typen auf. H. Schlenger konnte in ſeinen Buch, Formen ländlicher Siedlungen in Schleſien (Beiträge zur Morphologie der ſchleſiſchen Kulturlandſchaft, Veröffentlichungen der Schleſiſchen Geſellſchaft für Erdkunde e. V. und des geographiſchen Inſtituts der Univerſität Breslau, hrsg. von Prof. Dr. Max Friederichſen, 10. H., 1930, Tafel XXIII, Verbreitung der Dorftypen in Schleſien) lediglich mit drei Typen auskommen, um die weſentlichſten und verbreitetſten Formen zu kennzeichnen.

[25] Aus Niederöſterreich ſelber kommt eine Stimme, welche mit Berufung auf noch tiefer hinabdringende ſprachliche und geſchichtliche Forſchung Einſpruch dagegen erhebt, daß das Land in demſelben Sinn als Kolonialland bezeichnet werde wie etwa die Gebiete des deutſchen Nordoſtens. Karl Helleiner

So berechtigt und ſo fördernd für die wiſſenſchaftliche Erkenntnis die geſonderte Betrachtung des Schauplatzes der älteſten Koloniſationsperiode iſt, andere gleichfalls geſchichtlich begründete Momente ergeben andere Gliederungen, und dieſe begreifen auch den Südoſtabſchnitt mit ein, der ja von der deutſchen Oſtbewegung keineswegs allein in der Ära von den Karlingern bis zu den Saliern betroffen worden iſt.

Eine für den inneren Aufbau des ganzen deutſchen Volkes weſentliche, geſchichtlich erwachſene Unterſcheidung iſt die in Ober-, Mittel- und Niederdeutſche. Daß ſich dieſe Staffelung unſerer Mundarten und ihrer Träger in paralleler Ausweitung der einzelnen Zonen Altdeutſchlands nach dem Oſten hin fortgeſetzt und dem Deutſchtum dort alſo die gleichen Grundzüge ſeiner ſtammlich-mundartlichen Einteilung eingeprägt hat, bildet eine der feſteſten geiſtig-ſeeliſchen Klammern zwiſchen Alt- und Jungland. Es liegt auf der Hand, daß dieſe dreifache Schichtung mit den natürlichen Zonen des Oſtraumes nach Oberflächengeſtaltung und Verkehrsachſen in Beziehung ſteht. Doch kann nicht von einer vollkommenen Deckung die Rede ſein. Am weitgehendſten erſcheint die Übereinſtimmung des oberdeutſchen Gürtels mit der Alpen- und pannoniſchen Tieflandzone. Der vorwiegend bairiſch-öſterreichiſche Grundton des deutſchen Volkstums und der deutſchen Kulturausſtrahlung hier iſt offenkundig. Das niederdeutſche Weſen konnte ſich namentlich dort durchſetzen, wo das Meer es nach dem Oſten trug. Zwiſchen beiden hat ſich das Mitteldeutſche von einer vergleichsweiſe ſchmalen Ausgangsſtellung aus ganz auffallend in die Breite hin ergoſſen und den weitaus größten Teil des deutſchbeſtimmten Oſtraums von Oberungarn bis ins Ermland eingenommen.

Wir wiſſen freilich, daß die „Stämme" auf Koloniſationsboden nicht einfach Ableger jener in der Heimat ſind. Nehmen wir nur die Menſchen ſelber, ſo iſt bekannt genug, daß bei aller parallelen Grundrichtung der Oſtbewegung in den einzelnen Abſchnitten dennoch ſehr weitgehend Durchkreuzungen der Wanderbahnen ſtattgefunden haben und in ihrem Gefolge Vermiſchungen eingetreten ſind. Am beſten ſind wir über das Werden der oſtmitteldeutſchen Zone dank der verfeinerten Arbeitsweiſe der heutigen Mundartforſchung unterrichtet[26]. Sie hat uns an der Hand ſprachlicher Beobachtungen das Einſtrömen mitteldeutſcher (namentlich thüringiſcher und heſſiſcher), oberdeutſcher (beſ. mainfränkiſcher) und niederdeutſcher (ſo z. B. ripuariſcher aus der Kölner Gegend ſtammender) Elemente in das Markenland öſtlich der Saale

---

hat ſie in einem wertvollen Vortrag (Studien zur Frühgeſchichte Niederöſterreichs [Der Traiſengau, Jg. 2, 1936], S. 92) im Hinblick auf die von ihm zuſammengetragenen Beweiſe erhoben, daß das Germanentum in Niederöſterreich auch nach der Völkerwanderung nie ganz untergegangen ſei. (Vgl. Heft 1, S. 53, beſ. Anm. 43.) Dieſe Spuren ſind indes in jedem Falle ſehr ſchwach; auch würden ſich bald und mit Recht andere Oſtlandſchaften melden, welche ähnliches nachweiſen können. Vor allem aber: Warum einen Ehrentitel aufgeben, der die großen Leiſtungen der Vorfahren in lebendiger Erinnerung erhält?

[26] Siehe die in Heft 1, S. 57, Anm. 59 angeführten Schriften. Ihren Ertrag für eine beſtimmte Landſchaft habe ich handlich bereitzuſtellen verſucht und das Problem der Entſtehung eines Neuſtammes erörtert in dem Aufſatz Schleſiſche Siedlungsgeſchichte beiderſeits der Sudeten (mit 2 Karten), (Schleſiſches Jahrbuch für deutſche Kulturarbeit im geſamtſchleſiſchen Raume, 8. Jg. [1935/36], S. 9ff.).

erkennen laſſen, wo eine erſte Zuſammenſchmelzung zum Oberſächſiſchen vor ſich ging. Dieſes verbreitete ſich dann weiter nach dem Oſten, indem es ſich dort mit neuen Zuzügen aus jenen Landſchaften vermengte, aus denen es ſelber ſchon geſpeiſt worden war, aber auch weiter hergekommene, z. B. bairiſchen Urſprungs, aufnahm. Mit leichteren Mitteln läßt ſich eine gleiche Buntheit für das Koloniſtentum der Neuzeit nachweiſen. Es zeigt, meiſt in gruppenweiſer Niederlaſſung, die Durcheinanderwürfelung von Auswanderern faſt aller deutſchen Gaue. Indeſſen dürfte das, was der überall zugreifende Wille moderner Staatsweſen oder die Verkehrserleichterung jeder Art in der jüngſten Zeit herbeigeführt haben, kaum das übertreffen, was ſchon das Mittelalter geſehen hat, als Flamen nach Wien, Bayern nach Kiew und Rheinländer nach Siebenbürgen verſetzt wurden.

Wer ſich dieſer ſtetig wiederholten Durchkreuzungen und Verſchlingungen der altdeutſchen Stammesteile auf Kolonialboden bewußt iſt, kann ſich den methodiſchen Folgerungen nicht entziehen, die ſich unweigerlich daraus ergeben. Sie münden in die Hauptforderung ein, die ich hier an den Anfang geſtellt habe, daß alle wiſſenſchaftliche Erforſchung der deutſchen Oſtbewegung, auch in jeder Einzelunterſuchung, ſtets den „ganzen Raum" vor Augen haben müſſe, wenn ſie ihrer Aufgabe gerecht werden wolle. Ob man von einem der alten Heimatbezirke ausgeht und feſtzuſtellen ſucht, welchen Anteil er an der Begründung des Oſtdeutſchtums genommen hat, oder ob man vom Neuland zurückſchauend die Herkunft der biologiſchen und kulturellen Beſtandteile aufſpürt, aus denen ein Neuſtamm oder eine Volksgruppe zuſammengewachſen iſt, immer wird man gezwungen ſein, die Möglichkeit weitreichender Ausſtrahlungen und weitverzweigter Wurzeln in Rechnung zu ſtellen und daher das Beobachtungsfeld hier und dort, im Urſprungsland wie im Neuſiedlungsgebiet, ſtets über die ganze Breite und Tiefe des Raumes auszuſtecken.

Damit iſt zugleich ausdrücklich ausgeſprochen, was ich im erſten Aufſatz erſt nur angedeutet habe[27], daß in ſehr vielen Fällen der „ganze Raum" auch Altdeutſchland mitumfaſſen muß. Das gilt ſelbſtverſtändlich ſtets bei der hier angeſchnittenen Herkunftsforſchung[28]. Der heutigen Sprachwiſſenſchaft iſt das für ihren Teil bereits zu einer Selbſtverſtändlichkeit geworden. Für die mit anderen Mitteln, oft mit archivaliſchen Quellenausſagen arbeitenden Nachforſchungen nach der Abſtammung der neuzeitlichen Koloniſten hat man, um die äußeren Hemmniſſe, die ſich ihr entgegenſtellen, zu überwinden, eigens eine Zuſammenarbeit von Jungland- und Altlandkennern eingeleitet[29]. Daß die hinter der Herkunftsforſchung ſtehende Frage nach den Gründen der Auswanderung nur in einer Erforſchung der Heimatzuſtände, ja mit dem Blick darüber hinaus auf alle anderen ſich gleichzeitig bietenden Auswanderungsziele gelöſt werden kann, davon hat, für die Thereſianiſche Zeit, jüngſt K. Schünemann ein ausgezeichnetes Beiſpiel gegeben[30]. Dieſe Seite der Forderung des „ganzen Raumes" — auf welche auch im dritten Aufſatz noch Licht fallen wird — ſcheint alſo heute ſchon in erheblichem Maße Anerkennung zu finden.

---

[27] Siehe Heft 1, S. 67.

[28] Siehe dazu H. Aubin, Wege kulturgeſchichtlicher Erforſchung des deutſchen Oſtens (Mitt. d. Schleſ. Geſellſchaft f. Volkskunde, Bd. XXXI—XXXII [1931] S. 18ff.), und die wichtigen grundſätzlichen Zuſammenſtellungen, die W. Kuhn darüber in dem Kap. IV, 3 ſeines Buches über Sprachinſelforſchung (ſiehe Heft 1, S. 68, Anm. 112) geboten hat.

[29] Siehe dazu die in Heft 1, S. 61, Anm. 86 angeführten Quellen zur deutſchen Siedlungsgeſchichte in Südoſteuropa, bearb. von F. Wilhelm und J. Kallbrunner.

Dagegen halte ich es der entgegenſtehenden Erfahrung wegen für angebracht, unſerer Forderung in ihrer Anwendung auf das Kolonialland noch eindringender das Wort zu reden und ſie noch von einer anderen Seite her zu begründen.

Es wurde dargelegt, daß das Lebensgebiet eines Stammes an verſchiedenen Merkmalen abgeleſen werden muß. Die einzelnen Merkmale weiſen aber keineswegs alle die gleiche Verbreitung auf. Das wird nirgends deutlicher als an den Rändern, wo zwei ſolche Gebiete aneinanderſtoßen und ſich regelmäßig übergreifen[31]. Die Verdichtung der Durchkreuzung ihrer verſchiedenen Kennzeichen läßt vollkommene Miſchzonen entſtehen. Das eine Merkmal dringt in ſie tiefer, das andere weniger tief ein. Aber auch ſonſt greifen die einzelnen Merkmale einer Stammesart bald weit aus, bald haben ſie nur in einem geringeren Umkreiſe Geltung.

Damit berühren wir grundſätzliche Erkenntniſſe, welche zuerſt die Sprachgeographie gewonnen und bald mit höchſtem Erfolge ſchöpferiſch auszuwerten verſtanden hat, welche darauf von anderen Fächern aufgenommen und zu einer allgemeinen kulturgeographiſchen, endlich zu einer kulturbiologiſchen Arbeitsmethode ausgeſtaltet worden ſind[32]. Ein großer Teil der in der Erforſchung der deutſchen Oſtbewegung enthaltenen Fragen iſt dieſer Betrachtungsweiſe zugänglich[33]. Er muß ſich daher ihren Geſetzen unterwerfen. Sie aber drängen wieder auf den „ganzen Raum" hin.

Um das zu zeigen, brauche ich jene Methode gewiß nur anzudeuten, da ſie heute ſchon genugſam bekannt iſt. Die beiden erſten Arbeitsgänge, ſowohl die Aufſpaltung aller komplexen Erſcheinungen möglichſt bis in ihre letzten Komponenten — z. B. der Mundart in die Beſtandteile ihres Wortſchatzes uſw., des Rechtes in Strafrecht, Familienrecht uſw., des Hauſes in das Dach und ſeine anderen Beſtandteile uſw. — wie auch die nachfolgende Feſtſtellung der räumlichen Verbreitung jeder einzelnen Teilerſcheinung, ſind für unſere Beweisführung ohne beſonderen Belang. Anders der auf ſolcher Zerlegungs- und Sammelarbeit fußende gedankliche Aufbau: Durch die Summierung von Verbreitungsbildern der Komponenten wird der Geltungsbereich des Geſamtkomplexes ermittelt, der freilich, gegenüber geläufigen Vorſtellungen von Mundarten, Rechtsbezirken oder Hauslandſchaften, keine genauen Grenzlinien, ſondern nur mehr oder weniger klare Grenzſäume und einen mehr oder weniger einheitlichen Kern aufzuweiſen haben wird. Die Geltungsbereiche ſolcher Geſamterſcheinungen ſummieren ſich erfahrungsgemäß wieder zu Bildern von Räumen, die auf den verſchiedenſten Lebensgebieten in Erſcheinung treten. So ſteigen wir allmählich zur Erkenntnis von Kulturräumen oder Kulturprovinzen auf, in welche letzten Endes die Lebensräume der Völker zerfallen. Wir dürfen alſo erwarten, in einem ſtreng wiſſenſchaftlichen Verfahren zu einer Gliederung auch des Oſtraumes zu gelangen, wie wir ſie bereits oben mit einfacheren Mitteln und gleichſam auf den erſten Blick zu beſtimmen verſucht haben.

---

[30] Konrad Schünemann, Öſterreichs Bevölkerungspolitik unter Maria Thereſia, 1. Bd., o. J. (Veröffentlichungen d. Inſt. z. Erforſchung d. deutſchen Volkstums im Süden und Südoſten in München u. d. Inſt. für oſtbayriſche Heimatforſchung in Paſſau, Nr. 6), beſ. S. 234ff.

[31] Vgl. Heft 1, S. 44, Anm. 30.

[32] Dieſe Entwicklung bezeichnen vor allem folgende Schriften: H. Aubin, Th. Frings und J. Müller, Kulturſtrömungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden, 1926. — F. Steinbach, Studien zur weſtdeutſchen Stammes- und Volksgeſchichte, 1926. — Der Raum Weſtfalen, im Auftrag der Provinz Weſtfalen hrsg. von H. Aubin, O. Bühler, B. Kuske und A. Schulte u. a., Bd. I, 1931, Bd. II, Teil 2, 1934, Bd. III, 1932, und das in Heft 1, S. 57, Anm. 59 genannte Leipziger Gemeinſchaftswerk von 1936. — Weitere Angaben von Aufſätzen bzw. Schriften aus Einzelwiſſenſchaften ſiehe bei A. Bach, Deutſche Volkskunde, 1937, S. 61ff., wo in den §§ 45—48 auch ein guter Überblick über die Entfaltung des Raumgedankens und der geographiſchen Arbeitsweiſe in der Volkskunde gegeben wird.

[33] Beiſpiele ſiehe z. B. ſchon in meinem oben Anm. 28 angeführten Aufſatze über Wege kulturgeſchichtlicher Erforſchung des deutſchen Oſtens.

Schon wegen dieſer Hilfe, die ſie einer ſinnvollen Gliederung des Oſtraumes aus den inneren Bedürfniſſen der jeweiligen Aufgabe heraus leiht, hätte die kulturgeographiſche Methode hier eingeführt werden müſſen. Zunächſt aber kommt es mir dabei auf etwas anderes an. Die Räume, die wir mit ihrer Hilfe gewinnen, haben die Eigenſchaft, daß ſie keine vorab gegebenen Größen darſtellen. Vielmehr bleiben ſie bis ans Ende der Unterſuchung offene Fragen[34]. Man muß ſie über den ganzen theoretiſch in Betracht kommenden Umkreis taſtend aufſuchen. Das iſt der Punkt, um den es hier geht. Solche Forſchungsweiſe kann auf keinen Fall irgendwelche von außen her künſtlich gezogene Grenzen vertragen. Sie würde ſonſt ihren innerſten Grundſatz aufgeben und zur Erfolgloſigkeit verurteilt werden.

Die Auswertung der kulturgeographiſchen Beobachtungen erfolgt indeſſen nicht nur in der einen geſchilderten Richtung. Neben dieſe ſtatiſche tritt eine dynamiſche, die Umſetzung des Zuſtandsbildes in das eines geſchichtlichen Verlaufes, wie etwa der Geologe aus dem Über- und Nebeneinander der Erdſchichten ihre genetiſche Reihenfolge erſchloſſen hat. Indem die kulturgeographiſche Arbeitsweiſe die dritte Dimenſion der geſchichtlichen Tiefe hinzugewinnt, wandelt ſie ſich in eine kulturbiologiſche. Nach beiden Richtungen liegen für den Oſtraum bereits ſehr beachtenswerte Ergebniſſe vor. Ohne einen eigentlichen Bericht darüber geben zu wollen, ſei doch der Stand auf den Hauptgebieten kurz gekennzeichnet.

Von der Mundartforſchung wurde ſchon hervorgehoben, daß ſie, unter dem Vortritt von Th. Frings, bereits in erheblichem Umfange den hiſtoriſchen und gegenwärtigen

---

[34] Siehe mein Vorwort zu Bd. II, Teil 2, des Werkes „Der Raum Weſtfalen“ (ſiehe Anm. 32), S. XII. Durch dieſe Eigenheit unterſcheidet ſich die hier gemeinte Raumforſchung von jener anderen, heute noch öfter genannten, welche im Gefolge der Landesplanung ſteht. Der letzteren ſind vorab beſtimmte Räume geſetzt, die ſie zu unterſuchen hat. Wie dieſe Räume für das Deutſche Reich gebildet ſind, iſt aus der Karte abzuleſen, welche der Zeitſchrift „Raumforſchung und Raumordnung“, hrsg. von Konrad Meyer, Jg. 1, H. 1, 1936, beigegeben iſt.

Aufbau des Oſtmitteldeutſchen geklärt hat[35]. Zu wünſchen iſt, daß ſie bald auch den Donauraum in ähnlicher Weiſe behandle und dadurch mithelfe, die Rolle anſchaulich zu machen, welche die Donauſtraße in der Geſchichte des Oſtraums geſpielt hat. Dieſe Rolle kann nicht viel geringer geweſen ſein als die des Rheins für die Weſtlande, welche eine derartige Forſchungsweiſe bereits vor Augen geſtellt hat. Eine parallele Unterſuchung des Niederdeutſchen müßte folgen und vor allem das Meer als den Träger des Völker- und Kulturverkehrs zur Anſchauung bringen. Hier würden ſich dann wohl wertvolle Vergleichsmöglichkeiten mit dem Umfang und der inneren Dynamik jenes Kulturraumes bieten, der mit dem Worte „Deutſche Hanſe" überſchrieben iſt. Leider machen ſich bei der Mundartforſchung jene äußeren Hinderniſſe, die oben gezeigt wurden, gerade für den Oſten beſonders ſtörend geltend. Sie baut ſich vornehmlich auf dem Material des deutſchen Sprachatlas auf. Eine gleichmäßige Beſtandsaufnahme der deutſchen Mundarten, wie ſie im Reiche und wie ſie glücklicherweiſe nach denſelben Grundſätzen auch im heutigen Öſterreich und von den Sudetendeutſchen durchgeführt worden iſt, darf von dem Inſeldeutſchtum, das ſo weite Felder im Oſten einnimmt, nicht erwartet werden[36]. Immerhin iſt bereits ein „Atlas der deutſchen Volksſprache in Polen" von F. A. Doubek in Angriff genommen[37], und damit beſteht Ausſicht, daß wenigſtens für den Nordoſtraum die hinderlichſte Lücke ausgefüllt werden wird. Andererſeits ſind namentlich unter der Führung von Heinrich Schmidt in Szegedin ähnliche Studien über die deutſche Sprache in den Donau—Theiß-Koloniſationsgebieten im Gange. Für die Ausfüllung des Zwiſchenraumes in der Slowakei aber darf man ſich auf die planmäßige Weiterarbeit der von E. Gierach begründeten und von E. Schwarz fortgeführten Prager Schule verlaſſen.

In die Fußtapfen der Sprachwiſſenſchaft iſt allgemein die Volkskunde getreten. Mit dem „Atlas Deutſcher Volkskunde" hat ſie ſich ein dem Deutſchen Sprachatlas gleichwertiges grundlegendes Hilfs- und Arbeitsmittel zu ſchaffen verſucht[38]. Seine Auslegung wird einmal zu Ergebniſſen von ähnlicher Bedeutung führen wie jene der Mundartkarten. Ehe ſie einſetzen konnte, hat auf einem, freilich auch ſchon für ſich allein weit ausgedehnten Gebiete Bruno Schier den Wurf getan, die ſprachgeographiſche Methode auf ein volkskundliches Thema zu übertragen. Sein Werk über Hauslandſchaften und Kulturbewegungen im öſtlichen Mitteleuropa[39] zeigt ſchon in ſeinem Titel an, daß die volkskundliche Sonderfrage in einem großen kulturgeſchichtlichen Zuſammenhange geſehen iſt. Ebenſo vorbildlich iſt das Buch in ſeinem räumlichen Ausgreifen, indem es nicht nur den Oſten, ſondern ſoweit als notwendig auch das altdeutſche Land zu umſpannen trachtet.

---

[35] Siehe oben S. 322.

[36] Der gleich zu erwähnende Plan eines Atlas der deutſchen Volksſprache in Polen mußte deshalb mehrmals abgeändert werden, weil ſich ein Schritthalten mit dem geſchloſſenen deutſchen Sprachgebiete in der Dichtigkeit der Aufnahme als unmöglich erwies.

[37] F. A. Doubek, Aufgaben und Ziele einer ſprachlichen Erforſchung der deutſchen Oſtkoloniſation auf polniſchem Boden (Deutſche Hefte für Volks- und Kulturbodenforſchung, Jg. 2 [1931/32], S. 74ff.), und derſelbe, Die Erforſchung der deutſchen Mundarten in Polen. I. Bericht über den gegenwärtigen Stand der Arbeiten am Atlas der deutſchen Volksſprache in Polen (ebenda, Jg. 3 [1933], S. 155ff.).

[38] Zuletzt zuſammenfaſſend darüber A. Bach, Deutſche Volkskunde (1937), § 47, mit Zuſammenſtellung des wichtigſten Schrifttums.

[39] Siehe Heft 1, S. 39, Anm. 7. Das dort angemeldete Bedenken H. Kaſers bezieht ſich nicht auf die hier in Rede ſtehenden methodiſchen Fragen.

Später, aber in allerjüngſter Zeit mit erkennbarem Erfolge, ſind die Siedlungsforſcher in ähnlicher Richtung vorgegangen. Mit Rückſicht auf das große Gewicht der geſchilderten äußeren Hinderniſſe haben ſie zunächſt den Weg der Teilarbeit, aber doch wenigſtens für größere Räume, beſchritten und die Fühlung untereinander angeſtrebt, als ſie die Typen der Siedelformen im deutſchen Volks- und Kulturraum zu beſtimmen verſuchten[40]. Zum öſterreichiſchen Donauland[41] mit Einſchluß des Randes der pannoniſchen Ebene, den das Burgenland bildet[42], zu Steier und Kärnten iſt Nordoſtdeutſchland hinzugetreten[43], während der Sudetenraum ſich ſchon erfolgreich in Bearbeitung befindet[44], auch ſchon diesbezüglich Arbeiten über Ungarn vorliegen[44a]. Für Polen leiſtet die einige Zeit zurückliegende Arbeit von Zaborſki abrundend Hilfe[45]. Obwohl zunächſt als Beſtandsaufnahmen für die Gegenwart angelegt, drängen die gewonnenen Bilder geradezu Bearbeiter und Benutzer dahin, aus ihnen die geſchichtlichen Bewegungen herauszuleſen, durch welche ſie entſtanden ſind. Noch mehr kommt es mir darauf an, jenen Erfolg hervorzuheben, der durch die Umſpannung des ganzen Beobachtungsfeldes erreicht worden iſt. Wer ſich bisher bemüht hat, aus den einzelnen kleinlandſchaftlichen Studien eine Anſchauung von der

---

[40] Siehe oben S. 313/314.

[41] Zu der oben Anm. 24 genannten Karte von Klaar und Haberlandt kommen A. Klaars Aufſatz, Die Siedlungsformen des oberöſterreichiſchen Mühlviertels und des böhmiſchen Grenzgebietes, Heft 1, S. 131ff. ſamt dem daſelbſt S. 138 angeführten Schrifttum; derſ., Die Siedlungsformen Niederöſterreichs, im Jahrbuch des Vereins für Landeskunde von Niederöſterreich XXIII/1930; ferner Anton Schachinger, Der Wienerwald. Eine landeskundliche Darſtellung (Forſchungen zur Landeskunde von Niederöſterreich, hrsg. vom Verein f. Landeskunde u. Heimatſchutz von N.-Ö. u. Wien, Bd. 1/2 (1934) beſ. die Siedlungsformenkarte des Wienerwaldes); M. Sidaritſch, Geographie des bäuerlichen Siedlungsweſens im ehemaligen Herzogtum Steiermark, Graz 1925; J. Schmidt, Siedlungsgeographie Kärntens, in Carinthia I von 1928, 1929, 1934, 1935.

[42] Siehe den in Heft 1, S. 158ff. von Hugo Haſſinger angekündigten Burgenlandatlas, von deſſen wertvollem Inhalt die Tafeln IX, X u. XI a—c zu Bd. I des Handwörterbuchs d. Grenz- und Auslanddeutſchtums einen Begriff geben, auf denen Franz Wehof ſich die Verbreitung der Flurformen bzw. Siedlungsformen des Burgenlandes nach eigenen Aufnahmen dargeſtellt und ausgewählte Abbildungen ſolcher Formen gegeben hat.

[43] Nur dieſes konnte W. Ebert (ſiehe oben Anm. 7) in ſeiner Schrift durchgreifend behandeln.

[44] Kurt v. Maydell, Die Dorf- und Flurformen Böhmens (Heimatbildung, H. 2/3, 1936, S. 47—49). Für Mähren und Schleſien hatte Dr. v. Maydell die Freundlichkeit mir eine gleichartige Überſicht brieflich mitzuteilen; außerdem ſtellte er mir eine handſchriftlich gefertigte Flurformenkarte für alle drei Länder zur Verfügung. Für dieſe Förderung bin ich ihm zu ganz beſonderem Danke verpflichtet.

[44a]) Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums, Artikel Banat, Batſchka, Beſſarabien; G. Prinz, Die Siedlungsformen Ungarns, in Ungariſche Jahrbücher Bd. IV/1924, S. 127 und 335; J. Weidlein, Die Dorfanlagen in der Schwäbiſchen Türkei, in den Deutſch-ungar. Heimatblättern Jg. VII, S. 20—39; O. A. Isbert, Probleme der Siedlungskunde in Ungarn, in Ungariſche Jahrbücher Bd. XII/1932, Heft 3—4.

[45] Bogdan Zaborſki, Über Dorfformen in Polen und ihre Verbreitung. Überſetzt von Fr. Schmidtbauer (Oſteuropa-Inſtitut. Bibliothek geſchichtlicher Werke aus den Literaturen Europas, Nr. 3), 1930.

Verteilung der Siedeltypen über den Oſtraum zu gewinnen und immer wieder an den Landesgrenzen ſtehenbleiben mußte, an welchen dieſe Studien meiſtens enden, der wird beſonderen Dank dafür empfinden, daß dieſe Einzelbilder ſich zuſammenzuſchließen beginnen, und daß auch eine einheitliche Namengebung für die einzelnen Formen dabei iſt, ſich durchzuſetzen[46]. Daß eine ſolche möglich und brauchbar iſt, beweiſt, in welchem Maße trotz landſchaftlicher Spielarten der ganze deutſch durchdrungene Oſtraum gemeinſame Züge aufweiſt. Wenn die letzten der heute in Angriff genommenen überſchauenden Arbeiten abgeſchloſſen vorliegen, dann wird ſich erſt voll der Gewinn ihrer Forſchungsrichtung zeigen. Man wird dann, um nur ein Beiſpiel zu nennen, in der Lage ſein, die Verbreitung der Waldhufendörfer in ihrer höchſt bezeichnenden Erſtreckung vom weſtlichen Erzgebirge aus in einem immer breiter werdenden Gürtel über die Sudeten und das nördliche und ſüdliche Karpathenvorland und gleichzeitig jenen anderen Zug über den Böhmerwald bis nach Ober- und Niederöſterreich links der Donau zu verfolgen. Man wird daraufhin ihre Zuordnung zu beſtimmten Vorausſetzungen der natürlichen Landſchaft wie die Zeitſtellung ihrer Ausbreitung ſtudieren können und einen Eindruck von der außerordentlichen Fruchtbarkeit dieſer Siedlungsform gewinnen.

Schier umſpannte geiſtig als Einzelner das Ganze in einem einheitlichen Entwurfe. Das von ihm gewonnene Ergebnis wird in den Teillandſchaften nachzuarbeiten, zu überprüfen, vor allem aber zu verdichten ſein. Die Siedlungsformenforſchung dagegen muß umgekehrt ſich aus der bisherigen Vereinzelung zu einer Geſamtſchau durchkämpfen. Wenn man Schiers Hausforſchung nachſagen konnte, daß ſie den Satz, „daß die Deutſchen zur Begründung der volkstümlichen Wohnkultur Europas weit mehr als alle anderen Völker dieſes Erdteils beigetragen haben“, zuverläſſig begründet hätte[47], dann wird einmal durch das Zuſammenwirken der Siedelformenforſcher der außerordentliche Anteil und die befruchtende Kraft jener Ortsgeſtaltungen und Flureinteilungen erkennbar werden, welche aus dem Altland auf den Kolonialboden verſetzt oder im Übergang zu ihm ausgebildet und dann dem weiteren Oſten geſchenkt worden ſind. Keineswegs iſt ja ihre Verbreitung auf das von Deutſchen beſiedelte Gebiet beſchränkt geblieben. Nur eine den ganzen Oſtraum überſchauende Forſchung wird jedoch imſtande ſein, gerade auch dieſe letzte Frage zu klären. Heute erlaubt uns wenigſtens Zaborſkis Überſicht mit Beſtimmtheit auszuſagen, daß urſprünglich deutſche Siedelformen im innerpolniſchen Ausbau mit eingeborenen Kräften weiterverwandt worden ſind. K. v. Maydells Studien werden uns in Bälde überſehen laſſen, wieweit ſolches auch im Inneren der Sudetenländer gilt. Dringend bedürfen wir der Ergänzung dieſer Forſchungen für den ganzen jemals deutſch beeinflußten Südoſtraum, für den bisher nur einzelne Anhaltspunkte vorliegen.

---

[46] Siehe dazu noch Arthur Haberlandt, Zur Begriffsbildung für Siedlungs- und Haustypen in Niederöſterreich (Jahrb. f. Landeskunde v. N.-Ö. XXVI [1936], Feſtſchrift f. M. Vancſa, S. 226 ff.).

[47] A. Bach, Deutſche Volkskunde, S. 151.

Auf vergleichsweiſe ſicheren, wenn auch erſten Anzeichen haben ſchon ſeit einem Dutzend von Jahren Rechtshiſtoriker Überſichten über die Verbreitung der am leichteſten zu faſſenden nach dem Oſten vorgedrungenen deutſchen Rechtsformen, der Stadtrechte nämlich, geſchaffen. Von Freiherrn von Künßberg ſind einzelne wichtige Stadtrechtsfamilien jeweils für ſich verfolgt[48], von W. Weizſäcker iſt ihre Verteilung und Vermiſchung über den ganzen Oſtraum hin dargeſtellt worden[49]. Auch hier haben die Zuſtandsbilder erlaubt, wertvolle Beobachtungen über Verbreitungskraft, -wege und -räume der einzelnen Stadtrechtsſtröme abzuleſen, und damit neue Einſichten in die deutſche Oſtbewegung zu gewinnen[50]. Was vor dieſem Zweige der Forſchung als Aufgabe liegt, iſt vor allem die Feſtſtellung des jeweils tatſächlich geltenden Rechtes. Hinter dem Namen des Rechtes einer Mutterſtadt oder eines Stammes (des flämiſchen oder fränkiſchen oder ſächſiſchen Rechtes) verbirgt ſich oft eine Rechtsmiſchung, in welcher dem genannten Recht nur ein beſonders wichtiger Teil angehört. Der wird Weiterbildungen des Rechtes nicht gerecht[51]. Hier heißt es alſo, in der Aufſpaltung des Komplexes Recht deſſen einzelnen Komponenten nachzugehen. Dabei iſt beſonders dem Familienerbrecht und dem ehelichen Güterrecht als demjenigen Beſtandteil Aufmerkſamkeit zu ſchenken, an denen ſich meiſt die Scheidung der verſchiedenen Stammes- oder Stadtrechte vollzieht, und von denen dann deren Name genommen wird[52].

Wer ſich mit Stadtrechtsfamilien beſchäftigt hat, weiß, daß ſich ſchon im ausgehenden Mittelalter das Territorium in ihre autonomen Zuſammenhänge einzumengen begann. Damals und noch mehr ſeit dem Beginn der Neuzeit hat es ſie meiſt zerriſſen, um eine einheitliche territoriale Gerichtsverfaſſung unter einem eigenen Obergericht an Stelle des Oberhofes der oft auswärts liegenden Mutterſtadt zu begründen. Damit ſpiegelt die Rechtsgeſchichte jenen Vorgang wider, der auf ungezählten Lebensgebieten namentlich im Laufe der Neuzeit in Erſcheinung getreten iſt: daß das Territorium und ſpäter der Staat dem kulturellen Daſein des von ihm innegehabten Raumes in hohem Maße ſeine Züge aufgeprägt hat. Wir wiſſen, daß dieſe Prägung ſchon im 16. Jahrhundert ſo tief gegangen iſt, daß ſie das religiöſe Bekenntnis

---

[48] Eberhard Frhr. v. Künßberg, Rechtsſprachgeographie, S.-B. d. Heidelberg. Akad. d. Wiſſ., phil.-hiſt. Kl., Jg. 1926/27, 1. Abh. (1926).

[49] Wilhelm Weizſäcker, Die Ausbreitung des deutſchen Rechtes in Oſteuropa (Staat und Volkstum, Bücher des Deutſchtums, Bd. 2, hrsg. v. K. C. v. Löſch u. A. Hillen Ziegfeld, 1926, S. 549ff.), beſ. Karte I auf S. 553.

[50] Das habe ich in einem Überblick, Die deutſchen Stadtrechtslandſchaften des Oſtens (Feſtſchrift f. Max Friederichſen, Vom deutſchen Oſten (ſiehe oben Anm. 14) verſucht, und hat nun W. Weizſäcker in ſeiner in Heft 1, S. 95ff. abgedruckten Studie, Eindringen und Verbreitung der deutſchen Stadtrechte in Böhmen und Mähren, in ſorgfältiger Ausgeſtaltung fortgeführt.

[51] Siehe dazu W. Becker, Magdeburger Recht in der Lauſitz (Deutſchrechtliche Forſchungen, hrsg. v. G. Kiſch, 3. H.), 1931, S. 2 und W. Weizſäcker, Egerer und Nürnberger Stadtrecht (Jahrb. d. Vereins f. Geſchichte d. Deutſchen in Böhmen III [1932, ausgegeb. 1934], S. 288).

[52] Ein Beiſpiel dafür wird die etwa gleichzeitig in der Zeitſchrift f. Rechtsgeſchichte, German. Abt., erſcheinende Studie von Theodor Görlitz, Das flämiſche und das fränkiſche Recht in Schleſien und ihr Widerſtand gegen das ſächſiſche Recht, bieten.

Territorialgrenzen anzupaſſen vermochte, wir wiſſen, daß ſie ohne Zwang Sprachgrenzen an die großen Staatsgrenzen herandrängt, und daß ſie heute, gewiß nicht immer ohne Zwang, gerade im Oſtraum ſo weit geht, die Staatsgrenzen zu Nationsgrenzen machen zu wollen. Die kulturbiologiſche Methode hat den Grundvorgang zunächſt für Weſtdeutſchland manchmal bis zu haarſcharfen Beobachtungen herausgearbeitet[53]. Es kann nicht fehlen, daß er auch im Oſtraum Geltung beſitzt[54].

Wir kehren damit zu oben ſchon kurz berührten Gedanken zurück. In der kulturraumbildenden Kraft des Staates liegt ein berechtigter Grund, der Aufteilung des deutſch beeinflußten Oſtraumes zwiſchen Öſterreich und Preußen ſtarke Beachtung zu ſchenken, gegen deren unbeſehene Hinnahme oben mehrfach Einſpruch erhoben worden iſt. Wenn dieſe Aufteilung auch innerhalb einer tauſendjährigen Geſchichte keine zweihundert Jahre Beſtand gehabt hat, ſo iſt ſie doch in jene Zeit gefallen, in welcher der Staat mit einer Stärke wie nie zuvor ſeinen Bewohnern den Stempel ſeiner Art aufgeprägt hat. Natürliche Gemeinſamkeiten kamen hinzu[55]. Daß Brandenburg-Preußen, im niederdeutſchen Tiefland beheimatet, ſich 1740 über Schleſien und 1815 auch noch über Teile der Lauſitz bis an den Gebirgskamm auszudehnen vermochte, hat unter ſeinem Zepter Provinzen zuſammengefaßt, die eine landſchaftliche Einheit von recht gleichmäßiger geſellſchaftlicher und wirtſchaftlicher Struktur bildeten. Dadurch iſt die an ſich beſtehende Unzulänglichkeit territorialer Aufteilung für die Fragen unſerer Betrachtung ſehr oft verdeckt und in der Tat ſehr gemildert worden. Auch im Verhältnis zu den nichtdeutſchen Völkern des Oſtraumes, welche bei deſſen Betrachtung niemals vernachläſſigt werden können, iſt der Charakter des jeweiligen, das deutſche Weſen darſtellenden Staates von großer Bedeutung.

Dennoch, wenn auch dies alles zugegeben werden muß, wie ſchmilzt der Unterſchied im Charakter Preußens und Öſterreichs gänzlich zuſammen, ſobald wir des epochalen Ereigniſſes der Entſcheidung des Jahres 1918 gedenken! Die Abſchüttelung des Staates deutſcher Herkunft war auf öſterreichiſchem wie auf preußiſchem Boden gleichermaßen die übereinſtimmende Loſung der Oſtnationen. Ebenſo eindeutig ſind überzeugende Bekenntniſſe zum Deutſchtum trotz anderer Hausſprache von Kärnten bis Oberſchleſien und Maſurenland abgelegt worden. Die territorialen Nuancen haben keine Rolle mehr geſpielt, wo es ſich um eine Wende der deutſchen Oſtbewegung gehandelt hat.

Wollte man verſuchen, unſere hier von allen Seiten her begründete Forderung des „ganzen Raumes“ an einem einzigen Beiſpiele zu erweiſen, man könnte kein eindringlicheres finden als dieſes, das für ſich ganz allein ſtehen kann. Es ſtellt uns das Fazit der deutſchen Oſtbewegung vor Augen, wie es in einem Zeitpunkte aufgezwungener Schwäche unſeres Volkes erſcheinen konnte. Wer aus unſerer Oſtgeſchichte politiſchen Bildungswert ziehen will, wird immer wieder dahin zurückkehren müſſen, dieſes Fazit in ſeinen vergangenen Urſachen und ſeinen verbliebenen Möglichkeiten zu überdenken. Kann er es aber jemals verſtehen, wenn er dabei nicht den ganzen Geſchichtsſchauplatz von der Adria bis zur Oſtſee vor Augen hat? Jede andere Betrachtungsweiſe würde ihn gefährlicher Täuſchung überantworten.

---

[53] Siehe das oben Anm. 32 genannte Buch von H. Aubin, Th. Frings u. J. Müller.

[54] Siehe die Zuſammenfaſſung der von Theodor Frings in dem in Heft 1, S. 57, Anm. 59 aufgeführten Leipziger Gemeinſchaftswerke, S. 309ff., mit der feinen Zeichnung der Unterſchiede zwiſchen den weſtdeutſchen und den Kolonialländiſchen Verhältniſſen. Ein Beiſpiel bez. innerer Grenzen des Sorbiſchen bietet eben Dr. Paul Wirth, Wendiſche Sprachgeographie (Forſchungen und Fortſchritte, 13. Jg. [1. III. 1937, Nr. 7] S. 82f.).

[55] Was man in bezug auf Öſterreich in dieſem Sinne ſagen konnte, hat Robert Sieger, Der öſterreichiſche Staatsgedanke und ſeine geographiſchen Grundlagen (Öſterr. Bücherei IX), 1918 vorgetragen.

(Fortſetzung folgt.)

Zur Bevölkerungsbewegung der einzelnen Völker und Volksgruppen in der Tſchechoſlowakei

Von Erich Wolters

Mit ſechs Textabbildungen und drei Karten

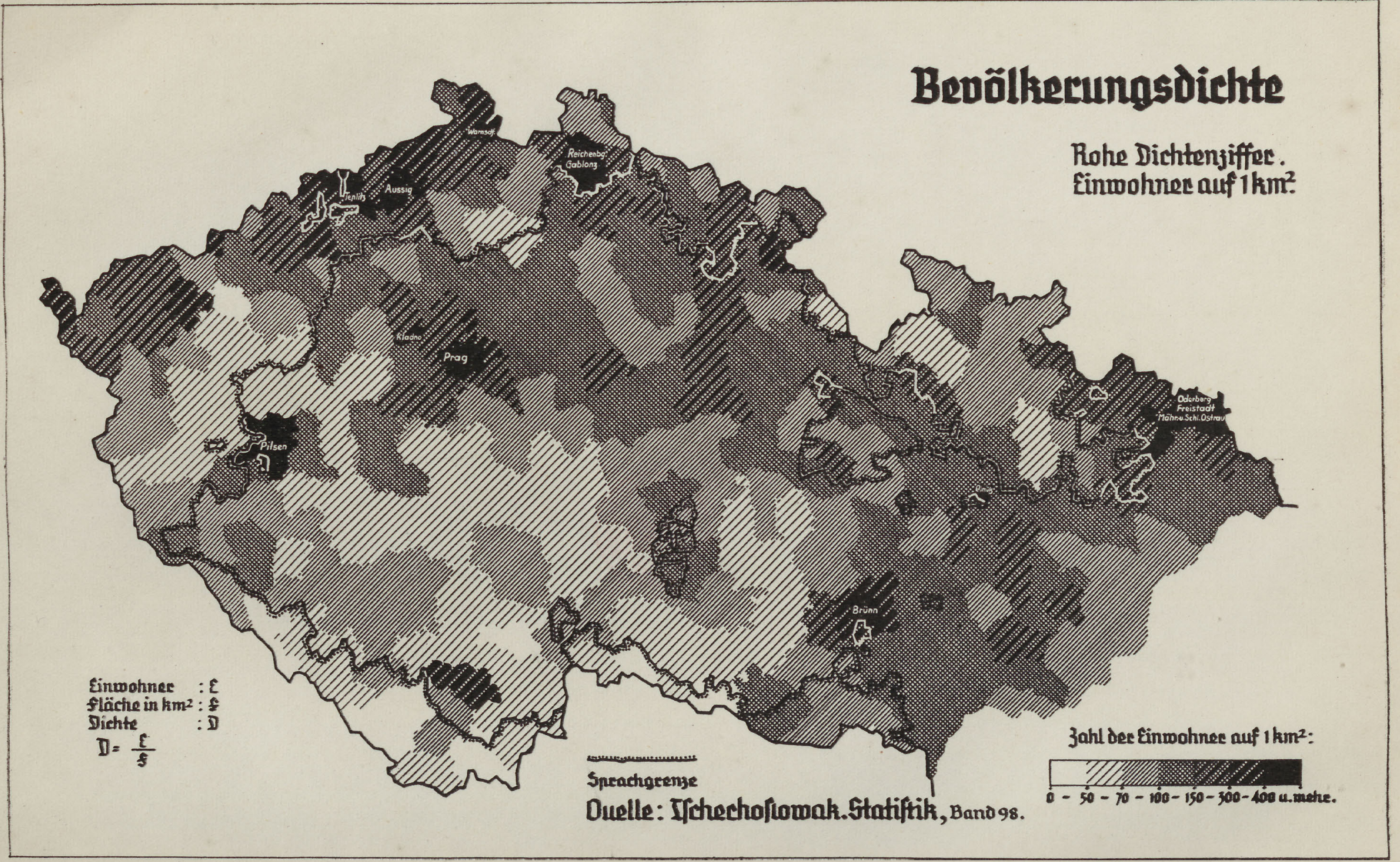
In einer Zeit wie der heutigen, in der die Droſſelung der Einwanderung in faſt allen Staaten der Erde immer ſtrenger gehandhabt wird, iſt die Bevölkerung eines Staates immer mehr darauf angewieſen, im Innern des eigenen Staates ihrem Wachstum Bahn zu ſchaffen. Dadurch gewinnen nicht nur die Binnenwanderungen als ſolche an Bedeutung, ſondern auch ihre bewußte Lenkung wird ein immer drängenderes Gegenwartsproblem.

Bisher äußerte ſich die Binnenwanderung in der Hauptſache einerſeits als Landflucht und andererſeits im Wachſen der verſtädterten Bevölkerung. Die hiſtoriſchen Länder der Tſchechoſlowakei weiſen darin ganz die gleichen typiſchen Wanderbewegungen auf wie faſt alle Staaten Europas, die einen Induſtrieausbau erlebten. Die Vermehrung der bodenſtändigen Bevölkerung und dieſe Wanderungen bis in die letzten Jahre hinein haben das Bild der Bevölkerungsverdichtung geſchaffen, wie wir es für die hiſtoriſchen Länder der Republik in Abb. 1 erblicken. Daß der Wohnſitzwechſel, der zumeiſt bisher vom Lande in die Stadt vor ſich ging, bis in die unmittelbare Gegenwart in der Tſchechoſlowakei eine noch unverminderte Rolle ſpielt, bezeugt die Tatſache, daß z. B. von der Geſamtzunahme der Bevölkerung des Landes Böhmen 1930—1935 nicht weniger als 59 v. H. auf die Zunahme in Städten über 100 000 Einwohner entfällt.

Die Karte V zeigt uns zunächſt die ſtärkſte Bevölkerungsverdichtung im nördlichen Teile Böhmens und im mittleren und öſtlichen Teile Mähren-Schleſiens. Ohne Berückſichtigung des Ausmaßes der jeweiligen Nährfläche ſowie des unterſchiedlichen Bodenertrages könnten wir an Hand dieſer Karte annehmen, die übervölkerten Gebiete der Sudetenländer befänden ſich lediglich entlang der Reichsgrenze von Aſch bis Warnsdorf, im Tale der oberen Neiße, entlang der oberen Elbe, in der Marchebene und im oſtſchleſiſch-polniſchen Gebiete. Wie trügeriſch jedoch die Darſtellung der üblichen Bevölkerungsdichte für kleinere Räume iſt, zeigt uns Karte VI. Hier haben wir eine, allerdings noch oberflächliche Bereinigung dieſer Dichteziffer durch-

Bevölkerungsdichte

Rohe Dichtenziffer.
Einwohner auf 1 km².


Warnsdf.
Reichenbg.
Gablonz
Teplitz
Aussig
Kladno
Prag
Pilsen
Oderberg
Freistadt
Mähr. u. Schl. Ostrau
Brünn
Sprachgrenze
Zahl der Einwohner auf 1 km²:
0 – 50 – 70 – 100 – 150 – 300 – 400 u. mehr.

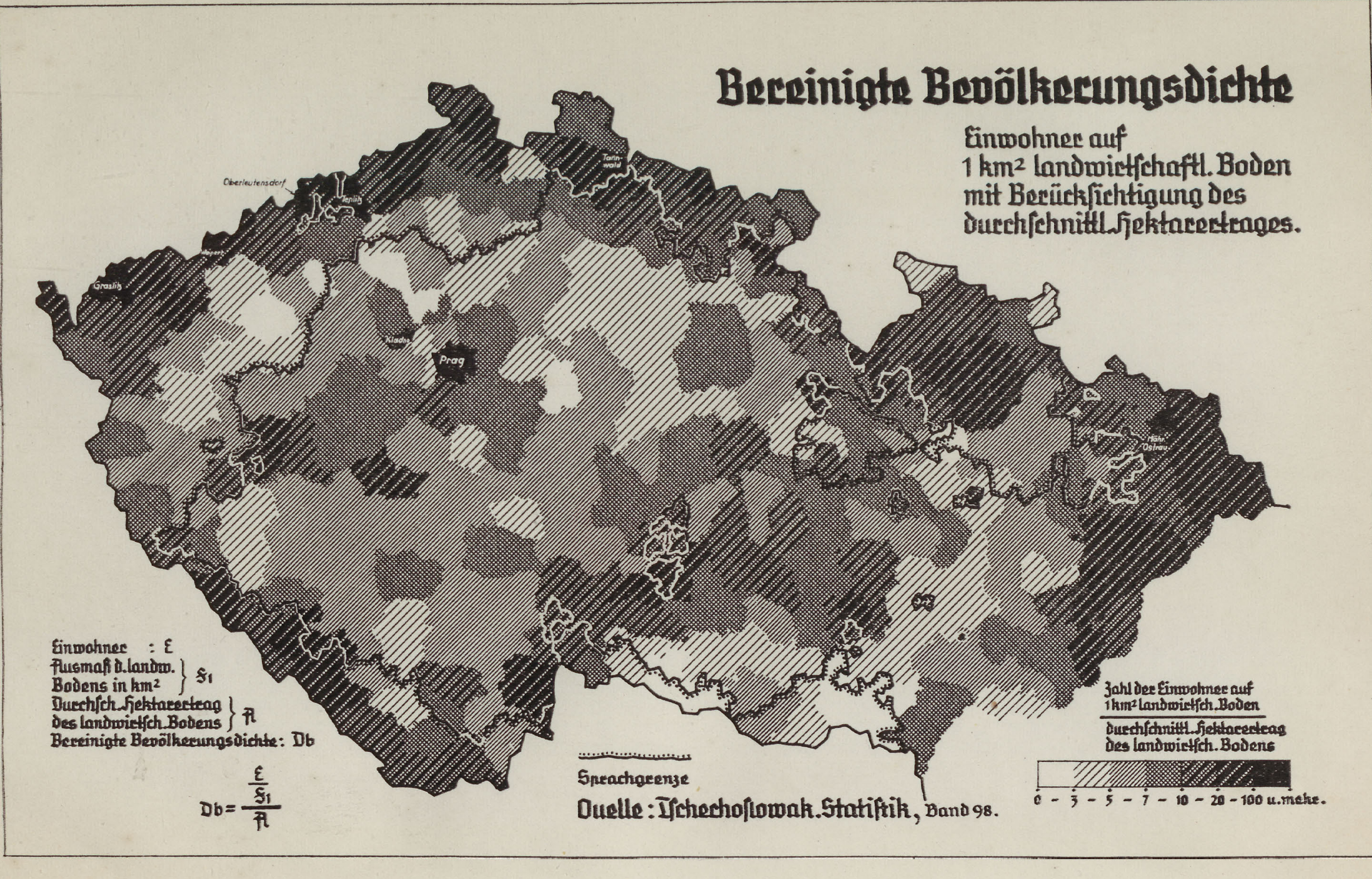
Einwohner : $\mathfrak{E}$
Fläche in km² : $\mathfrak{F}$
Dichte : $\mathfrak{D}$

$$\mathfrak{D} = \frac{\mathfrak{E}}{\mathfrak{F}}$$

Quelle: Tschechoslowak. Statistik, Band 98.

Bereinigte Bevölkerungsdichte

Einwohner auf
1 km² landwirtschaftl. Boden
mit Berücksichtigung des
durchschnittl. Hektarertrages.


Oberleutensdorf
Teplitz
Tannwald
Graslitz
Kladno
Prag
Mähr. Ostrau
Sprachgrenze
Zahl der Einwohner auf 1 km² landwirtsch. Boden
durchschnittl. Hektarertrag des landwirtsch. Bodens
0 – 3 – 5 – 7 – 10 – 20 – 100 u. mehr.

Einwohner : $\mathfrak{E}$
Ausmaß d. landw. Bodens in km² } $\mathfrak{F}_1$
Durchsch. Hektarertrag des landwirtsch. Bodens } $\mathfrak{A}$
Bereinigte Bevölkerungsdichte: Db

$$Db = \frac{\frac{\mathfrak{E}}{\mathfrak{F}_1}}{\mathfrak{A}}$$

Quelle: Tschechoslowak. Statistik, Band 98.

Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung I, Wolters

Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

STADTBIBLIOTHEK ELBING

STADTBIBLIOTHEK ELBING

geführt. Nach der neben der Karte VI angegebenen Formel iſt hierbei die Nährfläche und der Hektarertrag der einzelnen Landſtriche berückſichtigt worden.

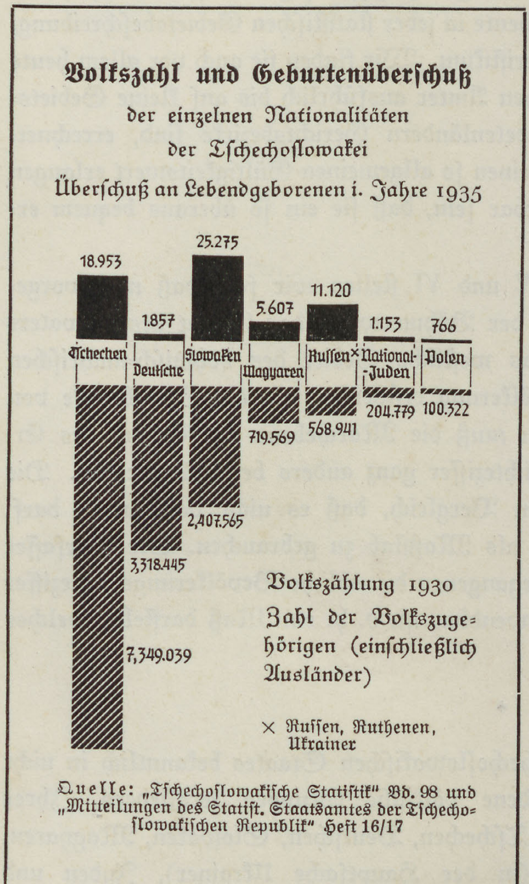
Dieſe letztere Karte iſt ein Hinweis dafür, daß die übliche Darſtellungsweiſe der Bevölkerungsdichte, ſoweit ſie der Beurteilung kleinerer Gebietseinheiten dienen ſoll, keinesfalls ausreicht. Fragen wir uns, welche Landſtriche eines Staates an Bevölkerung geſättigt ſind, ſo kann die übliche Bevölkerungsdichteziffer ſogar meiſtens irreführend wirken. Und doch finden wir dieſe Ziffer heute in jeder ſtatiſtiſchen Gebietsbeſchreibung, meiſt als diesbezügliches, einziges Charakteriſtikum. Wir finden ſie auch vor allem heute in den Quellenbänden faſt aller ſtatiſtiſchen Ämter ausführlich bis auf kleine Gebietseinheiten herunter, wie es in den Sudetenländern Gerichtsbezirke ſind, errechnet. Daß die übliche Bevölkerungsdichteziffer einen ſo allgemeinen Gültigkeitswert erlangen konnte, dürfte nicht zuletzt daraus erklärbar ſein, daß ſie ein ſo überaus bequem errechenbarer Wert iſt.

Beim Vergleich der beiden Karten V und VI ſtellen wir feſt, daß nach vorgenommener Bereinigung der Dichteziffer der Böhmerwald, das Gebiet des Altvaters in Nordmähren-Schleſien und auch das weſtliche Gebiet des böhmiſch-mähriſchen Grenzſtrichs genau ſo geſättigt an Bevölkerung erſcheinen, als die Grenzbezirke von Aſch bis zum Altvatergebirge. Dagegen muß die Marchebene auf Grund des Ergebniſſes der Karte VI bezüglich der Dichteziffer ganz anders beurteilt werden. Die Karten zeigen uns eindeutig durch ihren Vergleich, daß es nicht vorkommen darf, die übliche Volksdichteziffer bedenkenlos als Maßſtab zu gebrauchen. Der Verfaſſer hält dafür, daß auf Grund des Vorangegangenen die übliche Bevölkerungsdichteziffer nur mit weitgehendſten Vorbehalten verwendbar iſt, d. h. ein Maß darſtellt, welches dringend der Verfeinerung bedarf.

*

Wir können die Bevölkerung des tſchechoſlowakiſchen Staates bekanntlich in nicht weniger als 7 nennenswerte verſchiedene völkiſche Gruppen zergliedern. Ihrer zahlenmäßigen Größe nach ſind dies die Tſchechen, Deutſchen, Slowaken, Magyaren, Ruſſen-Ruthenen-Kleinruſſen-Ukrainer (in der Hauptſache Ukrainer), Juden und Polen. Dieſe Völker und Volksgruppen ſind in ihrem natürlichen Wachstum nicht gleich. Wir ſehen in Abb. 1 die abſolute Zahl des Geburtenüberſchuſſes, den letzten bisher veröffentlichten Stand, der Zahl der Volkszugehörigen der Volkszählung 1930 gegenübergeſtellt. Die zahlenmäßig ſtärkſte Gruppe der Tſchechen iſt nicht die ſtärkſte Gruppe nach dem Geburtenüberſchuß. Die um 76 v. H. geringere Zahl der Slowaken hat einen im Jahre 1935 um $^1/_3$ abſolut höheren Geburtenüberſchuß als die Tſchechen. Auch müſſen wir an Hand der Darſtellung feſtſtellen, daß die deutſche Volksgruppe in der Tſchechoſlowakei in der Geſamtheit ſo gut wie kein Wachstum mehr entfaltet, ſo daß der Geburtenüberſchuß der Oſtjuden (Juden nach dem Nationalitätenbekenntnis in den Karpathenländern) mit ihren 1499 Lebendgeburten faſt an den deutſchen Überſchuß heranreicht.

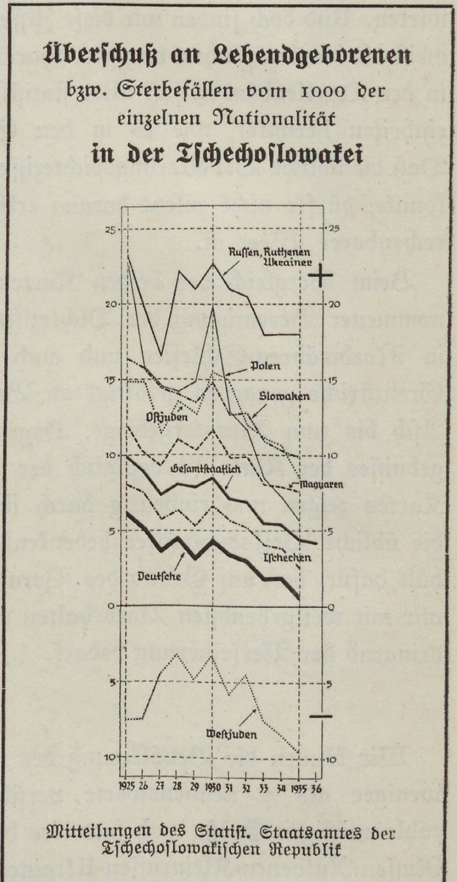
In Abb. 2 iſt die relative Höhe der Geburtenüberſchußziffer der einzelnen Völker und Volksgruppen im tſchechoſlowakiſchen Staatsraume zur Darſtellung gebracht worden. Außer den Ukrainern, die dem tſchechoſlowakiſchen Staate einverleibt ſind, zeigt keine Gruppe mehr einen Geburtenüberſchuß, der auf längere Dauer noch zur Aufrechterhaltung der jetzigen Volkszahl ausreichen würde. In dem Diagramm wurden bewußt die Oſtjuden von den Weſtjuden getrennt, da ſich dieſe grundverſchieden in ihrem Wachstumsverhältnis zeigen. So hatten die Weſtjuden (Juden nach der Nationalität in den Sudetenländern) vermutlich ſchon in der geſamten Nachkriegszeit keinen Geburtenüberſchuß mehr aufzuweiſen.



Volkszahl und Geburtenüberſchuß
der einzelnen Nationalitäten
der Tſchechoſlowakei
Überſchuß an Lebendgeborenen i. Jahre 1935

Quelle: „Tſchechoſlowakiſche Statiſtik" Bd. 98 und „Mitteilungen des Statiſt. Staatsamtes der Tſchechoſlowakiſchen Republik" Heft 16/17

Abb. 1.



Überſchuß an Lebendgeborenen
bzw. Sterbefällen vom 1000 der
einzelnen Nationalität
in der Tſchechoſlowakei

Mitteilungen des Statiſt. Staatsamtes der Tſchechoſlowakiſchen Republik

Abb. 2.

In Tabelle 1 iſt der Lebendgeburtenüberſchuß der deutſchen und der tſchechiſchen und ſlowakiſchen Bevölkerung für die letzten 10 Jahre feſtgehalten. In ihr iſt die Verteilung des Überſchuſſes auf die einzelnen Länder der Republik erſichtlich. Aus dieſen Zahlen iſt erkennbar, daß der Wachstumsſchwerpunkt beſonders bei

Tabelle 1. Geburtenüberſchuß (Lebendgeburten).
Mitteilungen des Statiſtiſchen Staatsamtes der Tſchechoſlowakiſchen Republik. Reihe D.

	1925—1934	1935	1925—1935	1925 bis 1934	1935	1925 bis 1935
Deutſche:						
Böhmen	85539	570	86109	66,9	30,7	66,5
Mähren-Schleſien .	30164	556	30720	23,7	29,9	23,7
Slowakei	9566	544	10110	7,5	29,3	7,8
Karpathenrußland .	2454	187	2641	1,9	10,1	2,0
Summe:	127723	1857	129580	100,0	100,0	100,0
Tſchechen und Slowaken:						
Böhmen	203195	5887	209082	27,6	13,2	26,9
Mähren-Schleſien .	217663	13066	230729	29,7	29,3	29,6
Slowakei	308233	25323	333556	42,1	56,7	42,9
Karpathenrußland .	4302	341	4643	0,6	0,8	0,6
Summe:	733393	44617	778010	100,0	100,0	100,0

den Deutſchen, aber auch bei den Tſchechen und Slowaken ſich immer mehr nach dem Oſten verſchiebt. In beiden Fällen fällt der Weſten der Republik ſtark ab, der in wenigen Jahren überhaupt ſterblichkeitsüberſchüſſig ſein wird. Nach dieſen Zahlen werden ſich auch die Nationalitätenanteile der einzelnen Länder ändern. Nach der Hinzurechnung des Geburtenüberſchuſſes der Jahre 1931—1935 zu den Volkszählungsergebniſſen des Jahres 1930 würden am Ende des Jahres 1935 in Böhmen etwa 2 350 000 Deutſche (gegenüber 2 326 090 Deutſchen im Jahre 1930) gezählt werden können. In Mähren-Schleſien belieſen ſich dieſe Zahlen auf 832 000 (823 730 für 1930), in der Slowakei auf 158 600 (154 821) und in Karpathenrußland 14 800 (13 804), in der geſamten Republik auf rund 3 350 000 (3 318 445), da der Geburtenüberſchuß der Deutſchen in den letzten 5 Jahren insgeſamt 36 327 Lebendgeburten ausmacht. Danach änderte ſich der deutſche Bevölkerungsanteil bis zum Jahre 1935 unter der Annahme, daß dieſe Zahlen natürlich für eine nicht wandernde Bevölkerung gelten, folgendermaßen:

	1930	1935
Böhmen	32,63	32,72
Mähren-Schleſien	22,71	23,11
Slowakei	4,52	4,65
Karpathenrußland	1,97	1,9
Geſamtgebiet	22,12	22,53

Ein klares Bild von der Bevölkerungslage, wie ſie ſich durch das unterſchiedliche Bevölkerungswachstum der einzelnen Landſchaften ergibt, zeigt uns für die Tſchecho-

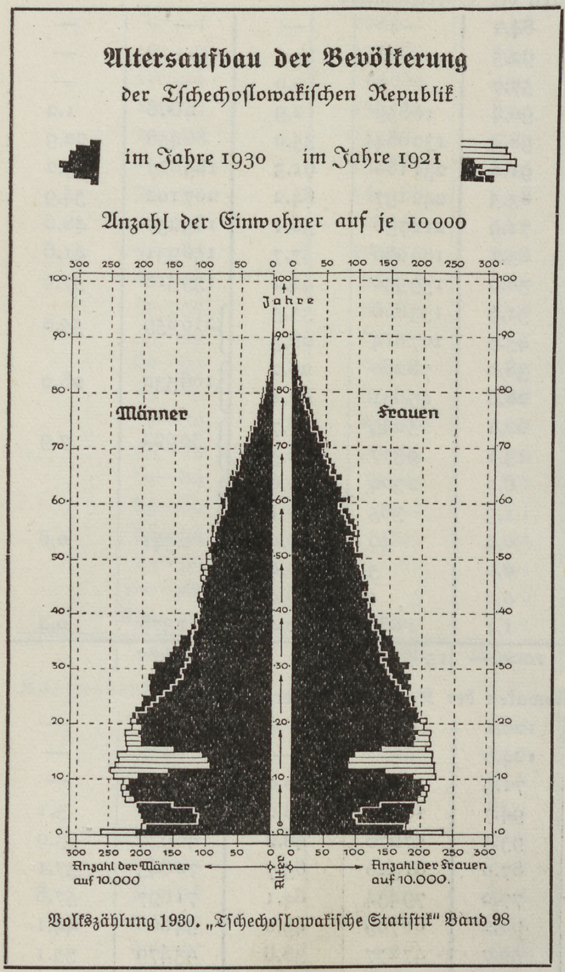
Tabelle 2. Altersaufbau der deutſchen Frauen.
Tſchechoſlowakiſche Volkszählung 1930, Bd. 126.

vollendete Lebensjahre	Frauen insgeſamt		davon verheiratet		verheiratet mit Kindern	
				v. H. der Geſamtzahl aller Frauen		v. H. der Geſamtzahl aller Frauen
Sudetenländer:						
0—4	122911	74,6	—	—	—	—
5—9	139969	84,9	—	—	—	—
10—14	90884	55,1	1	0,0	—	—
15—19	136751	83,0	2320	1,4	1055	0,6
20—24	153005	92,8	41577	25,2	24654	15,0
25—29	150884	91,5	91992	55,8	67091	40,7
30—34	141166	85,6	103384	62,7	83618	50,7
35—39	122149	74,1	91369	55,4	76716	46,5
40—44	107877	65,4	78475	47,6	66304	40,2
45—49	97821	59,4	68899	41,8	58735	35,6
50—54	91713	55,6	60932	37,0	96333	54,8
55—59	84203	51,1	51625	31,3		
60—64	70735	42,9	37390	22,7	52031	31,6
65—69	55634	33,8	23374	14,2		
70—74	41680	25,3	12390	7,5	14370	8,7
75—79	23779	14,4	4461	2,7		
80—84	11185	6,8	1126	0,7	1093	0,7
85—89	3502	2,1	164	0,1		
90—94	629	0,4	16	0,0		
95—99	67	0,1	1	0,0		
100 und mehr	5	0,0	1	0,0		
Alter unbekannt	1817	1,1	722	0,5	583	0,4
Zuſammen:	1648366	1000,—	670219		542583	
Karpathenländer:						
0—4	7477	90,3	—		—	
5—9	8539	103,2	—		—	
10—14	5360	64,8	—		—	
15—19	7292	88,1	338	4,1	122	1,5
20—24	7685	92,8	2754	33,3	1862	22,5
25—29	7079	85,5	4636	56,0	3735	45,1
30—34	6883	83,2	5128	62,0	4322	52,2
35—39	5769	69,7	4361	52,7	3743	45,2
40—44	4936	59,6	3547	42,9	3044	36,8
45—49	4429	53,5	3007	36,3	2607	31,5
50—54	4078	49,3	2547	30,8	3937	47,6
55—59	3621	43,8	2031	24,5		
60—64	3156	38,1	1424	17,2	1955	23,6
65—69	2520	30,4	893	10,8		
70—74	1891	22,8	432	5,2	485	5,8
75—79	1188	14,4	158	1,9		
80—84	545	6,6	35	0,4	32	0,4
85—89	178	2,2	4	0,0		
90—94	53	0,6	1	0,0		
95—99	7	0,1	—	—		
100 und mehr	1	0,0	—	—		
Alter unbekannt	86	1,0	28	0,3	23	0,3
Zuſammen:	82773	1000,—	31324		25867	

Tabelle 3. Altersaufbau der tſchechiſchen und ſlowakiſchen Frauen.
Tſchechoſlowakiſche Volkszählung 1930, Bd. 126.

vollendete Lebensjahre	Frauen insgeſamt		davon verheiratet		verheiratet mit Kindern	
				v. H. der Geſamtzahl aller Frauen		v. H. der Geſamtzahl aller Frauen
Sudetenländer: Tſchechen = Tſchechoſlowaken der Sudetenländer						
0—4	317659	84,2	—	—	—	—
5—9	349075	92,5	—	—	—	—
10—14	217925	57,7	2	0,0	—	—
15—19	341331	90,4	10859	2,9	4666	1,2
20—24	371570	98,5	132084	35,0	86458	22,9
25—29	345003	91,4	231180	61,3	185827	49,2
30—34	315006	83,5	242197	64,2	207102	54,9
35—39	271189	71,9	211796	56,1	183257	48,6
40—44	237997	63,1	180086	47,7	156931	41,6
45—49	218754	58,0	159350	42,2	139518	37,0
50—54	195844	51,9	133826	35,5	210659	55,8
55—59	172576	45,7	107014	28,3		
60—64	143416	38,0	76260	20,2	106530	28,2
65—69	108106	28,6	45631	12,1		
70—74	83303	22,1	25249	6,7	30022	7,9
75—79	49347	13,1	9377	2,5		
80—84	22704	6,0	2364	0,6	2341	0,6
85—89	7207	1,9	365	0,1		
90—94	1446	0,4	46	0,0		
95—99	201	0,0	5	0,0		
100 und mehr	23	0,0	1	0,0		
Alter unbekannt	4348	1,1	1666	0,4	1376	0,4
Zuſammen:	3774030	1000,—	1569358		1314687	
Karpathenländer: Slowaken = Tſchechoſlowaken der Karpathenländer						
0—4	148870	120,1	—	—	—	—
5—9	154724	124,8	—	—	—	—
10—14	89198	71,9	14	0,0	—	—
15—19	117416	94,7	10227	8,2	3798	3,1
20—24	115909	93,5	57278	46,2	40934	33,0
25—29	107933	87,0	81520	65,7	70843	57,1
30—34	95782	77,2	79434	64,1	71697	57,8
35—39	74633	60,2	60709	49,0	54666	44,1
40—44	62815	50,7	47877	38,6	43479	35,1
45—49	56113	45,2	40796	32,9	36972	29,8
50—54	51281	41,4	35039	28,3	57639	46,5
55—59	46403	37,4	29296	23,6		
60—64	42046	33,9	22211	17,9	30820	24,9
65—69	31389	25,3	12983	10,5		
70—74	22728	18,3	6659	5,4	7503	6,0
75—79	12761	10,3	2293	1,8		
80—84	6030	4,9	558	0,4	516	0,4
85—89	1807	1,5	94	0,1		
90—94	476	0,4	18	0,0		
95—99	116	0,1	2	0,0		
100 und mehr	29	0,0	—	—		
Alter unbekannt	1511	1,2	590	0,5	492	0,4
Zuſammen:	1239970	1000,—	487598		419359	

ſlowakei im Jahre 1935 die Karte VII. Aus dieſem Kartenbild iſt feſtſtellbar, daß auch im tſchechiſchen Siedlungsraum ſchon weite Landſtriche zu finden ſind, in denen das Bevölkerungswachstum vollſtändig aufgehört hat. Es iſt mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß ſich dieſe bereits ſterblichkeitsüberſchüſſigen Gebiete in den unmittelbar nächſten Jahren beſonders im tſchechiſchen Raume Böhmens noch ſehr ſtark vergrößern werden. Es iſt ſogar damit zu rechnen, daß ſie ſehr bald faſt alle Teile der hiſtoriſchen Länder erfaſſen werden.


Altersaufbau der Bevölkerung
der Tſchechoſlowakiſchen Republik

Anzahl der Einwohner auf je 10000

Volkszählung 1930. „Tſchechoſlowakiſche Statiſtik“ Band 98

Abb. 3.

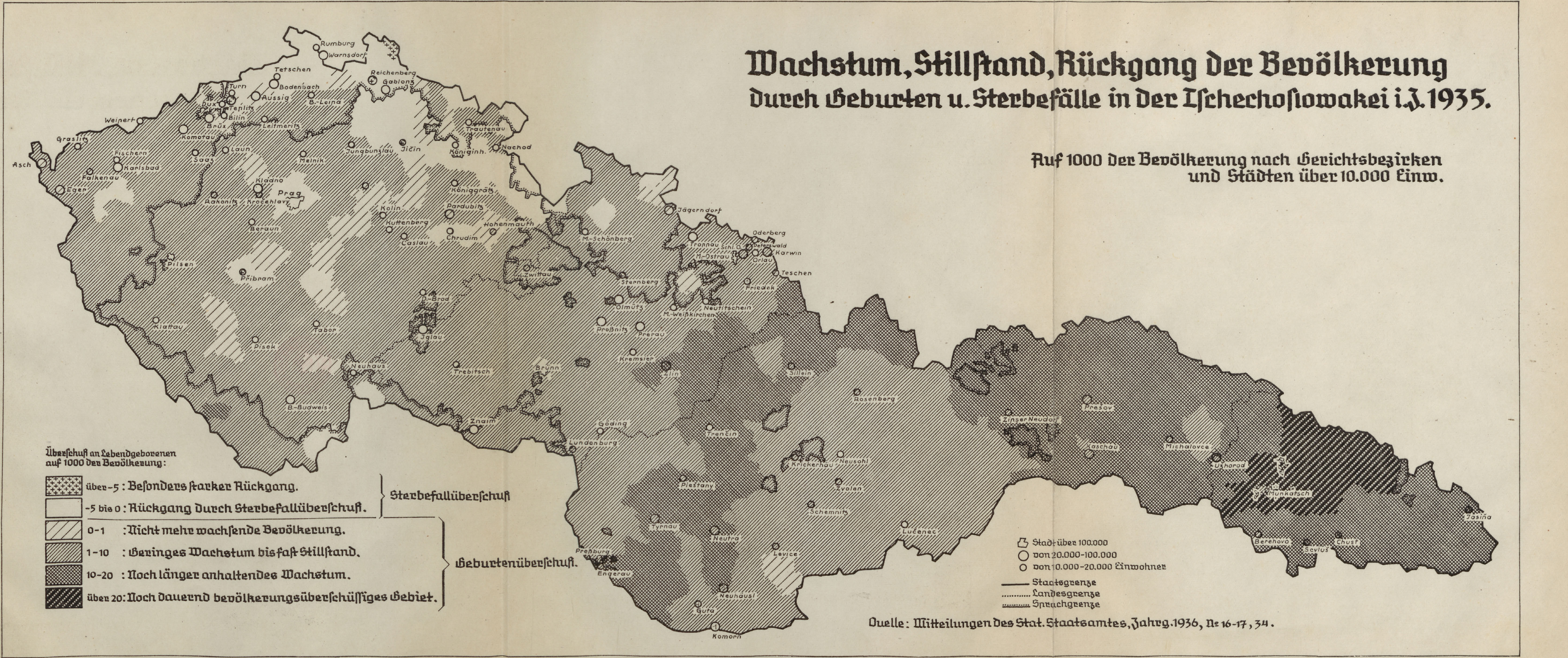
Die Karte zeigt uns auch deutlich das bekannte Oſt-Weſt-Gefälle der natürlichen Bevölkerungsbewegung. Eine Veröſtlichung der Bevölkerungsbewegung kennzeichnet ſich durch hohes Eigenwachstum, damit hohe Kinderzahl je Familie, ſomit großen Anteil der Kinder in vorſchul- und ſchulpflichtigem Alter an der Geſamtbevölkerung, — weiter durch wenig Totgeburten, durch wenig uneheliche Kinder, durch hohe Sterblichkeit, die ſich beſonders als hohe Säuglingsſterblichkeit äußert.

In folgendem ſei noch näher auf die innere Struktur der Geburtenziffer eingegangen. Seit kurzem liegen uns in der tſchechoſlowakiſchen Statiſtik Zahlen vor, die in dieſer Hinſicht einen tieferen Einblick geſtatten.

In der Abb. 3 iſt der Altersaufbau der geſamten Bevölkerung der Tſchechoſlowakei im Zeitpunkt der Volkszählung 1930 und im Vergleich mit dem Ergebnis der vorletzten Volkszählung wiedergegeben. Ein Vergleich der deutſchen und tſchechiſchen Alterspyramide des Jahres 1930 würde uns die verhältnismäßig geringe Anzahl von Perſonen bis zum 25. Lebensjahre bei den Deutſchen gegenüber den Tſchechen erkennen laſſen. Andrerſeits würde eine verhältnismäßig ſtarke Beſetzung der Altersjahre von 25—35 und 55—75 bei deutſchen Männern, von 30—45 und 50—80 Lebensjahren bei deutſchen Frauen im Gegenſatz zu tſchechiſchen Männern

Wachstum, Stillſtand, Rückgang der Bevölkerung durch Geburten u. Sterbefälle in der Tſchechoſlowakei i. J. 1935.

Auf 1000 der Bevölkerung nach Gerichtsbezirken
und Städten über 10.000 Einw.


Rumburg
Warnsdorf
Tetschen
Bodenbach
Reichenberg
Gablonz
Turn
Dux
Teplitz
Aussig
B.-Leipa
Bilin
Brüx
Weipert
Leitmeritz
Komotau
Graslitz
Trautenau
Nachod
Asch
Fischern
Karlsbad
Saaz
Laun
Melnik
Jungbunzlau
Jičin
Königinh.
Falkenau
Eger
Kladno
Prag
Rakonitz
Krocehlavy
Königgrätz
Pardubitz
Kolin
Kuttenberg
Caslau
Chrudim
Hohenmauth
Beraun
Pilsen
Příbram
Zwittau
Jägerndorf
Oderberg
M.-Schönberg
Troppau
Schl. O.
Peterswald
M.-Ostrau
Orlau
Karwin
Teschen
Friedek
Sternberg
D.-Brod
Olmütz
M.-Weißkirchen
Neutitschein
Klattau
Tabor
Iglau
Pisek
Proßnitz
Prerau
Kremsier
Neuhaus
Trebitsch
Brünn
Zlin
Sillein
B.-Budweis
Rosenberg
Prešov
Zinser Neudorf
Znaim
Göding
Trenčin
Lundenburg
Kaschau
Michalovce
Užhorod
Neusohl
Krickerhäu
Zvolen
Pieštany
Munkatsch
Schemnitz
Jasiňa
Tyrnau
Lučenec
Neutra
Berehovo
Sevluš
Chust
Preßburg
Levice
Engerau
Neuhäusl
Guta
Komorn

Überſchuß an Lebendgeborenen
auf 1000 der Bevölkerung:

- über −5 : Beſonders ſtarker Rückgang.
- −5 bis 0 : Rückgang durch Sterbefallüberſchuß.

Sterbefallüberſchuß

- 0–1 : Nicht mehr wachſende Bevölkerung.
- 1–10 : Geringes Wachstum bis faſt Stillſtand.
- 10–20 : Noch länger anhaltendes Wachstum.
- über 20 : Noch dauernd bevölkerungsüberſchüſſiges Gebiet.

Geburtenüberſchuß

Stadt über 100.000
von 20.000–100.000
von 10.000–20.000 Einwohner

Staatsgrenze
Landesgrenze
Sprachgrenze

Quelle: Mitteilungen des Stat. Staatsamtes, Jahrg. 1936, Nr 16–17, 34.

Deutsches Archiv für Landes- u. Volksforschung I, Wolters

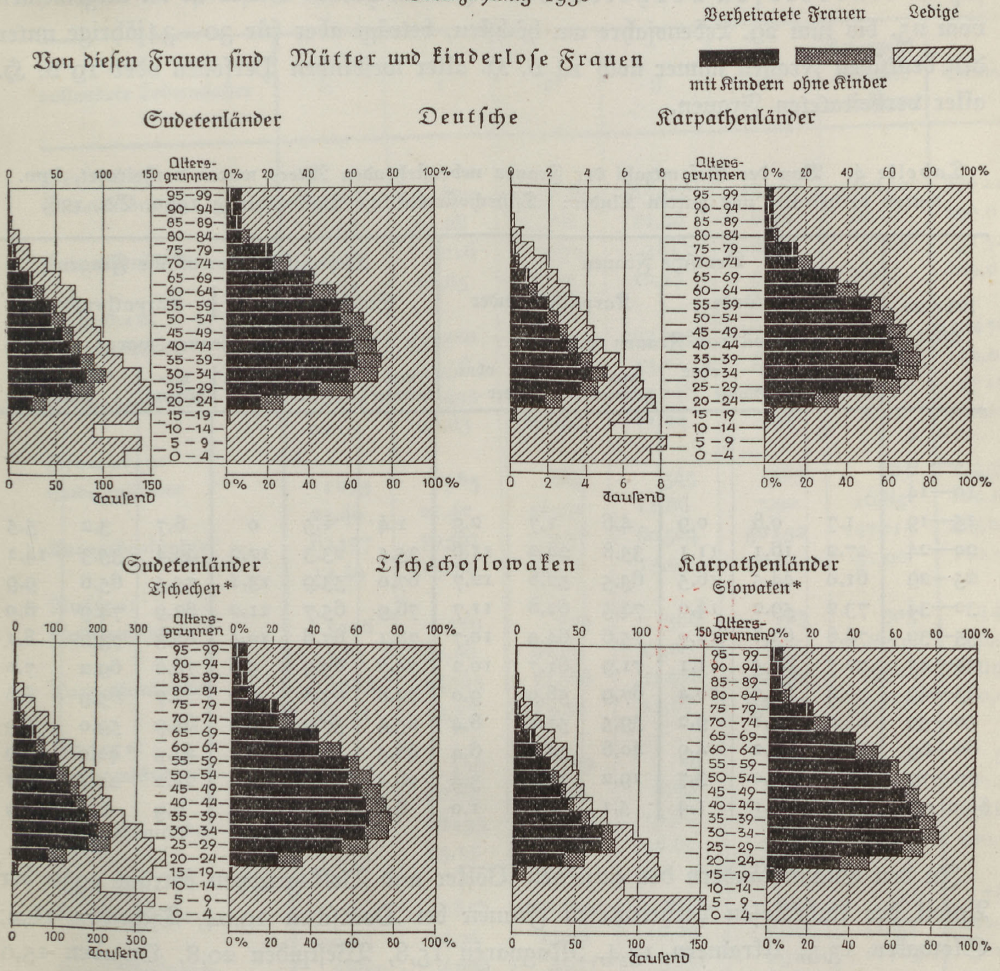
Verlag von S. Hirzel in Leipzig

STADTBIBLIOTHEK ELBING

bzw. Frauen feſtſtellbar ſein. Deutſcherſeits ſind die Männer im Lebensalter von 35—55 Jahren, die Frauen von 45—50 um weniges ſpärlicher vertreten als bei den Tſchechen. Die Urſache ſind die ſtärkeren Kriegsverluſte 1914—1918 auf deutſcher Seite. Gliedern wir nach dem Familienſtande aus, ſo beweiſt uns die verhältnismäßig weit ſchwächere Beſetzung der deutſchen weiblichen und männlichen verheirateten Perſonen im Alter von 20—30 Lebensjahren ein zum Großteil durch größere wirtſchaftliche Nöte erzwungenes höheres Heiratsalter. Dies kommt auch in den Zahlen der Tabelle 2 gegenüber Tabelle 3, ſowie auch in Tabelle 4, welche alle das Zahlen-

Deutſche, tſchechiſche und ſlowakiſche verheiratete Frauen nach ihrem Alter

Volkszählung 1930



* In den Sudetenländern: Tſchechoſlowaken = Tſchechen. * In den Karpathenländern: Tſchechoſlowaken = Slowaken.

Quelle: „Tſchechoſlowakiſche Statiſtik“ Bd. 126.

Abb. 4.

material für die Abb. 4 enthalten, deutlich zum Ausdruck. Durch die Altersaufbaufiguren dieſer Abbildung wird auch verſtändlich, daß durch das ſpärlich beſetzte Jahrfünft der 10—14jährigen die Geburtenziffer der unmittelbar nächſten Jahre (etwa 1938—1945) eine beſonders ſtarke Beeinträchtigung erleiden muß.

In Tabelle 4 iſt erſichtlich, daß die Deutſchen im allgemeinen den höchſten Hundertſatz an kinderloſen verheirateten Frauen haben. Dieſer iſt im allgemeinen vom 25. bis zum 29. Lebensjahre am höchſten, beträgt aber für 30—34jährige unter den deutſchen Frauen immer noch 14 v. H. aller weiblichen Perſonen oder 19 v. H. aller verheirateten Frauen.

Tabelle 4. Von der Geſamtzahl der Frauen nebenſtehenden Alters waren verheiratet, bzw. waren verheiratet und hatten Kinder: Tſchechoſlowakiſche Volkszählung 1930, Bd. 126.

Lebensalter	Deutſche Frauen						Tſchechiſche, ſlowakiſche Frauen					
	Sudetenländer			Karpathenländer			Sudetenländer			Karpathenländer		
	Von 100 Frauen waren						Von 100 Frauen waren					
	verheiratet	mit Kinder	ohne Kinder	verheiratet	mit Kinder	ohne Kinder	verheiratet	mit Kinder	ohne Kinder	verheiratet	mit Kinder	ohne Kinder
0— 4												
5— 9												
10—14												
15—19	1,7	0,8	0,9	4,6	1,7	2,9	1,4	1,5	0	8,7	3,2	5,5
20—24	27,2	16,1	11,1	35,8	24,2	11,6	35,5	23,3	12,2	49,4	35,3	14,1
25—29	61,0	44,5	16,5	65,5	52,8	12,7	67,0	53,9	13,1	75,5	65,6	9,9
30—34	73,2	59,2	14,0	74,5	62,8	11,7	76,9	65,7	11,2	82,9	74,9	8,0
35—39	74,8	62,8	12,0	75,6	64,9	10,7	78,1	67,6	10,5	81,3	73,2	8,1
40—44	72,7	61,5	11,1	71,9	61,7	10,2	75,7	65,9	9,8	76,2	69,2	7,0
45—49	70,4	60,0	10,4	67,9	58,9	9,0	72,8	63,8	9,0	72,7	65,9	6,8
50—59	64,0	54,8	9,2	59,5	51,1	8,4	65,4	57,2	8,2	65,9	59,0	6,9
60—69	46,1	41,2	4,9	40,8	34,4	6,4	48,5	42,4	6,1	47,9	42,0	5,9
70—79	25,7	22,0	3,7	19,2	15,8	3,4	26,1	22,6	3,5	25,2	21,1	4,1
80 u. mehr	8,5	7,1	1,4	5,1	4,1	1,0	8,8	7,4	1,4	7,9	6,1	0,9

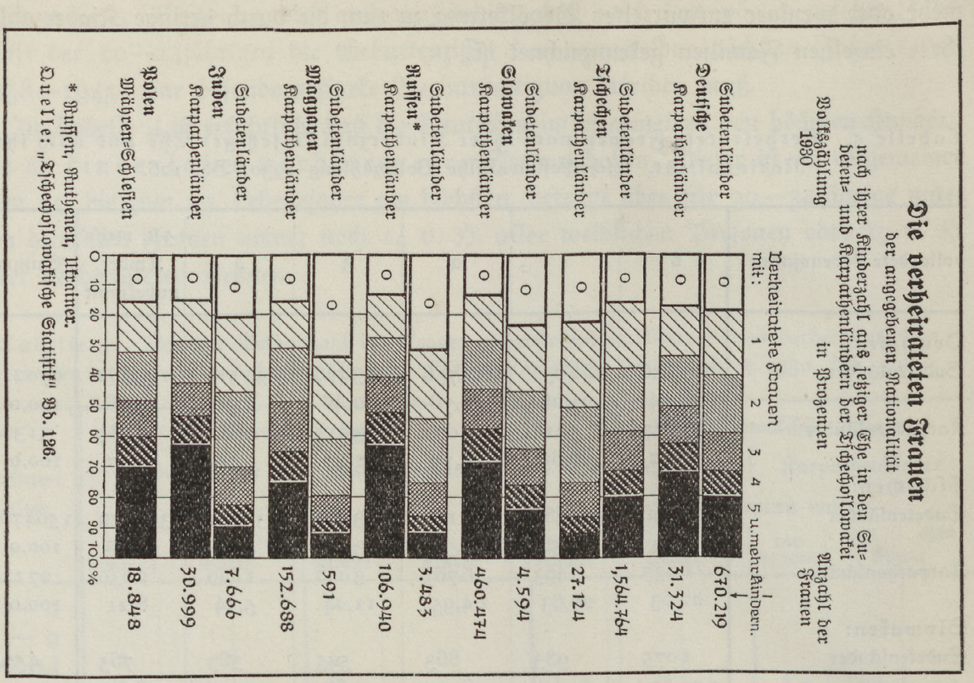
In den Stammländern der einzelnen Völker und Volksgruppen beträgt 1930 der Anteil der kinderloſen verheirateten Frauen bei Deutſchen 19,04, Tſchechen 16,2, Slowaken 13,5, Ukrainern 13,4, Magyaren 15,8, Weſtjuden 20,8, Oſtjuden 15,0 ſowie bei den Polen 15,8 v. H. Wie aus Tab. 5 noch erſichtlich iſt, beträgt der Hundertſatz der verheirateten Frauen mit mehr als 4 Kindern (Lebendgeburten) bei Deutſchen 20,2, Tſchechen 20,4, Slowaken 31,9, Ukrainern 37,2, Magyaren 25,5, Weſtjuden 11,8, Oſtjuden 37,8 und den Polen 30,4.

In Abb. 5 iſt der verhältnismäßige Anteil verheirateter Frauen nach ihrer Kinderzahl dargeſtellt. Bis auf die Polen, die für ein anderes Land als Mähren und Schleſien nicht ausgewieſen ſind, wurden die angeführten Nationalitäten durchgängig für die Sudeten- und Karpathenländer berechnet. Die Tſchechen in den Karpathenländern, ſowie die Slowaken, Ukrainer, Madjaren und Juden in den Sudetenländern ſtellen keine bodenſtändigen Elemente dar. Wir haben es bei dieſen alſo mit mehr oder weniger entwurzelter Bevölkerung zu tun, die durch geringe Kinderzahlen ihrer einzelnen Familien gekennzeichnet iſt.

Tabelle 5. Verheiratete Frauen nach ihrer Kinderzahl in jetziger Ehe und nach ihrer Nationalität. Tſchechoſlowakiſche Volkszählung 1930, Bd. 126.

vollendete Lebensjahre	0	1	2	3	4	5 u. mehr Kinder, unbekannt	Summe
Deutſche:							
Sudetenländer	127 636	142 632	125 756	83 476	55 579	135 140	670 219
	19,04	21,28	18,76	12,46	8,30	20,16	100,0
Karpathenländer	5457	5216	5072	3813	2882	8884	31 324
	17,42	16,65	16,19	12,17	9,20	28,37	100,0
Tſchechen:							
Sudetenländer	253 596	337 380	318 119	203 495	133 201	318 972	1 564 764
	16,21	21,56	20,33	13,01	8,51	20,38	100,0
Karpathenländer	6 137	7493	6 767	3 048	1 449	2230	27 124
	22,63	27,63	24,95	11,24	5,34	8,21	100,0
Slowaken:							
Sudetenländer	1 075	983	863	545	363	765	4594
	23,40	21,40	18,79	11,86	7,90	16,65	100,0
Karpathenländer	63 177	70 591	72 911	60 524	50 152	147 713	465 068
	13,49	15,12	15,65	13,03	10,81	31,90	100,0
Ruſſen:							
Sudetenländer	1 108	779	724	386	183	303	3483
	31,81	22,36	20,79	11,08	5,25	8,71	100,0
Karpathenländer	14 283	14 723	14 088	12 486	11 542	39 818	106 940
	13,36	13,77	13,17	11,68	10,79	37,23	100,0
Ungarn:							
Sudetenländer	201	158	109	49	22	52	591
	34,01	26,73	18,44	8,29	3,72	8,81	100,0
Karpathenländer	24 055	26 135	25 450	19 508	14 938	42 602	152 688
	15,75	15,15	17,12	16,67	9,78	25,53	100,0
Juden:							
Sudetenländer	1 597	1 858	1 872	942	490	907	7666
	20,83	24,24	24,42	12,29	6,39	11,83	100,0
Karpathenländer	4662	4094	4271	3351	2912	11 709	30 999
	15,04	13,21	13,78	10,81	9,39	37,77	100,0
Polen:							
Mähren-Schleſien	2973	3145	2961	2227	1801	5734	18 841
	15,78	16,69	15,72	11,82	9,56	30,43	100,0

Gerade dafür haben wir in Abb. 5 den ſchlüſſigen Beweis. Aus dieſer Darſtellung iſt außerdem erkennbar, daß ſich bezüglich der Kinderzahl die Tſchechen und Deutſchen im großen und ganzen nur dadurch unterſcheiden, daß die kinderloſe Ehe unter den Deutſchen eine größere Rolle ſpielt. Wir gehen gewiß nicht fehl, wenn



Die verheirateten Frauen

der angegebenen Nationalität

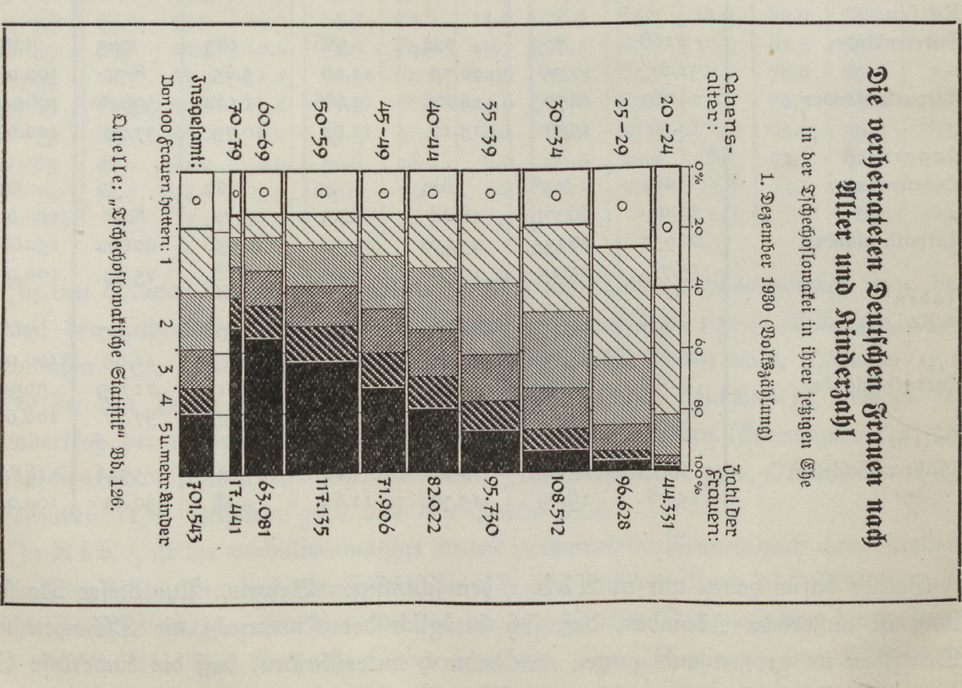
nach ihrer Kinderzahl aus jetziger Ehe in den Sudeten- und Karpathenländern der Tſchechoſlowakei in Prozenten

Volkszählung 1930

* Ruſſen, Ruthenen, Ukrainer.

Quelle: „Tſchechoſlowakiſche Statiſtik" Bd. 126.

Abb. 5.



Die verheirateten Deutſchen Frauen nach Alter und Kinderzahl

in der Tſchechoſlowakei in ihrer jetzigen Ehe

1. Dezember 1930 (Volkszählung)

Quelle: „Tſchechoſlowakiſche Statiſtik" Bd. 126.

Abb. 6.

wir die Begründung hierfür hauptſächlich der größeren, ja vielfach troſtloſen Wirtſchaftsnot bei den Sudetendeutſchen zuſchreiben.

In Abb. 6 und Tab. 6 iſt für die Deutſchen in der Tſchechoſlowakei die Zahl der verheirateten Frauen nach ihrem Alter und ihrer Kinderzahl dargeſtellt. Nach 5jährigen Altersgruppen betrachtet waren die 30—35jährigen verheirateten Frauen im Jahre 1930 am zahlreichſten.

Tabelle 6. Deutſche verheiratete Frauen und ihre Kinder aus jetziger Ehe.
Tſchechoſlowakiſche Volkszählung 1930, Bd. 126.

vollendete Lebensjahre	0	1	2	3	4	5 u. mehr Kinder, unbekannt	Summe
weniger als 19	1482	982	125	10	3	57	2659
	55,7	36,9	4,7	0,3	0,0	2,6	100,0
20—24	17815	18382	5938	1203	207	786	44331
	40,2	41,5	13,4	2,7	0,5	1,7	100,0
25—29	25802	35708	20847	8411	2971	2889	96628
	26,7	36,9	21,6	8,7	3,1	4,0	100,0
30—34	20572	30574	27508	14797	7346	7715	108512
	18,9	28,2	25,4	13,6	6,8	7,1	100,0
35—39	15271	20705	22835	14910	8961	13048	95730
	15,9	21,6	23,9	15,6	9,3	13,7	100,0
40—44	12674	13728	16638	12922	8702	17358	82022
	15,5	16,7	20,3	15,8	10,5	21,2	100,0
45—49	10564	9679	12353	10605	8144	20561	71906
	14,7	13,5	17,2	14,7	11,3	28,6	100,0
50—59	16865	11685	15860	15293	13376	44056	117135
	14,4	10,0	13,5	13,4	11,4	37,6	100,0
60—69	9095	4890	6751	7157	6839	28349	63081
	14,4	7,8	10,7	11,3	10,8	45,0	100,0
70—79	2586	1267	1692	1774	1716	8406	17441
	14,8	7,3	9,7	10,2	9,8	51,7	100,0
80 und mehr	223	90	140	121	146	628	1348
	14,8	6,7	10,4	8,9	10,8	51,6	100,0

Das volksbiologiſche Gefüge Belgiens in jüngſter Zeit

Von Albrecht Burkardt

Mit zwei Karten

Es lag in der beſonderen politiſchen und kulturellen Entwicklung des belgiſchen Staates und in der allgemein zu beobachtenden Wirkung des Übergewichtes der weſtlichen Ziviliſation im 19. Jahrhundert begründet, daß die Flamen, die im Staatsganzen immer die Mehrheit der Bevölkerung ausmachten, kulturell, politiſch und wirtſchaftlich vom franzöſiſierten Wallonentum in den Hintergrund gedrängt wurden, daß ſie zwar die Mehrzahl der unteren Stellen in Heer, Verwaltung u. a. innehatten, in der Staatsführung aber niemals den Einfluß erlangten, der ihnen der Volkszahl nach im demokratiſchen Staate zugeſtanden hätte. Die gewaltige induſtrielle Entwicklung des walloniſchen Hennegau mit ſeinen reichen Bodenſchätzen, die das wirtſchaftliche Schwergewicht in den franzöſiſch ſprechenden Landesteil verlagerte, brachte es mit ſich, daß die zuwandernden Flamen einer raſchen Einſchmelzung anheimfielen und ſomit ſtarke Volksverluſte eintraten. Nach dem Kriege hat ſich dank der Steigerung des flämiſchen Selbſtbewußtſeins in der ſeeliſchen und ſtaatspolitiſchen Haltung ein grundlegender Wandel vollzogen. Die flämiſche Sprache iſt auch in den ſog. gebildeten Schichten im Vordringen begriffen, ihre Bedeutung für die Volkskultur gewachſen. Während vordem die flämiſchen Dichtergrößen, an denen dieſer Volksſtamm wahrlich reich geſegnet iſt, in franzöſiſcher Sprache ſchrieben, um innerhalb ihres Volkes zu wirken, iſt heute die Anteilnahme am flämiſchen Geiſtesgut in allen Schichten des Flamentums rege. Das Flamentum und ſeine Stellung im belgiſchen Staate iſt ſo ſtark innerlich gewachſen, daß die berechtigten Forderungen der Flamen auf Berückſichtigung ihrer politiſchen und kulturellen Kräfte nicht mehr überſehen werden können. Die erſten Erfolge laſſen ſich auf dem Gebiete der Verwaltung feſtſtellen, die von der theoretiſchen zur praktiſchen Zweiſprachigkeit überging, wobei aber das Schulweſen nach wie vor nicht überall gleichmäßig behandelt wurde. Noch heute müſſen flämiſche Kinder mangels eigener Schulen, beſonders in den Grenzgebieten des Flamenlandes und in dem „verfranſchten" Brüſſel, in franzöſiſchen Schulen unterrichtet werden. Die Hauptſtadt Brüſſel, eine Anhäufung von 17 ſelbſtändigen Gemeinden, „Vlaamſche Grond", wie die Flamen mit Recht behaupten, iſt weitgehend „verfranſcht“, dies durch ihren eigenartigen Werdegang, in dem ſich die Entwicklung des Geſamtſtaates ſpiegelt. Bis 1930 nahmen auch in Brüſſel die franzöſiſch Sprechenden an Zahl zu. Noch 1910 zählten die Flamen (ohne Kinder bis zu zwei Jahren) 45,3 v. H. der Bevölkerung Großbrüſſels, 1930 nur noch 30,5 v. H. In dieſem Jahre gab es in Großbrüſſel bei 869 281 Einwohnern 286 594 flämiſch ſprechende, 224 570 beider Sprachen kundige, jedoch überwiegend franzöſiſch ſprechende, und bereits 326 929 (37,6 v. H.) nur franzöſiſch ſprechende. Der doppelſprachige Bevölkerungsteil iſt überwiegend flämiſcher Herkunft, jedoch ſeines Volkstums ſich nicht mehr voll bewußt.

Trotz dieſer in Brüſſel ungünſtigen Entwicklung hat ſich in wenigen Jahren ein völliger Umſchwung angebahnt, der ſich in allernächſter Zukunft noch weiter verſtärken dürfte. Das iſt die Tatſache, daß die Wallonen ſeit 1933 ausſterben. Bährens hat in ſeiner im Auguſt 1935 erſchienenen Darſtellung der flämiſchen Bewegung der Stärke dieſer Bewegung und deren umwälzende Folgen nicht völlig erkannt. Wir laſſen hier kurz die Zahlen ſprechen, die eine klare und unabänderliche Sprache reden.

Tabelle 1. Die Bevölkerungsentwicklung des flämiſchen Landesteils 1910—1930 (ohne Kinder bis zu 2 Jahren). (Vgl. Einleitung zu Tabelle 3.)

	Bevölkerung	Flamen	Deutſche	Wallonen	davon flämiſch oder deutſch ſprechend
1910	4528874	3762968	24973	522 626	239 173
v. H.		83,09	0,55	11,54	5,28
Zunahme	538 323	(326 000)	(5000)	(120 000)	(42 000)
Zunahme v. H.	13,5	9,5	26	30	
1920	4577466	3724757	2305	644 591	311753
v. H.		81,37	0,05	14,08	6,81
Zunahme	48 592	—38211	—22668	121 965	72 580
Zunahme v. H.	1,0	—1,0	—91	+23,3	
1930	5090525	4068388	18719	779643	340825
v. H.		79,92	0,37	15,32	6,70
Zunahme	513059	343631	16414	135052	29072
Zunahme v. H.	11,2	9,2	7,10	21,1	

Wir betrachten zunächſt die Entwicklung der beiden letzten Jahrzehnte (ſ. die Tabellen 1 und 2). Im Jahre 1910, der letzten Zählung vor dem Kriege, betrugen die Flamen im flämiſchen Sprachgebiet 83,09 v. H., wozu noch rund 90 v. H. der Kinder unter 2 Jahren (4,8 v. H.) mit 4,3 v. H. kamen, ſo daß der flämiſche Anteil 87,4 v. H. betrug. Einſchließlich 0,5 v. H. Deutſchſprechender ſteigt der germaniſche Anteil auf 87,9 v. H. Die Zahl der nur franzöſiſch Sprechenden betrug 5,28 v. H., die beider oder drei Sprachen Mächtigen, jedoch meiſt franzöſiſch Sprechenden 5,3 v. H., beide zuſammen 11,6 v. H. einſchließlich Kinder rund 12 v. H., je zur

Hälfte ungefähr eingewanderte Wallonen und „verfranſchte“ Flamen. Die Zunahme im Jahrzehnt 1900 bis 1910 läßt ſich nur annähernd errechnen, weil im Jahre 1900 eine Ausſonderung der eine Sprache „meiſt Sprechenden“ noch nicht erfolgte. Die Geſamtzunahme betrug 13,5 v. H., die der Flamen 9,5 v. H., die der Deutſchen 26 v. H. und die der Wallonen 30 v. H. (in abſoluten Zahlen rund 120 000, davon 78 000 nur franzöſiſch Sprechende und 42 000 Doppeltſprachige).

Tabelle 2. Die Entwicklung Walloniens 1910—1930 (vgl. Tabelle 1 und Einleitung Tabelle 4).

	Bevölkerung	Flamen	Deutſche	Wallonen	davon mehrſprachig
1910	2892910	69235	52273	2661077	110796
v. H.		2,39	1,81	91,98	
Zunahme	189913				
Zunahme v. H.	7,0				
a) ohne Eupen-Malmedy, St. Vith:					
1920	2828103	66100	39209	2624128	
v. H.		2,34	1,39	92,78	
Zunahme	—64807	—3135	—13064	—36949	
Zunahme v. H.	—2,2	—4,5	—25,0	—1,4	
b) mit Eupen-Malmedy, St. Vith:					
1920	2888316	66702	86347	2634165	112317
v. H.		2,31	2,98	91,21	3,89
1930	3001479	67180	81444	2733678	133188
v. H.		2,24	2,71	91,09	4,49
Zunahme	113163	478	—4903	99513	20874
Zunahme v. H.	3,9	0,7	—5,7	3,8	

Das Jahr 1920 zeigte die tief eingreifenden Verluſte, die der Weltkrieg gerade den Flamen beigebracht hatte, auf deren Volksboden vier Jahre lang die Front lag, die die meiſten Verluſte erlitten und nach Kriegsende als Dank für ihre Blutopfer ſchweren Maßregelungen anheimfielen. Die Zahl der flämiſch Sprechenden fällt auf 81,37 v. H. (abſolut um 38 211), die der Deutſchen auf 0,05 v. H. (um 22 668). Die Flamen einſchließlich Kinder betragen 85,4 v. H., ihr Verluſt beträgt demnach anteilsmäßig 2 v. H., der geſamtgermaniſche Verluſt ſogar 2,4 v. H. Dieſem ſteht ein gleich hoher walloniſcher Gewinn entgegen (2,54 v. H., abſolut ein Zuwachs von 121 965, davon 49 385 nur franzöſiſch Sprechender und 72 580 Doppelſprachiger).

Die Volkszählung 1930 ergibt 79,92 v. H. Flamen, 15,32 v. H. Wallonen und 0,37 v. H. Deutſche. Die Flamen verlieren 1,45 v. H., ihre Zunahme beträgt nur 9,2 v. H. gegenüber einer Geſamtzunahme von 11,2 v. H. Die Wallonen erhöhen ihren Anteil um 1,24 v. H. durch eine Zunahme von 21,1 v. H. (abſolute Zunahme 135 052, davon 29 072 Doppeltſprachige und 104 980 nur franzöſiſch Sprechende), die Deutſchen gewinnen 0,32 v. H. anteilsmäßig durch Verſiebenfachung ihres 1920 ſo ſtark geſchrumpften Beſtandes. Wir beobachten demnach bis 1930 eine dauernde relative Abnahme der Flamen innerhalb des flämiſchen Landesteiles, bedingt durch die franzöſiſche Zuwanderung nach Groß-Brüſſel und zum kleineren Teile durch die „Verfranſchungspolitik" des belgiſchen Staates.

Im walloniſchen Landesteil treten keine nennenswerten Veränderungen ein. Die Entwicklung ſtagniert hier bereits. Soweit ſich noch ein Bevölkerungsüberſchuß ergibt, wird dieſer von Groß-Brüſſel aufgeſogen. Der Hennegau hat bereits längſt den Höhepunkt ſeiner induſtriellen Entwicklung überſchritten. Zu berückſichtigen iſt die 1920 erfolgte Eingliederung von Eupen-Malmedy. Die Anzahl der Deutſchen in Altbelgien weiſt einen Verluſt von 13 064 auf, oder anteilsmäßig von 1,81 v. H. auf 1,39 v. H. Mit Eupen-Malmedy beträgt die Zahl der deutſch Sprechenden 86 347 (2,98 v. H.). Während im Jahrzehnt 1900—1910 der flämiſche Landesteil 13,5 v. H., davon die Flamen allein 9,5 v. H. Zuwachs aufwieſen, beträgt dieſer in der Wallonie nur 7 v. H. Im folgenden Jahrzehnt nimmt die Wallonie um 2,2 v. H. ab, während das Flamenland um 1 v. H. zunimmt, hier allerdings durch die Zuwanderung der Wallonen bedingt, während die Flamen um 1 v. H. abnehmen. Im letzten Jahrzehnt 1920—1930 wächſt das Flamenland um 11,2 v. H., die Flamen ſelbſt um 9,2 v. H., Wallonien jedoch nur noch 3,9 v. H. Hier deutet ſich bereits die erlahmende Wachstumsentwicklung Walloniens an. Zum erſten Male ſeit der Staatsgründung nehmen die Flamen im Geſamtſtaate auch relativ zu. 1920 50,78 v. H., 1930 51,10 v. H., beide Zahlen ohne Kinder bis zu 2 Jahren. Das bedeutet eine anteilsmäßige Zunahme von 0,32 v. H. Mit Kindern errechnet beträgt 1920 der flämiſche Anteil des Geſamtſtaates 53,24 v. H., 1930 53,58 v. H. (plus 0,34 v. H.), dies alles nach der offiziellen belgiſchen Statiſtik, die keine völkiſche Zugehörigkeit kennt, ſondern die Bevölkerung nur nach ihrer Sprache ausweiſt. In Wirklichkeit dürfte der jeweilige Anteil der Flamen noch um einige Prozentſätze höher ſein.

Der flämiſche Landesteil (die 4 rein flämiſchen Provinzen Antwerpen, Oſt- und Weſtflandern, Limburg und die Bezirke Löwen und Brüſſel von Brabant) zählten:

Tabelle 3.

im Jahresdurchſchnitt bzw. im Jahre	Bevölkerung am Jahresende	Geburten	Geburtenüberſchuß	Wanderungsgewinn oder -verluſt (—)	Geſamtzunahme	v. T. Geburten	v. T. Geburtenüberſchuß	v. T. Zunahme
1921—1925	4850320	104066	43189	11382	54571	22,1	9,2	11,6
1926—1930	5090525	100105	37121	10900	48021	20,1	7,5	9,7
1931—1935	5313467	96641	34894	10074	44968	18,6	6,7	8,6
1931	5147684	102088	38776	18383	57159	20,0	7,6	11,2
1932	5202428	100634	38023	16721	54744	19,4	7,3	10,6
1933	5243090	95749	32367	10195	42562	18,3	6,2	8,1
1934	5278529	93983	35945	—506	35439	17,9	6,8	6,7
1935	6313467	90753	29349	5589	44968	17,1	5,6	8,6

Wallonien (die 4 rein franzöſiſchen Provinzen Hennegau, Namur, Luxemburg, Lüttich und der Bezirk Nivelles von Brabant) zählte:

Tabelle 4.

im Jahresdurchſchnitt bzw. im Jahre	Bevölkerung am Jahresende	Geburten	Geburtenüberſchuß	Wanderungsgewinn oder -verluſt (—)	Geſamtzunahme oder Abnahme (—)	v. T. Geburten	v. T. Geburtenüberſchuß	v. T. Zu- oder Abnahme (—)
1921—1925	2961556	50925	11785	2728	14513	17,5	4,1	5,0
1926—1930	3001479	47877	4723	3262	7985	16,1	1,6	2,7
1931—1935	2986473	40180	—514	—2467	—2981	13,4	—0,2	—1,0
1931	3011501	45400	4340	5782	10122	15,1	1,4	3,4
1932	3011021	43190	1580	—2060	—480	14,3	0,5	—0,2
1933	3004860	39005	—2253	—3908	— 6161	13,0	—0,7	—2,0
1934	2997023	37753	—1060	—6777	— 7837	12,6	—0,4	—2,6
1935	2986473	35551	—5177	—5573	—10550	11,7	—1,7	—3,5

Betrachten wir nur kurz die Entwicklung der Bevölkerungs- und Wanderungsbewegung ſeit 1921 (vgl. Tabellen 3 und 4), die uns einen Hinweis auf die künftige Entwicklung ergibt. Eine reinliche Scheidung der Geburten nach Nationalitäten kennt Belgien nicht, im Gegenſatz zu den aufgegliederten ſtatiſtiſchen Bearbeitungen anderer Staaten wie z. B. der Tſchechoſlowakei. Wir faſſen daher wiederum die entſprechenden Bezirke und Provinzen zu den beiden Landesteilen Flamenland und Wallonie zuſammen. Hier ſehen wir ſchon bei flüchtiger Betrachtung den erheblichen Unterſchied in der Geburten- und Geburtenüberſchußhöhe zugunſten des Flamenlandes. Wenn auch hier die Geburten langſam abſinken, ſo haben ſie dennoch im Jahre 1935 noch beinahe die Höhe, die der walloniſche Landesteil bereits im Jahresdurchſchnitt 1921—1925 aufwies, der Geburtenüberſchuß liegt ſogar darüber. Das Flamenland hat bis heute einen nennenswerten, wenn auch nicht ſehr hohen Geburtenüberſchuß. Selbſt bei „Bereinigung" der Geburten- und Sterbeziffern infolge der zu erwartenden Verſchiebung im Altersaufbau der Bevölkerung dürfte unter Berückſichtigung des walloniſchen Anteils Groß-Brüſſels die Geburtenbilanz der Flamen auch heute noch ausgeglichen ſein. Andererſeits iſt in der Wallonie bereits ſeit 1921 der Volksbeſtand nicht gewahrt, ſeit 1933 iſt ſogar ein von Jahr zu Jahr ſteigender Sterbeüberſchuß vorhanden. Auch die Wanderungsbewegung verſchiebt ſich immer mehr zu Laſten der walloniſchen Gebiete, ſo daß im Jahrfünft 1931—1935 das Flamenland eine Zunahme von 4,3 v. H., die Wallonie dagegen bereits einen Verluſt von 0,5 v. H. aufweiſt. In Wirklichkeit iſt jedoch dieſer Unterſchied noch beträchtlicher, denn einerſeits wird die relative Geburtenhöhe im Flamenlande durch die geburtenarmen Wallonen in Groß-Brüſſel, die zahlenmäßig nicht geſondert erfaßt werden können, ſtark beeinträchtigt. Andererſeits befinden ſich in der Wallonie neben rund 50000 Deutſchen in Eupen-Malmedy noch ungefähr 25 rein oder überwiegend flämiſche Mehrheitsgemeinden wie z. B. die 16 Gemeinden um den Eiſenbahnknotenpunkt Landen in der Provinz Lüttich, Bezirk Borgworm

(Waremme), dann einige flämiſche Gemeinden an der niederländiſch-limburgiſchen Grenze und im Hennegau. Dieſe Gebiete werden in der belgiſchen Geburtenſtatiſtik nicht beſonders ausgewieſen, ſie haben jedoch alle höhere Geburten- und Überſchußzahlen wie die mit ihnen vereinigten wolloniſchen Gebiete.

Tabelle 5. Die Bezirke des flämiſchen Landesteiles im Jahre 1935.

	Bevölkerung am Jahresende	v. T. Geburten	v. T. Geburtenüberſchuß
1a) Antwerpen (Bezirk) . .	769178	15,1	4,7
1b) Mecheln	238433	18,3	6,9
1c) Turnhout	216726	26,8	16,1
2a) Brügge	184332	18,4	7,3
2b) Dixmuiden	46918	18,6	4,6
2c) Ypern	121519	18,7	6,1
2d) Kortryk	260929	18,7	7,3
2e) Oſtende	102503	18,4	5,9
2f) Rouſſellaere	116556	21,3	8,7
2g) Thielt	71716	21,7	9,4
2h) Veurne	42379	18,1	6,1
3a) Aalſt	231463	19,4	7,6
3b) Oudenaarde	114050	16,9	4,5
3c) Dendermonde	154592	20,1	8,4
3d) Eecloo	75260	18,4	7,3
3e) Gent (Bezirk)	428854	14,7	2,0
3f) St. Nicolas	177509	19,3	7,4
4a) Haſſelt	185340	25,7	15,9
4b) Maeseyck	87734	32,5	20,5
4c) Tongeren	124536	22,1	10,4
5a) Löwen	304739	18,2	6,3
5b) Brüſſel (Bezirk) . . .	1258191	11,6	—0,2
davon Brüſſel Land .	357963	16,5	5,5

Noch eindrucksvoller als die ſummariſche Überſicht zeigt der Vergleich der einzelnen Bezirke (ſ. die Tabellen 5 und 6 und beigefügte Karten) den gewaltigen Unterſchied zwiſchen dem flämiſchen und walloniſchen Landesteil. Von den flämiſchen Bezirken ſteht Maeseyck mit 32,5 v. T. Geburten und 20,5 v. T. Geburtenüberſchuß weitaus an der Spitze. Dieſe Höhe wird ſelbſt 1935 oder 1936 von keinem Bezirke des Deutſchen Reiches trotz des gewaltigen Aufſchwungs in den vergangenen drei Jahren erreicht. Dann folgen Turnhout (26,8 v. T. Geb.), Haſſelt (25,7 v. T.) und Tongeren (22,1 v. T.), alles Gebiete, die an die niederländiſchen Provinzen Nordbrabant und Limburg mit gleichfalls hohen Geburtenzahlen dicht angrenzen. Man kann von der niederländiſchen Grenze bis nach Frankreich hinüber eine zunächſt mäßig abfallende Geburtenſtärke feſtſtellen, die an der Sprachgrenze in einen ſcharfen Abſtieg übergeht. Geburtenarme Inſeln im flämiſchen Sprachgebiet ſind nur der Genter Bezirk mit 14,7 v. T. und der Antwerpener Bezirk mit 15,1 v. T., abgeſehen von dem völkiſch gemiſchten Bezirk Brüſſel (11,6 v. T.), dagegen hat der ländliche Teilbezirk Brüſſel-Land (entſprechend dem Bezirk Brüſſel ohne Groß-Brüſſel) 16,5 v. T. Geburten und 5,5 v. T. Geburtenüberſchuß.

Tabelle 6. Die Bezirke des walloniſchen Landesteiles im Jahre 1935.

	Bevölkerung am Jahresende	v. T. Geburten	v. T. Geburtenüberſchuß oder (—) Sterbeüberſchuß
1a) Ath.	82024	11,4	—3,9
1b) Charleroi (Bezirk) . .	441330	10,1	—3,8
1c) Mons.	265285	11,0	—2,4
1d) Soignies	167838	11,8	—2,4
1e) Thuin	138885	12,3	—1,4
1f) Turnai	157650	11,7	—2,9
2a) Huy	97100	10,9	—3,0
2b) Lüttich (Bezirk) . . .	562331	11,0	—2,4
2c) Verviers	241315	14,3	0,5
2d) Borgworm (Waremme)	71191	12,3	0,0
3a) Arel	41766	14,5	1,3
3b) Baſtnach (Baſtogne). .	41438	17,5	4,5
3c) Marche	42379	15,6	3,9
3d) Neufchâteau	55984	15,7	1,9
3e) Virton	41241	13,6	—0,6
4a) Dinant	86750	15,3	1,0
4b) Namur	211064	12,3	—1,5
4c) Philippeville	58475	14,1	—1,2
5c) Nivelles.	182427	11,8	—1,7

Die walloniſchen Bezirke haben mit wenigen Ausnahmen ſehr geringe Geburtenhöhen und bereits erhebliche Sterbeüberſchüſſe. Den Rekord nach unten halten hier Charleroi (10,1 v. T.), Huy (10,9 v. T.) und Mons (11,0 v. T. Geburten). Der Bezirk Ath weiſt einen Sterbeüberſchuß von 3,9 v. T., Charleroi einen ſolchen von 3,8 v. T., Huy einen ſolchen von 3,0 v. T. auf. Am günſtigſten iſt noch die Lage in den rein ländlichen Bezirken Luxemburgs und der Provinz Namur. An der Spitze ſteht Baſtnach (Baſtogne) mit 17,5 v. T. Geburten und 4,5 v. T. Überſchuß. Der Bezirk Verviers wird künſtlich erhöht durch die nicht ausgeſonderten Kantone Eupen, Malmedy und St. Vith, denen er ſeine noch poſitive Überſchußziffer als einziger der induſtriereichen Gebiete Walloniens verdankt. Ähnlich, wenn auch in etwas abgeſchwächtem Maße, verhält es ſich im Bezirk Borgworm (Waremme), wo die 16 flämiſchen Gemeinden des „Landener Zipfels“ das Geſamtergebnis gleichfalls nach oben beeinfluſſen.

Zwei kleine Tabellen veranſchaulichen eindeutig den gewaltigen Unterſchied zwiſchen den flämiſchen und walloniſchen Bezirken (vgl. die Tabellen 7 und 8). Von 20 belgiſchen Bezirken mit über 16 v. T. Geburten ſind 19 flämiſche und 1 walloniſcher, dagegen ſind von 21 belgiſchen Bezirken mit weniger als 16 v. T. Geburten 18 walloniſche und nur 3 flämiſche.

Tabelle 7. Die Bezirke nach ihrer Geburtenhöhe geordnet. Anzahl der Bezirke:

mit Geburten v. T.	flämiſche Bezirke	walloniſche Bezirke	Geſamtzahl
über 24	3	—	3
20—24	4	—	4
18—20	11	—	11
16—18	1	1	2
14—16	2	5	7
12—14	—	4	4
10—12	1 (Bez. Brüſſel)	9	10
unter 10	—	—	—
Summe	22	19	41
davon über 16	19	1	20
unter 16	3	18	21

Tabelle 8. Die Bezirke nach dem Geburtenüberſchuß geordnet. Anzahl der Bezirke:

mit Geburtenüberſchuß v. T.	flämiſche Bezirke	walloniſche Bezirke	Geſamtzahl
über 14	3	—	3
10—14	1	—	1
8—10	3	—	3
6—8	9	—	9
4—6	4	—	4
2—4	1	1	2
0—2	—	4	4
—2—0	1 (Bez. Brüſſel)	7	8
—4—2—	—	7	7
Summe	22	19	41
davon über 4	20	—	20
unter 4	2	19	21

Um das Bild noch zu vervollſtändigen, fügen wir noch die Bevölkerungsbewegung der Großſtädte ein. In Belgien ſind dieſe bekanntlich keine Einheitsgemeinden, ſondern Anhäufungen von Einzelgemeinden in der Umgebung der Hauptgemeinden (Agglomerationen). Von den 5 belgiſchen Großſtädten liegen 3 auf flämiſchem Boden und 2 im walloniſchen Gebiete.

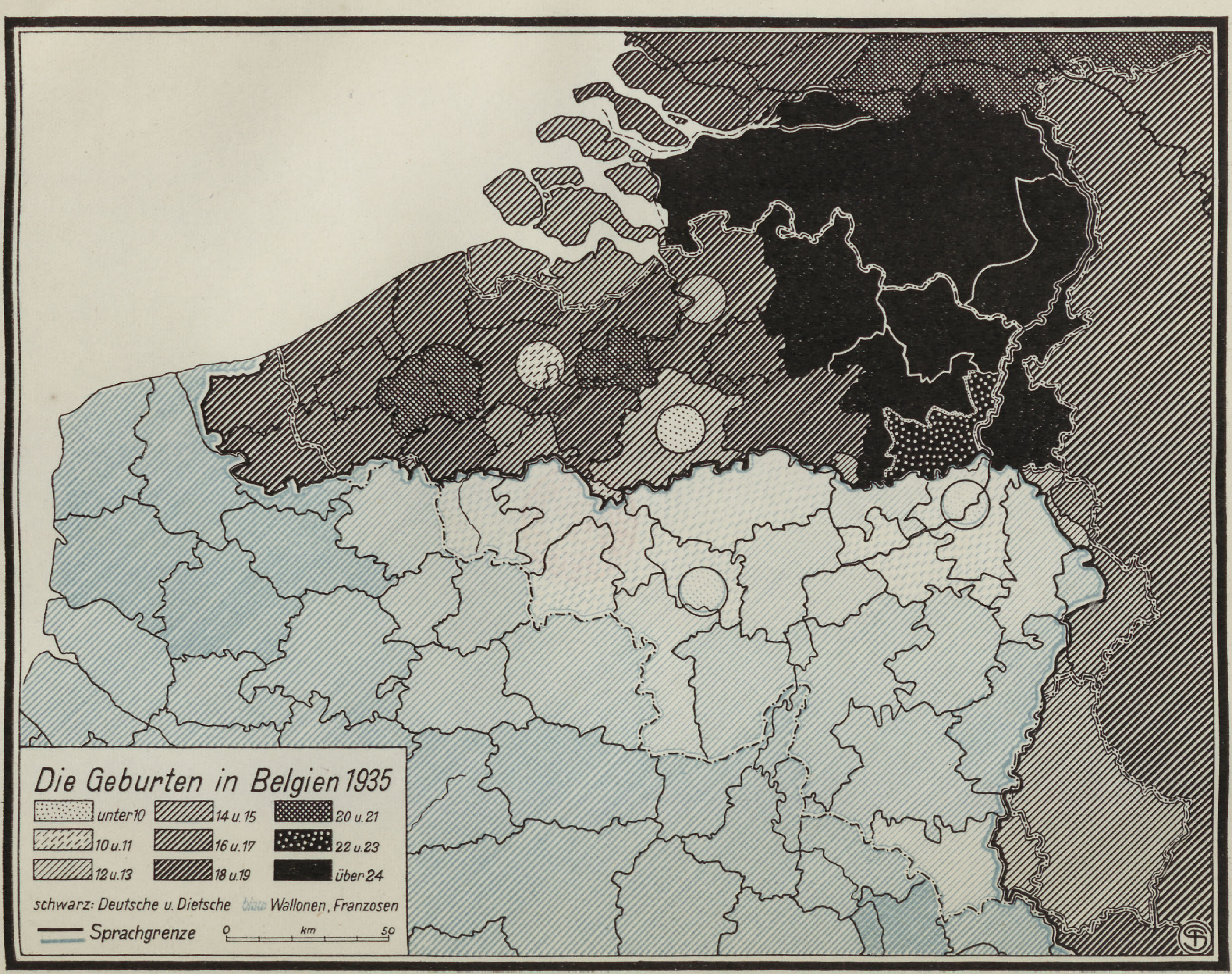
Tabelle 9. Die Bevölkerungsbewegung der belgiſchen Großſtädte im Jahre 1935

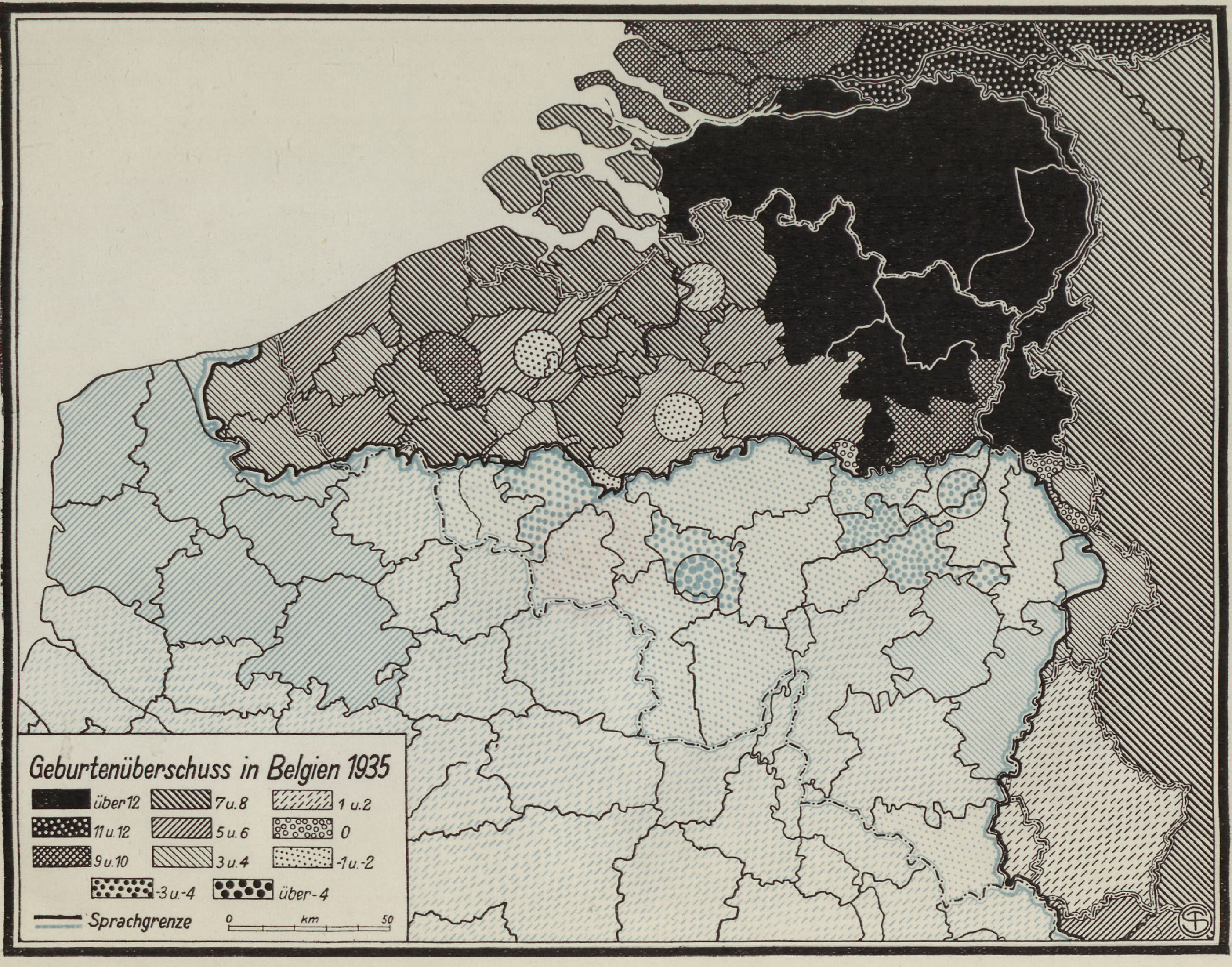
	Bevölkerung	Geburten	Geburtenüberſchuß oder Sterbeüberſchuß (—)	Geburten v. T.	Geburtenüberſchuß oder Sterbeüberſchuß v. T. (—)
a) Auf flämiſchem Grunde:					
Groß-Brüſſel	900228	8696	—2241	9,7	—2,8
Groß-Antwerpen . .	486860	6176	1063	12,7	2,2
Groß-Gent	215044	2510	— 484	11,7	—2,2
Flämiſche Großſtädte	1602132	17382	—1662	10,9	—1,0
b) Auf walloniſchem Grunde:					
Groß-Lüttich.	251827	2437	— 890	9,7	—3,5
Groß-Charleroi . .	207043	2039	— 893	9,8	—4,3
Walloniſche Großſtädte	458870	4476	—1783	9,8	—3,9

Hier ſind die Unterſchiede nicht ſo auffallend, jedoch ſieht man deutlich, daß die beiden walloniſchen Großſtädte einen Tiefſtand einnehmen. Als einzige von den

Großſtädten hat das flämiſche Antwerpen noch einen geringen Geburtenüberſchuß. In Groß-Brüſſel, das eine Anzahl ſtark „verfranſchter“ Gemeinden zählt, iſt der Sterbeüberſchuß mit 2,8 v. T. ganz erheblich. Zum Vergleiche diene hier Groß-Berlin, das 1933 eine Geburtenzahl von 8,7 v. T. und einen Sterbeüberſchuß von 3,3 v. T. aufweiſt, 1935 dagegen bereits 14,4 v. T. Geburten und 1,4 v. T. Geburtenüberſchuß aufweiſt, dies dank der nationalſozialiſtiſchen Bevölkerungspolitik. Das mitten im flämiſchen Land gelegene, jedoch ſtark franzöſiſch ſchillernde Gent hat bereits einen Sterbeüberſchuß von 2,2 v. T. Im ganzen betrachtet iſt die volksbiologiſche Lage der belgiſchen Großſtädte ſehr ungünſtig, ſie könnten im weſentlichen ihre Bevölkerungszahl nur noch durch Zuzug aus dem Lande aufrechterhalten. Wie wir oben geſehen haben, hat die ganze Wallonie ſchon ſeit mehreren Jahren keinerlei Geburtenüberſchuß mehr aufzuweiſen. Eine Zuwanderung in die Großſtädte iſt daher nur noch aus den rein flämiſchen Gebieten mit hohen Geburtenüberſchüſſen möglich.

Zum Schluß noch einen Überblick über das Verhältnis der Flamen und Wallonen zu ihren Nachbarvölkern. Im Norden des Flamenlandes liegen die überaus geburtenreichen niederländiſchen Provinzen Nordbrabant (G. 26,0 v. T.) und Limburg (24,3 v. T.), die ihrerſeits wieder die geburtenreichſten aller niederländiſchen Provinzen ſind. Gegen die Küſte hin erſtreckt ſich das geburtenärmere Seeland (G. 17,3 v. T.). Im Oſten liegt die Rheinprovinz, die ſich ungefähr in der Mitte hält (G. 18 v. T., Ü. 8 v. T.). Einen volksbiologiſchen Übergang ſtellt das Eupen-Malmedyer Ländchen dar. Hier ſind wir leider nur auf Schätzungen angewieſen, da es bis heute nicht möglich iſt, die Bevölkerungsbewegung dieſer drei Kantone zu erfaſſen. Die Provinz Luxemburg ſteht ungefähr in gleicher Höhe wie das Land Luxemburg (G. 15,2 v. T., Ü. 2,6 v. T.). Hier gibt der Bezirk Arel, der urſprünglich mit Ausnahme zweier Gemeinden deutſchſprachig war, kein günſtiges Bild, erhält ſich trotz ſeines rein ländlichen Charakters gerade noch über dem Nullpunkt. Offenbar iſt hier im Gegenſatz zu Eupen-Malmedy und den angrenzenden altbelgiſchen Orten die „Verfranſchung“ mit ihrem unheilvollen Einfluß gerade nach der volksbiologiſchen Seite hin die eigentliche Urſache des Geburtenſchwundes. Das eigentliche Wallonien ohne die deutſchſprachigen Randgebiete liegt etwas unter der Geburtenlage der anſchließenden Gebiete Frankreichs (Ardennes G. 17,8 v. T., Ü. 2,2 v. T., Dep. du Nord G. 16,3 v. T., Ü. 2,3 v. T.). Dagegen iſt an der Kanalküſte, wo die Flamen noch den Nordteil des Departements du Nord beſiedeln, der Geburtenſtand verhältnismäßig günſtig (G. 19,4 v. T., Ü. 4,6 v. T.), wenngleich auch hier eine reinliche Sonderung nicht möglich iſt.


Die Geburten in Belgien 1935
unter 10
10 u. 11
12 u. 13
14 u. 15
16 u. 17
18 u. 19
20 u. 21
22 u. 23
über 24
schwarz: Deutsche u. Dietsche blau Wallonen, Franzosen
Sprachgrenze
0 km 50


Geburtenüberschuss in Belgien 1935
über 12
11 u. 12
9 u. 10
7 u. 8
5 u. 6
3 u. 4
1 u. 2
0
-1 u. -2
-3 u. -4
über -4
Sprachgrenze
0 km 50

Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

STADTBIBLIOTHEK ELBING

STADTBIBLIOTHEK ELBING

Aus der Entſtehungsgeſchichte der nordböhmiſchen Textilinduſtrie[1]

Von Guſtav Aubin

Mit einer Bildtafel und einer Textkarte

Hermann Hallwich, weiteren geſchichtlich intereſſierten Kreiſen vor allem als Wallenſteinforſcher bekannt, aber vorher ſchon in der böhmiſchen Lokalgeſchichte bewährt, hat die von vielen ihm nachgeſchriebene Behauptung aufgeſtellt[2], daß in erſter Linie Wallenſtein als der geiſtige und materielle Urheber der nordböhmiſchen Induſtrie im modernen Sinne des Wortes erkannt und anerkannt werden muß. Wallenſtein habe durch die Bemühungen, die er den Gewerben ſeines umfangreichen Beſitzes ſchon um der Verſorgung ſeiner Heere willen widmete, ein wohlgepflegtes und aufnahmefähiges Feld der mannigfaltigſten und intenſivſten gewerblichen Tätigkeit geſchaffen, das durch die Stürme des Dreißigjährigen Krieges und der Gegenreformation wohl verwüſtet werden konnte, aber ſchon nach relativ kurzer Zeit wieder neue Früchte brachte.

Dieſe Theſe iſt unrichtig. Bei aller Anerkennung der Bedeutung Wallenſteins für das gewerbliche Leben ſeines Herzogtums Friedland iſt der entſcheidende Anſtoß zur „Induſtrialiſierung" dieſes Gebietes, d. h. zum Übergang des Gewerbes von der Produktion für den lokalen Markt zur Produktion für ein weiteres Abſatzgebiet und für den Weltmarkt, mindeſtens eine Generation vor dem Auftreten Wallenſteins, in einzelnen Teilen Nordböhmens ſogar weſentlich früher erfolgt. Die örtliche Geſchichtsſchreibung iſt an dieſer Tatſache der erſten Verknüpfung des nordböhmiſchen Gewerbes mit dem Weltmarkt bis vor kurzem achtlos vorübergegangen. Das ſoll ihr nicht zum Vorwurf gemacht werden. Der urkundliche Niederſchlag dieſer Vorgänge in den örtlichen Archiven iſt nur gering, vor allem aber ſind die bezüglichen Nachrichten allein aus der örtlichen Überlieferung heraus kaum zu deuten und zu verſtehen. Auch Hallwich, der im Reichenberger Stadtarchiv bei den Vorarbeiten zu ſeiner Geſchichte der Stadt Reichenberg gewiß jedes Aktenſtück mehrmals in der Hand gehabt hat, iſt dort achtlos an einem großen und ſehr aufſchlußreichen Briefbündel vorübergegangen, wahrſcheinlich weil ihm die darin vorkommenden Namen und Nachrichten nichts beſagten. Dieſe Nachrichten gewinnen erſt dann Leben, wenn man ſie in einen größeren Zuſammenhang hineinſtellt, der ſich nur aus außerböhmiſchen Archiven erkennen läßt, wenn man, um zur Theſe Hallwichs zurückzukehren, die Induſtrialiſierung Nordböhmens in dem oben feſtgelegten Sinne als einen Teil der großen Induſtrialiſierungsbewegung erkennt, die vom Anfang des 16. Jahrhunderts das Leinwandgewerbe in einem weiten Raum erfaßt hat, der ſich am nördlichen Abhang der böhmiſchen Randgebirge von der Saale bis zur Oder hinzieht, politiſch geſehen alſo Sachſen-Meißen, die Oberlauſitz und Schleſien umfaßt und dem zwei Teilgebiete vorgelagert waren: nach Norden die Niederlauſitz, nach Süden eben jenes Nordböhmen, das einmal auf kurze Zeit das Herzogtum Friedland gebildet hat.

---

[1] Der im Mittelpunkt der folgenden Darſtellung ſtehende Fragenkreis iſt zuerſt im Jahre 1921 in meinem Aufſatz „Aus der Frühzeit des deutſchen Kapitalismus (der kollektive Lieferungsvertrag) Zs.geſ. Handels- und Konkursrecht Bd. 84 angeſchnitten worden. Der Aufſatz ſtützte ſich vornehmlich auf oberlauſitzer, aber auch ſchon böhmiſches Material. Einer Anregung in meinem Seminar folgend hat dann A. Kunze meine nordböhmiſchen Studien erweitert und vertieft und die Unterſuchung auch auf Sachſen auszudehnen begonnen. (A. Kunze, Die nordböhmiſch-ſächſiſche Leinwand und der Nürnberger Großhandel. Mit beſonderer Berückſichtigung des Friedland-Reichenberger Gebietes. Anſtalt für ſudetendeutſche Heimatforſchung, Reichenberg. Verlag Gebrüder Stiepel. Reichenberg 1926.) Seitdem haben Herr Dr. Kunze und ich in ſyſtematiſcher Zuſammenarbeit eine Fülle neuen Stoffes aus großen und kleinen Archiven zuſammengetragen. Wir hoffen, ihn gemeinſam in einer Geſchichte des Verlagsſyſtems im oſtmitteldeutſchen Leinengewerbe noch in dieſem Jahr zum Druck bringen zu können. So darf ich hier mit wenigen Ausnahmen auf die Anführung der Literatur, vor allem aber des Standortes der benutzten Archivalien verzichten.

[2] „Die Anfänge der Großinduſtrie in Öſterreich" in dem Sammelwerk Die Großinduſtrie Öſterreichs. Wien 1898, Bd. I, S. 10—16.

Wir werden daher, wollen wir die nordböhmiſche Entwicklung voll erfaſſen und verſtehen, weit ausholen und uns von dem geſicherten Boden der ſächſiſchen und oberlauſitzer Verhältniſſe in das nordböhmiſche Land hineintaſten müſſen. Der Forſcher ſieht ſich hier durch den Stand der Quellen in die Rolle eines Ausgräbers verſetzt, der, wenn er nur wenige Tonſcherben gefunden hat, erſt dann die Formen der Gefäße mit einiger Sicherheit wiederherzuſtellen vermag, wenn ihm ſolche oder wenigſtens ähnliche Formen aus glücklicheren Fundſtellen bekannt geworden ſind.

I.

Bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts hat von allen Textilſtoffen mengenmäßig und nach der Vielſeitigkeit der Verwendung die Leinwand die erſte Stelle eingenommen. Aus heimiſchen Rohſtoffen in einem einfachen, auch der Hauswirtſchaft zugänglichen Erzeugungsvorgang hergeſtellt, iſt ſie nicht nur wie heute vornehmlich für Leib- und Hauswäſche, ſondern auch in weitem Umfang für Ober- und Unterkleider ſowie als Futterſtoff verwendet worden, ganz abgeſehen von ihrer Verwendung zu zahlreichen gewerblichen Zwecken. Sie war das einzige leichte Gewebe, deſſen Beſchaffung auch den unbemittelten Volksſchichten möglich war, ſie eignete ſich wegen der von ihr ausſtrömenden Kühle ganz beſonders als Kleidungsſtoff für wärmere Gegenden. Gerade dieſe Gegenden aber, wie Italien und Spanien, Nordafrika und der nahe Orient, beſaßen aus klimatiſchen Gründen nur in ſehr beſchränktem Maße die Möglichkeit, ein eigenes Leinengewerbe zu entwickeln und ſahen ſich auf Einfuhr aus nördlicheren Strichen angewieſen. So iſt denn ſchon im 12. Jahrhundert ein Leinwandexport aus Oberſchwaben nach Italien zu beobachten, der ſich raſch ausdehnte und auch auf Spanien übergriff. Unter dem Einfluß dieſer Abſatzmöglichkeiten entwickelte ſich in der zwiſchen Baſel und Augsburg gelegenen Landſchaft im ſpäten Mittelalter ein lebhaftes Exportgewerbe, das Tauſende von Webern beſchäftigt hat.

Im 16. Jahrhundert nahm der Weltbedarf an Leinwand einen beſonders ſtarken Aufſchwung. Dazu trug die Kräftigung des inneren Marktes ihr Teil bei, mehr aber noch die Erſchließung weiter Teile von Afrika und der neuen Welt. In dieſen Ländern ſpielte die Leinwand als Tauſchartikel und zur Bekleidung der Negerſklaven damals dieſelbe Rolle, die im 19. Jahrhundert die Baumwollſtoffe geſpielt haben. Die oberdeutſchen Kaufleute, in deren Hand vorwiegend die Verſorgung von Italien, Spanien und Portugal und damit indirekt der außereuropäiſchen Märkte mit deutſcher Leinwand lag, konnten die benötigten Mengen nicht mehr in den bisherigen Erzeugungsgebieten aufbringen und mußten ſich nach neuen Bezugsquellen umſehen.

Solche Bezugsquellen ließen ſich im oſtmitteldeutſchen Raum erſchließen. Durch Sachſen, die Oberlauſitz und Schleſien zogen, ſeitdem die böhmiſchen Wirren des 15. Jahrhunderts den Weg quer durch Böhmen verſchüttet hatten, die oberdeutſchen Kaufleute nach dem Oſten, wo in Breslau, dem großen Straßenmittelpunkt und Umſchlagsplatz der Weſt- und Oſtwaren, eine ſtarke und reiche oberdeutſche Kolonie ihrer Handelstätigkeit einen feſten Stützpunkt bot. In dieſem weiträumigen Gebiet fand ſich von altersher, gefördert durch günſtige Bedingungen für Flachsbau, Flachsröſte und Bleiche, ein Leinengewerbe vor, das z. T. ſchon über die Deckung des rein örtlichen Verbrauches hinausgewachſen war, aber mit dem Weltmarkt ſelbſt noch nicht in Verbindung ſtand. Das zeigt ſchon die Tatſache, daß man hier vorwiegend eine recht grobe Bleichleinwand erzeugte, während der Weltmarkt damals in Bleichleinwand nur feinere Sorten, vor allem aber bunte Leinwand in vielerlei leuchtenden Farben verlangte.

Die erſten Beziehungen zwiſchen den oberdeutſchen Kaufleuten und den in dieſem Gebiet anſäſſigen Leinewebern ſcheinen ſich in Weſtſachſen angeſponnen zu haben. Das iſt nicht nur deswegen begreiflich, weil dieſer Teil des deutſchen Koloniſationsgebietes auf die älteſte gewerbliche Entwicklung zurückblicken konnte, ſondern viel mehr noch, weil an ſeinem Weſtrande zwei Marktorte von großer Bedeutung lagen, Naumburg und Leipzig. Von dieſen beiden ging Leipzig gerade um die Wende des 15. Jahrhunderts ſeinem großen Aufſchwung entgegen. Schon der von etwa 1470 an einſetzende verſtärkte Abbau der Gruben des Erzgebirges und des Mansfelder Landes hatte die Bedeutung der Stadt gehoben, wichtiger wurden noch die großen Meſſeprivilegien von 1497 und 1507, die Leipzig ein ausgedehntes Stapelrecht gaben und dadurch den Tranſitverkehr eines weiten Gebietes durch ſeine Mauern zwangen.

Damit gewann dieſe Stadt für den oberdeutſchen Fernhandel nach dem Oſten eine geſteigerte Bedeutung. Die eindringenden Unterſuchungen G. Fiſchers [3] haben uns gezeigt, welche Scharen von oberdeutſchen Kaufleuten im Zeitraum von 1470—1650 in Leipzig eingewandert ſind, wo ſie anfänglich meiſt im engen Zuſammenhang mit dem heimiſchen Stammhaus Niederlaſſungen gegründet haben, die ſich im Laufe der Zeit oft in ſelbſtändige Handelsunternehmungen verwandelten. Keine deutſche Stadt hat zu dieſer Einwanderung einen ſo ſtarken Anteil geſtellt wie Nürnberg, das im Oſthandel der Oberdeutſchen immer deutlicher die Führung übernahm.

---

[3] Gerhard Fiſcher, Aus zwei Jahrhunderten Leipziger Handelsgeſchichte 1470—1650. Die kaufmänniſche Einwanderung und ihre Auswirkung. Leipzig 1929.

Auf den Naumburger und Leipziger Meſſen ſind die oberdeutſchen Kaufleute auch mit der weſtſächſiſchen Leinwand in Berührung gekommen, die dort von den Meiſtern ſelbſt oder von kleinen ſächſiſchen Leinwandhändlern zum Verkauf geſtellt worden iſt. In den erſten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts ſind dieſe Fernhändler, die zunächſt nur ihre heimiſchen Leinwandgewebe nach Mitteldeutſchland eingeführt hatten, allmählich auch zu Aufkäufern und Exporteuren der ſächſiſchen Leinwand geworden, in der ſie die geſuchte Ergänzung der nicht mehr ausreichenden oberdeutſchen Produktion fanden. Dazu war freilich eine tiefgehende Umſtellung der ſächſiſchen Produktion nach den Bedürfniſſen des Weltmarktes erforderlich. Die vordem die Erzeugung beherrſchende Bleichleinwand trat zurück, an ihre Stelle ſchob ſich die Farbleinwand, d. h. nach dem Sprachgebrauch der Zeit eine zum Färben beſtimmte Leinwand. Das Färben dieſer Leinwand hat ſich, trotzdem in der gleichen Zeit auch die ſächſiſche Färberei einen deutlichen Aufſchwung nahm, nur zum geringſten Teil im Erzeugungsgebiet der Leinwand vollzogen. Die Farbleinwand wanderte vielmehr überwiegend in rohem Zuſtand nach Nürnberg, deſſen Färbereien ſich damals eines gegründeten Rufes erfreuten. Der Einfluß von Nürnberg ging aber noch viel weiter: alle bisher in Sachſen gebräuchlichen Maße der Leinwand haben ſich eine Umſtellung auf die dem Weltmarkt geläufigen Nürnberger Maße gefallen laſſen müſſen.

Die weſtſächſiſche Leinwanderzeugung hat aber trotz raſchen Anwachſens der Meiſter- und Stuhlzahlen bald den Bedürfniſſen des oberdeutſchen Fernhandels nicht mehr genügt. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurden auch die Zünfte der kleinen oſtſächſiſchen Städte, etwa von Sebnitz, Neuſtadt, Stolpen u. a. m. zu Leinwandlieferungen herangezogen. Das gleiche erfuhren die Weberzünfte der Oberlauſitzer Sechsſtädte und von Schleſien, wobei in Schleſien infolge einer etwas anders gearteten Gewerbeverfaſſung auch der Aufkauf der Dorfleinwand eine Rolle geſpielt hat. In allen dieſen Gegenden iſt ebenſo wie früher in Weſtſachſen eine Umſtellung der Produktion auf die Bedürfniſſe des Weltmarktes erfolgt.

Es iſt alſo ein ſehr weites Gebiet geweſen, aus dem der Leinwandgroßhandel die benötigten Sorten geholt hat. Um 1600 mögen ſich in den Leinwandexport etwa 25—30 größere Firmen geteilt haben. Daneben ſtand eine ganze Anzahl kleinerer lokaler Häuſer, die den größeren Zubringerdienſte leiſteten. Den Hauptanteil nach Zahl, vor allem aber nach Umfang und Bedeutung ſtellten die Nürnberger und Nürnberg-Leipziger Handelsgeſellſchaften, wie denn der Einfluß Oberdeutſchlands als ganzes damals noch unbeſtritten war. Doch ſehen wir ſeit 1580 zunächſt nur vereinzelt, dann in zunehmender Zahl Leinwandexporteure aus einer ganz anderen

Himmelsrichtung auftauchen, aus Hamburg, den Niederlanden, aus England. Die Niederländer ſind wohl in der Hauptſache Garnexporteure geweſen, die Hamburger und Engländer haben ſich hingegen vorwiegend mit ſächſiſcher und ſchleſiſcher Leinwand (auch die Lauſitzer Leinwand wurde im Fernhandel als ſchleſiſche bezeichnet) eingedeckt. Dieſe Leinwand ging dann über Leipzig nach Hamburg und von da in die Ausfuhrhäfen der Pyrenäenhalbinſel bzw. Englands, die den Weitertransport nach den Kolonien vermittelten. Leipzig war eben durch die Gunſt ſeiner Lage nicht nur ein Gelenk in dem Wege von Oberdeutſchland nach dem Oſten, ſondern ebenſo bei Erſtarkung des Atlantikverkehrs der gegebene Stützpunkt für jeden Handel, der von der Küſte der Nordſee aus nach dem Innern des Kontinents vordrang. Nur wenige Jahrzehnte ſollten vergehen, dann ſchwenkte die Orientierung des Leinwandexports aus Oſtmitteldeutſchland ganz nach der neuen nordweſtlichen Richtung um, die oberdeutſchen Handelshäuſer traten als Vermittler zum Weltmarkt zurück und machten Hamburger und engliſchen Firmen Platz.

Doch kehren wir wieder in die Zeit zurück, in der der oberdeutſche Handel noch unbeſtritten an der Spitze ſtand.

Wir ſind bewußt bisher einer Frage ausgewichen, deren Beantwortung erſt einen vollen Einblick in die Wandlungen eröffnet, die im oſtmitteldeutſchen Leinengewerbe unter dem Einfluß der neuen Abſatzgeſtaltung eingetreten ſind. Wie hat ſich der Fernhandel in den Beſitz der benötigten Leinwandmengen geſetzt? Der Weg, die Weben von den einzelnen Meiſtern oder dem örtlichen Leinwandhandel im freien Handkauf zu erwerben, erwies ſich bald als ungeeignet, da er den Einkäufer vom Zufall abhängig machte und ihm keine Sicherung einer gleichmäßigen Qualität bot. Auch dem Leinenweber konnte er wegen der Unſicherheit des Abſatzes nicht genügen. Der Fernhandel ſah ſich alſo gezwungen, näher an die Produktion heranzugehen und feſte Beſtellungen aufzugeben, bei denen er die Produktion durch Gewährung eines Vorſchuſſes in Geld — nur ausnahmsweiſe in Garn — in Gang brachte. D. h., er wurde zum Verleger des Webers, der Weber zum verlegten Handwerker. Solche Verlagsverträge ſind nur ſelten mit einem einzelnen Weber abgeſchloſſen worden, meiſt traten ſie in der Form von Kollektivverträgen auf. Als Kontrahent ſtand dem Verleger entweder eine Gruppe von Webern, oder — und das iſt der Regelfall — die ganze Zunft gegenüber. Dieſe „Zunftkäufe" ſind das eigentlich Kennzeichnende der Leinwandbeſchaffung in unſerm Erzeugungsgebiet geworden. Sie hatten ihr Vorbild in ähnlichen Verträgen, die ſchon früher im oberſchwäbiſchen Leinwand- und Barchentproduktionsgebiet angewendet worden ſind, nun aber im Oſten eine weitere rationale und ſyſtematiſche Aus- und Durchbildung erfuhren.

Solche Zunftkäufe wurden in der Regel im Herbſt abgeſchloſſen, zu einem Zeitpunkt, in dem ſich die Garnverſorgung und die Garnpreiſe für das nächſte Jahr ſchon einigermaßen überſehen ließen und in dem die Fernhändler ſich nach dem Verlauf der Bozener und Leipziger Herbſtmärkte ein ungefähres Bild von den Bedürfniſſen ihres Abnehmerkreiſes machen konnten. Sie liefen meiſt über ein volles Jahr und wurden deshalb auch Jahrkäufe genannt. In dem Vertrag verpflichtete ſich die Zunft durch ihre älteſten Meiſter zur Lieferung einer beſtimmten Menge von Leinwand genau feſtgelegter Sorten zu einem vereinbarten, das ganze Jahr über gleichbleibenden Preis. Sie übernahm die ſolidariſche Haftung für die vom Verleger vorgeſchoſſene Summe (100, 200, 300 Taler, unter Umſtänden auch mehr) und ſtellte das Schaumeiſteramt, das jede Zunft zur Überwachung der Güte der von den Meiſtern erzeugten Waren beſaß, in den Dienſt einer möglichſt gleichmäßigen Warenlieferung an den Verleger. Der Verleger hatte ſeinerſeits dafür zu ſorgen, daß die jeweils fertig werdenden Stücke ſofort von ſeinem Beauftragten übernommen und bar bezahlt wurden. Zahlungsverzug gab der Zunft das Recht zum Rücktritt vom Vertrag.

Dieſe Art des Leinwandbezugs bot für beide Teile große und mannigfaltige Vorteile. Der weitab vom Erzeugungsort wohnende Fernhändler konnte ſich mit einer vergleichsweiſe beſcheidenen Zahl von Angeſtellten und örtlichen Bevollmächtigten zu einem feſten Preis in den Beſitz der gewünſchten Warenmengen ſetzen, die, ſoweit das bei handwerklicher Produktion überhaupt möglich war, mindeſtens innerhalb jeder Stadt eine gewiſſe Gleichförmigkeit der Qualität aufwieſen. Die Weber hingegen konnten mit einem feſten Jahresabſatz rechnen und gewannen durch die ſofortige Bezahlung der fertigen Stücke die Sicherung ihrer ſonſt meiſt ſehr gedrückten Exiſtenz.

Freilich brachte das Verlagsverhältnis auch die Gefahr einer Abhängigkeit der Zunft und ihrer Meiſter vom Verleger mit ſich. Sie wurde dadurch abgemildert, daß in den Zeiten ſtarker Nachfrage des Weltmarktes der Wettbewerb der Verleger um den Verlag einer Zunft meiſt ein großer war, ſo daß die Zünfte bei ihren Vertragsverhandlungen die einzelnen Bewerber gegeneinander ausſpielen konnten. Wichtiger war noch, daß ſich in den Vertragsabſchluß immer auch obrigkeitliche Gewalten einſchalteten, in den unmittelbaren Städten Bürgermeiſter und Rat, in den Mediatſtädten neben dem Rat und als eigentlich entſcheidende Stelle die Erb- und Grundherrſchaft. Alle Verlagsverträge mußten dieſen Obrigkeiten zur Genehmigung vorgelegt werden. Liefen die Verträge zwiſchen zwei aufeinander eingeſpielten Vertragsteilen Jahr für Jahr reibungslos weiter, ſo hatte dieſes Genehmigungsrecht nicht viel zu beſagen und ſank zu einer bloßen Form herab. Es gewann aber ſofort eine ſtarke ſachliche Bedeutung, wenn ſich zwiſchen den beiden Parteien Irrungen ergaben oder andere Gründe der Obrigkeit ein Eingreifen zugunſten ihrer Weber nahelegten.

Dieſe Einſchaltung der Magiſtrate und Grundherrſchaften war aber nicht nur gegen die Verleger gerichtet, ſondern bot auch dieſen Vorteile. Der Rat, der einem Vertrag ſeine Genehmigung gegeben hatte, mußte dem Verleger Schutz gewähren, wenn, was immer wieder vorkam, die Zunft oder einzelne Weber von den eingegangenen Verpflichtungen abwichen, vor allem die einem Verleger verſprochenen Sorten, auf die dieſer ein ausſchließliches Bezugsrecht hatte, auch einem anderen Händler lieferten. Des öfteren mußte auch der Rat dem Verleger gegenüber die Haftung für das vorgeſchoſſene Verlagsgeld übernehmen, was beſonders dann der Fall war, wenn eine Zunft bisher noch keinen Verleger gehabt hatte.

Eine ſolche Verbindung zu begründen und damit das ſtädtiſche Handwerk auf den Fernabſatz umzuſtellen, iſt in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts das Streben nicht nur der Weber, ſondern auch der Obrigkeiten in unſerm ganzen großen Gebiet geweſen. Soundſo oft können wir beobachten, wie ſich die Räte und die Grundherrſchaften der Städte bemühten, für ihre bisher nur auf den ſchwachen und unſichern örtlichen Abſatz beſchränkte Erzeugung einen Verleger zu gewinnen, der Jahr für Jahr größere Aufträge zu geben vermochte. Für die Anbahnung eines ſolchen Verlagsverhältniſſes war ja eine formale Vorausſetzung notwendig: Die Weber mußten in einer Zunft zuſammengeſchloſſen ſein, die die Haftung für das Verlagsgeld übernahm, die notwendigen Schaueinrichtungen ſchuf und durch ihre eigene Gerichtsbarkeit überwachte. Es iſt kein Zufall, daß ſich gegen Ende des 16. Jahrhunderts in den kleinen Städten unſeres Gebietes die Zunftgründungen auffallend häuften. Sie ſind wohl meiſtens erfolgt, um jene Vorausſetzung für den Abſchluß von Verlagsverträgen zu ſchaffen. An manchen Orten folgte der Abſchluß des Verlagsvertrages der Gründung der Zunft ſo unmittelbar auf dem Fuß, daß der vermutete Zuſammenhang mit Händen zu greifen iſt.

Schon dieſe Tatſachen weiſen darauf hin, daß ſich die Weber unter der Herrſchaft der Verlagsverträge nicht ſchlecht befunden haben können. Das wird auch dadurch beſtätigt, daß bis in das erſte Jahrzehnt des Dreißigjährigen Krieges hinein die Meiſterzahlen der meiſten Städte eine oft ſprunghafte Aufwärtsbewegung zeigen, die nur durch die Anziehungskraft erklärt werden kann, die die gute Beſchäftigungslage der Leineweberei damals ausübte. Später freilich veränderte ſich das Bild, denn die Zünfte erreichten ihre höchſten Meiſterzahlen vielfach gerade in einem Zeitabſchnitt, in dem die kriegeriſchen Verwicklungen den Fernhandel ſtörten, den Leinwandabſatz einengten und damit auch den Wettbewerb der Verleger zurücktreten ließen.

In der Blütezeit dieſes Handels haben die größeren Verleger gleichzeitig mit einer ganzen Reihe von Städten „geſchloſſen“, bei nicht wenigen ſtieg die Zahl auf ein Dutzend oder noch mehr. Das größte Handelshaus hat feſte Verbindungen mit mehr als 50 Städten unterhalten und gleichzeitig Tauſende von Webern beſchäftigt. Solche Verbindungen haben ſich oft über Jahrzehnte, ja über ein halbes Jahrhundert und noch darüber hinaus erſtreckt. Bei ſolchen langen Zeiträumen entwickelten ſich dann auch Beziehungen, die über das rein Geſchäftliche hinausgingen. Die Verleger machten ihren Zünften Geſchenke, etwa meſſingene Leuchterkronen für das Zunfthaus, ein Bahrtuch für das feierliche Zunftbegräbnis, ſie gewährten, wenn ein Brand die Stadt in Aſche gelegt oder eine Peſt ſie verwüſtet hatte, große Unterſtützungen. Auch die Beziehungen zwiſchen Verleger und Rat wurden von beiden Seiten mit aller Sorgfalt gepflegt. Die Verleger ſahen ſich ja vielfach auf die guten Dienſte des Rates angewieſen, der Rat wiederum wußte ſehr wohl, welche Vorteile Jahr für Jahr fortgeſponnene Verlagsverträge einem oft ſehr erheblichen Teil gerade der ärmeren Bevölkerung bringen konnten. Auch die Stadt als ſolche hat davon Nutzen gezogen. Wiederholt ſind große Verleger dem Rat in bedrängter wirtſchaftlicher Lage mit anſehnlichen Darlehen beigeſprungen.

In ſeiner reinſten und höchſten Ausbildung war das Syſtem des kollektiven Lieferungsvertrages im Leinengewerbe auf das engſte mit jenem Abſchnitt unſerer wirtſchaftlichen Entwicklung verbunden, in dem die gewerbliche Erzeugung ein ausſchließliches Vorrecht der Städte und der ſtädtiſchen Zünfte bildete. Wohl iſt im ganzen oſtmitteldeutſchen Gebiete auch außerhalb der Stadtmauern Leinwand gewoben worden, aber bis in den Dreißigjährigen Krieg hinein haben mit Ausnahme von Schleſien die Städte mit aller Zähigkeit daran feſtgehalten, daß die ländliche Erzeugung auf die Verſorgung des flachen Landes beſchränkt blieb. Die Dorfweber durften keine „Kaufleinwand" herſtellen, die Verleger nicht mit ihnen in Verbindung treten. Der große Krieg hat darin eine völlige Wandlung geſchaffen, auch in Sachſen und der Lauſitz ließ ſich im Leinengewerbe das ausſchließliche Produktionsrecht der Städte nicht mehr aufrechterhalten. Die Leineweberei breitete ſich auf dem Lande immer mehr aus, die billigere Dorfleinwand verdrängte die ſtädtiſche Erzeugung vom Markt. Der erſten Blüteperiode der Leineweberei um das Jahr 1600, die ſich ganz auf die ſtädtiſchen Weber ſtützte, folgte im 18. Jahrhundert eine zweite, die nun ganz auf der Dorfweberei aufgebaut war. Von dieſem umfangreichen Leinwandgebiet ſind heute nur mehr kleine Teile bei der alten Erzeugungsrichtung verblieben, in den meiſten hat das 19. Jahrhundert eine Umſtellung auf andere Gewebearten, vornehmlich Baumwolle, erzwungen. Aber die Leinenweberei iſt der Nährboden geweſen, aus dem, wenn man von der Erzeugung reiner Wollſtoffe abſieht, die große Textilinduſtrie Sachſens, der Lauſitz und Schleſiens erwachſen iſt. Deshalb hat auch ihre Geſchichte eine Bedeutung, die weit über die eines einzelnen Produktionszweiges hinausgeht.

II.

Die nordböhmiſche Entwicklung, der wir uns nun zuwenden können, zeigt ein Bild, das in ſeinen Grundzügen völlig dem bisher gezeichneten gleicht, daneben aber einige kennzeichnende Sonderzüge aufweiſt. Sie erklären ſich im weſentlichen aus der ſchwächeren Stellung, die die nordböhmiſchen Städte im Sozial- und Wirtſchaftsleben einnahmen. Zwar ging ein Teil dieſer Städte bis in die frühen Zeiten der deutſchen Beſiedlung zurück, aber alle dieſe Gemeinweſen hatten in den Huſſitenkriegen und den Podiebradſchen Wirren einen ſolchen Rückſchlag erlebt, daß ſie ſich nur ſehr langſam von ihm erholen konnten. Um 1600 waren ſie alle kleine, meiſt offene Flecken mit einigen Hunderten von Einwohnern, die Zahl von 1000 iſt auch bei den größten in dieſem Zeitpunkt nicht viel überſchritten worden.

Alle dieſe Städte waren, mit Ausnahme von Trautenau, mittelbare Städte, die einer Erbherrſchaft unterſtanden. Die Bewohner waren Erbuntertanen, das Maß der ihnen gewährten Freiheiten gering, alle wichtigen Entſcheidungen, ſo auch die in

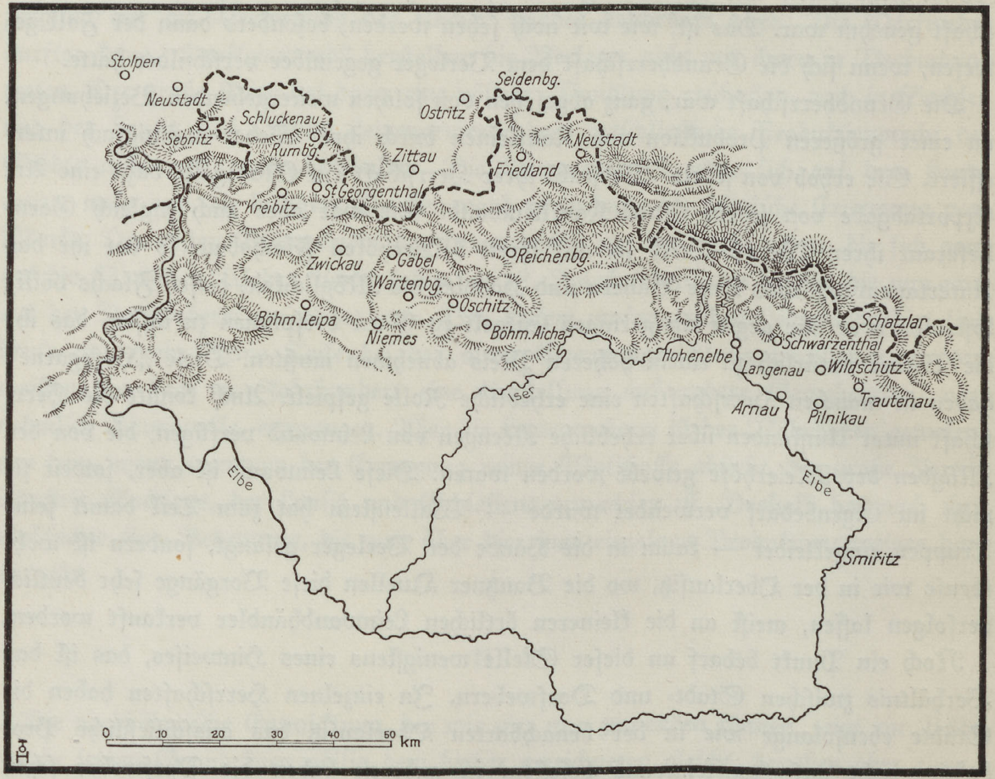
Verlagsfragen, lagen nicht beim Rat, ſondern bei der Erbherrſchaft, bzw. bei den herrſchaftlichen Hauptleuten. Es ſtand ganz im Belieben dieſer Stellen, wieweit bei wirtſchaftlichen Entſcheidungen auch der Wille und das Intereſſe der Untertanen Berückſichtigung finden ſollte. Gewiß hat es Grundherrſchaften gegeben, die ihren Untertanen im ganzen freie Hand ließen und nur eingriffen, wenn es galt, deren Belange gegen die Verleger zu ſchützen. Aber die Gefahr lag immer ſehr nahe, daß ein geſchickter Verleger es verſtand, die Erbherrſchaft in ſeinen Intereſſenkreis zu ziehen und ſchließlich ſo feſt an ſich zu ketten, daß die Weber überhaupt keine Freiheit der Wahl mehr hatten und den Verleger annehmen bzw. behalten mußten, der der Herrſchaft genehm war. Das iſt, wie wir noch ſehen werden, beſonders dann der Fall geweſen, wenn ſich die Grundherrſchaft dem Verleger gegenüber verſchuldet hatte.

Die Grundherrſchaft war, ganz abgeſehen von ſolchen weitergehenden Beziehungen, an einer größeren Produktion von Kaufleinen durch ihre Weber mannigfach intereſſiert. Sie erhob von jedem Webſtuhl ihrer Herrſchaft ein Stuhlgeld, dazu eine Art Exportabgabe von jedem Stück Kaufleinwand. Sie war aber auch zugleich Garnlieferant ihrer Weber. Trieb ſie auf ihren Meierhöfen Flachsbau, ſo bot ihr das Untertanenverhältnis ihrer Bauern und Häusler die Möglichkeit, dieſen Flachs völlig koſtenlos oder nur gegen ein geringes Entgelt zu Garn verſpinnen zu laſſen, das ihr die Weber natürlich zu einem höheren Preis abnehmen mußten. Dieſe „Hofegarne“ haben in manchen Herrſchaften eine erhebliche Rolle geſpielt. Auch konnte die Herrſchaft unter Umſtänden über erhebliche Mengen von Leinwand verfügen, die von den Mägden der Meierhöfe gewebt worden waren. Dieſe Leinwand iſt aber, ſoweit ſie nicht im Eigenbedarf verwendet wurde — Wallenſtein hat zum Teil damit ſeine Truppen eingekleidet — kaum in die Hände der Verleger gelangt, ſondern iſt wohl ebenſo wie in der Oberlauſitz, wo die Bautzner Quellen dieſe Vorgänge ſehr deutlich verfolgen laſſen, meiſt an die kleineren örtlichen Leinwandhändler verkauft worden.

Noch ein Punkt bedarf an dieſer Stelle wenigſtens eines Hinweiſes, das iſt das Verhältnis zwiſchen Stadt- und Dorfwebern. In einzelnen Herrſchaften haben die Städte ebenſolange wie in der benachbarten Oberlauſitz das ausſchließliche Produktionsrecht auf Kaufleinwand beſeſſen, in anderen haben die Dorfweber ſchon vor dem Dreißigjährigen Krieg angefangen, auf den Kauf zu arbeiten, in einer dritten Gruppe endlich ſcheint eine ſcharfe Trennung zwiſchen Stadt- und Dorfwebern nie beſtanden zu haben. In allen drei Gebieten aber hat die Entwicklung im Laufe der Zeit die Dorfweberei in den Vordergrund geſchoben.

Vielleicht iſt es nur ein Zufall der quellenmäßigen Überlieferung, vielleicht auch mehr, jedenfalls haben ſich nach dem heutigen Stande unſerer Erkenntnis die Verlagsbeziehungen der oberdeutſchen Handelshäuſer nur auf den deutſch beſiedelten Teil von Nordböhmen erſtreckt. Dieſes deutſch-böhmiſche Gebiet, ſchon von der Natur ſtark gegliedert, erfordert nach der Beſchaffenheit der überkommenen Nachrichten auch in unſerer Darſtellung eine Unterteilung. Wir müſſen das böhmiſche Niederland, d. h. die Gegend um Rumburg und Schluckenau, von den kleinen, im Einzugsgebiet des Polzen zwiſchen Lauſitzergebirge und Elbe gelegenen Städten ſcheiden, wir müſſen wieder die Herrſchaften Friedland und Reichenberg ſondern von dem Leinwandgebiet auf der böhmiſchen Seite des Rieſengebirges, von Hohenelbe bis nach Trautenau, dem einzigen, in dem ſich die Leineninduſtrie bis auf den heutigen Tag erhalten hat, während die vorher genannten Gebiete ſich anderen Zweigen der Textilinduſtrie zugewandt haben.

Das böhmiſche Niederland, im 16. Jahrhundert nach ſeinen Beſitzern meiſt das Schleinitzer Ländchen genannt, wird im Nordweſten von dem ſächſiſchen Leinwandgebiet um Sebnitz und Stolpen, im Norden und Oſten von der Oberlauſitz begrenzt. Es liegt nahe, eine Einwanderung des Verlagsverhältniſſes aus einem der beiden Gebiete anzunehmen. Dem widerſpricht aber die Überlieferung, die die erſte Verbindung zwiſchen einem oberdeutſchen Handelshaus und den Weberſchaften von Rumburg, Schluckenau und Georgental für das Jahr 1557 bezeugt, d. h. für einen Zeitpunkt, in dem wir wenigſtens bisher weder für Oſtſachſen noch für die Oberlauſitz mit Sicherheit Verlagsbeziehungen nachweiſen können. Was das Nürnberger Haus der Gewandſchneider, das uns vor dieſem Zeitpunkt in keinem anderen oſtmitteldeutſchen Gebiet begegnet, bewogen hat, in Verbindung gerade mit den Schleinitzer Webern zu treten, bleibt im Dunkeln. Es war eine Handelsgeſellſchaft, die bisher ihr Schwergewicht im


Stolpen
Neustadt
Sebnitz
Schluckenau
Rumbg.
St Georgenthal
Kreibitz
Seidenbg.
Ostritz
Zittau
Friedland
Neustadt
Zwickau
Gäbel
Wartenbg.
Reichenbg.
Oschitz
Böhm.Leipa
Niemes
Böhm.Aicha
Iser
Hohenelbe
Langenau
Schwarzenthal
Schatzlar
Wildschütz
Trautenau
Arnau
Pilnikau
Elbe
Elbe
Smiřitz
0 10 20 30 40 50 km

Die nordböhmiſchen Leinwandorte um 1600

Handel mit Tuchen, namentlich engliſchen Urſprunges, gefunden hatte und die nun, ſoweit wir eben ſehen können, mit der Übernahme des Verlages der Schleinitzer Weber einen erſten Vorſtoß in das ausſichtsreiche Gebiet des Leinwandgroßhandels unternahm, in dem ſie bald eine führende Stellung einnehmen ſollte. Sie iſt bei dem Verlag der kleinen Städte des böhmiſchen Niederlandes nicht ſtehengeblieben. Etwa Anfang der ſechziger Jahre iſt das Haus nach Zittau gekommen, das nun für vier Jahrzehnte der Mittelpunkt ſeiner ausgedehnten Verlagsbeziehungen werden ſollte. Die Wichtigkeit Zittaus für die Geſellſchaft wurde dadurch unterſtrichen, daß ſeit 1586 ein jüngerer Teilhaber, Hans Jakob Gewandſchneider, in Zittau anſäſſig war, wo er ſich bis zu ſeinem im Jahre 1606 erfolgten Tode hohen Anſehens erfreute.

Bis zu dieſem Zeitpunkt iſt die Geſellſchaft offenbar der Haupt- und Prinzipalverleger der Zünfte der drei Schleinitzer Städte geweſen, die wir ſo recht als Weberſtädte anſprechen können. Rumburg zählte im Jahre 1566 98 Stühle bei einer Zahl von 124 Hausbeſitzern und 80 Hausleuten; die 42 Stühle, die Georgental im gleichen Jahre aufwies, beweiſen, daß auch dieſer kurz vorher als Bergſtadt gegründete Flecken ſich ſofort der Weberei zugewandt hatte, als ſich die Hoffnungen auf reichen Bergſegen als trügeriſch erwieſen. Wir werden noch eine Reihe böhmiſcher Bergſtädte kennenlernen, bei denen ſich die Leineweberei als Retter in wirtſchaftlicher Not erwieſen hat. Für Schluckenau, über das aus der älteren Zeit keine genauen Zahlen vorliegen, können wir die gleichen Verhältniſſe annehmen. Im Jahre 1607, zur Zeit der höchſten Blüte der Verlagsverträge, zählte man in der Stadt 61 Meiſter (nicht Stühle!). Nachrichten aus der Mitte des Dreißigjährigen Krieges zeugen deutlich, daß die Zunft im ſozialen Leben der Stadt eine große Rolle ſpielte und die wichtigſten Ämter der Stadtverwaltung vielfach mit ihren Mitgliedern beſetzte.

Die Gewandſchneider ſind aber nicht die einzigen Verleger der Schleinitzer Zünfte geweſen. „Rumburger Leinwand“, ein Sammelname, iſt ſchon im 16. Jahrhundert ein Qualitätsbegriff geworden und hat auch andere Verleger veranlaßt, ſich dieſe Sorten zu ſichern, ſoweit ſie nicht von dem Hauptverleger mit Beſchlag belegt waren. Freilich gewinnen wir in die Verhältniſſe des 16. Jahrhunderts nur einen ſehr beſcheidenen Einblick. Für Rumburg und Georgental fehlen die Quellen ſo gut wie ganz, für Schluckenau ſetzen ſie, da die Zunftlade wohl dem Stadtbrand von 1596 zum Opfer gefallen war, ſo eigentlich erſt mit der Anlage eines neuen Quartalrechnungsbuches ein, das im Jahre 1600 begonnen wurde und bis 1673 erhalten iſt. Dieſes Buch iſt allerdings eine der wichtigſten Quellen, die wir überhaupt zur Geſchichte des Verlagsſyſtems aus dem ganzen oſtmitteldeutſchen Gebiet beſitzen. Die Sitte der Zeit, jede ſich nur darbietende Gelegenheit ſofort zu einem Trunk im kleineren oder größeren Kreis zu benutzen und die dafür gemachten Ausgaben ſorgfältig mit Betrag und Urſache zu verzeichnen, hat bewirkt, daß wir einen ungemein lebendigen Eindruck von den mannigfaltigen Verlagsbeziehungen erhalten, in denen die Zünfte des Schleinitzer Ländchens im 17. Jahrhundert ſtanden. Denn was uns hier für Schluckenau urkundlich bezeugt iſt, das gilt, wie allerlei Anzeichen und innere

Gründe wahrſcheinlich machen, auch für die beiden anderen Flecken. Dieſe drei Städte bzw. ihre Zünfte haben eine größere Bewegungsfreiheit gehabt als die anderer böhmiſcher Mediatſtädte, wie ſie denn auch hinſichtlich des ausſchließlichen Produktionsrechtes der Meiſter am meiſten an die Stellung der Zünfte in der benachbarten Oberlauſitz erinnern. Eine volle Überſicht über die Verlagsbeziehungen gewinnen wir allerdings auch aus den Schluckenauer Quartalsrechnungen nicht, denn nicht in allen Fällen iſt es bisher gelungen, den Heimatort der dort genannten Verleger nachzuweiſen. Faſt ausſichtslos iſt die Identifizierung vor allem in den Fällen, in denen die Rechnungen nur von Noe Münchs oder Balzer Olbrichts „Herrn" ſprechen, d. h. das Handelshaus durch den Namen des Zunftmeiſters bezeichnen, der dafür als Auszahler tätig war.

Ziemlich am Anfang der genauer erfaßbaren Zeitſpanne ſtand ein Ereignis, das für die Zünfte des Schleinitzer Ländchens von ſtarker Bedeutung war: Das Haus der Gewandſchneider, das den Verlag ſeit einem halben Jahrhundert innegehabt hatte, geriet in Zahlungsſchwierigkeiten. An ſeine Stelle trat — über dieſe Vorgänge wird noch an anderer Stelle zu ſprechen ſein — das größte aller Nürnberger Leinwandhandelshäuſer, die Geſellſchaft des Bartholomäus Viatis und Martin Peller, das nun ſeinerſeits, wenn auch offenbar nicht in dem gleichen Umfange wie die Gewandſchneider, viele Jahrzehnte hindurch mit den Schleinitzer Webern in Verbindung geſtanden hat. Die letzte Erwähnung dieſer Beziehungen findet ſich in den Schluckenauer Rechnungen zum Jahre 1670. Neben dieſem Handelshauſe erſcheint aber eine lange Reihe anderer Verleger, allerdings oft nur mit kleineren Beſtellungen. Es ſind, ſoweit wir ſie zu identifizieren vermögen, Nürnberger und Nürnberg-Leipziger Häuſer, aber auch Niederländer und Engländer, welch letztere wahrſcheinlich aus dem oſtſächſiſchen Gebiet herübergegriffen haben, in dem ſich im 17. Jahrhundert eine ganze Reihe genannter und ungenannter Engländer nachweiſen läßt. Gegen das Ende der Quartalsrechnungen treten die Namen der fremden Handelshäuſer immer mehr zurück, dafür finden ſich die Namen von Zittauer und Bautzner Kaufleuten, unter ihnen vornehmlich der größte Oberlauſitzer Leinwandkaufmann um 1680 und 1690, Johann Benade aus Bautzen. In dieſer Erſcheinung deutet ſich ein doppeltes an. Einmal der Übergang des Handels vom Faktorenſyſtem, d. h. des Aufkaufens der Leinwand durch Handelsangeſtellte der Firma, zum Syſtem der Einkaufskommiſſionäre, die, Kaufleute aus den größeren Städten des Erzeugungsgebietes, in eigenem Namen, aber für Rechnung ihrer Prinzipale, die Leinwand aufkauften, oder, anders geſagt, ſoweit es ſich um ſtädtiſche Erzeugniſſe handelte, mit den betreffenden Zünften die notwendigen Verlagsverträge abſchloſſen. Dieſe Prinzipale aber ſaßen, und das iſt der zweite bemerkenswerte Punkt, nicht mehr in Oberdeutſchland, ſondern in Hamburg (Block & Jentſch, Gebrüder Luis u. a.), wenn nicht in England ſelbſt. Denn, wenn dieſe Behauptung auch mit aller Vorſicht und mit deutlicher Erkenntnis der Ausnahmen von der Regel ausgeſprochen werden ſoll, im ganzen wird ſich ſagen laſſen, daß die oberdeutſchen Häuſer ſich gewöhnlich des Faktorenſyſtems bedient haben, während die ſpäter als jene auf den Plan tretenden Hamburger von vornherein ihre Leinwandkäufe auf dem Syſtem des Einkaufskommiſſionärs aufgebaut haben. Dieſe Wendung in der Organiſation des Leinwandhandels hat natürlich auch die wirtſchaftliche und ſoziale Stellung der ortsanſäſſigen Kaufmannſchaft weſentlich verändert. Beſonders in Zittau läßt ſich deutlich beobachten, wie die dortigen Kaufleute zuerſt nur Beauftragte der großen Fernhändler waren, in deren Namen ſie auftraten und ſchloſſen, bis ſie allmählich zu Einkaufskommiſſionären wurden, um dann, das iſt die dritte Stufe, im 18. Jahrhundert durch die Gewinne aus dem Kommiſſionsgeſchäft wirtſchaftlich gekräftigt, auch zu direkten Auslandsgeſchäften auf eigene Rechnung überzugehen.

Zittau iſt auch diejenige Stadt geweſen, die als Ausgangspunkt weitreichender Verlagsbeziehungen für Nordböhmen eine beſondere Bedeutung gewonnen hat. Mit einer Einwohnerzahl von über 7000 Köpfen für die damalige Zeit ein großes Gemeinweſen, war die Stadt weit in das böhmiſche Land hineingeſchoben und zudem mit dem Innern von Böhmen durch eine von altersher ſtark befahrene Straße verbunden, die durch die Landſchaft zwiſchen Lauſitzer Gebirge und Elbe auf Prag zuführte. Alles das waren Gegenden, in denen die natürlichen Gegebenheiten früh zur Leinwanderzeugung geführt hatten. So iſt es denn begreiflich, daß die Gewandſchneider, nachdem ſie einmal in Zittau feſten Fuß gefaßt hatten, ſich nicht mit dem Verlag der großen Zunft dieſer Stadt begnügten, ſondern darüber hinausgegriffen.

Mindeſtens um die gleiche Zeit (1590), in der ſie auf dringende Bitten der Zunft und ihrer Grundherrſchaft den Verlag der kleinen Oberlauſitzer Mediatſtadt Oſtritz übernahmen, ſcheinen ſich auch die Beziehungen zu den benachbarten, damals im Beſitz der Freiherrn von Redern ſtehenden böhmiſchen Herrſchaften Friedland und Reichenberg angeſponnen zu haben. Friedland beſaß ſchon eine aus der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts ſtammende Zunft (1591 hatte ſie 37 Meiſter), in Reichenberg iſt eine ſolche erſt um 1590, wahrſcheinlich im Zuſammenhang mit den erſten Verlagsverträgen gegründet worden (1591 21 Meiſter mit 27 Stühlen). Außer dieſen beiden Hauptorten der Redern kamen noch die Weber des 1584 als Bergſtadt gegründeten Neuſtadtel (heute Neuſtadt a. T.) in Betracht, das ſich ebenſo wie Georgental ſehr bald genötigt ſah, die auf den Bergſegen gegründeten Hoffnungen mit dem beſcheidenen aber ſicheren Gewinn aus der Leinwanderzeugung zu vertauſchen (1610 53 Stühle). Ob auch die Weber von Seidenberg (1591: 17) ſchon für die Gewandſchneider gearbeitet haben, läßt ſich nicht mehr mit Sicherheit feſtſtellen, wenn auch vermuten. Ebenſowenig ſind wir darüber unterrichtet, ob auch ein Teil der Dorfweber (1591 auf der Herrſchaft Reichenberg 76, auf der Herrſchaft Friedland 96 Stühle) mit den Verlegern in Verbindung geſtanden hat, wie wir es für eine etwas ſpätere Zeit beobachten können.

Unſicher iſt auch, inwieweit ſchon die Gewandſchneider mit den kleinen Polzen-Städten, d. h. Gabel, Zwickau, Niemes, Wartenberg, Oſchitz, B. Aicha, B. Leipa in Verbindung geſtanden haben. Sicher bezeugt iſt uns ein um 1600 deutlicher werdendes, aber älteres Verlagsverhältnis zu Gabel, einer nur anderthalb Meilen ſüdlich

Zittau an der genannten Straße liegenden Stadt. Für die übrigen Städte ſind wir bei dem Mangel direkten Materials aus jener Zeit auf Vermutungen angewieſen. Sie werden durch die Schickſale des kleinen, zwiſchen der genannten Städtegruppe und dem böhmiſchen Niederland gelegenen Fleckens Kreibitz in eine beſtimmte Richtung gelenkt.

Kreibitz hat, wie die glückliche Erhaltung eines Aktenbeſtandes feſtzuſtellen geſtattet, am 15. November 1593 von ſeiner Grundherrſchaft für ſeine Leineweber einen nach dem Muſter von Zittau erbetenen Zunftbrief erhalten. Einen Monat ſpäter, am 23. Dezember, ſchloß die Zunft ihren erſten Verlagsvertrag mit einem kleineren Nürnberger Verleger, Lorenz Enenkel, ab und blieb mit ihm, ſpäter mit ſeinem Schwiegerſohn Michael Schenk durch zehn Jahre in dauernder Verbindung, die durch einen in Zittau ſitzenden Bevollmächtigten aufrechterhalten wurde. 1603 traten die Gewandſchneider in das Verlagsverhältnis ein, der letzte von ihnen geſchloſſene Vertrag für 1607/08 iſt nicht beſiegelt, vielleicht alſo wegen der finanziellen Schwierigkeiten der Firma nicht mehr in Kraft getreten. Die Weber fanden einen freudig begrüßten Erſatz in dem großen Leipziger Kaufmann Thomas Lebzelter, deſſen Vater von Ulm nach Leipzig eingewandert war. Lebzelter hat den Verlag eine Reihe von Jahren fortgeführt. Für 1612/13 liegt der Entwurf eines Vertrages mit Anthony Slitter aus Amſterdam vor, der ſich auch im ſchleſiſchen Leinwand- und Garnhandel nachweiſen läßt. Dann bricht die Überlieferung für lange Zeit ab, erſt aus dem Jahre 1696 findet ſich wieder ein Vertrag, diesmal mit dem Zittauer Kaufmann Samuel Loſe, der, ſehr bezeichnenderweiſe für den oben geſchilderten Wechſel in der Einkaufsorganiſation, den Namen desjenigen, auf deſſen Rechnung die Beſtellung erfolgte, nicht mehr nennt.

Die Kreibitzer Urkunden lehren uns einmal, wie begehrt doch damals auch in den kleinen Städten Nordböhmens die Verbindung mit einem Verleger war und wie man durch die Errichtung einer Zunft die notwendigen formalen Vorausſetzungen zu ſchaffen ſuchte. Sie zeigen auf der anderen Seite die Geneigtheit der Verleger und gerade auch der Gewandſchneider, mit den Städten dieſer Gegend in Verbindung zu treten.

Wenn man nun erfährt, daß in dem kleinen Flecken Wartenberg im Jahre 1596 eine Zunft, und zwar wieder nach dem Muſter der Zittauer Satzungen, gegründet wurde, ſo liegt die Vermutung mehr als nahe, daß hier die gleichen Beweggründe am Werk waren wie drei Jahre vorher in Kreibitz. Und weiter: Genau ſo wie wir Kreibitz 1696 in Verlagsbeziehungen zu Zittau ſehen, ſind uns um 1680 Verlagsbeziehungen der genannten Städtegruppe zu Zittau bezeugt. Auch hier wird man nach dem Beiſpiel von Kreibitz mit der Annahme kaum fehlgehen, daß dieſe Verlagsverträge nur die Fortſetzung älterer Verbindungen geweſen ſind, wie ſie uns auch aus den 40er Jahren des 17. Jahrhunderts andeutungsweiſe für einzelne dieſer Städte, B. Aicha, B. Leipa bekannt ſind. Wieweit dieſe Verbindungen zurückgereicht haben, entzieht ſich allerdings vorderhand noch einer genauen Feſtſtellung. Aber ich möchte doch annehmen, daß bereits die Gewandſchneider, die mit ihren Beziehungen zu Gabel und Kreibitz ſchon an den Toren dieſes Gebietes ſtanden, gegen Ende des 16. Jahrhunderts ihre Verlagsverträge wenigſtens auf einen Teil der genannten Städtegruppe ausgedehnt haben.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts hat das Haus der Gewandſchneider ſeinen Höhepunkt erreicht gehabt. Von dem Mittelpunkte Zittau aus beherrſchte es ein umfangreiches, vor allem aber geſchloſſenes Gebiet, das ſich über die ſüdliche Oberlauſitz und Nordböhmen erſtreckte. (Von Beziehungen auch zum böhmiſchen Rieſengebirge werden wir noch hören.) Mit einem Kapital von über 600 000 fl. arbeitend war es damals wohl das größte aller Leinwandhandelshäuſer im oſtmitteldeutſchen Gebiet und ſchien jeder Gefahr trotzen zu können. Aber ſchon wenige Jahre ſpäter lag der ſtolze Bau in Trümmern. Generationenwechſel in der Leitung, damit verbunden ſtarke Erbſchaftsauszahlungen und Kapitalentnahmen für private Zwecke, vielleicht auch eine Abſatzſtockung in den bisher vornehmlich geführten Sorten haben zu dieſem raſchen Sturz beigetragen. Ende 1608 mußte es ſeine Zahlungen einſtellen und ſich einem für ſeine Gläubiger ſehr verluſtreichen Konkursverfahren unterwerfen.

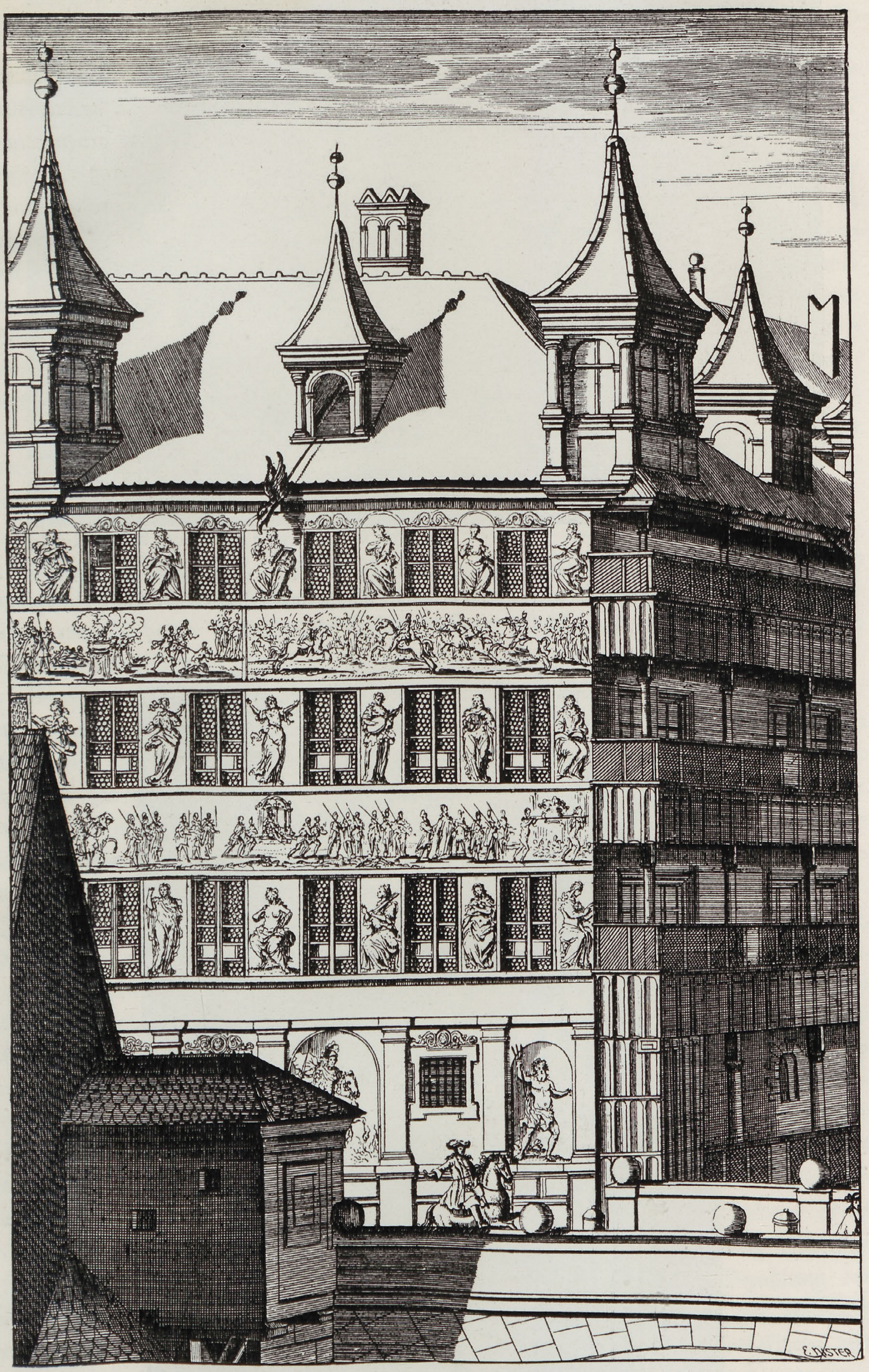
Die Erbſchaft der Gewandſchneider trat faſt in dem ganzen räumlichen Umfang die Geſellſchaft Viatis und Peller an, die ſchon 1602 das ältere Haus aus dem Verlag der Weber auf den Redernſchen Herrſchaften verdrängt hatte.

Dieſe Geſellſchaft hat wegen der Ausdehnung und der langen Dauer ihrer Verlagsbeziehungen für Nordböhmen eine ſo große Bedeutung gewonnen, daß wir hier ihrem Schickſal etwas ausführlicher nachgehen müſſen, zumal ſie auch wegen der Perſönlichkeiten ihrer Träger und ihrer Stellung im deutſchen Handel der Zeit Anſpruch auf ſtärkſte Beachtung erheben darf.

Ihr eigentlicher Gründer, Bartholomäus Viatis, wurde 1538 in Venedig in kleinen Verhältniſſen geboren. Der aufgeweckte Knabe erregte die Aufmerkſamkeit eines im Fondaco dei Tedeſchi handelnden Nürnberger Kaufmannes, der ihn 1550 mit nach Nürnberg nahm und ihn dort zum Kaufmann ausbildete. Nach mancherlei Schickſalen, die den jungen Viatis für mehrere Jahre nach Lyon und auch nach Italien führten, kam er in die Dienſte eines Nürnberger Kaufmannes, der einen Gewandſchnitt beſaß, zugleich aber in Geſellſchaft mit zwei Breslauer Kaufleuten einen Leder- und Leinwandgroßhandel trieb. Bartholme Viatis war längere Zeit für ſeinen Prinzipal in Breslau tätig und hat dort dieſe beiden Handelszweige gründlich kennengelernt. Nach dem Tode ſeines Herrn heiratete er deſſen Witwe und ſetzte nun in verſchiedenen Verbindungen mit Breslauer Kaufleuten die alten Großhandelsgeſchäfte fort. 1591 löſte er dieſe Beziehungen und erwählte ſich zum Geſellſchafter den jungen Martin Peller (1559 in Radolfszell geboren), der ſchon zehn Jahre für ihn in Venedig tätig geweſen war und dem er nun ſeine älteſte Tochter Maria zur Frau gab. In ihm, in deſſen Händen hauptſächlich das Italiengeſchäft lag, hatte der geniale Kaufmann den gleichgeſinnten Partner und Mitarbeiter gefunden. Mit Rieſenſchritten ging es nun aufwärts, die Handelsbeziehungen der Geſellſchaft und ihr Vermögen wuchſen immer mehr an. Als Bartholme Viatis hochbetagt 1624 in Nürnberg ſtarb, hinterließ er ein Vermögen von rund fünfviertel Millionen Gulden und war damit wohl der reichſte deutſche Bürger ſeiner Zeit. In der Geſellſchaft arbeitete damals ein Kapital von rund einer Million Gulden. Martin Peller hat den Schwiegervater nur um fünf Jahre überlebt († 1629). Die Geſellſchaft iſt dann von den Erben der beiden Gründer noch über ein Jahrhundert, wenn auch mit ſinkender Bedeutung, fortgeführt worden und erſt 1740 in andere Hände übergegangen.

Zur Zeit ihrer Gründer hat ſie den erſten Platz vor allen anderen oberdeutſchen Handelshäuſern eingenommen. Ihre Handelsbeziehungen reichten von Wilna bis nach Sevilla und Liſſabon, von Hamburg bis Venedig. Die von ihr gehandelten Waren waren in der Einfuhr aus Italien vornehmlich Kolonialwaren und feine Gewebe, während in der Ausfuhr Leder und vor allem Leinwand die größte Bedeutung hatten. Dieſe großen Leinwandmengen beſchaffte ſich das Haus auf dem Wege der Verlagsverträge aus einem Gebiet, das ſich von Weſtſachſen bis weit nach Schleſien erſtreckte und nun auch Nordböhmen in ſich einſchließen ſollte. Am dichteſten waren die Verlagsorte in der Oberlauſitz, in Weſtſchleſien und in Nordböhmen gehäuft. Mit ſicherem Blick hatte die Geſellſchaft als Mittelpunkt ihrer Bezugsorganiſation die ſchleſiſche Stadt Greiffenberg gewählt, die ſo recht im Zentrum dieſes Kerngebietes lag. Hier ſaß von 1604 bis 1644 ihr Oberfaktor Johann Chriſtan, dem in der Leichenpredigt nachgerühmt werden konnte, daß „ihm über die 48 Städte zu beſtellen und in Handlung zu verlegen zugeteilt worden“. Dieſe Zahl iſt nicht übertrieben und begreift noch nicht einmal die weſtſächſiſchen Verlagsorte der Geſellſchaft in ſich. Chriſtan oblag, manchmal von anderen Organen der Geſellſchaft unterſtützt, der Abſchluß der Verlagsverträge und die Überwachung ihrer Ausführung, wobei ihm die örtlichen Faktoren und Unterfaktoren zur Seite ſtanden, ihm oblag auch vor allem die ſchwierigſte Aufgabe, die für den Bareinkauf benötigten Summen jeweils rechtzeitig an die einzelnen Orte gelangen zu laſſen. Neben Greiffenberg hat aber auch Zittau in der Einkaufsorganiſation der Geſellſchaft einen wichtigen Platz beanſprucht. Sie hat ſich hier der Dienſte zweier Generationen der hochangeſehenen Familie Eichler von Auritz, Martins († 1633) und Johanns (1609—1670) verſichert. Vor allem Johann Eichler, der in Nürnberg und Breslau in der Viatiſchen Handlung gelernt hatte und für ſie erzogen worden war, hat nach dem Tode Johann Chriſtans in den vielfältigen Waren- und Geldgeſchäften des Hauſes eine große Rolle geſpielt und iſt dadurch gerade auch für Nordböhmen durch Jahrzehnte eine wichtige Perſönlichkeit geworden.

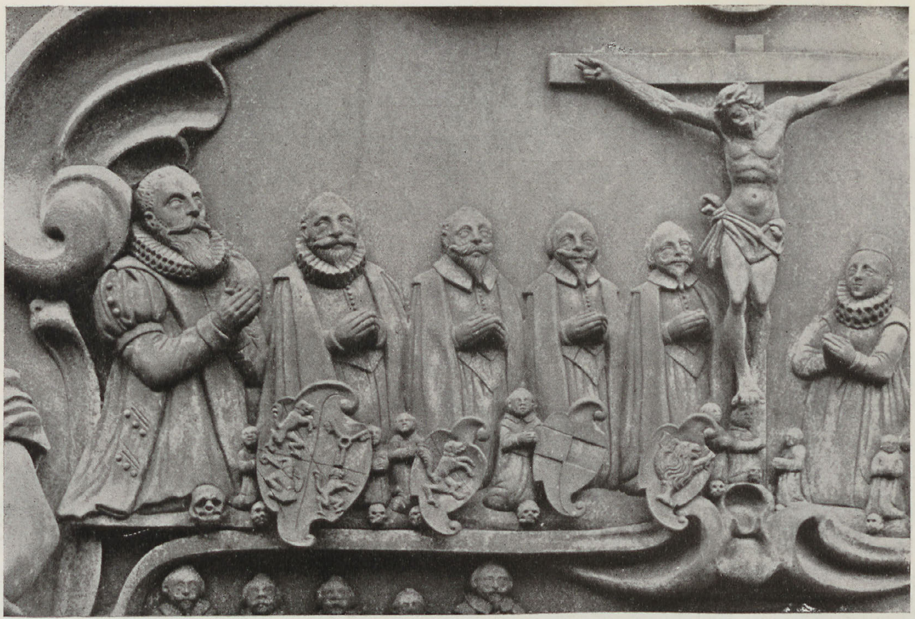
Der erſte Einbruch der Geſellſchaft auf böhmiſchem Boden iſt, ſoweit wir ſehen können, nicht im Gebiet der Görlitzer Neiße, ſondern im Rieſengebirge erfolgt. Damit wird unſere Aufmerkſamkeit auf eine Landſchaft gelenkt, die uns bisher noch nicht begegnet iſt, deren Überlieferung für die ältere Zeit auch viel, wenn nicht alles zu wünſchen übrig läßt. Es handelt ſich um das ſpäter ſo berühmt gewordene Leinwandgebiet um Hohenelbe, Arnau, Pillnikau, Wildſchütz und Trautenau. Wann hier



Germaniſches Muſeum, Nürnberg.

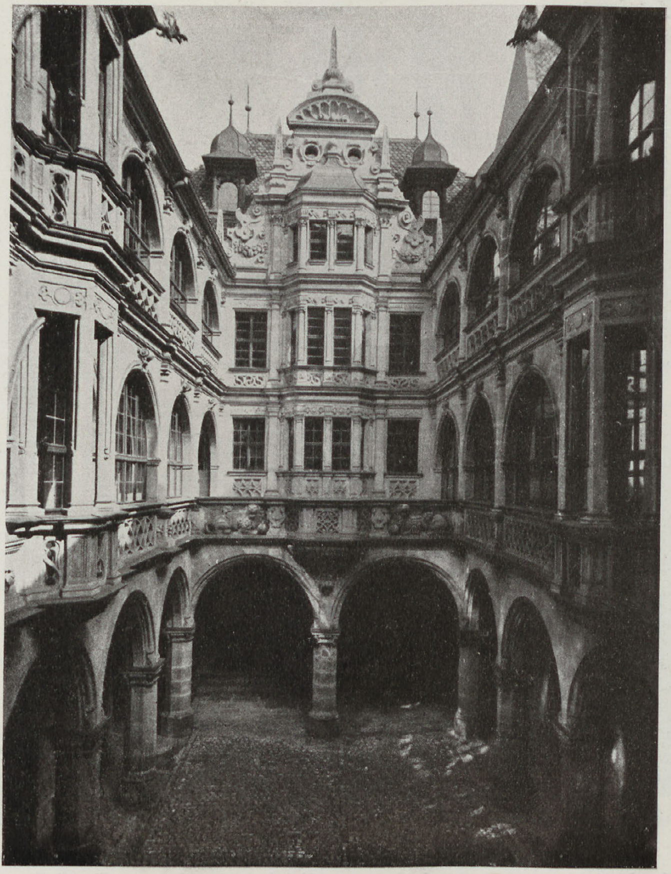
Abb. 1. Die Malereien am Viatishaus in Nürnberg.
Ausſchnitt aus dem Kupferſtich der Barfüßerbrücke von Graff-Kraus
Die Fresken ſind heute nicht mehr vorhanden

Verlag von S. Hirzel in Leipzig.



Phot. Chriſtof Müller, Inh. H. u. F. Müller-Nürnberg

Abb. 2. Ausſchnitt aus dem Grabdenkmal des Bartolme Viatis auf dem Johannisfriedhof in Nürnberg. Von links nach rechts: Bartolme Viatis und ſeine Söhne Bartolme II, Wolfgang, David und Johannes



Phot. Chriſtof Müller, Inh. H. u. F. Müller-Nürnberg

Abb. 3. Anſicht des Innenhofes des Pellerhauſes in Nürnberg

die Beziehungen zum Weltmarkt eingeſetzt haben, liegt völlig im Dunkeln. Die früheſte Erwähnung von Hohenelber Leinwand — die dortige Zunft wird 1587 zum erſten Male genannt und hat auch Weber der umliegenden Orte mit umfaßt — findet ſich zum Jahre 1594 in den Lagerbeſtänden der großen Augsburger Handelsgeſellſchaft der Öſterreicher. Auf welchem Wege ſie dahin gekommen iſt, wiſſen wir nicht. Die Öſterreicher ſind nirgends im oſtmitteldeutſchen Leinwandgebiet ſelbſt als Aufkäufer und Verleger aufgetreten, ſondern haben die großen Leinwandmengen, die ſie für ihren Italienhandel brauchten, durch Vermittlung anderer Häuſer bezogen. Daß die Gegend von Arnau-Hohenelbe damals für Leinwandkaufleute Intereſſe hatte, möchte man auch aus einer Eintragung in das Arnauer Stadtbuch aus dem Jahre 1593 ſchließen. Dort haben, ſo wird uns berichtet, zwei Kaufleute aus Glasgow einen zwiſchen ihnen geſchloſſenen Wareneinkauf im Betrage von 3000 fl. eintragen laſſen, „weil beide weite Reiſen vorhaben und allerlei befahren könnten!“ Leider iſt die betreffende Seite ſpäter aus dem Stadtbuch herausgeriſſen worden, ſo daß eine genaue Überprüfung der 1873 nur auszugsweiſe veröffentlichten Stelle nicht mehr möglich iſt. Doch fragt man ſich vergeblich, welch andere Waren in jener Zeit und in dieſer Gegend das Intereſſe ſchottiſcher Kaufleute erweckt haben könnten als die Leinwand, die damals von Engländern und Schotten aus Sachſen und Schleſien ſchon in großen Mengen ausgeführt worden iſt.

Ebenſo vereinzelt ſteht die Tatſache, daß in den Konkursrechnungen der Gewandſchneider vom Frühjahr 1609 auch die Beſtände eines Lagers in Trautenau auftreten, das nach der einen Aufſtellung einen Wert von 7000 fl., nach einer anderen gar von 11 400 fl. verkörperte. Dieſes Lager kann nach Lage der Dinge mindeſtens in ſeinem Hauptſtock nur aus Leinwand beſtanden haben. Aber über die Beziehungen der Gewandſchneider zu Trautenau und den benachbarten Weberorten wiſſen wir im einzelnen gar nichts. Trautenau hat ſeine Leineweberzunftordnung im Jahre 1592 und zwar nach dem Muſter von Glatz erhalten, auch hier liegt es nahe, das Datum mit der Entſtehung von Verlagsverträgen in Zuſammenhang zu bringen.

Neben den Gewandſchneidern ſind nun aber auch ſchon Viatis und Peller als Leinwandkäufer im böhmiſchen Rieſengebirge tätig geweſen. 1597 findet ſich in Hohenelbe eine Forderung der Geſellſchaft, die auf Leinwandverlag gedeutet werden muß, zumal für das gleiche Jahr und auch für 1602 die Anweſenheit von Handelsdienern der Firma in Hohenelbe bezeugt iſt und die Akten von einer „Hohenelber Leinwandhandlung“ der Geſellſchaft ſprechen. Die Namen der für die Geſellſchaft auftretenden zeigen deutlich, daß ſich die Beziehungen zu Hohenelbe von Schleſien aus angeſponnen haben, wo die Geſellſchaft in Breslau eine große Faktorei beſaß und ſich am ſchleſiſchen Rande des Rieſengebirges feſtgeſetzt hatte. Von Schleſien ſind jedenfalls auch die Geldſummen überwieſen worden, die zur Bezahlung der böhmiſchen Weberorte notwendig waren. Gerade das ſollte ſich in der Folgezeit völlig ändern, als die Beziehungen der Geſellſchaft zu den Herrſchaftsbeſitzern von Friedland und Reichenberg immer engere Formen annahmen.

Als Viatis und Peller im Jahre 1602 die Gewandſchneider dadurch aus dem Verlage der Redernſchen Herrſchaften verdrängten, daß ſie eine höhere Exportabgabe zu zahlen verſprachen, lag das Regiment in den Händen der Katharina von Redern, geb. Gräfin Schlick, die es für ihren noch minderjährigen Sohn Chriſtoph ſelbſtherrlich und mit ſtarker Hand führte. Schon der Wechſel des Verlages war gegen den Willen der Weber und auf Betreiben der Herrſchaft erfolgt, die ſich den ihr angebotenen Vorteil nicht entgehen laſſen wollte. Die ſich hierin andeutende Politik haben Viatis und Peller mit äußerſter Folgerichtigkeit und größter Geſchmeidigkeit weitergeführt. Namentlich Martin Peller, im großen Leben Venedigs zum Mann gereift, hat es glänzend verſtanden, die ſtolze und leicht aufbrauſende Frau durch eine Kette von wohlüberlegten großen und kleinen Gefälligkeiten an ſeine Firma zu binden. Als der junge Chriſtoph, flügge geworden, im Jahre 1607 ſeine Kavaliertour antrat, hob er zuerſt in Nürnberg einen Sohn des Martin Peller aus der Taufe, in Italien ſtellte ihm dann für das Gelingen ſeiner Reiſe die Geſellſchaft ihre weitreichenden Verbindungen zur Verfügung. Auch Katharina von Redern iſt in Nürnberg in dem großen Viatishaus an der Barfüßerbrücke zu Gaſt geweſen, das Pellerhaus auf dem Ägidienplatz, das heute noch Zeugnis von dem Reichtum und der Baugeſinnung Martin Pellers ablegt, war damals erſt im Entſtehen begriffen.

Solche guten Beziehungen zur Erbherrſchaft waren der Geſellſchaft vonnöten, denn der Wettbewerb der Verleger war in jenen Zeiten ſtark, auch Viatis und Peller konnten ſich nicht immer im Alleinverlag der Redernſchen Zünfte erhalten, haben es vielleicht auch in einzelnen Jahren nicht gewollt. Schon vor 1605 haben die Reichenberger Weber in Beziehungen zu der angeſehenen Nürnberger Geſellſchaft des Jeremias Schön und Jeremias Harsdörfer geſtanden. Von 1608—1612 lief ein Vertrag der Friedländer Zunft mit der Nachfolgerin der gerade genannten Firma, der Geſellſchaft Hans Teuber, Wolf Schön und Mitverwandte, die nach dem führenden Kopf kurz die Schöniſchen genannt wurde und in Markliſſa, nicht weit von der böhmiſchen Grenze, ihren Hauptfaktor ſitzen hatte. Am meiſten Schwierigkeiten hat den Hauptverlegern ein drittes großes Nürnberger Haus, jenes des Albrecht Heugel gemacht, das, nachdem es 1614/15 vergeblich verſucht hatte, die Friedländer Weber auf ſeine Seite zu ziehen, kurz darauf in Reichenberg zum Ziele gelangte, bis die Weber 1619 wieder reumütig zu ihrem alten Verleger zurückkehrten.

Die Schlacht am Weißen Berg ſchwemmte mit vielen anderen auch die Herrſchaft der Redern fort. Das neu entſtandene Herzogtum Wallenſteins, das ſeinen Namen von dem Redernſchen Hauptſitz trug, umfaßte faſt alle bisher genannten Orte Nordböhmens, mit Ausnahme der nordweſtlichen, Kreibitz, Rumburg, Schluckenau und Georgental. Wallenſtein fand hier ein Leinengewerbe vor, das mindeſtens in dem geſchilderten Umfange, wahrſcheinlich aber noch darüber hinaus, durch die oberdeutſchen Handelshäuſer auf die große Marktproduktion umgeſtellt worden war. Selbſt die wenigen, zur Verfügung ſtehenden Zahlen erweiſen deutlich, daß dieſes Gewerbe ſich in einer aufſteigenden Entwicklung befand. Auf den Friedländer Amtsdörfern iſt die Zahl der Stühle im Zeitraum von 1591—1614 von 96 auf 231 geſtiegen, in den Dörfern der Reichenberger Herrſchaft wurden 1591 76 Stühle, 1617 deren 184 gezählt. Schon Katharina von Redern hat dort in dem nach ihr benannten Katharinenberg ein eigenes Leinweberdorf geſchaffen. Die Schetterproduktion der Friedländer Zunft iſt von 818 Stück im Jahre 1599/1600 auf 1400 im Jahre 1611 angewachſen.

Angeſichts dieſer Tatſachen, die wir für das Leinengewerbe feſtſtellen konnten, läßt ſich die Behauptung Hallwichs, von der wir ausgegangen ſind, wirklich nicht aufrechterhalten[4]. Die Bedeutung Wallenſteins als Volkswirt, die uns erſt kürzlich von A. Ernſtberger ſo eindringlich geſchildert worden iſt[5], ſoll gewiß nicht unterſchätzt werden. Wallenſtein hat ſein Herzogtum vor allem von Truppendurchzügen und Plünderungen frei zu halten verſtanden, er hat eine ganze Reihe von Gewerben mit energiſcher Hand aufgerüttelt und zu größeren Leiſtungen erzogen, wenn ihm auch für Bergbau und eiſenbeſchaffende Induſtrie ein nachhaltiger Erfolg verſagt ſein mußte. Aber für das Leinengewerbe, den wichtigſten und zugleich zukunftsträchtigſten Produktionszweig jener Zeit konnte er auf einer feſten Grundlage aufbauen, die vor ihm von anderen geſchaffen worden war. Es iſt überhaupt die Frage, ob das Leinengewerbe durch Wallenſtein eine weſentliche Förderung erfahren hat. Denn wenn er in einzelnen Jahren ſeine Weber zu Heereslieferungen heranzog, ſtörte er damit die Beziehungen zu den Verlegern, die für die Weber wahrſcheinlich viel vorteilhafter geweſen ſind. Aber eine ſolche Konkurrenz zwiſchen den Lieferungen für die Herrſchaft und für die Verleger iſt offenbar nur in wenigen Jahren eines beſonders dringenden Heeresbedürfniſſes eingetreten. Zwar fließen die Quellen des Friedländer Schloßarchives für die Wallenſteinzeit ſpärlicher als für andere Zeitabſchnitte, aber das laſſen ſie doch deutlich erkennen, daß die Beziehungen zu den Verlegern weitergelaufen ſind. 1626 ſehen wir Export aus Neuſtadt a. T. bezeugt, im Jahre 1629 erſcheinen die Friedländer Weber in umfangreichen Beziehungen zu der großen Nürnberg-Leipziger Geſellſchaft der Schwendendörfer. Daß zwiſchen Wallenſtein und den Hauptverlegern ſeiner Weber, Viatis und Peller, engere

---

[4] Abwegig iſt auch die Behauptung von Arthur Salz, Wallenſtein als Merkantiliſt in Mitteilungen des Vereins für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen, 47. Jg. (1909), S. 29, daß die nordböhmiſche Textilinduſtrie feudalen Urſprunges ſei und ſich aus den Giebigkeiten der Untertanen entwickelt habe. Unſere Unterſuchung hat mit aller Deutlichkeit ergeben, daß die Erzeugung der Kaufleinwand zuerſt nur der ſtädtiſchen Weberei zuſtand, die nicht aus den Giebigkeiten der Untertanen hervorgegangen iſt. Wenn den bäuerlichen Untertanen die Lieferung auch von Leinwand an die Herrſchaft auferlegt wurde, ſo war hier das Vorhandenſein von Webſtühlen und einer entſprechenden Handfertigkeit die Urſache und nicht die Wirkung der Auflage. Die entſcheidende Wendung der Dorfweberei zur Erzeugung von Kaufleinwand iſt durch die ſich bietenden Möglichkeiten des Fernabſatzes hervorgerufen worden. Die Herrſchaftsbeſitzer haben dieſer Wendung zunächſt im Intereſſe ihrer ſtädtiſchen Weber vielfach Widerſtand geleiſtet und ihr erſt allmählich nachgegeben.

[5] A. Ernſtberger, Wallenſtein als Volkswirt im Herzogtum Friedland. Prager Studien aus dem Gebiete der Geſchichtswiſſenſchaft, 19. Heft. Reichenberg 1929.

Beziehungen beſtanden haben, beweiſt ſchon die eine Tatſache, daß der Herzog, als er im Mai 1630 auf ſeinem Zug nach Memmingen Nürnberg paſſierte, ſein Quartier bei Tobias Peller, dem älteſten Sohn Martin Pellers, im Hauſe „Zum wilden Mann“ auf dem Weinmarkt genommen hat.

Vom Standpunkt des großen Leinwandhandels und zwar vom Standpunkt der Verleger wie der Weber, war die Herrſchaft Wallenſteins eine kurze Epiſode, wahrſcheinlich etwas unbequem wegen der Unberechenbarkeit des Herzogs und der Gewaltſamkeit ſeiner Maßnahmen, aber doch auch wieder von Vorteil wegen der Ruhe und Sicherheit, die er in einer für den Handel ſehr unſicheren Zeit ſeinem Lande zu ſichern gewußt hatte. Von irgendeiner grundlegenden oder grundſtürzenden Bedeutung war dieſe Epiſode nicht[6].

Nach der Ermordung Wallenſteins kamen die Herrſchaften Friedland und Reichenberg mit dem an der Elbe unweit Königgrätz gelegenen Smirſchitz an ſeinen Gegenſpieler, den Grafen Matthias Gallas. Unter dieſem wie unter ſeinem Nachfolger haben ſich die Beziehungen der Viatis und Peller zu Nordböhmen noch enger geſtaltet und über den Warenhandel hinausgegriffen. Matthias Gallas befand ſich in ſtändigen Geldverlegenheiten und ſah ſich daher dauernd zur Aufnahme größerer und kleinerer Darlehen gezwungen. In dieſen finanziellen Transaktionen hat das Nürnberger Haus eine große Rolle geſpielt. Es brachte die von ihm dem Grafen zur Verfügung geſtellten Summen auf den Bozener Märkten dem gräflichen Finanzagenten Antonio del Monte aus Trient zur Auszahlung und empfing den Gegenwert hauptſächlich aus den Einnahmen der beiden Herrſchaften Friedland und Reichenberg. Dieſe Gelder ſind von der Geſellſchaft vornehmlich zur Bezahlung ihrer aus den Verlagsverträgen erwachſenden Verbindlichkeiten verwendet worden. Das machte eine umfangreiche Korreſpondenz zwiſchen Johann Eichler von Auritz und den Hauptleuten der beiden Herrſchaften wie zwiſchen dieſen und der gräflichen Hauptverwaltung in Smirſchitz nötig, die ſich z. T. erhalten hat und für uns eine Quelle erſten Ranges für weite Teile Nordböhmens bildet. Wir erfahren aus ihr allerlei über die Organiſation des Leinwandeinkaufes der Geſellſchaft, wir ſehen, welche Summen in einzelnen Jahren aus den Herrſchaftskaſſen entweder an Eichler nach Zittau oder unmittelbar an die Unterfaktoren der Firma in Reichenberg und Neuſtadt übermittelt worden ſind. Wir können darüber hinaus aus einzelnen Stellen der Briefe ſchließen, daß die Geſellſchaft in den 40er Jahren auch die kleinen Städte weſtlich des Jeſchkengebirges verlegt hat, etwa wenn ſich Eichler auf die Preiſe von

---

[6] Nur am Rande ſei bemerkt, daß auch die Tuchmacher mancher böhmiſchen Orte ſchon in der vorwallenſteiniſchen Zeit in einem Verlagsverhältnis zu den oberdeutſchen Handelshäuſern geſtanden haben können. Eine Verbindung von Leinwand- und Tuchverlag kommt gelegentlich vor; an der Grenze von Böhmen bietet Zittau ein gutes Beiſpiel, wo die Gewandſchneider große Beſtellungen auf Lodenſtoffe aufgegeben haben. Im Jahre 1645 haben Viatis und Peller die Reichenberger Zunft verlegt, auch andere Häuſer haben ſich um dieſen Verlag bemüht. So liegt auch eine Beziehung der Gewandſchneider zu den Redernſchen Tuchmachern durchaus im Bereich der Möglichkeit. Doch bedarf dieſe Frage noch einer eigenen Unterſuchung.

Gabel und B. Leipa beruft oder wenn eine Zuſammenkunft zwiſchen Eichler und ſeinem Unterfaktor in B. Aicha erwähnt wird. Aus dieſen Herrſchaftskaſſen ſind aber auch noch andere Verlagsgebiete der Geſellſchaft verſorgt worden, wiederholt finden ſich Anweiſungen, beſtimmte Beträge nach Hohenelbe zu ſenden, ja ſelbſt Überweiſungen nach Schmiedeberg auf der ſchleſiſchen Seite des Rieſengebirges kommen vor. So wurde jetzt Schleſien z. T. von Böhmen aus mit Geld verſorgt, während, wie wir geſehen haben, in den Anfangszeiten des Viatiſchen Verlags die Geldüberweiſungen den entgegengeſetzten Weg genommen haben.

Natürlich hat es während des Dreißigjährigen Krieges kürzere und längere Zeiträume gegeben, in denen vor allem bei Beſetzung Nordböhmens durch die Schweden die Handelsbeziehungen faſt zum Erliegen gekommen ſind. So ſpielen denn auch in den Briefen die Nachrichten über Truppenbewegungen eine große Rolle. Aber der Handel iſt doch ſofort wieder in Gang gebracht worden, ſobald ſich auch nur ſchwache Anzeichen einer Beſſerung der politiſchen und militäriſchen Lage erkennen ließen. Die Anregung zur Wiederaufnahme der Beziehungen iſt dabei bezeichnenderweiſe meiſt von den herrſchaftlichen Beamten ausgegangen, die ſehr wohl wußten, daß ihre Weberſchaften auf den Fernabſatz ihrer Erzeugniſſe angewieſen waren und zudem auch die Bedeutung dieſer Verbindung für ſeine hochgräflichen Gnaden genau kannten. Denn der Graf konnte nur dann auf ein Darlehen rechnen, wenn die Geſellſchaft dieſe Summen in Nordböhmen wieder in Leinwand umzuwandeln vermochte. Mehr als einmal haben die Nürnberger einem allzu ſtürmiſchen Drängen der Hauptleute den Hinweis auf die ſchlechte Lage des Abſatzmarktes entgegenſtellen müſſen.

Für die Weber war dieſe Situation im allgemeinen nicht ungünſtig, ſie zogen Nutzen aus der finanziellen Verſtrickung ihrer Herrſchaft und durften auch mit einem ſichern Eingang der für den Leinwandkauf notwendigen Gelder rechnen, da die Hauptleute doch ihre eigenen Untertanen nicht verhungern laſſen konnten. Freilich gerieten die Weber dadurch in eine ſtarke Abhängigkeit von ihrem Verleger, den ſie nicht wechſeln konnten, ſolange die Herrſchaft ſeiner bedurfte. Auch vermochte nach Lage der Dinge nur ein Haus den Verlag übernehmen, das bereit und kräftig genug war, in ähnlicher Weiſe als Geldgeber des Grafen aufzutreten. Solche Häuſer waren damals ſchon ſelten geworden. Einmal hatte es den Anſchein, als ſollte die große Geſellſchaft des Hans Koch, Memmingen und Nürnberg, in den Leinwand- und Tuchverlag eindringen, aber es iſt offenbar dem älteren Verleger gelungen, dieſen Angriff abzuwehren, obzwar Gallas auch bei den „Kochiſchen“ Gelder aufgenommen hatte. Für die Weber hätte dieſer Wechſel in der Perſon des Verlegers kaum eine große Bedeutung gehabt, ſie werden in den ſchweren Zeiten des Krieges wohl dankbar geweſen ſein, überhaupt einen Verleger zu beſitzen, der ſie, wenn auch in eingeſchränktem Umfange, mit Aufträgen verſorgte.

Den ſchweren Schäden, die die zweite Hälfte des Dreißigjährigen Krieges der nordböhmiſchen Wirtſchaft gebracht hatte, folgten die großen Menſchenverluſte, die die Durchführung der Gegenreformation, die mit dem Jahre 1651 in ihr entſcheidendes

Stadium eintrat, im Gefolge hatte. Die Landſteuerrolle von 1654 zeigt überall und vor allem in den unmittelbaren Grenzgegenden eine erſchreckende Abnahme der Bevölkerungszahl, die Leineweberzechen der Städte ſanken auf 9, 13, 14 Meiſter herab, die Produktionszahlen weiſen ebenfalls den entſprechenden Rückgang auf. Ein großer Teil dieſer Auswanderer iſt dem Leinengewerbe der Oberlauſitz zugute gekommen, jetzt erſt ſo recht entſtand an der Grenze der Lauſitz gegen Böhmen hin die lange Kette dichtbeſiedelter Weberdörfer, die in der zweiten Blüteperiode des dortigen Leinengewerbes den größten Teil der Leinwand geliefert haben. In Böhmen hat ſich die Produktion nur ſehr langſam von ihrem Tiefſtand erholt, da die Lücken in der Bewohnerſchaft im weſentlichen nur durch die natürliche Bevölkerungsbewegung und nicht durch Zuzug von außerhalb geſchloſſen werden konnten.

Für die Zeit um 1680 beſitzen wir eine aus dem Kreiſe des Leinwandgroßhandels ſtammende Schätzung der Leinwanderzeugung der wichtigſten böhmiſchen Orte. Wir gruppieren die Angaben nach den Gebieten, die wir innerhalb Nordböhmens bisher unterſchieden haben.

A. Böhmiſches Niederland.

Schluckenau	3000 Stück	Rumburg	2000	Georgental	400

B. Gebiet zwiſchen Lauſitzer Gebirge und Elbe.

Gabel	1000 Stück	Zwickau	1500	Niemes	300	Wartenberg	300
Oſchitz	200	B. Aicha	200	B. Leipa	300		

C. Friedland-Reichenberg.

Friedland	600	Neuſtadt a. T.	800	Reichenberg	1000

D. Rieſengebirge.

Hohenelbe	10000	Wildſchütz	6000	Trautenau	6000

Dieſe Tabelle iſt natürlich mit Vorſicht zu benutzen, denn ſie beruht, wie erwähnt, nur auf Schätzungen und faßt zudem offenbar nicht immer das gleiche Objekt ins Auge. Manchmal betrifft ſie nur die Produktion einer Stadt, ein andermal die Erzeugung eines weiteren, um eine Stadt liegenden Kreiſes. Doch gewährt ſie einen dankenswerten Einblick in die Größenordnung, in der ſich damals die einzelnen böhmiſchen Erzeugungsgebiete dem Leinwandgroßhandel darſtellten und läßt, zu früheren und ſpäteren Angaben in Beziehung geſetzt, einiges von den Bewegungsvorgängen erkennen.

Das böhmiſche Niederland hat ſich, wenn auch die angeführten Zahlen unter der Höchſterzeugung vor dem Dreißigjährigen Kriege liegen mögen, ein gutes Stück von ſeiner alten Bedeutung erhalten und iſt ja dann im 18. Jahrhundert einer neuen Blüte entgegengegangen. Die Polzenſtädte ſind hingegen ſtark zurückgefallen, haben auch ſpäter mit geringen Ausnahmen den Anſchluß an die Erzeugung der anderen Gebiete nicht mehr finden können. Innerhalb der Gallaſchen Beſitzungen verſchiebt ſich das wirtſchaftliche Schwergewicht immer mehr von der Herrſchaft Friedland nach der Herrſchaft Reichenberg, deren Leinwanderzeugung hundert Jahre ſpäter ein vielfaches der Friedländer betragen hat.

Am auffallendſten ſind die Erzeugungszahlen aus dem Rieſengebirge, die in unſerem Stichjahr alle anderen nordböhmiſchen Gebiete weit übertreffen. Das Rieſengebirge iſt neben dem Niederland im 18. Jahrhundert zum eigentlichen Sitz des böhmiſchen Leinengewerbes geworden. Die genannten Zahlen beziehen ſich nicht nur auf die genannten Städte, ſondern auch auf ihre ländliche Umgebung, in den Zahlen von Hohenelbe iſt offenbar auch die Erzeugung von Arnau und ſeiner Umgebung eingeſchloſſen.

Für Hohenelbe und ſeine nächſte Nachbarſchaft eröffnen uns noch einmal am Ausgang dieſer Epoche die Hohenelber und Schwarzentaler Zunftrechnungen, die die Jahrzehnte von 1687—1725 umſpannen, einen deutlichen Einblick in die Erzeugungs- und Abſatzverhältniſſe, die immer noch von der Geſellſchaft Peller und Viatis (ſo hat ſich ſeit der Mitte des 17. Jahrhunderts einer inneren Kräfteverlagerung entſprechend der Name der Firma umgeſtaltet) beherrſcht werden. Sie ſtand hier zwei Kontrahenten gegenüber, der Hauptzeche in Hohenelbe, die aber auch Weber aus den umliegenden Dörfern umfaßte, und der Zeche von Schwarzental, die die Weber dieſes Ortes und des benachbarten Langenau in ſich einſchloß. In Schwarzental und Langenau begegnen wir zum letzten Male zwei kleinen böhmiſchen Bergflecken, die im 16. Jahrhundert mit allerlei Rechten bewidmet ſich an Stelle des von den Gründern vergeblich erhofften Bergſegens der Leineweberei zugewandt hatten. Die Hohenelber Zunft wies in den neunziger Jahren einen Stand von etwa 200, die Schwarzentaler von 100 Webern auf. Der alleinige Verlag lag bei Peller und Viatis, nur in den Jahren 1702—1707, als wegen des ſpaniſchen Erbfolgekrieges der Leinwandabſatz im ganzen oſtmitteldeutſchen Gebiet ins Stocken geraten war, haben die Meiſter auch zu Zittauer Kaufleuten Beziehungen angeknüpft. Die beherrſchende Stellung des Nürnberger Handelshauſes erklärt ſich zu einem Teile dadurch, daß die Herrſchaftsbeſitzer von Hohenelbe, die Grafen Morzin, zu ihm in ähnlichen wirtſchaftlichen Beziehungen ſtanden, wie wir ſie früher für die Grafen Gallas feſtgeſtellt haben. Ja, die finanzielle Verſtrickung ſcheint hier noch enger geweſen zu ſein, denn 1696 ſchuldete, wie wir aus anderen Quellen wiſſen, Graf Paul Morzin dem Nürnberger Haus die ſtattliche Summe von 40 000 fl. Mindeſtens die Zinſen dieſes Kapitals wurden der Firma von dem herrſchaftlichen Rentamt in Hohenelbe zur Bezahlung der beſtellten Leinwand zur Verfügung geſtellt. Damit war allerdings das Geldbedürfnis des Hauſes noch nicht gedeckt, denn die Lieferungen der Hohenelber und Schwarzentaler Zeche ſchwankten in den Jahren von 1688—1695, für die wir eine fortlaufende Statiſtik aufſtellen können, zwiſchen 3610 und 5096 Stück, die einen Wert von 25 000—37 000 fl. verkörperten. Es waren alſo ſehr erhebliche Summen, die Jahr für Jahr dieſen armen Gebirgsorten zufloſſen. So iſt es begreiflich, daß die Verleger bei ihren Beſuchen mit faſt fürſtlichen Ehren empfangen wurden. Die Rechnungen melden uns, daß bei einer ſolchen Gelegenheit im Mai 1710 nicht weniger als 20 Pfund Pulver verſchoſſen worden ſind.

In der Organiſation des Leinwandbezuges hat die Geſellſchaft auch jetzt noch ſtreng an den überlieferten Formen des oberdeutſchen Faktorenſyſtems feſtgehalten. In Prag ſaß in der Perſon des Peter Pedroni ein Vertreter, der für die Überweiſung der notwendigen Summen ſorgte und die Weiterbeförderung der Leinwand nach Nürnberg überwachte. In Hohenelbe ſelbſt ſaß ein Faktor, der die Auszahlungen an die Weber durchführte, ſoweit es ſich nicht um Summen aus den herrſchaftlichen Kaſſen handelte. Die Preiſe wurden wie früher Jahr für Jahr feſtgeſetzt, die Hohenelber Zunft erhielt regelmäßig zweitauſend, die Schwarzentaler eintauſend Gulden Vorſchuß. Etwa alle vier Wochen kam die fertiggeſtellte Leinwand bei dem Hohenelber Faktor zur Ablieferung. Die Verpfändung der Häuſer der mit Vorſchuß bedachten Weber ſollte bei der Lockerheit der zünftigen Bindung die Verleger vor Schaden bewahren.

Vielleicht haben die Beziehungen der Peller zu den Morzinſchen Webern im 18. Jahrhundert allmählich an Umfang eingebüßt, beſtanden haben ſie im Jahre 1725 noch. Dann brechen die Zunftrechnungen ab und verwehren uns dadurch die Antwort auf die Frage, ob ſich das Verlagsverhältnis bis zum Ende der alten Firma, d. h. bis 1740 fortgeſponnen hat. Wenn ja, dann wären rund 150 Jahre vergangen geweſen, ſeitdem ſich die erſten Beziehungen zwiſchen dem Nürnberger Haus und dem böhmiſchen Rieſengebirge geknüpft hatten.

Aus den anderen nordböhmiſchen Leinwandgebieten haben ſich die Peller und Viatis ſchon früher zurückgezogen, ohne daß wir im einzelnen den genauen Zeitpunkt angeben könnten. Es wird wohl auch ein allmähliches Loslöſen geweſen ſein. Für das böhmiſche Niederland haben wir die letzte Erwähnung des Hauſes in den Schluckenauer Zunftrechnungen zum Jahre 1670 feſtgeſtellt. Im Gallaſchen Gebiet können wir es zuletzt in einem Vertrag mit den Reichenberger Webern beobachten, der vom 1. Dezember 1688 datiert iſt. Er bezieht ſich nur auf 300 Stück und erweckt ſtark den Eindruck, als wenn er vor allem deswegen geſchloſſen worden wäre, um den Webern das Abarbeiten der 130 Taler Verlagsgeld zu ermöglichen. Nur drei Wochen ſpäter hat die Zunft mit einem Zittauer Kaufmann über die doppelte Stückzahl abgeſchloſſen.

Ganz im Dunkeln liegen die Verhältniſſe im Polzengebiet. Um 1680 herum iſt der Verlag der dortigen Städte in den Händen von Zittauer Handelshäuſern. Nun heißt es 1683 von den Zittauern, daß ſie „einen ſtarken Einkauf von Waren in Böhmen für die Herren Viaten zu Nürnberg tun“, es wäre alſo möglich, daß auch damals noch hinter einem Teil der Zittauer Einkäufe im Polzengebiet das Nürnberger Haus geſtanden hat.

Das gerade genannte Jahr 1683 iſt für die Beziehungen der Geſellſchaft zu Oſtmitteldeutſchland von beſonderer Bedeutung geworden. Eine Verordnung der ſächſiſchen Regierung, nach der künftighin die Oberlauſitzer Leinwand nicht mehr, wie bisher üblich, durch Böhmen nach Nürnberg geführt werden dürfe, ſondern den Weg über Leipzig nehmen müſſe, veranlaßte die Peller, auf den Leinwandeinkauf in den Oberlauſitzer Städten, den ſie faſt ein Jahrhundert gepflegt hatten, ganz zu verzichten. Damit verlor auch Zittau für die Geſellſchaft an Bedeutung. Vielleicht hat das auch auf ihre Beziehungen zu den nordböhmiſchen Landſchaften eingewirkt, die ſie bisher von dem Stützpunkt Zittau aus beherrſcht hatten. Aber das alles liegt noch im Dunkeln.

Wer heute von einem der Grenzberge auf die Täler der deutſchen und böhmiſchen Seite des Gebirges herabſchaut, ſteht unter dem ſtarken Eindruck der Gleichartigkeit nicht nur der natürlichen Landſchaft, ſondern auch der Kulturlandſchaft, die durch die Induſtrie ihr Gepräge erhalten hat. Es ſind dieſelben Menſchen geweſen, die da und dort ihre Dörfer und Städte gegründet haben, die ſich, von der Kargheit des Bodens getrieben, frühzeitig der gewerblichen Tätigkeit zuwandten, durch die allein ſie ihrer wachſenden Zahl die ſachlichen Grundlagen des Lebens ſichern konnten. Daß dieſen erſten Anſätzen des Gewerbes die Möglichkeiten der Entfaltung in die Breite und Tiefe gewährt worden ſind, war das Werk der weitausſchauenden Handelsherren an der Pegnitz, die dadurch zu den eigentlichen Begründern eines großen Teiles der Induſtrie diesſeits und jenſeits der Grenze geworden ſind.

Forſchungen zur Geſchichte der deutſchen Tuchmacherei in Mittelpolen

(Nach polniſchen Quellen)

Von Eugen Oskar Koßmann

Mit einer Textkarte

Eine der wichtigſten Tatſachen der neueren Stadtgeſchichte im weſtlichen Kongreßpolen iſt die Zuwanderung der Deutſchen. Mit ihr beginnt in all den Städten, die von dieſer Einwanderung berührt wurden, eine neue Zeit. Aber auch die Städte, die keinen Zuſtrom von Deutſchen erlebten und bis auf den heutigen Tag ſo manchen Zug aus der Zeit des Niederganges des polniſchen Städteweſens bewahrt haben, zogen Gewinn aus dem Aufſtieg der benachbarten deutſchen Induſtrieorte. Die großartige Entwicklung vieler Städte des weſtlichen Kongreßpolens wird von der deutſchen Tuchmacherei und Weberei dieſes Gebietes beſtimmt. Insbeſondere iſt eine Geſchichte der Städte des Lodzer Raumes zugleich eine Geſchichte der neueren deutſchen Textilinduſtrie dieſes Raumes und zum guten Teil Polens überhaupt[1].

---

[1] Es ſei hier eine kurze Notiz über das neuere Schrifttum zur deutſchen Tuchmacherei in Polen angeſchloſſen.

Leitlinien des Werdens der Tuchmacherei in Mittelpolen zeichnete ich in dem Aufſatz: „Przyczyny geograficzne powstania przemysłu włókienniczego w Łodzi" in: Czasopismo Przyrodnicze, Lodz 1931. Dieſer Arbeit war eine Herkunftskarte der induſtriellen Einwanderung nach Kongreßpolen beigegeben und ſie war identiſch mit einer im Jahre 1926 verfaßten Seminar- und Diplomarbeit.

Im Jahre 1934 erſchien der Beitrag A. Breyers über: Die Entſtehung der deutſchen Induſtrie in Polen, zu dem Lückſchen Werk, Deutſche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens, Plauen i. V.

Eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Aufſätzen in den beiden großen deutſchen Zeitungen in Lodz, Freie Preſſe (Fr. Pr.) und Neue Lodzer Zeitung (N.L.Z.), von Alexander Höfig und mir behandelte die induſtrielle Koloniſation in Mittelpolen, hauptſächlich im Lodzer Gebiet. Beſonders produktiv war ſeit mehr als einem Jahrzehnt in dieſer Hinſicht A. Höfig, der viel Quellenmaterial veröffentlichte. Von meinen Aufſätzen nenne ich:

Kſawerower Spinner, N. L. Z., 5. und 12. Mai 1935;
Spinnerkolonie Xawerow, Fr. Pr., 5. und 12. Mai 1935;
Zduńſka Wola, Fr. Pr., 4. Juli 1935;
Zduńſka-Woler „Waber", Fr. Pr., 22. September 1935;
Bei den Webern in Zduńſka Wola, N. L. Z., 22. September 1935;
Die Stadt der Zünfte und Zechtage (Władyſławow), N. L. Z., 6. Oktober 1935;
Turek, eine Weberſtadt, N. L. Z., 29. September 1935;
Ein Tureker Weber erzählt, N. L. Z., 20. Oktober 1935;

Die folgende Darſtellung iſt aus meinen Forſchungen über den Siedlungsgang im Lodzer Gebiet erwachſen und als ſolche räumlich beſchränkt, wenn ſie auch gerade den Höhepunkt der Entfaltung deutſcher Tuchmacherei und Weberei in Polen erfaßt. An der Bedeutung der Lodzer Textilinduſtrie und ihrer vielfältigen Verbindungen nach den benachbarten Räumen liegt es, daß auch auf allgemeine Zuſammenhänge im Werden dieſes deutſchen Induſtriezweiges in Polen eingegangen werden konnte und mußte.

Die Geſchichte der Tuchmacherei in Polen weiſt zwei Blütezeiten dieſes Gewerbes auf. Es kann hier nicht im einzelnen die mittelalterliche polniſche Tuchinduſtrie geſchildert werden. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß die große Zuwanderung deutſcher, insbeſondere ſchleſiſcher Tuchmacher nach Polen, die in das 16. und 17. Jahrhundert fällt und im weſentlichen durch die Religionswirren im damaligen Deutſchen Reich hervorgerufen worden war, die Blüte der Tuchmacherei in Großpolen zur Folge hatte. Wenn ſich auch dieſe Religionsflüchtlinge vornehmlich nahe der Reichsgrenze niederließen und im allgemeinen nicht weit in das polniſche Land eindrangen, ſo wurden doch einige Gruppen weiter nach Polen verſchlagen und befruchteten das Tuchgewerbe auch in einzelnen Orten des inneren Polens oder riefen es überhaupt erſt ins Leben. Insbeſondere trifft das für verſchiedene Städte in dem Sandomirer und Lubliner Lande zu, wo z. B. Raków, das ſeitdem eine entwickelte Tuchmacherei aufwies, gleichzeitig eine der Hochburgen der „Häretiker" war. Ähnlich in anderen Orten jener Gegenden wie Janów, Staſzów.

Die zweite Aufbruchszeit erlebte das Tuchgewerbe Polens im Beginn des 19. Jahrhunderts. Es handelt ſich auch diesmal nicht um eine Neuſchöpfung, ſondern um eine Übertragung des Tuchgewerbes von einem alten Standort zu einem neuen. Die Urſache bildeten vor allem politiſche Verſchiebungen im Weichſelraum, die mit den Teilungen Polens begannen und in der Schöpfung des dem ruſſiſchen Reich einverleibten Kongreßpolens ihren für unſer Thema bedeutſamen Abſchluß fanden. Die Folge war die Überſiedlung der ſeit dem 16. Jahrhundert in Großpolen blühenden deutſchen Tuchmacherei nach Kongreßpolen, wo ſie einen neuen Höhepunkt erlebte, der in ſeiner Glanzzeit den Zeitraum von 1815—1830 umfaßt.

Eine auffallende Erſcheinung in der Geſchichte der kongreßpolniſchen Tuchmacherei iſt nun die Tatſache, daß der Überſiedlung des Tuchgewerbes aus Großpolen nach Kongreßpolen ſchon eine Vorphaſe vor dem Jahre 1815 vorausging, in der bereits

---

Die Lodzer Tuchmacherzunft, Fr. Pr., 10. November 1935;

Die Lodzer Tuchmacherzunft, N. L. Z., 10. November 1935.

Einen beſonders wertvollen Aufſatz verdanken wir einem Lodzer Familienforſcher G. Schendel, Die Tuchmacherinnung zu Ozorkow, N. L. Z., 18. Februar 1934.

1935 erſchien eine monographiſche Bearbeitung von A. Breyer, Die erſte deutſche Tuchmacherſtadt in Mittelpolen, in: Dtſch. Wiſſ. Zeitſchr., Heft 29, Poſen. Deſſelben Verfaſſers „Deutſche Gaue in Mittelpolen" in: Deutſche Monatshefte in Polen, Heft 10, Kattowitz 1935, enthält auch Angaben über die Tuchmacher und Weber in Mittelpolen.

Ende 1936 erſchien ein eingehender Aufſatz von A. Breyer über „Die Anfänge des deutſchen Weberei- und Tuchmachergewerbes in Mittelpolen" in: Deutſche Monatshefte in Polen, Heft 3/4, S. 184—199.

Tuchmacher aus der weſtlichen Grenzzone Polens ins Innere des Landes hinüberſtrömten. Man kann dieſen Vorgang als den Beginn der großen Tuchmacherbewegung bezeichnen, muß ſich aber vor Augen halten, daß zwiſchen dieſer Vorphaſe und dem nach 1815 folgenden Hauptſtoß tiefe Weſensunterſchiede liegen.

Der vorliegende Aufſatz will dieſe Vorphaſe ſchildern. Vor allem ſoll gezeigt werden, daß die Tuchmacherbewegung vor 1815 nur aus der gleichzeitigen deutſchen Bauernkoloniſation zu verſtehen iſt, mit der ſie zur gleichen Zeit und in den gleichen Bahnen vorwärts ſchreitet. — Umgekehrt werden Geſichtspunkte, die aus der Erforſchung der Tuchmacherkoloniſation gewonnen werden, auch auf die Bauernwanderung angewandt werden können. So ſcheint es mir bemerkenswert, daß die neue Tuchmacherzeit in Polen mit einer Reihe von Gründungen begann, die aus dem damaligen merkantiliſtiſchen Ideen zugeneigten Zeitgeiſt geboren wurden. Polniſche Magnaten, die der Staatsführung mehr oder weniger naheſtanden, brachten die erſten Anſätze der neuen Bewegung. Ihre Gründungen brachen zwar zuſammen, aber ſie haben doch das Verdienſt, die Idee der merkantiliſtiſchen Planung der Allgemeinheit des polniſchen Adels vermittelt zu haben. So weit der Adel nun bei ſeinen Schöpfungen in dem organiſch oſtwärtsſtrebenden Koloniſtentum die Geſtalter ſeiner Wirtſchaftsideen fand, ſo weit reichen die Gründungen dieſer Phaſe der Tuchmacherei. Den ſo gewonnenen Geſichtspunkt dürfen wir auch auf die Bauernkoloniſation anwenden, die mit der ſtädtiſchen jener Phaſe von vor 1815 weſens- und blutsverwandt iſt, und wir werden erkennen, daß die merkantiliſtiſche Einſtellung des polniſchen Adels im 18. Jahrhundert die alte koloniſationsfeindliche Untoleranz gegen den Proteſtantismus ſchließlich überwand und auch die deutſche Bauernkoloniſation vorwärtsgetrieben hat.

Einer der weſentlichſten Unterſchiede zwiſchen der zu behandelnden Vorphaſe der Tuchmacherei Mittelpolens und der nach 1815 einſetzenden Regierungskoloniſation — neben der freilich die private weiterlief — iſt der Unterſchied im Koloniſtenmaterial, auf den ich gleich hier aufmerkſam machen möchte. Die Regierungskoloniſation konnte auch Sachſen und Sudetendeutſche zur Anſiedlung in Kongreßpolen bewegen, während die normale, gewiſſermaßen von ſelbſt fließende Oſtkoloniſation in unſerem Gebiet nur von Schleſiern und Pommern getragen wurde, die meiſt ſchon längere Zeit als altes Koloniſtenvolk in polniſcher Umgebung geſeſſen hatten.

Unſere Darſtellung gliedert ſich in drei Abſchnitte. Zunächſt ſollen die Grundzüge jener Vorphaſe der Tuchmacherkoloniſation für das Geſamtgebiet entwickelt werden. Es folgt dann ein Teilbild der inneren Zuſtände und wichtigeren Lebensfragen der Tuchmacherei in dem betreffenden Zeitabſchnitt. Schließlich ſoll am Beiſpiel des Lodzer Raumes der Vorgang dieſer Vorphaſe der Tuchmacherkoloniſation vor dem Einſetzen des Hauptſtoßes der Bewegung in ſeiner Eigenart im einzelnen geſchildert werden.

*

Als Grundlage für unſere allgemeine Darſtellung jener Vorphaſe der großen Tuchmacherkoloniſation in Mittelpolen möge uns eine Liſte der Tuchmacherorte dienen, die Angaben über die Gründungszeiten der betreffenden Orte enthält. Dieſe Liſte wurde 1819 zu dem Zweck verfaßt, die Leiſtungen der kongreßpolniſchen Regierung auf dieſem Gebiet hervorzuheben[2]. Auf alle Einzelheiten der Liſte, die immerhin eine ſtattliche Anzahl von Tuchmacherorten nennt, möchte ich nicht eingehen, da man dem beamteten Hiſtoriker jener Zeit nicht allzuviel Vertrauen ſchenken dürfte, weil er ſeinen Auftrag, wie häufig in ſolchen Fällen, von untergeordneten Adminiſtrationsbeamten durchführen ließ. Dieſe Methode hatte gewiß den einen Vorteil, daß jedesmal ortskundige Leute, die zumindeſt die mündliche Überlieferung des Ortes kannten, als Gewährsleute befragt wurden. Häufig ſind leider gerade die älteren Tuchmacherorte in bezug auf ihre Entſtehungszeit nur ganz unſcharf geſchildert, indem es einfach heißt, daß die dortige Tuchmacherei ſchon „ſeit langem" beſtehe. Die große induſtrielle Koloniſation des 16. und 17. Jahrhunderts, die auch nach Mittelpolen hineinreichte, kommt in der Liſte kaum zur Geltung. Das 17. Jahrhundert wird uns nur einmal genannt: Raków, ſeit 1636 (im Sandomirer Kreis). Auch für die Periode des großen Niederganges Polens bis zur Reformzeit Stanislaus Auguſts nennt die Liſte keine neuen Gründungen.

Deutlicher als jene alte Koloniſationswelle zeigt die Liſte die Eigenart der Gründerzeit des Stanislaus Auguſt, die aus den Wirtſchaftstheorien des ausgehenden 18. Jahrhunderts erwachſen war. Hierher gehören Staſzów im Sandomirer Land („ſeit 60 Jahren"), Janów im Lubliner Land (grobe Tuche ſchon ſeit 1724, feine erſt ſeit 1789), Dobrzyn (ſeit 1791), Pultuſk (ſeit 25 Jahren) und Przaſnyſz (ſeit 40 Jahren) im Plocker Land, Nowydwór (Neuhof) in Maſovien (ſeit 1778). Gewiß beziehen ſich gerade auf dieſe Zeit künſtlicher, meiſt aus patriotiſchen oder doch patriotiſch getarnten Motiven hervorgegangener Magnatengründungen auch einige andere Orte, deren Tuchmacheranfänge in der Liſte zeitlich nicht genauer beſtimmt worden ſind[3]. — Es iſt alſo auf dem Gebiete der Tuchmacherei dasſelbe Bild zu erkennen, das auch ſonſt die Epoche des Stanislaus Auguſt als eine Zeit der Reformverſuche auf allen Gebieten charakteriſiert. Die räumliche Verbreitung dieſer aus merkantiliſtiſchen und patriotiſchen Geſichtspunkten entſprungenen Gründungen kann natürlich keine klaren geographiſchen Linien erkennen laſſen, wenn auch Magnatenbeſitzungen bevorzugt werden.

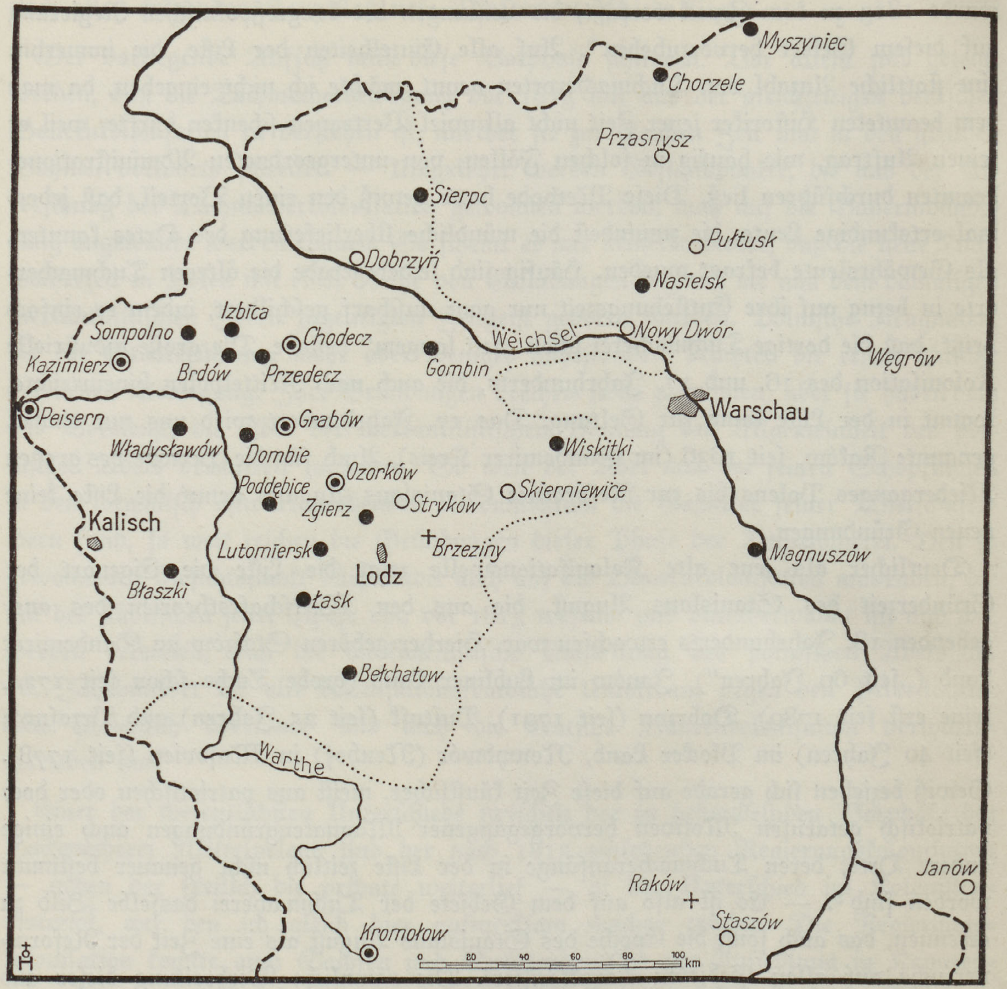
Das geographiſche Bild der Tuchmacherei verändert ſich erſt grundlegend nach den

---

[2] A. A. D. (Archiv Alter Akten in Warſchau), A. R. Adm., Vol. 348.

[3] Vgl. auch A. Gł. (Archiwum Główne, Warſchau), SP 209, 3 zum Petrik. Kammerdep., J. 1793: „Fabriken ſind von einigen Herrſchaften unternommen worden aber ohne ſonderlichen Fortgang. In Kudno in Cujawien iſt ein kleiner Anfang einer Tuchmanufaktur. Die Leinwand-Fabricke des Primas in Lowicz iſt vormals in beſſerer Verfaſſung geweſen, ohngefähr ſeit 6 Jahren aber ſehr geſunken. Die Tuch-Fabricke in Skierniewic kennt niemand weiter, als dem Namen nach. In Sieradz ſollen einige Tuchmacher, vornämlich in dem Städtchen Kempen an der ſchleſiſchen Grenze vorhanden ſeyn, ohngefähr 25 bis 30 in der ganzen Provinz" (aus dem Bericht des Aſſeſſors Kunth, vgl.: Das Jahr 1793. Urkunden und Aktenſtücke . . ., hrsg. unter d. Red. von R. Prümers, Poſen 1895, S. 581).

Gründungen der preußiſchen und Großherzoglich-Warſchauer Regierungszeit (vgl. Karte). Zunächſt nenne ich hier die Niederlaſſungen der Tuchmacher aus der kurzen preußiſchen Beſetzungszeit. In der Kaliſcher Wojewodſchaft u. a.: Laſk (1801), Lutomierſk (1796, in dieſer Stadt beſtand bereits im Mittelalter eine Tuchmacherzunft), Władysławów-Roſterſchütz (1806, wie aber aus dem am Orte in der Weberzunftlade befindlichen Privileg hervorgeht, waren an dieſem Orte bereits vor dem Jahre 1739 Tuchmacher), Bełchatów (1800). In der Sandomirer Wojewodſchaft:


Myszyniec
Chorzele
Przasnysz
Sierpc
Pułtusk
Dobrzyń
Nasielsk
Izbica
Sompolno
Chodecz
Weichsel
Nowy Dwór
Węgrów
Kazimierz
Brdów
Przedecz
Gombin
Warschau
Peisern
Grabów
Władysławów
Dombie
Wiskitki
Ozorków
Poddębice
Skierniewice
Zgierz
Stryków
Kalisch
Brzeziny
Lutomiersk
Magnuszów
Lodz
Błaszki
Łask
Bełchatow
Warthe
Janów
Raków
Staszów
Kromołow
0 20 40 60 80 100 km

Verbreitung des Tuchgewerbes in Mittelpolen (1815).

+ Tuchmacherniederlaſſungen ſeit dem 16. und 17. Jahrhundert.
○ ″ ″ aus der Zeit Stanislaus Auguſts (1764—1793/5).
● ″ ″ aus der preußiſchen Zeit (1793/5—1806).
◉ ″ ″ aus der Zeit des Großherzogs Warſchau (1807—1815),

Die Karte iſt nach den Angaben der amtlichen Zuſammenſtellung aus dem Jahre 1819 gezeichnet. — Die punktierte Linie bezeichnet die Oſtgrenze der deutſchen Bauern-Koloniſation um 1800.

Magnuſzów (1802). In der Plocker Wojewodſchaft: Sierpc (ſeit der preußiſchen Regierungszeit), Myſzyniec (1801), Chorzele (1800), Naſielſk (ſeit 15 Jahren). In der Maſoviſchen Wojewodſchaft: Brdów (ſeit der preußiſchen Regierung), Kolonie Biała (ſeit 18 Jahren), Izbica (ſeit 20 Jahren), in Przedecz und Sompolno (ſeit der preußiſchen Regierung), Wiſkitki (ſeit 15 Jahren), in Zgierz und Poddębice (ſeit 1806). Die Liſte muß hier noch durch eine bedeutende Tuchmacherſtadt ergänzt werden, nämlich Dombie, welches durch A. Breyer eine eingehende Bearbeitung erfahren hat. In unſerer Liſte heißt es zur Zeitbeſtimmung der Anfänge des Dombier Tuchgewerbes einfach: ſeit alten Zeiten. Von ſolchen zeitlich unſcharf beſtimmten Orten entfällt gewiß auch noch ſo mancher auf die preußiſche Zeit.

Auch zu Großherzoglich-Warſchauer Zeit nahm die Tuchmacher-Koloniſation ihren Fortgang in einer Reihe von Neugründungen. Laut unſerer Liſte entſtanden in dieſer Zeit in der Kaliſcher Wojewodſchaft (ich nenne immer nur die namhafteren Orte): Peiſern (1812), Każmierz (1810); in der Maſoviſchen: Chodecz (1809), in Gombin (ſeit 8 Jahren, hier iſt ſchon zur preußiſchen Zeit ein kleiner Tuchmacherbetrieb geweſen, auch eine Walke), Grabów (1811), Zgierz und Poddębice (1806—1812 bzw. ſeit 1806); in der Krakauer Wojewodſchaft: Kromołów (1811), Sieciechowice (1811).

Dieſer Auszug aus den Angaben der Liſte berückſichtigt nur, wie ſchon geſagt wurde, die namhafteren Tuchmacherbetriebe. Die Liſte ſelbſt iſt auch keineswegs als vollſtändig anzuerkennen. Jedoch ermöglicht ſie uns eine allgemeine Überſicht über den zeitlichen Werdegang der Tuchmacherei und ihre damalige räumliche Verbreitung in Polen, d. i. in Kongreßpolen.

Das geographiſche Bild der Tuchmacherei in Kongreßpolen nach den Schöpfungen der preußiſchen Zeit läßt bereits jene Züge erkennen, die das Bild ſeitdem beherrſchen. Schon die aus früheren Jahrhunderten ſtammende Tuchmacherei in Großpolen wies die zahlreichen polniſchen Induſtrien eigentümliche Grenzlage auf. Dieſelbe Lage kennzeichnet auch die Tuchmacherei um 1806 (im nachmaligen Kongreßpolen). Die weſtlichen Teile dieſes Gebietes werden deutlich bevorzugt. Die Wojewodſchaften Krakau, Sandomir, Lublin, Podlaſien und Auguſtów treten in der genannten Liſte ganz hinter die weſtlichen Randwojewodſchaften Kaliſch und Warſchau ſowie Plock zurück. Dieſe letzte iſt eigentlich nicht mehr weſtlich gelegen und paßt alſo ſcheinbar auf den erſten Blick nicht recht in das Bild hinein. Wenn wir jedoch näher hinſchauen und laut unſerer Liſte die Art der in der Plocker Wojewodſchaft verfertigten Tuche berückſichtigen, ſo ſtellen wir in den diesbezüglichen Rubriken feſt, daß es dort durchweg die ſog. „ordinären" Tuche waren, bis auf eine Ausnahme: Rembielinko, welcher Ort offenſichtlich von dem bekannten hohen polniſchen Verwaltungsbeamten und ſpäter großzügigen Förderer der polniſchen Induſtrie Rembielinſki angelegt worden iſt, und zwar erſt „ſeit einigen Jahren". Hier ſteht demnach „feine" gegen „grobe", deutſche gegen polniſche Ware.

Die Herſtellung der „feinen" Tuche beſchränkt ſich alſo faſt ausſchließlich auf die Weſtränder des Gebiets, und zwar (einſchließlich der Gründungen aus der Zeit des

Großherzogtums Warſchau) auf die Nordweſtecke des Landes, dort, wo die ſpätere Provinz Poſen an Kongreßpolen grenzte. Das von den Tuchmachern bevorzugte Gebiet im nordweſtlichen Kongreßpolen war übrigens vordem ein Teil des hiſtoriſchen Großpolens. Dieſes Gebiet umfaßte folgende Orte: Peiſern (22 Stühle), Kazmierz (42), Władysławowo-Roſterſchütz (15) Brdów (13), Kolonie Biała (23), Chodecz (5), Izbica (9), Przedecz (33), Sompolno (7), Dombie (47), Grabów (10), wobei die hervorgehobenen Orte ſich durch eine größere Anzahl ihrer Webſtühle auszeichneten. In allen dieſen Ortſchaften wurde meiſt nicht das landesübliche grobe, ordinäre Tuch, ſondern feine Handelsware gewebt. Der bedeutendſte unter allen an Kongreßpolen gefallenen Tuchmacherorten war Dombie (bis auf Brzeziny — 167 Stühle, Janów — 150 und Staſzów — 46, von denen die letzten beiden Orte im Süden des Landes lagen, wo gewiß mehr grobe Tuche hergeſtellt wurden, wiewohl die Liſte von 1819 dort bereits auch feine erwähnt).

Der größte Teil der Tuchmacherorte lag alſo, worauf ſchon hingewieſen wurde, im nordweſtlichen Kongreßpolen. Dieſe Lagebeſtimmung läßt ſich noch ſchärfer faſſen. Es fallen nämlich die dortigen Tuchmacherorte in den von Schönlanke über Czarnikau, Oborniki, Schwerſenz, Wreſchen, Witkowo und Mogilno nach Südoſten vorſtoßenden Koloniſtenſtrom und ſind ein Teilglied dieſes Stromes, der weiter in die nördlichen Teile der Lodzer Landſchaft hineinzieht. Peiſern und Roſterſchütz fallen in den zweiten Strom, der etwa von den Neutomiſchler Wäldern ausgehend über Schrimm, Jarotſchin, Pleſchen den Weg ins nördliche Kaliſcher Land nimmt und von hier dann weiter nach Oſten in die Lodzer Gegend ſtrömt. Der erſte iſt der pommerſche, der zweite der ſchleſiſche Koloniſtenſtrom. Ihre Bahnen waren durch große mehr oder weniger zuſammenhängende Waldgebiete, die in dieſe Richtungen wieſen und gewiß diluvial-geologiſch beſtimmt ſind, vorgezeichnet. Deutſche Bauern und Bürger zogen alſo auf gemeinſamen Straßen ins Innere Polens.

Dieſe geographiſche Lage der deutſchen Koloniſtenzüge im nordweſtlichen polniſchen Flachlande erklärt auch die auffallende Tatſache, daß die Tuchinduſtrie, wie heute noch die Textilinduſtrie um Lodz, im großen ganzen auf ſchlechterem Boden untergebracht iſt, in alten Waldlandſchaften, die ſehr lange auf die Axt des Siedlers hatten warten müſſen, und fern von den alten hiſtoriſchen Zentren der polniſchen Landſchaften. Gerade die abgelegenſten Waldgebiete, die bisher in friedlicher Einſamkeit dalagen, ſollten nun zu Mittelpunkten der modernen Induſtrien werden.

Bei der noch vor kurzem üblichen Anſicht von der künſtlich von den Beamten und Regierungen aufgezüchteten „Treibhausinduſtrie“ Kongreßpolens, wie ſie hier und da immer noch in den verſchiedenſten Kreiſen, auch in der Wiſſenſchaft, gehegt wird, ſah man in der Wahl der Orte zur „geplanten“ Induſtrialiſierung immer nur willkürliche Amtshandlungen einzelner Perſonen. Wir konnten eben vorhin erkennen, wie fruchtbar in dieſem Zuſammenhange der koloniſatoriſche Standpunkt iſt, der den Schwerpunkt in den deutſchen Koloniſten und ſeine Wanderungsbedingungen ſetzt. Wir werden noch weiter unten dafür immer wieder Beiſpiele genug finden. Wie merkwürdig materialiſtiſch-befangen iſt dagegen z. B. die Vermutung, nach der für die Anlage der Induſtrieſtadt Lodz u. a. ein volkswirtſchaftlicher Standpunkt hätte ausſchlaggebend ſein ſollen, nämlich daß der Boden der Stadt Lodz ſchlecht und ſandig ſei und man den beſſeren Boden für die Landwirtſchaft freizuhalten ſuchte[4]. Hier iſt der deutſche Koloniſt ganz vergeſſen worden, und über dieſen und das Verſtändnis ſeiner Lebensformen führt die Erkenntnis der Lage und Raumverhältniſſe verſchiedener Erſcheinungen des polniſchen Landes, die ſonſt unverſtändlich und unenträtſelt bleiben müßten.

Wir haben in den vorhin genannten Koloniſtenſtrömen eine Parallele der induſtriellen Koloniſationsbewegung zur Etappenwanderung der deutſchen Bauernkoloniſation gefunden, die etwa in denſelben Gebieten zuerſt Fuß in Kongreßpolen faßte und ſich in denſelben Bahnen weiter ins Innere, zumeiſt ins Lodzer Land bewegte. Ich gehe hier nicht auf Einzelnachweiſe für den Zuſammenhang zwiſchen der deutſchen Bauernwanderung und der induſtriellen Koloniſierung des Landes ein. Doch ſchon aus den geſchilderten Tatſachen gehen dieſe Beziehungen klar hervor. Wir ſahen den räumlichen Zuſammenhang. Wir wiſſen, daß die Koloniſten auf dem Lande wie in der Stadt deutſchen Blutes waren, daß ſie in einer Gegend auch ein und desſelben Stammes und derſelben Mundart waren. Daß dieſe Beziehungen zwiſchen Stadt und Land hier noch viel enger waren, dafür ſpricht auch ſchon das zeitliche Verhältnis der ſtädtiſchen Koloniſation zur bäuerlichen desſelben Gebietes. Dieſe letzte geht der ſtädtiſchen in der Regel nicht viel voraus. Der Bauer war der Wegbereiter für die Tuchmacherkoloniſation. Verwandtſchaftliche Beziehungen und Blutbande zwiſchen Tuchmachern und Bauernkoloniſten zeichneten beiden einen gemeinſamen Weg vor. Deutſche Bauern und Bürger erſcheinen ſo als Bluts- und Schickſalsgemeinſchaft.

*

Für den deutſchen Tuchmacher des Oſtens iſt die Schickſalsfrage die Auseinanderſetzung mit den Juden geweſen. In dieſem Kampfe iſt der kleine Weber und Tuchmacher längſt unterlegen, ſeit dem Weltkriege iſt auch die ſtolze deutſche Großinduſtrie in Lodz an den Juden zerbrochen und in deren Beſitz übergegangen[4a].

Der Kampf begann mit dem Tage der Überſiedlung nach Polen und findet in der

---

[4] Handbuch von Polen, hrsg. von Dr. E. Wunderlich. Berlin 1917, S. 318.

[4a] Die Lodzer Großinduſtriellen waren auch bemerkenswerterweiſe nicht aus den aus Großpolen zugewanderten Koloniſten erwachſen, ſondern ſtammten aus Deutſchland: aus Sachſen, Schleſien, dem Rheinland u. a. Sie brachten z. T. eignes bedeutendes Kapital mit, z. T. erhielten ſie größere Subſidien von der kongreßpolniſchen Regierung. In der Tatſache der Anſiedlung kapitalſtarker deutſcher Unternehmungen in Lodz beruht auch zum guten Teil die großartige Entwicklung von Lodz — während die Induſtrie in den meiſten andern, vom jüdiſchen Kapital beherrſchten Niederlaſſungen der kleinen Weber und Tuchmacher bereits untergegangen iſt oder doch immer nur kümmerlich vegetierte.

Regel ſchon in den Gründungsprivilegien ſeinen Niederſchlag, mit deren Beſtimmungen der deutſche Tuchmacher ſich gegen die Juden ſchützen will. In den Akten aus der preußiſchen und Großherzoglich-Warſchauer Verwaltungstätigkeit nimmt dieſe Auseinanderſetzung einen ſehr breiten Raum ein und erſcheint auch dort in den Augen der Zeitgenoſſen als eine der Hauptlebensfragen des Tuchgewerbes in Polen überhaupt. So wie der Deutſche in dieſer Induſtrie immer in der ſich gleichbleibenden Rolle des tätigen, ſchaffenden Handwerkers und Induſtriepioniers auftritt, ſo hat auch der Jude durch Jahrhunderte hindurch immer dieſelbe Rolle des kaufmänniſchen Nutznießers dieſer Arbeit geſpielt, mit mehr oder weniger ſichtbarem Erfolge, aber doch immer in dieſer Richtung hinſtrebend.

Der Ausgangspunkt der preußiſchen Tätigkeit, wie wir ſie aus jenem Aktenbündel erſehen, waren offenſichtlich Klagen der Werktätigen über jüdiſche Ausbeutung. Die Warſchauer Kammer hatte daraufhin bei der ſüdpreußiſchen Regierung beantragt, den Juden den Ankauf der Wolle zu verbieten. Dem wurde nicht ohne weiteres ſtattgegeben, „weil die zum größten Teil armen ſüdpreußiſchen Tuchmacher ihr Handwerk nicht würden exerzieren können, wenn nicht Juden ſie mit Wollvorſchüſſen unterſtützten, ihnen ihre rohen Fabrikate abnehmen, dann das Walken, Färben und Scheren für eigene Rechnung beſorgen und ſolchergeſtalt die Tuche zur Kaufmannsware fertigmachen, auch weil die Juden einen bedeutenden Teil der Bevölkerung Südpreußens ausmachen, und wenn ihnen der Wollhandel plötzlich abgeſchnitten werden ſollte, nicht ſogleich ein Surrogat dafür erhalten können“[5]. Die Regierung heißt aber das Projekt der Wollmärkte gut, auf denen die Weber, da ſie ja nicht die Zeit haben, um zu ihren Einkäufen auf das Land hinauszugehen, nach Maßgabe ihrer Geldmittel ſich mit Wolle verſorgen können, ohne die jüdiſche Vermittlung benützen zu müſſen. Das angeführte Zitat ſchildert, abgeſehen von der ſich darin kundtuenden zwieſpältigen Einſtellung der preußiſchen Regierung zu den Juden in Südpreußen, in kurzen treffenden Worten die Art der Produktion in dieſen äußerſten öſtlichen Vorpoſten deutſcher Tuchmacherei. Es iſt der ganze Jammer des Verlagsſyſtems, der aus dieſer Darſtellung ſpricht, dem ſich nur wenige etwas wohlhabendere Fabrikanten entziehen konnten.

Die Wollmärkte, die in Warſchau, Błonie, Sochaczew, Rawa und Lentſchitz geplant waren, ſind nicht zuſtande gekommen. Überhaupt, ſo heißt es in den Akten gewiſſermaßen entſchuldigend, ſei bei der Geringfügigkeit des Schafſtandes in hieſiger Provinz der Wollhandel noch von ſehr geringer Bedeutung. In Warſchau würde überdies vorwiegend ausländiſche Wolle verkauft. Das Marktprojekt bedeutete um ſo mehr nur einen Schlag ins Waſſer, als die Juden die Wolle in der Provinz bereits auf den Schafen aufkauften, indem ſie von Gutshof zu Gutshof gingen und ſo den ganzen Wollbeſtand ſchon vorher in ihre Hand bekamen. Sie gaben dann die Wolle an die Tuchmacher gegen Rohware ab[6]. Was das an Übervorteilungsmöglichkeiten zuungunſten des Webers bedeutet, iſt wohl heute allgemein bekannt. Der Weber wird auf dieſe Weiſe zum widerſtandsunfähigen Ausbeutungsobjekt des Händlers. Ob die vorhin genannte Anordnung über die Wollmärkte eben darum die Genehmigung erlangt hatte, weil ſie von den Juden umgangen werden konnte, iſt natürlich eine Frage, die hier nicht entſchieden werden kann.

---

[5] A. A. O., K. Rz. S. W., 18525, Schr. v. 28. Juni 1801.

[6] Ebenda, Schr. v. 27. Juni 1803.

Die Poſener Kammer, in deren Verwaltungsbereich ſich faſt die geſamte Tuchmacherei Südpreußens konzentrierte, richtete am 8. Auguſt 1805 folgendes Schreiben an die Berliner Regierung, aus dem ich einige charakteriſtiſche Stellen wiedergebe[7]: „Seit 4 Jahren ſind in den vorzüglichſten Fabrique Städten des uns anvertrauten Departements und namentlich in Poſen, Liſſa, Rawicz, Frauſtadt, Zduny, Rogaſen, Meſeritz, Karge und Birnbaum Wollmärkte errichtet und der Endzweck derſelben war, den Juden den bisher ausſchließlich betriebenen Wollhandel zu entreißen und dadurch den armen und reichen Tuchfabrikanten Gelegenheit zu verſchaffen — ihren Wollbedarf aus der erſten Hand zu kaufen, mit ihrer gewöhnlichen Gewandtheit haben es aber die Juden — die leider bei uns den vierzehnten Teil der ganzen Population und in manchen Städten ſogar den dritten und vierten Teil ihrer Einwohner ausmachen — es dahin zu bringen gewußt, daß niemand ſeine Wolle auf die Märkte ſchickt, ſondern ſie nach wie vor nur Juden überläßt, die ſie ſchon auf den Schafen und lange vor der Schur beihandeln...“

„Wären die Juden irgendeiner Rechtlichkeit fähig, wäre mit ihrem Nationalcharakter nicht längſt die ſchmutzigſte Gewinnſucht innig verwebt, ſo würde der Wollhandel in ihren Händen nicht nachteilig ſein...“[8].

Aber ſo wie ſie ſind, betrügen ſie, der Tuchmacher bekommt gefälſchte Wolle, ſei es nun im Gewicht oder ſonſt. Der Weber verarme dadurch und gebe ſchließlich das Geſchäft auf. Es müſſe unbedingt den Juden verboten werden, auf dem platten Lande Wolle zu kaufen. Viele Juden ſpiegeln vor, Tuchmacher zu ſein, um in den Beſitz von deren Rechten zu kommen, ſie wollen aber nichts weiter als „die chriſtlichen Fabrikanten durch wucheriſchen und betrügeriſchen Handel dezimieren“. Die Regierung möge auch Geldfonds vorſtrecken, um die armen Tuchmacher beim Wollkauf zu unterſtützen und damit allmählich ſelbſtändig zu machen.

Tatſächlich wird im Jahre 1806 von dem Provinzialminiſter Voß der Wollankauf auf dem flachen Lande den Juden überhaupt unterſagt — aber die in die Städte gebrachte Wolle ſoll für alle käuflich ſein. Wieviel die Preußen damit erreicht hätten, läßt ſich nicht mehr feſtſtellen, ging doch die preußiſche Regierungszeit in dieſen Teilen Polens in demſelben Jahre ihrem Ende entgegen.

Im Mai 1808 wird die Angelegenheit der Tuchmacherei von der Großherzoglich-Warſchauer Regierung wieder aufgenommen. Bekanntlich gehörte auch die nachmalige poſenſche Provinz zu dieſem Großherzogtum. Ein Schreiben vom 16. Mai 1808, das von Staſzic unterzeichnet iſt, ſtellt uns gleich mitten in die neue Sachlage[9].

---

[7] A. A. D., K. Rz. S. W., 18525, Schr. v. 27. Juni 1803.

[8] Ebenda.

[9] Ebenda.

Wahrſcheinlich waren Klagen der Tuchmacher an die Regierungsſtellen eingegangen, die nun eine gründliche Nachprüfung und Aufrollung des alten von den Preußen hinterlaſſenen Sachbeſtandes erforderten. Staſzic verſuchte zunächſt einmal Erkundigungen über die Lage und Forderungen der Tuchmacherei einzuholen. Im Mai dieſes Jahres gingen Briefe an einige der namhafteſten Tuchmacher ab: an Vollmer in Meſeritz, Ziegler in Liſſa und Schneider und Viebig in Rawitſch, mit der Aufforderung, die Belange der Tuchmacher in betreff der wichtigſten aktuellen Schwierigkeiten vorzuſtellen. Aus den zum Teil in deutſcher Sprache einlaufenden Antwortſchreiben der genannten Tuchmacher geht hervor, daß die Induſtrie zwar durch die Kriegszeit, die Durchmärſche und fortdauernden Einquartierungen ſehr gelitten, ſie aber im ganzen doch wohl überſtanden habe. Schneider und Viebig weiſen auch darauf hin, daß zu ehemaligen polniſchen Zeiten die Fabrikſtädte von allen Militäreinquartierungen grundſätzlich frei waren, und zwar aus der ſehr richtigen Erwägung, weil der Tuchmacher, der größtenteils nur eine Stube und dieſe zur Arbeit habe, bei Einquartierungen ſein Gewerbe durchaus liegen laſſen müſſe. — Die Wollausfuhr ſollte unterbunden werden, indem die Zölle erhöht würden. Der Handel mit Rußland gehe, wie insbeſondere Ziegler feſtſtellt, ſo wie vordem. Volmer aus Meſeritz ſchreibt aber bereits ausdrücklich von einer eingetretenen Verarmung der Tuchmacher. Es ſei zwar aus Meſeritz bisher noch keiner weggezogen, doch nur die Hälfte der Tuchmacher arbeite. Die genannten Vertreter des Tuchgewerbes traten beſonders für eine Ermäßigung der Zölle für Farbartikel ein, worauf dann auch die Regierung bald eingegangen iſt. Ziegler betont auch die alte Forderung der Tuchmacher, daß den Juden verboten werden müſſe, die Wolle auf den Schafen zu kaufen. Dadurch gerate der Wollhandel in jüdiſche Hände, die Wolle werde gefälſcht. „Der arme Meiſter, der gezwungen iſt, von den Juden die Wolle zu kaufen, pflegt auf unanſtändige Weiſe betrogen zu werden.“ Alle rühmen einhellig die Unterſtützung, die ihre Sache bei den früheren preußiſchen Behörden gefunden habe.

Im ganzen folgt meines Erachtens aus dieſen Antwortſchreiben, daß die großpolniſche Tuchmacherei die Stürme der erſten napoleoniſchen Kriege einigermaßen überſtanden hat. Die Forderungen der Tuchmacher wirken im ganzen recht alltäglich und laſſen die Kataſtrophe, die bald über ſie hereinbrechen ſollte, noch nicht erkennen.

Im Verfolg der durch die obigen Erkundungen eingeleiteten Aktion entwirft nun der polniſche Schatzminiſter ſeine Arbeitspläne, die im weſentlichen folgendermaßen ausſehen und vor allen Dingen ob ihrer grundſätzlichen Stellungnahme zu dem damals durchweg deutſchen Tuchgewerbe wertvoll ſind. Eine der Hauptforderungen des Schatzminiſters iſt die geplante Ausſchaltung der Juden. Zur Vervollſtändigung des bereits oben gegebenen Bildes vom jüdiſchen Anteil an dem Tuchgewerbe ſei hier noch folgende miniſterielle polniſche Stimme zu Gehör gebracht: „Die Juden, die die erſten Spekulanten im Lande ſind, kaufen faſt die geſamte Wolle auf und werden auf dieſe Weiſe zu Vermittlern zwiſchen dem Fabrikanten und dem Erzeuger.

Nachdem der Jude die Wolle von dem Produzenten gekauft hat, gibt er dieſelbe an den Tuchmacher zur Ausfertigung, wofür er ihm ſehr wenig zahlt, und das Tuch verſchachert er allzuhoch, oder er kreditiert dem Tuchmacher in deſſen Not die Wolle zu unermeßlichem Zinsfuß, den er, höher als ſein ganzer Verdienſt, an den Gläubiger abgeben muß …“ So ſollten denn die Juden nur in den Städten Wolle kaufen dürfen.

Überdies ſollten alle Tuchmacher kantonfrei ſein und einwandernde Tuchmacher zollfreie Einfuhr ihres ganzen beweglichen Beſitztums genießen. Darüber hinaus ſollten Zuwandernde durch 10 Jahre ſteuerfrei bleiben. Zur Hebung des Abſatzes ſollte das polniſche Heer verpflichtet werden, nur noch eigene Landestuche zu kaufen. Es machen ſich alſo deutlich Beſtrebungen zur Förderung der induſtriellen Koloniſation bemerkbar[10].

Auch der Präfekt des Poſener Departements, der ja in ſeinem Gebiet die meiſten Tuchmacher hatte, trat für die Heranziehung weiterer Tuchmacher ein. Fremdlinge ſollten durchaus angelockt und hinreichend gefördert werden. Die preußiſche Regierung habe zwar auch in dieſer Richtung etwas getan, aber doch im ganzen ſehr wenig, da ſie ihre eigene Landesinduſtrie nicht ſchädigen wollte. Dafür müßte nun die polniſche Regierung mit allen Kräften für die Einwanderung von Fabrikanten eintreten. Er nennt die verſchiedenen Erleichterungen, die den Ausländern verſprochen und gewährt werden müßten, um ſie in das Land zu ziehen. Auch Preußen verdanke ſeine Induſtrie in erſter Linie fremden Einwanderern, beſonders den Hugenotten. Die Juden freilich leiſten dem Staate keinen guten Dienſt. In dieſe Linie der Abſichten der Großherzoglich-Warſchauer Regierung fällt auch die bekannte Aufforderung zur Anſiedlung in den polniſchen Ländern, die im Jahre 1809 verkündet wurde.

*

Mittlerweile trat aber das Ereignis ein, das ſchon ſeit einiger Zeit erwartet wurde und die ſchlimmſten Befürchtungen für die Zukunft des polniſchen Gewerbes aufkommen ließ. Am 31. Dezember 1810 wurde ein Tucheinfuhrverbot in Rußland erlaſſen. Damit war das größte Abſatzgebiet der bisher meiſt für die öſtlichen Märkte arbeitenden Tuchmacherei des deutſchen Oſtens, einſchließlich der Weſtränder des polniſchen Staates, verſchloſſen worden. Die Tuch- und Wollpreiſe fielen, und die Tuchmacher gerieten in Not. Die letzte Abſicht des ruſſiſchen Tucheinfuhrverbotes war, die Fabrikanten in die Grenzen des eigenen Landes hineinzuziehen, um eine ruſſiſche Tuchinduſtrie hochzuzüchten.

Der Präfekt von Poſen äußerte ſich zu dieſer Maßnahme recht optimiſtiſch[11], daß es für Rußland ſchwer ſein werde, den deutſchen Tuchmacher aus den polniſchen Städten zu ſich hinüberzuziehen. Bis zum Juni des Jahres 1811 wären ihm ſehr wenig Fälle einer Auswanderung in jenes Land bekannt geworden. Rußland würde ſchließlich auch weiterhin die Einfuhr gewiſſer Sorten fremden Tuches benötigen. „Es darf nicht vergeſſen werden, daß der Verkauf und der Handel mit Tuchen, *der nach China geht*, uns nicht entriſſen werden kann, und gerade an dieſem Handel verdienen wir am meiſten. Das nach China gehende Tuch iſt ſchwarz und gelb gefärbt (die billigſten Farben). Der Ruſſe aber trägt keine anderen Farben als blau und grün.“

---

[10] A. A. D., K. Rz. S. W., 18525, Schr. v. 4. Oktober 1808.

[11] Ebenda 18526, Schr. v. 14. Juni 1811.

Wie bedeutſam dieſer Handel nach Rußland war, welche allgemeine finanzpolitiſche Bedeutung ſchon damals die deutſche Tuchproduktion für den polniſchen Staat hatte und wie ſchwer ſomit der durch das Tucheinfuhrverbot zugefügte Schlag war, geht aus einer Feſtſtellung des polniſchen Innenminiſters hervor: „Wie bedeutend unſer Exporthandel in Tuchen nach Rußland war, iſt dem Miniſterrat bekannt. *Dieſer Handel trug dem Lande, wie die Zollberichte beweiſen, einige Millionen Bargeld aus Rußland ein, und deckte damit die Verluſte, die wir im Handelsverkehr mit Preußen davontrugen*[12].“

Schnelles Handeln tat not. Der Innenmarkt ſollte den Ausfall wettmachen. Die Einfuhr von Tuchen billiger Art wollte man unterſagen. Am 3. Auguſt 1811 unterzeichnete der Großherzog, König Friedrich Auguſt von Sachſen, den Befehl, daß das polniſche Heer nur mit Landestuchen eingekleidet werden ſolle[13].

Unterdeſſen brachen fremde Heereszüge in das polniſche Land ein und die politiſchen Verhältniſſe blieben lange Zeit ungeregelt. Die betreffenden Aktenbände weiſen dementſprechend für die nun folgende Zeit von 1812—1816 eine Lücke auf. Die Kriegsunruhen geſtatteten den Zentralſtellen keine Behandlung dieſer Angelegenheit. Erſt im Jahre 1816 ſetzen die Akten fort. Mittlerweile hatte ſich übrigens ſeit dem Jahre 1811 nichts in der Stellungnahme der beteiligten Regierungen verändert. Vor allem war Rußland bei ſeiner protektioniſtiſchen Stützung der eigenen Induſtrie geblieben. Was ſich geändert hatte, war nur die territoriale Zugehörigkeit des Gebiets, das nun als ſog. Kongreßpolen zu Rußland gehörte. Die von der ruſſiſchen Regierung durch ihre Handelspolitik geförderte Gründung eigener Induſtriezweige wirkte ſich jetzt ſegensreich im kongreßpolniſchen Raume aus. Das daraus erwachſende Induſtriegebiet fällt nun in den kongreßpolniſchen Raum. Die große Stunde war gekommen.

Eine der erſten Folgen des ruſſiſchen Einfuhrverbots, das jetzt Kongreßpolen mit einſchloß, war ein großartiger Schmuggelbetrieb an den langen grünen Grenzen des Landes. Natürlich konnte das nur ein Übergangsſtadium bis zur vollſtändigen Überſiedlung der Induſtrie an den Ort des erleichterten Warenabſatzes ſein. Daß an dieſem Schmuggel in erſter Linie natürlich wieder Juden beteiligt waren, braucht wohl nicht erſt nachgewieſen zu werden.

Die Regierung beeilte ſich, möglichſt raſch die Überſiedlung der poſenſchen Tuchmacherei zu fördern. Schon 1816, alſo einem Datum, das uns wegen ſeiner großen Bedeutung für die Koloniſtenwanderungen hier im Oſten ſchon ſattſam bekannt iſt, erließ der kgl. Statthalter in Kongreßpolen Zajączek verſchiedene Ausführungsbeſtimmungen zur Erleichterung der Zuwanderung ausländiſcher Handwerker und Fabrikanten. Die erſte Ernte der großen Tuchmacherzeit fiel den beweglicheren Privatgründungen zu. Später erſt folgten die bekannten Regierungsgründungen. Doch überſchreiten wir damit bereits den Rahmen des uns in dieſem Aufſatz vorſchwebenden Zieles.

---

[12] A. A. D., K. Rz. S. W., 18526, Schr. v. März 1811.

[13] A. A. D., K. Rz. S. W., 18525.

*

Damit kommen wir nun auf die Entwicklung der Tuchmacherkoloniſation im Lodzer Gebiet, die erſt auf dem Hintergrund jener allgemeinen Darſtellung verſtändlich wird.

Im einzelnen ſollen die Anfänge der Tuchmacherei in Stryków, Dombie, Ozorków, Brzeziny geſchildert werden. Dieſe Reihenfolge entſpricht etwa dem Verlauf der Tuchmacherkoloniſation in dem behandelten Zeitabſchnitt. Das Tuchgewerbe in Brzeziny iſt zwar viele Jahrhunderte alt, auch ſonſt gab es in der Lodzer Gegend hier und da Tuchmacher. Was uns hier intereſſiert, iſt aber nur der Verlauf der neueren Tuchmacherkoloniſation vor dem Beginn der großen Regierungskoloniſation. Auch die ſpäteren Privatgründungen finden hier keine Behandlung.

Im Jahre 1795 reichten die Tuchmacher von Stryków eine Klageſchrift an die derzeitige ſüdpreußiſche Regierung ein, die von den preußiſchen Beamten keine nähere Berückſichtigung erfuhr und bald zu den Akten gelegt wurde[14]. Aus dieſer Eingabe erfahren wir jedoch die weſentlichſten Angaben über die Anfänge der dortigen Tuchmacherei. Es folgt hier ein Auszug, der den Typ der Adelsgründungen zeigt und auch die tragiſche Auseinanderſetzung der kapitalſchwachen Tuchmacher mit den Juden andeutet:

„Wir arme Tuchfabrikanten in der adlichen Stadt Strikow werfen uns zu Ew. Exzellenz Füßen und bitten um gnädige Erhörung unſerer Bitte.

Vor etwa 4 Jahren ſind wir aus Liſa und der Ponſhen (!) Gegend auf die Zuredung des Herrn Schambelan Schernetzki Grundherrn hierſelbſt anhergezogen, und Schambelan hat uns Häuſer bauen laſſen, Vorſchuß gegeben und Schönfärberei mit allem Zugehör bauen laſſen, auch eine Tuchſchere angelegt. Wir glaubten auch hier ſelbſt unſer Brot zu haben, aber ſeit der Beſitzung dieſer Provinz an Se. Königliche Mageſtät geworden, iſt es mit uns ſo ſchlecht, daß wir alle davongehen möchten, wir haben auch bei allen Gelegenheiten unſer Beſchwerden . . . iſt nun die Fabrik durch den Tuchſcherer und Walker, welche wegen Mangel der Nahrung ſchon weggezogen, gänzlich in Verfall geraten und wir übrige Fabrikanten ſind nunmehr ganz verlaſſen . . ." Dieſes Schreiben iſt von Benjamin Poſtler „im Namen der geſamten Fabrikanten" unterzeichnet.

---

[14] A. Gł. (Archiwum Główne, Warſchau), Sp. 852, 22.

Aus einer Beilage geht klarer hervor, was eigentlich der Grund ihrer ſchweren Lage war: „. . . unſer Ort iſt klein, das Mehrſte beſteht in Juden. Sie haben auch den beſten Sitz inne. So wie ſie alle Nahrung betreiben, ſo haben ſie auch das Tuchverſchneiden, welches doch ſonſt, wo eine Tuchfabrik ſei, nicht erlaubt auf die Elle zu verkaufen, wenn er nicht die Kaufmannſchaft erlernt oder drauf Meiſter geworden ſei... Dieſe ſind nun unſere Verderber geweſen. Wir haben es auch probiert und haben unſere gemachte Ware wollen verſchneiden, aber da die Polſche und Jüdiſche Nation immer der Deutſchen ihr Feind geweſen, ſo haben ſie auch allerlei Vorteile gebraucht, uns ſolches zu verſtören, ſo haben wir endlich müſſen aufhören."

Auch ein Bericht der ſüdpreußiſchen Regierung aus Petrikau unter dem Datum des 19. Juli 1794, der ſich auf das evangeliſche Kirchen- und Schulweſen bezieht und einmal als Ganzes publiziert werden ſollte, erwähnt die deutſchen Tuchmacher in Stryków[15]:

„Zu Stryków, einer Stadt dem von Czarnecki zugehörig, haben ſich ſeit einigen Jahren viel Tuchmacher aus Liſſa niedergelaſſen, welche von dem Grundherren begünſtigt werden, indem er eine Vorſtadt von lauter Proteſtanten angelegt hat, und auch eine proteſtantiſche Kirche, Pfarre und Schule fundieren will, wozu ſchon die Materialien herbei geſchafft worden . . . Die Tuchmacher haben vorderhand einen Menſchen angenommen, der den Kindern Unterricht erteilt, es iſt aber noch keine ordentliche Schule errichtet worden. Der Prediger aus Ilow iſt bisweilen hingekommen und hat in einem Privathauſe Gottesdienſte und Kommunion gehalten, ein Bethaus iſt noch nicht vorhanden."

Hier iſt alſo der ſüdliche Koloniſtenſtrom noch zu polniſcher Zeit ſo weit öſtlich vorgeſtoßen. Es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe Zuwanderung mit dem bekannten Brande von Liſſa im Jahre 1790 zuſammenhängt, nach dem viele Tuchmacher jenen verwüſteten Ort verließen[16]. Auch hier hören wir von einer beſonderen Vorſtadt, ähnlich wie die Anlagen der Tuchmacher ſchon ſeit jeher an beſtehende Städte angeſchloſſen wurden. Der Hinweis auf den geplanten Kirchbau läßt auf weitergehende und noch fortgeführte Bemühungen des Grundherrn ſchließen. Auffallend iſt, daß bei Stryków um dieſelbe Zeit bereits Holländereien beſtehen, von denen das benachbarte Swędów auf das Jahr 1789 zurückgeht.

Eine von mir angelegte Einwandererkartei weiſt einige Tuchmacher auf, die in dieſem Orte noch in der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewohnt haben. Jedoch war ihre Zahl ganz unbedeutend. Unter dieſen Tuchmachern befindet ſich auch ein Tuchſcherer Müller aus Grünberg, alſo auch aus dem ſchleſiſchen Raum. Die Tatſache der Anweſenheit eines Tuchſcherers weiſt immerhin noch auf einen gewiſſen Betrieb hin, der aber doch nie ſtark geweſen ſein kann.

Auch dieſe Tuchmachergründung beſtätigt den Umfang der koloniſatoriſchen Maßnahmen und Abſichten des polniſchen Adels jener Zeit, kann jedoch wie die andern noch nicht zu größerer Bedeutung aufſteigen.

---

[15] A. Gk., Geh. Staats-Archiv, 119, 6.

[16] Hans Dünnhaupt, Liſſa in Poſen. Liſſa 1908, S. 18.

Schon in die ſüdpreußiſche Zeit fällt die Anlage der Tuchmacherkolonie in Dombie, die einen der früheſten Verſuche einer Regierungsgründung vorſtellt. Rembielińſki, der ſich ſpäter als Vorſitzender der Warſchauer Wojewodſchaftskommiſſion um die Fortentwicklung der Tuchmacherei ſeiner Wojewodſchaft ſo verdient gemacht hat, nennt Dombie „die Mutter aller Tuchmacherorte" in der Warſchauer Wojewodſchaft, „weil dort zuerſt noch zu Zeiten der vormaligen preußiſchen Regierung ausländiſche Tuchmacher auf koloniale Art angeſiedelt worden waren"[17]. Rembielińſki ſpricht dabei von einer Tuchmacherkolonie Dombie. Die Vergrößerung dieſer Anlage ſei der preußiſchen Regierung nicht gelungen, da die Ortsbürger die anliegenden Grundſtücke ſeinerzeit nicht abtreten wollten. Nach den Angaben des großen polniſchen Słownik Geograficzny beginnt die Einwanderung der Tuchmacher nach Dombie im Jahre 1798.

Nach der Darſtellung Breyers kamen im Jahre 1799 zur preußiſchen Zeit 18 Grundſtücke von je 2 magdeburgiſchen Morgen zur Verteilung unter die eingewanderten Tuchmacher[18]. Das Land war urſprünglich als Ausſtattung für das Paſtorat der dort beabſichtigten Kirchgründung gedacht geweſen und gehörte zu dem ehemaligen ſtaroſteilichen Vorwerk Dombie. Es lag abſeits der alten Stadt und erhielt ſeitdem die Bezeichnung Neuſtadt, die wir natürlich mit der von Rembielińſki genannten Kolonie identifizieren müſſen. Zur ſelben Zeit wohnten bereits in der Altſtadt 14 weitere Tuchmacherfamilien.

Die Tuchmacherkolonie von Dombie hat ſich ſeitdem, bis zu der Neubelebung durch Rembielińſki, nicht weiterentwickelt, wie wir aus der Stuhlzahl des Jahres 1819 erſehen, die ſich auf 47 belief. Der Grund dazu iſt bereits oben nach Rembielińſki angegeben.

Die erſten Tuchmacher in Dombie ſtammten, ſoweit ſich ihre Herkunftsorte auffinden ließen[19], aus folgenden Orten: Samotſchin 4, Kolmar, Margonin und Kazimierz je 2, Labiſchin 1. Alſo vorwiegend aus dem nördlichen, pommerſchen Koloniſtenſtrom.

Eine von den Preußen verfaßte Aufſtellung aus dem Jahre 1805 nennt 40 Tuchmacher in dieſem Ort[20].

Die durch mehrere Jahrzehnte bedeutendſte Tuchmacherſtadt, der eine entſcheidende Stellung in der geſamten Zahlungsbilanz Kongreßpolens zukam, war jedoch Ozorkow. Die Anfänge der dortigen Induſtrie fallen noch in die Großherzoglich-Warſchauer Zeit. Schon am 10. Dezember 1807 wurde der erſte diesbezügliche Kontrakt zwiſchen dem Grundherrn Ignacy Starzyńſki und einer Reihe von Tuchmachern unterzeichnet. Dieſer Kontrakt wird uns aus einem ſpäteren Vertrag zwiſchen denſelben Parteien aus dem Jahre 1811 bekannt[21]. In der neuen Vereinbarung wurden die alten Anſiedlungsbedingungen als zu beſchwerlich erkannt und für nichtig erklärt und an ihrer Stelle neue Bedingungen gewährt. Von den damaligen Vertragspartnern waren bei dem neuen Vertrag neun (Profeſſioniſten der Tuchmacherkunſt) zugegen ſowie eine ſtattliche Anzahl neuer Zuzügler. Die Vertragspartner vom 13. März 1811 ſind: Bartol. Mitkiewiecz (wohl einfach Mietke), Bogusław Kowalſki (unter den erſten Namen im Stammbuch der Zunft befindet ſich ein Gottlieb Schmidt aus Rogaſen, der in polniſcher Überſetzung ſehr wohl als Bogusław Kowalſki auftreten konnte), Michael Hins (ſicherlich Hinz aus Rogaſen), Bogusław Gerling (Gottlob G. aus Rogaſen), Karol Marc (Karl Martz aus Rogaſen), Gottlieb Hand (aus Rogaſen), Michael Laudon (aus Dombie), Samuel Will (Dombie, die Wills ſaßen ſchon vorher in dem nicht allzu entfernten Dombie, aus welchem nach Angaben Breyers ſchon vor dem Jahre 1815 11 Tuchmacherfamilien nach Ozorkow abgezogen waren), Michael Wermayſter (aus Rieſenburg), Johann Kenig (aus Landeck), Bogusław Prop (das Stammbuch nennt einen Prope Boguchwał aus Rogaſen), Michael Szylbenbeyn (Jaſtrow, Schiebelbein?), Johann Fox (Dombie), Marcin Palinſki (wohl einfach Martin Pahl aus Rogaſen), Andreas Sonnenberg (Schönlanke), Chriſtian Wercho (heute Fercho, Fircho aus Rogaſen oder Wartenberg i. Pr.), Matheus Fercho, Johann Kün (Schönlanke), Johann Frydrych, Johann Kaczyńſki, Chriſtof Praſkowſki, Franz Nicelke, Gottlieb Szepe (Schöppe aus Soldin), Gottlieb Reſzka (Reſchke), Johann Cybulſki. Dieſe Männer werden als „Profeſſioniſten und Meiſter verſchiedener Künſte im Dorfe Ozorkow" bezeichnet. Im Nachtrag kommen noch hinzu Gabriel Will (Dombie), Martin Zielińſki (vielleicht Grünke) und Wojciech Pałczyńſki.

---

[17] A. A. D., K. Rz. S. W., 17183, Bericht vom 24. Januar 1824.

[18] Dtſch. Wiſſ. Zeitſchr. in Polen, Heft 29, S. 219.

[19] Dtſch. Wiſſ. Zeitſchr. in Polen, Heft 29, S. 220.

[20] Ebenda.

[21] Kreishypothek Lodz, Starzyńſki 48.

Für 18 von den obigen 28 Handwerkern konnte auf Grund meiner Einwandererkartei der Herkunftsort beſtimmt werden. Dabei iſt Rogaſen achtmal vertreten, Dombie viermal, Schönlanke zweimal, Rieſenburg, Soldin, Jaſtrow und Landeck je einmal. Offenſichtlich haben wir es ſchon bei dieſen erſten Ozorkower Handwerkern mit dem nördlichen Koloniſtenſtrom zu tun.

Damit ſtimmt überein, daß auch die erſten Bauernkoloniſten dieſer Gegend aus demſelben Koloniſtenſtrom ſtammen. Es gelten alſo deutlich in dieſem Falle für die Verbreitung der ſtädtiſchen und bäuerlichen Koloniſten dieſelben geographiſchen Leitlinien, wobei hier der alten Straße, die von Norden her über Lentſchitz als Übergang über das dortige Urſtromtal nach Ozorkow, Lodz uſw. führt, eine hervorragende Bedeutung als Zugſtraße dieſer Koloniſten zukommt.

Jedem Anſiedler in Ozorkow wurde von dem Grundherrn ein kulmiſcher Morgen Land und ein zweiter — Wieſe, außerdem ein Bauplatz von 16 Quadratruten zugeſichert. Die Wohnhäuſer ſollten in einer Linie errichtet werden und im Sinne der damals verpflichtenden Vorſchriften mit Schindeln oder Dachziegeln gedeckt ſein, die Schornſteine ſollten gemauert werden. Es ging alſo darum, alle Strohdächer und geklebten Lehmſchornſteine, wie ſie landesüblich in allen hieſigen Dörfern und in den kleineren Städten vorherrſchten, aus dem Landſchaftsbild der zu gründenden fortſchrittlichen Handwerkerſiedlung fernzuhalten. Der wirtſchaftliche Hintergrund dieſer Maßnahmen war natürlich die Feuerſicherheit. Eine der wichtigſten Vorbedingungen einer Tuchmacherſiedlung war bereits vom Grundherrn ſelbſt geſchaffen, nämlich eine Walkmühle. Gewiß hat ſie ein deutſcher Meiſter aus einer alten Waſſermühle umgebaut.

Der Grundherr verſprach auch, zu einem jeden Bauplatz 9 Kiefern als Bauholz hinzuzuſteuern, auch ſtellte er Lehm und ſeine eigene Ziegelei zur Herſtellung der Ziegel zur Verfügung. Selbſtverſtändlich ſchenkte er auch einen Platz zur Kirche und zum Friedhof ſowie für die Schule, zu dieſer außerdem einen Garten von einem kulmiſchen Morgen. Daraus iſt erſichtlich, daß Starzyńſki an eine größere Siedlung dachte, denn eine Kirche konnte nur in einer ſolchen beſtehen.

Nach einer $2^{1}/_{2}$jährigen Freiheit und Anzahlung eines 5 Gulden betragenden Grundgeldes ſollten die Siedler von jedem Platz nebſt den dazugehörigen 2 Morgen jährlich je 38 Gulden Zins zahlen. Gutsherrliche Propination und Laudemium waren auch hier vorgeſehen.

Der abgeſchloſſene Vertrag wurde auch in deutſcher Sprache vorgeleſen, „da einige der polniſchen Sprache weniger mächtig waren“.

Weitere Aufklärungen über die Anfänge dieſes Tuchmacherortes vermitteln uns einige andere Teilkontrakte, die ſich auf die Anlage einer Färberei und Schererei beziehen[22]. Als Schermeiſter erſcheint Friedrich Jäger aus Gembice (Kreis Hohenſalza). Ihm wird ein Haus und ein Platz zur Anlage einer Tuchſchere angewieſen. Beſondere Vergünſtigungen erhält natürlich auch der Färber. Wir wiſſen heute, welche entſcheidende Rolle bei der Anlage von Tuchmacherſiedlungen gerade den Färbern zukam. Es waren das meiſt nicht unbedeutende Unternehmer, die das Fabrikenunternehmen des Ortes zum guten Teil in der Hand hatten. Ihnen oblag die Ausfertigung der Tuche. Sie gaben außer ihrer Arbeit für fremde Rechnung auch ſelber Garn zum Verweben aus und beſchäftigten gewöhnlich eine größere Anzahl von Stühlen. Aus ihnen entwickelten ſich in der Folge mitunter die Großinduſtriellen des Ortes. Dieſer Schönfärber von Ozorkow war Samuel Gottlieb Wegner, ebenfalls aus Gembice. Wegner kaufte laut ſeinem Vertrage ein von dem Grundherrn für dieſen Zweck erbautes Haus und erhielt ein ewiges Farbmonopol. Als Zeugen des Vertrages erſcheinen Johann König aus Schönlanke, der uns ſchon aus dem allgemeinen Siedlungsvertrag bekannt iſt und Gottlieb Schmit, der gewiß mit Bogusław Kowalſki aus jenem Vertrag identiſch iſt.

Die in dem Sammelvertrag genannte grade Linie, in der die Handwerker wohnen ſollen, kann nur die auffallend breite gradlinige Straße ſein, die an der evangeliſchen Kirche und Schule beginnt und von hier aus ein Stück nach Nordweſten führt, wo ſie an die erſt einige Jahre ſpäter gegründete Stadt (mit Marktplatz) Anſchluß findet. Rembielińſki erklärt dementſprechend in ſeinem Bericht: „Es ſcheint, daß der Erbherr von Ozorkow niemals Hoffnung auf eine ſo bedeutende Vergrößerung ſeiner Tuchmacherſiedlung hatte, darum iſt auch die Geſtalt dieſes Städtchens nicht gänzlich regelmäßig und richtig geordnet." Zuerſt hätten ſich in dieſem Orte auch nur ärmere Tuchmacher niedergelaſſen. Auch wäre Starzyńſki nicht beſonders wohlhabend geweſen und hätte darum nicht viel in ſeine Siedlung hineinſtecken können[23].

---

[22] Kreishypothek Lodz, Starzyńſki vom 6. Februar 1811.

Tatſächlich iſt die Anweiſung des Vertrages, in einer Linie zu bauen, als eine Beſtätigung dieſer Anſicht Rembielińſkis anzuſehen. Wenn auch die einzige geplante Straße eine ungewöhnliche Breite hatte und ſich dadurch bemerkenswert von einer Dorfſiedlung unterſchied, ſo war hier jedenfalls zunächſt an keine Stadt gedacht. Der ungewöhnliche Erfolg gerade dieſer Gründung fällt erſt in ſpätere Jahre. Zu Beginn unterſchied ſie ſich kaum von den zahlreichen anderen Handwerkerſiedlungen auf dem flachen Lande, die ſeitdem in dieſer Gegend immer üppiger ins Kraut ſchießen. So werden wir alſo in der frühen Entſtehung dieſes beſcheidenen Ozorkow durchaus nicht das erſte Aufbrechen der ſpäteren großartigen Entwicklung des Tuchmachergewerbes in dieſem Raum ſehen.

Auch die oben geſchilderte Tuchmacherneuſtadt in Dombie mit ihren kaum 20 Plätzen iſt nicht der Ausdruck eines neuen entſcheidenden Aufſchwungs. Dieſer ſollte erſt ſpäter kommen. Dabei darf freilich nicht überſehen werden, daß dieſen erſten Anfängen des Tuchgewerbes eine große Bedeutung zukam, indem die dadurch bereits für das Tuchgewerbe eingeſtellten Orte als erſte die nachfolgenden großen Tuchmacherzüge aus dem Weſten auffangen konnten. Inſofern wollen wir auch mit Rembielińſki den Gedanken des Grundherrn „auf einem waldverwachſenen Stück Sand und Sumpf eine Art Städtchen anzulegen und Fabrikanten anzuſiedeln" einen glücklichen Gedanken nennen, was ſich aber erſt ſpäter nach der großen geſchichtlichen Umwälzung des Wiener Kongreſſes zeigen ſollte.

Eine ähnliche Aufnahmebereitſchaft beſtand natürlich auch in dem polniſchen Tuchmacherort Brzeziny, in dem von den Preußen begründeten Betrieb in Dombie ſowie an anderen Stellen des Landes, wie in Babiak, Izbica, Gombin u. a.

Nachdem Kongreßpolen an Rußland angeſchloſſen war und nun die alten ruſſiſchen Einfuhrverbote vom 31. Dezember 1810 auch für dieſes Land geltend wurden, änderte ſich die Lage grundſätzlich. Nun beginnt eine neue Zeit der Städte und der Induſtrie in Kongreßpolen. Die Auswirkungen machten ſich bald auch im Lodzer Raum bemerkbar.

Ozorkow vor allen andern iſt es nun, das die erſte Stelle in der Tucherzeugung des ganzen Landes dank ſeines bereits errungenen Vorſprungs einnehmen ſoll. Rembielińſki begründet den Erfolg ſeines großen Rivalen auf dem Gebiet der Induſtrialiſierung damit, daß Starzyńſki es verſtanden hätte, die Handwerker herbeizuziehen „in der Zeit als die Inſtitution der Landwehr im preußiſchen Lande unter der ruhigen gewerbetreibenden Volksklaſſe eine allgemeine Panik erzeugte"[24]. Die Einführung der Allgemeinen Wehrpflicht in Preußen fällt in das Frühjahr 1813. Die Tuchmacherzunft in Ozorkow wurde am 22. April 1814 gegründet. An dieſem Tage ließen ſich gleich 67 Tuchmacher in das Stammbuch eintragen[25].

---

[23] Roczn. Hiſt., Lodz 1928, S. 51.

[24] A. A. O., K. Rz. S. W., 19297, Schr. v. 20. Auguſt 1821.

Nach den Angaben über die Einwanderungszeiten der einzelnen Tuchmacher, die wir dem Stammbuch entnehmen, wäre der am längſten in Ozorkow anſäſſige Tuchmacher der Martin Fennrich aus Witkowo (1792). Ihm folgt Bartholomäus Nikkel aus Bartſchin (1793), dann Immanuel Krüger 1801, Daniel Wutke 1805, Peter Freymark 1805, Barthol. Zindler 1806, Johann König 1807, G. Preybuſch 1808, G. Schmidt, J. Fuchs 1810, Johann Ziemer 1811. Die Tuchmacher zogen alſo nur ganz vereinzelt zu, wie es in derſelben Zeit auch für andere Ortſchaften charakteriſtiſch iſt. Der Vertrag von 1811 und das Landwehrgeſetz in Preußen haben endlich größere Wirkung gezeitigt: 1812 betrug die Zahl der Zuwanderer bereits 12 Tuchmacher, 1813 11, 1814 28. Für die Jahre 1815—1910 ſind die Zahlen der in die Zunft aufgenommenen Tuchmacher folgende:

Jahre	Deutſche	Unbeſtimmbare	Polen	Juden	Insgeſamt
1814	61	6	—	—	67
1815—1820	221	16	—	1	238
1821—1825	182	18	5	—	205
1826—1830	64	4	2	2	72
1831—1835	12	—	—	—	12
1836—1840	41	—	1	2	44
1841—1845	37	—	7	4	48
1846—1850	21	—	2	3	26
1851—1855	13	—	2	1	16
1856—1860	11	—	1	5	17
1861—1865	16	—	1	1	18
1866—1870	—	—	—	1	1
1871—1875	5	—	—	1	6
1876—1880	22	—	2	4	28
1881—1885	19	—	2	11	32
1886—1890	22	—	1	11	34
1891—1895	11	—	4	2	17
1896—1900	5	—	1	3	9
1901—1905	10	—	6	9	25
1906—1910	11	—	4	9	24

Die obige Aufſtellung zeigt die ſprunghafte Entwicklung von Ozorkow, die in den 30er Jahren im weſentlichen bereits abgeſchloſſen war. Die Zeit der Tuchmacherzünfte und ihres alten Glanzes ging in dieſen Jahren ihrem Ende entgegen, und die weitere Entwicklung der Induſtrie bewegte ſich in anderen Bahnen.

Der große Aufſchwung wird auch aus dem Bericht von Rembielinſki (aus dem Jahre 1820) bekannt. Seit den letzten 3 Jahren ſoll ſich danach dort die Tuchmacherzahl bedeutend vergrößert haben, ſo daß ſie im Berichtsjahre bereits 299 Meiſter betrug, davon 4 Scherer und ein Färber. Geſellen ſind am Orte 162, Lehrlinge 133, Frauen, die ſich mit dem Spinnen beſchäftigen, 1176. „Es laſſen ſich jetzt vermögende Leute nieder; der eine von ihnen hat im laufenden Jahre auf eigene Koſten anſehnliche Gebäude errichtet, und bei ſeinen Stühlen ſah ich 50 Perſonen beſchäftigt. Zuſammen können in der Stadt Ozorkow bei geſichertem Abſatz für Tuche jährlich 20 000 Stück hergeſtellt werden. Außer der Lieferung an das polniſche Heer, was durch die Vermittlung des Entrepreneurs Neymark geſchieht, kauft einen Teil des dort verfertigten Tuches ein aus Rußland gekommener Spekulant, der in Ozorkow gewiſſermaßen ſein Kontor eingerichtet hat, einen andern Teil führen die Fabrikanten ſelber nach Grodno und Wilna aus[26]." (Neymark war Jude.)

---

[25] Georg Schendel, Die Tuchmacherinnung in Ozorkow, N. L. Z., 18. Februar 1934.

Zur Herkunftsfrage der Tuchmacher in Ozorkow beſitze ich über 1000 Angaben. Hier bringe ich nur eine Aufſtellung über die Herkunft der erſten 64 Tuchmacher aus dem Jahre 1814 (von drei weiteren Tuchmachern fehlten die Herkunftsangaben). Es ſtammten: aus Rogaſen 28, Dombie 9, Babiak 5, Kolmar 11, Witkowo und Labiſchin je 2, Ozorkow, Grabow, Gombin, Liſſa, Bartſchin, Gembitz, Margonin, Samotſchin, Santomiſchl, Schokken, Witkowo, Jaſtrow, Landeck (Weſtpr.), Rieſenburg (Weſtpr.), Soldin (Brandenburg) und Steinau (Schleſien) je 1[27].

Es ſind alſo weiterhin Koloniſten des nördlichen Stromes geweſen, die ſich in Ozorkow niederließen. Rogaſen liegt immer noch an der Spitze. An zweiter Stelle folgt das benachbarte ältere Tuchmacherſtädtchen Dombie. Wenn wir einen Ort als die Mutterſtadt dieſer Tuchmacherkolonie betrachten wollen, ſo iſt es Rogaſen.

Die Anfänge des deutſchen Tuchgewerbes in Brzeziny konnten an die dort bereits ſeit Jahrhunderten beſtehende polniſche Tuchmacherzunft anknüpfen[28]. Welcher Art dieſe polniſche Tuchmacherei war, die noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts an dieſem Platze als eine einheimiſche polniſche Induſtrie erſcheint, wird von Rembieliński näher geſchildert. Wir erfahren, daß dort grobes Tuch verfertigt wird, „das ſoll jedoch durchaus nicht dieſer Stadt zum Tadel gereichen, denn die Erzeugniſſe, die aus ihr hervorgehen, dienen zur Kleidung der mittleren und ordinären Klaſſe der Bevölkerung von faſt ganz Maſovien, und die ſie verfertigenden Handwerker haben die in unſerem Lande ſeltene Tugend, daß ſie im Sommer ihre Felder bereiten, und des Winters ſich insbeſondere dem gewerblichen Verdienſt widmen"[29].

Die dortigen Tuchmacher waren alſo den üblichen polniſchen Ackerbürgern, wie wir ſie in den meiſten polniſchen Kleinſtädten jener Zeit antreffen, nicht unähnlich. Wir ſind hier auf das ſeltene Bild einer einigermaßen entwickelten einheimiſchen Landesinduſtrie geſtoßen, die ſich aber von der alten landwirtſchaftlichen Tätigkeit nicht vollſtändig losgelöſt hat. Nach Rembielińſki beherbergt dieſe Stadt ſeit undenklichen Zeiten eine bedeutende Zahl von Inländern, welche Bauerntuch herſtellen, ſie habe aber im vergangenen Jahre (der Bericht ſtammt aus dem Jahre 1824) eine gewiſſe Bevölkerungsvermehrung erfahren, durch die Ankunft einiger zehn ausländiſcher Tuchmacher[30]. Dieſe Angabe Rembielińſkis ſtimmt nicht ganz. Tatſächlich zeigen die Kirchenbücher der dortigen katholiſchen Pfarrkirche, daß die deutſche Tuchmachereinwanderung ſchon in die Jahre ſeit 1815 fällt. Die voraufgehenden Jahrgänge der Standesakten enthalten einen auffallend hohen Hundertſatz von Tuchmachern, die polniſch-katholiſch waren. Erſt ab 1815 und ſpäter werden die deutſchen Tuchmacher immer zahlreicher in den Standesakten genannt. Der Verſuch auf Grund der in Brzeziny bis in den Beginn des 17. Jahrhunderts zurückreichenden Standesbücher die Tuchmacherei rückwärts zu verfolgen, mißlang, da die Akten vor dem Jahrgang 1809 keine Berufsangabe enthalten. Deutſch anklingende Namen habe ich in den alten Jahrgängen nur ganz vereinzelt angetroffen. In den ſüdpreußiſchen Akten des Warſchauer Hauptarchivs befindet ſich eine intereſſante Eingabe der Erbherrin Ogińſka in betreff der geplanten Erweiterung der Tuchproduktion in Brzeziny[31]. Sie ſtammt aus dem Jahre 1801. Nach einer Einleitung, die den wüſten und einen traurigen Anblick bietenden Zuſtand des Landes hervorhebt und die Notwendigkeit der induſtriellen Koloniſation begründet, erfahren wir, daß es zur Zeit in Brzeziny 80 Tuchmacher gab. Einſt ſollen es 300 geweſen ſein. Die Grundherrin will nun deutſche Tuchmacher herbeirufen. Die Erbherrin habe bereits nach Schleſien und anderen Orten in Angelegenheit der Werbung deutſcher Handwerker geſchrieben. Aus dieſem Vorhaben iſt zu der Zeit nichts geworden.

---

[26] Roczn. Hiſt., Lodz 1928, S. 51. [27] Siehe Anm. 25.

[28] Die alte Zunft beſtand noch im Jahre 1791. Aus dieſem Jahr ſtammt eine Klageſchrift der Bürger von Brzeziny gegen ihren Grundherren, in der es u. a. heißt: „Auf die Tuchmacher legt er jährlich einige Tauſend, oder er ſendet ſie an die Zunft, die dieſes Darlehens gar nicht bedürftige Zunft nimmt es unter Zwang an, ſo daß er von 100 Gulden im Halbjahr mehr denn 25 Gulden Proviſion nimmt . . ." (Łecz. Ziem., oblat., 1791 A, Nr. 158). [29] A. A. D., K. Rz. S. W., 17183, Bericht vom 24. Januar 1824.

Jedoch war Brzeziny zur ſofortigen Aufnahme der nach 1813 zahlreicher nach Mittelpolen hereinſtrömenden Tuchmacher, dank der vorhin geſchilderten Umſtände, beſonders befähigt. Die Gräfin Iſabella Ogińſka, eine geborene Laſocki, deren Geſchlecht die Brzeziner Güter ſchon ſeit 4 Jahrhunderten im Beſitze hatte, griff nun ihren alten Plan erneut auf. Am 3. Juni 1815 kam der Vertrag mit den Anſiedlern zuſtande[32].

Als Vertragspartner der anderen Seite werden 7 Tuchmachermeiſter genannt, darunter an erſter Stelle der Tuchſcherer Friedrich Seeger. Ein Verwandter von ihm, Gottlieb Seeger aus Rogaſen, gehörte zu den erſten Zuwanderern in Ozorkow. Vier weitere Namen der Vertragspartner finden ſich ebenfalls ſchon in dem Stammbuch der Ozorkower Tuchmacherzunft vor, es ſind das: Chriſtoph Steinhauer aus Schokken, Daniel Reichel aus Liſſa, Johann Petzel aus Grabow, Tobias Ceſak aus Rogaſen. Auch Georg Auguſt Berndt dürfte über Ozorkow gekommen ſein, denn dieſe Familie iſt dort ſehr bald ſtark verbreitet geweſen. Der ſiebente dieſer erſten Tuchmachermeiſter von Brzeziny, Ludwig Kubik, findet ſich bereits im Jahre 1799 in Dombie vor[33].

---

[30] Siehe Anm. 29.

[31] A. Gk., Warſchau, Sp. 672, 4.

[32] Kreishypothek Brzeziny, Trzcińſki 737.

[33] A. Breyer, Die erſte deutſche Tuchmacherſtadt in Mittelpolen, S. 219.

Die neue Tuchmacherſtadt Brzeziny iſt alſo eine Fortſetzung des in Ozorkow und Dombie bereits früher in Erſcheinung getretenen Koloniſtenſtroms. Als erſte Anſiedler und wahrſcheinlich auch Werbeagenten in Brzeziny treten vornehmlich Ozorkower auf, die den hieſigen Boden noch aus der Zeit vor der Beſitzergreifung durch Rußland kannten und ihren Landsleuten nun die beſten Wegzeiger und Bahnbrecher im fremden Lande ſein konnten.

Laut dem Vertrage von 1815 ſollten eine kulmiſche Hufe und 25 Morgen an die Tuchmacher verteilt werden. Davon waren über 2 Morgen zur Kirche, Pfarre und Schule vorgeſehen. Tatſächlich ſtehen dieſe noch heute auf einem zuſammenhängenden Grundſtück. Außerdem werden beſonders erwähnt der Platz zur Dominialſchenke, für den Scherer, für den Färber. Zur Bebauung durch die Koloniſten waren 47 Plätze vorgeſehen. Auf einen Platz entfiel alſo durchſchnittlich noch nicht ein Morgen Land. Dazu war freilich den Koloniſten Waldhütung gewährt worden. Die Bauplätze ſollten an drei Straßen liegen, und die ganze Kolonie wurde mit dem Namen Laſocin bedacht. „Die neue Kolonie oder die Neuſtadt", wie ſie in dem Vertrage heißt, entſtand neben der Stadt und zwar wie gewöhnlich auf der der Altſtadt gegenüberliegenden Seite des dortigen Baches.

Auch hier wird den Koloniſten das notwendige Bauholz (etwa 10 Kiefern je Haus) verſprochen. Die Häuſer müſſen gemauerte Schornſteine haben, wozu die Grundherrin je 500 Stück Ziegel zuſteuern will. Nach einer 4jährigen Freiheit ſollen die Anſiedler einen Grundzins von je 12 Gulden für den Platz zahlen.

Die Gutsherrſchaft verſpricht darüber hinaus eine Hufe Paſtorland und den Bau der Kirche und Pfarre auf eigene Koſten. Dieſe beiden Verſprechen hat die Gutsherrin gebrochen. Man erſieht jedoch aus den immer wiederkehrenden Zuſicherungen der verſchiedenen adligen Koloniſatoren die enge Kirchenverbundenheit des hieſigen Koloniſtenvölkchens. Dieſes Verſprechen war immer eins der beſten Werbemittel. In dem Vertrag iſt übrigens deutlich geſagt, daß die Grundherrin eine deutſch-evangeliſche Kolonie plant, „in der Deutſche evangeliſcher Religion ſiedeln ſollen".

Am gleichen Tage ging der Tuchſcherer Seeger einen Sondervertrag mit der Gutsherrin ein, laut welchem dieſe ſich verpflichtete, ein Haus für ſeine Tuchſchere zu errichten. Seeger erhielt 5 freie Jahre, dann erſt hatte er jährlich 50 Gulden zu entrichten[34].

Ein Jahr ſpäter war es auch gelungen, den notwendigen Färber zu finden in Johann Patzer, dem im Vertrage vom 31. Juli 1816 8 Morgen Land überwieſen wurden[35].

Die eingangs dieſes Aufſatzes mehrfach genannte Liſte vom Jahre 1819 gibt für Brzeziny 167 Tuchſtühle an, von denen ein großer Teil feine Tuche herſtellte. Nur dieſe letzten werden mit den neuen deutſchen Zuwanderern in Zuſammenhang zu bringen ſein.

Am Orte ſelbſt iſt nichts Näheres über die Geſchichte der Tuchmacherei zu erfahren, da ſowohl die ſtädtiſchen wie die alten Zunftakten verlorengegangen ſind.

---

[34] Kreishypothek Brzeziny, Trzcińſki 738.

[35] Ebenda, 31. Juli 1816.

Von der Zunft konnte ich nur noch die Tuchmacherlade, mit einem ſchönen bunten Wappen bemalt und der Jahreszahl 1818 verſehen, auffinden. Sie dient als Wäſchekiſte einem dortigen Nachkommen eines deutſchen Tuchmachers. Dieſe Tatſache kann man gleichzeitig als Symbol des Niederganges der dortigen Tuchmacherei anſehen, denn tatſächlich iſt das Tuchgewerbe in Brzeziny bereits ſeit Jahrzehnten eingeſtellt. Von den den dortigen evangeliſchen Trauakten entnommenen 90 Herkunftsangaben beziehen ſich 35 auf Tuchmacher, wobei zu bedenken iſt, daß für die Bräute kein Beruf angegeben iſt. Die Hauptmaſſe der Deutſchen dieſer Stadt in der Zeit von 1829—1850 (für dieſen Zeitraum wurden die Trauakten bearbeitet) bildeten alſo die Tuchmacher. Ihnen ſtehen nur 19 andere Profeſſioniſten gegenüber: Schuſter, Seiler, Zimmerleute, Fleiſcher, Keſſelmacher, Kirchendiener u. a., die kein beſonderes Kennzeichen für Brzeziny darſtellen, ſondern in allen Orten vorkommen. Tonangebend und charakteriſtiſch waren die Tuchmacher.

Die Herkunftsorte nach den genannten Trauakten waren: Bartſchin 5, Schneidemühl 4, Czarnikau 3, Ryczywol 2, Filehne, Goerken („Dorf in Preußen"), Jaſtrow, Labiſchin, Gembitzer Holland, Schubin, Droſſen, Lipnice, Ekzin, Białobłot, Tſchirnau, Władysławowo, Dombie, Schokken, Landsberg, Jaryſzew (Großpolen), Schwerſenz, Wiſzepale (Böhmen), Moru . . e (Preußen), Königsberg, Grätz je 1.

Auch hier haben wir es alſo mit dem nördlichen Strom zu tun, dem auch die Bauern der umliegenden deutſchen Dörfer, die der Tuchmacherkoloniſation um etwa ein Menſchenalter voraufgehen, angehören.

Der den Tuchmachern in Brzeziny zur Verfügung geſtellte Boden war nicht umfangreich, was davon zeugt, daß auch die Grundherrin von Brzeziny — wie vor ihr der Grundherr von Ozorkow — nicht gleich die großen Möglichkeiten ermaß, die der Tuchmacherei in Kongreßpolen bevorſtanden. Die drei zur Bebauung angewieſenen Straßen ſind nicht lang und bis auf den heutigen Tag nicht gerade dicht, eher ſchütter bebaut. Das alles zeugt von einer nur mittelmäßigen Entwicklung des Tuchmachergewerbes in Brzeziny.

*

Alle Lockungen, Mittel und Mittelchen, die der polniſche Adel anwandte, um ſeine Einkommensquellen zu erweitern, erwieſen ſich alſo bis 1813/15 als wenig fruchtbringend. Der ganze Koloniſationsvorgang iſt vielmehr ein gelegentliches Hinüberſickern von Einzelwanderern, was in hohem Maße in Blutbanden zu der gleichzeitig ſtattfindenden Bauernkoloniſation ſeine Erklärung findet. Bürger und Bauern bilden geſchloſſene ſtammesmäßige und räumliche Einheiten. Ebenſowenig durchſchlagenden Erfolg wie dieſe Adelsgründungen hatten auch die voraufgegangenen Magnatenſchöpfungen, die regellos über das Land zerſtreut waren. Erſt ſeit 1815 beginnt die große Zeit der mittelpolniſchen Tuchmacherei, die ſich aber deutlich an die älteren Tuchmacherorte anlehnt.

Die Elſäſſer in Frankreich

Von Wilhelm Kapp

Die in der Überſchrift: Die Elſäſſer in Frankreich gegebene Themafaſſung könnte auf die Abſicht ſchließen laſſen, eine Unterſuchung darüber anzuſtellen, welches geſchichtliche Schickſal die Elſäſſer im franzöſiſchen ſtaatlichen und nationalen Leben gehabt hätten. Aber zunächſt ſteht im Vordergrund die allgemeinere Frage nach Umfang und Bedeutung des Blutbeitrages, den der elſäſſiſche Volksſchlag Frankreich gegeben hat, woraus ſich natürlich auch gewiſſe Rückſchlüſſe, die ſich auf das elſäſſiſche Schickſal im franzöſiſchen Volksganzen beziehen, von ſelbſt ergeben. Wenn es ſich bei dem elſäſſiſchen Stamm um eine deutſche Volksgruppe handelt, ſo iſt die Frage nach Bedeutung und Tragweite der elſäſſiſchen Volksſubſtanz für den völkiſchen und nationalen Aufbau Frankreichs nur ein Teil des umfaſſenderen Fragenkreis nach dem quantitativen und qualitativen Ausmaß deſſen, was im Wandel der Zeiten von deutſcher Volkskraft an Frankreich abgegeben worden iſt. Daß von jeher Deutſchland und Frankreich ſich gegenſeitig geiſtig und kulturell ſehr lebhaft durchdrungen haben und beide Nationen von jeher Nehmende und Gebende zugleich waren, das iſt ja oft geſagt worden. Man iſt ſich hüben wie drüben darüber einig, daß ſich die Einflüſſe, die immer von einem Lande zum anderen gingen, durchaus die Waage hielten. Aber wenn ſo ſtändig ein natürlicher ideenhafter, gedanklicher Austauſch und Ausgleich zwiſchen beiden Nationen erfolgte, ſo gilt das nicht in demſelben Maße von den Menſchen.

Die Bevölkerungsbewegung war ſichtlich ſtets nur eine einſeitige. Auf das germaniſche Volkselement übte der lateiniſche, romaniſche Weſten immer ſtärkſte Anziehungskraft aus, aber umgekehrt haben Franzoſen ungeachtet ihres auf deutſches Land gerichteten Eroberungswillens immer weniger ſich verſucht gefühlt, ſich auch auf deutſchem Boden heimiſch zu machen und Wurzel zu faſſen. Der Hiſtoriker Michelet fühlte wohl, daß die germaniſche Welt für ihn gefährlich iſt, weil er ihrem Zauber erliegen könnte. „So hütet er ſich, die Berge zu überſchreiten und das Elſaß zu betrachten.“ Aber dieſe ganz aus romantiſchem Empfinden geborene Haltung Michelets Deutſchland gegenüber iſt nicht gemeinfranzöſiſch. Den Durchſchnittsfranzoſen zieht es im allgemeinen nicht in dieſe Welt, wo er fühlt, daß da ein anderer Geiſt weht. Zwar hat Frankreich einmal nach Aufhebung des Ediktes von Nantes wertvollſtes Volksgut an Deutſchland abgegeben, aber dieſe Hugenottenemigration war eine einmalige, durch heimiſche Unterdrückung und Not erzwungene Bewegung. Wenn jedoch der Deutſche dem Zuge nach dem Weſten in die franzöſiſche Welt folgte, ſo handelte es ſich um eine fortgeſetzte, gleichſam organiſch ſich vollziehende Wanderung gemäß dem überhaupt von Oſt nach Weſt gehenden Kulturgefälle. Wie muß dieſes Gefälle ſich erſt auswirken in dem Teil des deutſchen Volks- und Kulturbodens, der ſeit dem Ende des 17. Jahrhunderts ganz in die Macht- und Einflußſphäre des franzöſiſchen Staates geraten war!

Zunächſt ſind freilich im ancien régime dem Hineinſtreben der Elſäſſer in den innerfranzöſiſchen Raum noch enge Grenzen geſteckt. Die breite Volksmaſſe iſt bei dem damals noch herrſchenden Feudalzuſtand ganz an die heimatliche Scholle feſtgebunden. Wirtſchaftlich tendierte das ganze Elſaß in ſtärkſtem Maße über den Rhein hinüber dank der auf dem Vogeſenkamm liegenden Zollinie; das geiſtige Elſaß, deſſen Träger weſentlich proteſtantiſcher Prägung waren, fühlte ſich mehr angezogen von dem Lande der Reformation; das katholiſche Frankreich behielt für proteſtantiſche Gebildete etwas Fremdartiges, wenn nicht Feindſeliges. Theologen und andere Akademiker gingen auf deutſche Univerſitäten (Jena, Gießen, Göttingen) und wurden vielfach in Deutſchland Hauslehrer, blieben auch öfters überhaupt da hängen. Und doch beginnt auch ſchon die entgegengeſetzte Tendenz, nach Frankreich, nach Paris hin wirkſam zu werden. Paris, die franzöſiſche Regierung hatte Bedarf an Leuten, die nicht bloß deutſche Sprache, ſondern auch deutſches Recht, deutſche Gewohnheiten kannten; die Straßburger Univerſität, obwohl ſie auf ihren deutſchen und proteſtantiſchen Charakter ſehr energiſch hielt, war doch auch ſchon eine Pflanzſtätte für Bürger zweier Welten, der deutſchen wie der franzöſiſchen, und die wiſſenſchaftlichen erſten Größen der Univerſität im 18. Jahrhundert, Schöpflin und Koch, wurden von Behörden und hohen Herrſchaften immer angegangen, ſie möchten ihnen Schüler benennen, die neben der franzöſiſchen die deutſche Sprache beherrſchten und in deutſchen Verhältniſſen gründlich Beſcheid wiſſen. So öffneten ſich jungen Elſäſſern aus der geiſtigen Schicht allerlei Wege, die ins Innere Frankreichs führten. Man kann ſchon in der Verwaltung des ancien régime gewiſſe elſäſſiſche Zellen feſtſtellen. Im auswärtigen Amt des Verſailler Miniſteriums finden ſich ſeit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erſtaunlich viel Elſäſſer auf wichtigen Poſten. Unter ihnen ragen hervor Chriſtian Fr. Pfeffel, der Bruder des Dichters, ein Schüler Schöpflins; er iſt ſeit 1768 juriſtiſcher Berater des Königs in Verſailles, wird 1774 principal commis im Miniſterium des Auswärtigen. Der Miniſter M. de Vergennes nannte ihn: mes archives vivantes. Der Sohn Pfeffels, Hubert, wurde Gehilfe des Vaters im Amt. Heinr. Karl Roſenſtiel, ein Pfarrersſohn aus Mietesheim, Schüler des berühmten Rechtsgelehrten Koch, wurde Nachfolger Pfeffels im Auswärtigen Amt; beim Kongreß in Raſtatt war er Sekretär der franzöſiſchen Legation, wurde dann in Paris Diviſionschef des erſten Büros des Auswärtigen Amtes. Sein Sohn Louis Henri blieb in den Fußtapfen des Vaters. Ein anderer Elſäſſer, der ſchon vor der Revolution in Paris ſeinen Weg machte, war Jean Daniel Kieffer, der als ausgezeichneter Kenner der orientaliſchen Sprachen Dolmetſcherſekretär im Auswärtigen Amt und zugleich Lehrer des Türkiſchen am College de France war.

Louis Schmutz, ebenfalls ein Juriſt aus der Schule Kochs, hat ſich als höherer Beamter in der auswärtigen Abteilung des Miniſteriums beſonders um den Aufbau der Bibliothek des Amtes verdient gemacht. Jean Benoit Scherer nahm ebenfalls im Miniſterium eine hohe Stellung ein, kam aber in der Revolutionszeit auf die Emigrantenliſte und wurde dann Profeſſor in Tübingen. Louis Guillaume Otto iſt Chef der erſten politiſchen Abteilung des Auswärtigen Amtes, ſpäter treffen wir ihn als bevollmächtigten franzöſiſchen Miniſter in London und als außerordentlichen Geſandten in München. Sie alle, die in die höhere Beamtenkarriere, beſonders des Auswärtigen Amtes kamen, waren ausnahmslos Proteſtanten und Schüler des proteſtantiſchen Gymnaſiums in Straßburg oder Buchsweiler. Außer dieſen Elſäſſern der höheren Verwaltung waren vor und nach der Revolution viele im franzöſiſchen Geheimdienſt tätig in Deutſchland [1, 2].

Ein größeres Ausmaß nahm erſt die Einwanderung von Elſäſſern nach Frankreich an, als das Elſaß durch die große Revolution in den departementalen Einheitsſtaat und Wirtſchaftskörper eingefügt worden war. So iſt es die franzöſiſche Wirtſchaft, die zuerſt die einheimiſchen Gewerbe und die darin tätigen Menſchen des Elſaß im 19. Jahrhundert weitgehend nach dem Innern zog. Obenan ſteht da die elſäſſiſche Textilinduſtrie, die in Mülhauſen um die Mitte des 18. Jahrhunderts durch die Einführung der Indiennefabrikation, d. h. der Stoffdruckerei aus der Schweiz und der Hinzufügung von Spinnerei und Weberei zur Selbſtherſtellung der zu bedruckenden Zeuge aufkam. Im Jahre 1798 war Mülhauſen aus einer eidgenöſſiſchen wenn auch mit Widerſtreben eine franzöſiſche Stadt geworden. Die Zollſchranken, durch die der franzöſiſche Staat in letzter Zeit die Stadt immer mehr eingeengt und unter Druck geſetzt hatte, fielen. Durch die Einbeziehung in das franzöſiſche Zollgebiet hatte ſich der Mülhauſer Fabrikation ein ausgedehnter Markt eröffnet, die Manufakturiſten der Stadt nahmen dieſen Vorteil denn auch mit ihrem ſtark ausgebildeten Erwerbsſinn eifrigſt wahr, griffen, um dem innerfranzöſiſchen Markt noch näher zu ſein, im Laufe der nächſten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts allmählich auch auf das Innere über, nahmen vor allem zunehmenden Einfluß auf die in den Vogeſentälern des Weſtabhanges der Vogeſen zahlreich vertretene Handweberei, und wenn dann an der oberen Moſel, der Moſelotte und Vologne nach Mülhauſer Muſter immer mehr Fabrikbetriebe entſtanden, ſo war bei dieſem Aufſtreben der Textilinduſtrie des Vogeſendepartements in erſter Linie der Einſatz elſäſſiſcher Initiative und Unternehmungsgeiſtes beteiligt. Namentlich wurden die dortigen Webereien von den Mülhauſer Spinnern beliefert. Dieſe Beziehungen zwiſchen dem Oberelſaß, bzw. Mülhauſen und der Vogeſeninduſtrie des Weſtabhanges brachten es dann ſelbſtverſtändlich mit ſich, daß die Mülhauſer Manufaktureien in hohem Maße den Be-

---

[1] Vgl. dazu Revue d'Histoire Diplomatique, Okt.—Dez. 1931.

[2] Wenn demnach zahlreiche proteſtantiſche Elſäſſer in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts in die höhere franzöſiſche Beamtenlaufbahn kommen konnten, ſo beweiſt dies, daß damals von einer Zurückſetzung der Proteſtanten im Staat keine Rede mehr ſein konnte.

darf an geſchulten Kräften, Fachleuten für die Fabriken der franzöſiſchen Oſtregion deckten. So ſickerte ſchon vor 1870 zahlreiches elſäſſiſches Volkselement in die Induſtrieregion von Belfort bis Raon l'Etappe, Epinal, St. Dié. Der Frankfurter Vertrag 1871 durchſchnitt dieſe Verbindung. Da die Zukunft der oberelſäſſiſchen Induſtrie unmittelbar nach dem Krieg zunächſt ganz unſicher erſchien, erfolgte ſchon gleich nach Kriegsende eine ſtärkere Abwanderung elſäſſiſcher Arbeiter, Angeſtellter, Meiſter auf die franzöſiſche Seite. Nach Ablauf des Vorzugsregimes für die Einfuhr von Textilſtoffen nach Frankreich kam es dann zu den Filialgründungen der Mülhauſer Induſtrie in den franzöſiſchen Vogeſendepartements, was erſt recht wieder die Auswanderung von elſäſſiſchen Arbeitern in jene Region belebte[3]. Bis heute ſtellen dort Leute elſäſſiſcher Herkunft als Facharbeiter, Werkmeiſter, Direktoren das qualifizierte Element in der Induſtrie. Wegen des Vorwiegens der Elſäſſer in gehobenen Stellungen der Induſtrie der Vogeſentäler iſt es dort auch geläufige Redensart: „Was eb's iſch, iſch e Elſäſſer."

Die oberelſäſſiſchen Manufaktureien, insbeſondere Mülhauſens, haben durch die frühzeitige Indienſtſtellung der Dampfmaſchine, der Turbine, der Spinn- und mechaniſchen Webſtühle eine blühende Maſchineninduſtrie zur Entwicklung gebracht. Dieſe griff dann auch nach dem Kriege 1870 in die lothringiſche Region jenſeits der Vogeſen über, was dann wiederum zahlreiche Elſäſſer über Belfort, wo eine große Maſchinenwerkſtätte des Mülhauſer Betriebsunternehmens entſtanden war, nach Frankreich führte. Es gab ſtets eine elſäſſiſche Arbeiterſchicht, die zu deutſcher Zeit zwiſchen Belfort und Mülhauſen hin und her pendelte. In der benachbarten Schweiz, im Baſler Induſtriegebiet, das mit dieſen Elementen auch Bekanntſchaft machte, herrſchte allerdings gegen ſie ein gewiſſes Mißtrauen wegen ihrer Unſtetigkeit und Unruhe.

Die älteſte bodenſtändige Induſtrie im Unterelſaß ſtellen die Eiſenwerke des Hauſes de Dietrich im Jägertal, Niederbronn, Zinſeltal, Mutterhauſen dar. Dieſe Eiſeninduſtrie ſetzte ſich ebenfalls, um dem franzöſiſchen Markt nahe zu bleiben, im franzöſiſchen Lothringen, wie z. B. in Luneville feſt. Dieſe Tochtergründungen waren immer auf elſäſſiſche geſchulte Kräfte angewieſen, ſo daß auch dadurch ſtets Elſäſſer aus der Heimat herausgezogen wurden. Heute findet man in den franzöſiſchen lothringiſchen Hüttenwerken noch viele Elſäſſer als Vorarbeiter, Meiſter, die aus dem de Dietrichſchen Induſtriebereich der genannten elſäſſiſchen Täler ſtammen.

Ein echt bodenſtändiges Gewerbe waren dann die Bierſiedereien im Elſaß. Als die Franzoſen, die als ein weintrinkendes Volk früher dem Bier nicht beſonders nachfragten, auch mehr und mehr Geſchmack gefunden hatten an dieſem Getränk, waren die Elſäſſer die gegebenen Vermittler. In der Hauptſache waren es elſäſſiſche Brauer, die Begründer der franzöſiſchen Brauinduſtrie wurden. Dieſe Brauereiunternehmungen hatten ſich immer im weſentlichen auf elſäſſiſches Volks- und Arbeitertum geſtützt, aus dem wieder Angeſtellte, ſelbſtändige Wirte, die in Paris und in der Provinz hängen blieben, hervorgingen.

---

[3] Vgl. dazu Vidal de la Blache, France de l'Est, Paris 1920^4, S. 145ff.; ſiehe auch das Sammelwerk zum Andenken an Abbé Dr. Haegy: Das Elſaß von 1870—1932, Bd. II. Colmar 1936, S. 295.

Daneben kommt aber vor allem das ganze elſäſſiſche Handwerk in Betracht, das ſtets ein ſtarkes Kontingent zu den Weſtwanderern ſtellte. Im Elſaß gingen die Handwerker im 19. Jahrhundert nicht, wie es in Deutſchland üblich war, ohne feſtes Ziel auf die Wanderſchaft. Das Ziel war von vornherein im weſentlichen doch Innerfrankreich, Paris. Schreiner, Wagenbauer, Mechaniker, Sattler, Friſeure, Köche, Kellner uſw. gingen dieſen durch alte Überlieferung feſtgelegten Weg, und viele fanden dann auch in Frankreich, vornehmlich in Paris, eine feſte Berufs- und Lebensſtellung. Es ſind Menſchen, die zu etwas kommen wollten, aufwärts ſtrebten und es inſtinktiv erfaßt hatten, daß ihrer angeſtammten elſäſſiſch-deutſchen Tüchtigkeit auf franzöſiſchem Boden allerlei Chancen winkten, die die Heimat nicht bot. So trifft man in Paris, in der Provinz überall Werkſtätten, Friſeurſtuben, Reſtaurants, Hotels, deren Inhaber elſäſſiſcher Herkunft ſind. Elſäſſiſche Mädchen zog es immer in das Innere Frankreichs, beſonders nach Paris; ſie gingen dort in dem „Sodom" nicht immer unter, wie man in Deutſchland vielfach meinte; ſie haben ſich nicht ſelten gut verheiratet. Franzoſen haben ſtets ſtarkes Intereſſe für ein Konnubium mit Elſäſſerinnen bekundet.

Zu den Weſtwanderern aus dem Elſaß ſtellte das Judentum, ſeitdem die Revolution ihm die Bahn frei gemacht, ſtets ein ſtarkes Kontingent. Es iſt beſonders das im Elſaß ſtark verbreitete Landjudentum, das aus ſeinen ſozialen gedrückten, kümmerlichen Verhältniſſen auf dem Lande herausdrängte und ſoweit es nicht in der Klein-, in der Mittelſtadt oder in Straßburg beſſere wirtſchaftliche Lebensbedingungen fand, immer gern Paris, der Stadt mit den unbegrenzten Möglichkeiten wirtſchaftlichen Aufſtiegs entgegenſtrebte. So ſteckt Paris voll von Juden aus dem Elſaß, von denen viele in der Tat als Händler, als Kaufleute, Finanzleute ſich in die Höhe arbeiteten, aber auch über die Preſſe, über politiſche Parteien ſowie die Militär- und Beamtenkarriere ihren Weg machten. Bei dem ausgeprägten Familienſinn der Juden zieht jeder, der es zu etwas gebracht hat, weitere Familienglieder nach; die daheim gebliebenen haben dann immer in der Provinz, am meiſten in Paris, einen Verwandten, der den bekannten „langen Arm" hat. Auf Leon Blum, den Miniſterpräſidenten, auf Mandel, Grumbach u. a., die an einflußreichen Stellen ſitzen, blickte man, auch wenn man keine Anliegen an ſie hat, mit großem Stolz. Weil bis heute in Frankreich ſeit der franzöſiſchen Revolution unzählige Juden, die aus einfachſten, gedrückteſten Lebensverhältniſſen ländlichen Daſeins kamen, ſich in die Höhe arbeiteten, ſo iſt es kein Wunder, daß die elſäſſiſche Judenheit den franzöſiſchen Patriotismus von jeher ganz beſonders gepflegt hat und darum bei der Rückkehr des Elſaß zum „Mutterland" gegen die Raſſe- und Glaubensgenoſſen, die von jenſeits des Rheines eingewandert waren, jedes Solidaritätsgefühl vermiſſen ließ. Die einheimiſchen Juden taten ſich bei allen der Verdrängung der eingewanderten Juden geltenden Aktionen beſonders hervor.

Als franzöſiſche Juden ſagten ſie im November 1918 den eingewanderten Juden jede Gemeinbürgerſchaft auf und gaben ſich hemmungsloſer Verfolgungsſucht hin. Danach kann es auch nicht wundernehmen, daß zwei jüdiſche elſäſſiſche Politiker wie Grumbach und G. Weill, die in den letzten Jahren der Vorkriegszeit im politiſchen Leben des Elſaß eine große Rolle ſpielten und vor allem auch der Regierungsfront im Kampfe gegen den franzöſiſchen nationaliſtiſchen Partikularismus im Lande ihre Unterſtützung liehen, als es ſich unmittelbar vor Kriegsausbruch um die Wahl zwiſchen Frankreich und Deutſchland handelte, ſich für erſteres entſchieden und noch in letzter Stunde über die Grenze entwichen. So ſtellt die elſäſſiſche Judenheit einen Spezialfall dar für die allgemein im Elſaß herrſchende Tendenz, in Frankreich das Land zu ſehen, wo die beſſeren Chancen zum Fortkommen winken.

In der Regel handelte es ſich bei dem Weſtwandern der Elſäſſer um Einzelindividuen, Einzelgruppen, die bis 1870 aber ſich doch beträchtlich ſummierten und ſich als gute Franzoſen im allgemeinen einer beſonderen Wertſchätzung erfreuten. Nun hat aber 1871 die Rücknahme Elſaß-Lothringens durch das Reich zu einer Art Maſſenabzug geführt. Der Frankfurter Friedensvertrag hatte ja jedem Elſaß-Lothringer die Wahl der Nationalität freigeſtellt. Aber wer ſich für die franzöſiſche entſchied, der mußte bis 1. Oktober 1872 auch ſeinen Wohnſitz in Frankreich nehmen. Jedoch war die elſäſſiſche Öffentlichkeit ungenügend über dieſe Sachlage unterrichtet; viele glaubten, auch wenn ſie für Frankreich eine Optionserklärung abgegeben hatten, ruhig in der Heimat bleiben zu können. Infolge dieſer naiven, von der franzöſiſchen Propaganda gefliſſentlich genährten Meinung ergab ſich eine ziemlich beträchtliche Anzahl von Optanten. So erklärten ſich 58 419 Elſäſſer für die Option, was ca. 160 078 Perſonen betraf. Aber die Sache komplizierte ſich dadurch, daß auch die Elſaß-Lothringer, die, wie wir ſchon geſehen haben, im Laufe des 19. Jahrhunderts doch zahlreich nach dem Innern abgewandert waren, unter das Optionsgeſetz fielen, dazu aber auch ſolche, die in der Schweiz, in Überſee, auch im Reich wohnten. In Frankreich wurden 140 000 Optionserklärungen abgegeben, die ſich auf 387 777 Perſonen bezogen[4]; ſo kämen wir mit Hinzurechnung obiger 160 878 auf die Zahl 598 655, von der franzöſiſchen Propaganda abgerundet auf 600 000. Aber wirklich abgewandert aus Elſaß-Lothringen ſind nur 49 996 bis 1. Oktober 1872. Die Option derer, die bis dahin nicht abgewandert waren, wurde deutſcherſeits dann annulliert.

Wie iſt nun dieſe ganze Optionsfrage zu beurteilen? Zunächſt läßt ſich feſtſtellen, daß ſich aus den genannten Zahlen leicht irrige Vorſtellungen über die tatſächlichen Verhältniſſe ergeben können. Unter den 387 000, die in Frankreich Optionserklärungen abgaben, waren viele, die ſchon längſt im Innern wohnten und da ihre Exiſtenz hatten; ſie werden auf etwa 180—200 000 beziffert. Die in der Schweiz, in den Vereinigten Staaten lebenden Elſäſſer, hier etwa 120 000, konnten auch kaum ein nationales deutſches Empfinden haben, ſo daß ſie ohne weiteres für Frankreich optierten. Was nun die 58 000 Optionserklärungen im Elſaß betrifft, ſo würde man fehlgehen, wenn man ſie alleſamt als Bekenntniſſe von franzöſiſchem Patriotismus auffaſſen wollte. Bei vielen Elſäſſern, die der Bourgeoiſie zuzuzählen ſind, trifft dies gewiß zu, aber bei der Mehrzahl der Optanten waren die wirtſchaftlichen Motive entſcheidend. Es war die Sorge um die Zukunft, die vor allem auf der Seele derer lag, deren ganzes Leben mit der Induſtrie verbunden war. In der oberelſäſſiſchen Textilinduſtrie war man nach Schluß des Krieges über die Weiterentwicklung der Fabrikation völlig im Ungewiſſen; ſo war es kein Wunder, daß viele Arbeiter optierten, um im natürlichen Selbſterhaltungstrieb ſich dorthin zu wenden, in den auf der anderen Seite der Vogeſen liegenden Induſtriebezirk, wo ſicherer Verdienſt winkte. So iſt ſchon etwas an dem, was Vidal de la Blache (France de l'Est) ſo ſehr unterſtreicht, daß infolge der elſäſſiſchen Abwanderung und Induſtrieneugründungen in den Kantonen der franzöſiſchen Oſtregion eine ſtarke Bevölkerungsvermehrung, dagegen in den induſtriellen Kantonen des Oſtabhanges der Vogeſen in Thann, St. Amarin, Mülhauſen eine ſehr beträchtliche Abnahme erfolgte. Aber es iſt doch unzuläſſig, nun einfach, wie Vidal de la Blache es tut, zu ſtatuieren, daß dem Minus auf der einen Seite das Plus auf der andern entſpricht, daß alſo in der Hauptſache der Bevölkerungszuwachs in dem induſtrialiſierten Weſtabhang der Vogeſen auf die elſäſſiſchen Optantenzuwanderer zurückzuführen iſt. Als in den 70er und 80er Jahren in Frankreich überall die Induſtrie ſtarken Aufſchwung nahm, da wurde auch dort die Landflucht beſchleunigt, die immer wachſende Maſſen in die Induſtrie, alſo hier in die Textilinduſtrie der franzöſiſchen Oſtregion führte.

---

[4] Siehe Das Elſaß von 1870—1932. Bd. I, Colmar 1936, S. 72f.

Wie ſehr im Elſaß rein ökonomiſche Gründe zur Option und zur Abwanderung nach Frankreich drängten, ergibt ſich beſonders deutlich aus dem Beiſpiel der Tuchinduſtrie von Biſchweiler, wo die größeren Fabrikanten, die ſich der deutſchen höher entwickelten Tuchinduſtrie gegenüber nicht konkurrenzfähig wußten, ihre Betriebe nach Elbeuf, Sedan uſw. verlegten. Sie nahmen den Großteil der Induſtriearbeiterſchaft mit. Von 98 Tuchfabriken im Jahre 1869 blieben noch 21 im Jahre 1874, von 2000 Webſtühlen noch 650 übrig[5]. Die Bevölkerung ſank infolgedeſſen von 11 500 auf 7770; die Zahl der nach Frankreich Abgewanderten wird auf ca. 4000 berechnet; eine geringere Zahl fand in den erſten Jahren Verdienſt in der pfälziſchen und württembergiſchen Tuchinduſtrie. Alſo die Abwanderung ſtand für die Arbeiter einfach unter dem brutalen Zwang der Not, der elementarſten Lebensſicherung.

Dieſe auf einen ganz beſtimmten hiſtoriſchen Zeitabſchnitt beſchränkte Abwanderung großen Stils nach Frankreich hatte nun die weittragende Folge, daß ſie auch weiterhin mindeſtens drei Jahrzehnte lang vielen Einzelindividuen aus allen Ständen den Weg wies nach Frankreich hinein. Dabei ſind ebenfalls nationale Motive viel weniger beſtimmend geweſen, als man gewöhnlich annimmt. Die fortgeſetzte Bewegung erklärt ſich vielmehr aus den tiefgehenden ſoziologiſchen Veränderungen, die die Rückkehr des Elſaß zu Deutſchland für die ganze elſäſſiſche Volksſtruktur zur Folge hatte.

---

[5] Vgl. Käthe Dehio, Die Biſchweiler Tuchinduſtrie 1912.

Eine Neubevölkerung aus dem Reich, beſtehend aus Beamten, Angeſtellten, Arbeitern, freien Berufen, Militärperſonen ließ ſich inmitten der Altbevölkerung nieder. Dieſer Zuzug aus allen Gauen Deutſchlands wuchs in den erſten zwei Jahrzehnten zu ſolcher Stärke an, daß er nicht bloß das Vakuum, das durch die Abwanderung von 1871/72 entſtanden war, völlig ausfüllte, ſondern weit darüber hinaus ging. Das ſoziale Gewicht dieſer Neuſchicht, die natürlich auch eine gewiſſe dominierende Stellung als eine Art „Herrenvolk" innehatte, war ſo ſtark, daß davon erhebliche Druckwirkungen auf die Einheimiſchen ausgingen, daß dieſe notwendig dagegen reagieren mußten. Das geſchah einmal in der Weiſe, daß man ſich gedrängt fühlte, ſich mehr auf ſich ſelbſt zurückzuziehen, ſich abzuſchließen, aber verhängnisvoller wirkte ſich die Gegenwirkung der Einheimiſchen dahin aus, daß man der immer kräftiger ſich geltend machenden Ausweitung der Eingewanderten nach Weſten zu auswich. Das Bewegende dabei war der Gedanke, daß der Elſäſſer dort mit ſeinen dem Franzoſentum überlegenen Eigenſchaften mehr Ausſichten hatte als im Wettbewerb mit dem ſtärkeren altdeutſchen Konkurrenten, der ja das, was dem Elſäſſer dem Franzoſen gegenüber ſeine Überlegenheit gab, in noch höherem Grade beſaß: Energie, Tatkraft, Ordnungsſinn, Arbeitſamkeit u. a. Inſtinkthaft mehr als klar bewußt ſuchten elſäſſiſcher Selbſtbehauptungstrieb und Aufſtiegstendenz die Linie des geringeren Widerſtandes und glaubten ſie mehr über den Vogeſen zu finden.

Dazu kam noch eine gewiſſe Schul- und Sprachennot, die dem gehobenen Mittelſtand, wenn auch anders als heute, zu ſchaffen machte. In vielen bürgerlichen Familien war nach 1871 gegenüber der hochdeutſchen Bildungsſprache, die ein Hauptkennzeichen der eingewanderten Schicht war, die franzöſiſche Bildungsſprache Gegenſtand beſonderer Pflege geworden, da man ſich mit dem damals unter den Eingewanderten als minderwertige Sprache geltenden Dialekt nicht glaubte ſehen laſſen zu können. In kleinbürgerlichen Kreiſen waren Mundart und zweit- und drittrangiges Franzöſiſch neben- und durcheinander im Gebrauch. Es hatte durch die deutſche Feſtſetzung im Lande in weiten Kreiſen der Einheimiſchen mehr als zu franzöſiſcher Zeit eine Art Sprachverwirrung Platz gegriffen. Nur zu viele junge Elſäſſer, die Opfer dieſes ſprachlichen Notſtandes wurden, kamen infolgedeſſen nicht dazu, ihre geiſtigen intellektuellen Anlagen ſo normal wie es in Altdeutſchland geſchah, zur Entwicklung zu bringen. Das Fortkommen in der Schule, die allzuſchnell dem in Altdeutſchland geltenden Syſtem vollſtändig angeglichen wurde, ward für viele erſchwert, und das Ende war nicht ſelten, daß viele junge Elſäſſer auf der Schule ſcheiterten und dann nach Frankreich ſich wandten. Die alſo von der elſäſſiſchen Heimat nach Frankreich Abgedrängten hatten denn auch in akademiſchen Berufen, in der Verwaltung, beim Heer, in Handel und Induſtrie ſich gute Stellungen verſchaffen können, vergalten aber drüben ſelbſtverſtändlich dieſe Abdrängung von der Heimat mit ausgeprägter deutſchfeindlicher Geſinnung.

Man ſollte nun meinen, daß in erſter Linie die Bourgeoiſie, die ſchon weitgehend dem Franzöſiſierungsprozeß erlegen war, dem Zuge nach Weſten, nach Frankreich hinein, folgte. Aber das iſt keineswegs der Fall. Bei der ganzen wirtſchaftlich-kapitaliſtiſchen Einſtellung, die der Bourgeoiſieklaſſe nach franzöſiſchem Modell das charakteriſtiſche Gepräge gab, war ihre Grundtendenz auf das Bleiben gerichtet, um ſich in den neuen Verhältniſſen auch wieder wohnlich einzurichten und ſie opportuniſtiſch für ihre Intereſſen zu nutzen. Es wurde raſch erfaßt, daß durch den Umſchwung doch auch wieder neue Möglichkeiten gegeben waren, den Wohlſtand zu erhalten und zu mehren. Die deutſche Regierung trug dieſen bourgeoiſen opportuniſtiſchen Intereſſen auch weitgehend Rechnung, man denke nur an die Konzeſſionen, die ſie der oberelſäſſiſchen Induſtriearistokratie in der Frage der Kinderarbeit machte[6].

Aber aus dieſer Bourgeoiſie, die weſentlich induſtrieller, kommerzieller Struktur war, heben ſich einzelne Köpfe heraus, die doch nach der entgegengeſetzten franzöſiſchen Seite hinſtrebten. Solchen mit beſonderem unternehmeriſchen Geiſt und wirtſchaftlichen Fähigkeiten begabten Elſäſſern dünkte die Großräumigkeit der franzöſiſchen Wirtſchaft ein dankbareres, erfolgverſprechenderes Tätigkeitsfeld für ihre Energie als die reichsländiſche Enge, wie ſie durch die Anlage zur Sonderſtaatlichkeit, die doch nie zur völligen Verwirklichung kam, gegeben war. Man witterte auch hier nicht mit Unrecht, daß es in Deutſchland noch mehr Leute gibt mit ſolchem fauſtiſchen Wirtſchaftsdrange wie ſie ihn beſitzen. Alſo auch hier wieder das Geſetz der größeren Chance wirkſam! So werden, den Spuren Humans des großen Finanzier im Bürgerkönigtum oder des Colmarer Hausmann im 2. Kaiſerreich folgend, Elſäſſer wie Schneider (Creuſot), Siegfried, Peyerimhoff, Öſinger, de Wendel (letzterer hüben wie drüben) große Wirtſchaftsmagnaten im modernen Frankreich. Andere Köpfe der elſäſſiſchen Induſtrie, die freilich mehr ihrem politiſchen Inſtinkt, ihrem angeborenen Intereſſe für das öffentliche Leben folgten, wie Scheurer-Keſtner, vernachläſſigten darüber ihre elſäſſiſchen Betriebe, was dann ſelbſtverſtändlich bald einen empfindlichen Rückgang der elſäſſiſchen chemiſchen Induſtrie in Thann zur Folge hatte, denn ihr Chef hatte in Paris anderes zu tun.

Zu dieſen Einzelperſönlichkeiten aus der Wirtſchaft geſellten ſich dann zahlreiche Einzelköpfe aus den geiſteswiſſenſchaftlichen Bezirken, der Literatur, der Kunſt. Es ſind dies Elſäſſer, ganz ſchon vom Geiſt franzöſiſcher Bildung durchtränkt, die dem franzöſiſchen Genie nicht nahe genug ſein können, um ſich von ihm beflügeln zu laſſen. Das hat ſchon einen Ludwig Spach, den Zeitgenoſſen des Theologen Reuß in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts nach Paris getrieben, aber enttäuſcht kehrte er wieder auf den heimatlichen Boden zurück, wo er ſpürte, daß hier doch allein die Wurzeln ſeiner Kraft liegen. Aber Neffzer, der Begründer des Temps, Dollfus ſein Mitarbeiter, ein About, Schuré, Matter und viele andere tauchten ganz in dem franzöſiſchen Strom unter. Sie wurden dann nach 1870 die Schrittmacher für eine lange, ihnen nachfolgende ſtolze Reihe geiſtiger Köpfe, Träger von Namen, die jeder Elſäſſer kennt, wie P. E. Appel[7], André Weiß[8], Alb. Carré[9], Theodor Beck[10], Ch. Diehl[11], Henry Lichtenberger, André Lichtenberger, Ch. Andler[12], Pfiſter[13] u. a. Alles Perſönlichkeiten, die das geiſtige Leben Frankreichs reich befruchtet haben[14].

---

[6] Vgl. Das Elſaß von 1870—1932 Bd. II. Colmar 1936, S. 293.

Eine wichtige Brücke für die Überführung elſäſſiſcher Volkskraft nach Frankreich wurde die Kirche, insbeſondere die katholiſche. Zahlreiche Söhne und Töchter des elſäſſiſchen Bauernſtandes und Bürgertums gingen durch katholiſche Penſionate und Ordensſchulen Innerfrankreichs und wurden in nicht geringer Zahl auf die Dauer dort in weltlichen und geiſtlichen Berufen feſtgehalten. Viele Elſäſſer kommen auf die kirchlichen Kleinen und Großen Seminare im Innern, vor allem aber hatten die in der franzöſiſchen Oſtregion liegenden ſtets eine größere Zahl von Schülern aus dem Elſaß. Das ergab für die Diözeſen Beſancon, St. Dié, Nancy einen großen Prozentſatz von Prieſtern elſäſſiſcher Herkunft. Eine Liſte in der Revue catholique von 1934 zählt ca. 200 auf. Seit 1870 waren auf franzöſiſchen Biſchofsſtühlen hervorragende Elſäſſer wie Freppel, Herrſcher, Schoepfer, Heintz. Außer dieſen gab es eine größere Anzahl von Generalvikaren, Mitglieder der Domkapitel von Chalons, Nancy, St. Dié. Ebenſo war unter der Profeſſorenſchaft der freien Univerſitäten von Angers, Lille, Paris das elſäſſiſche Element immer vertreten[15]. Den Ordensgemeinſchaften, die vor allem in den franzöſiſchen Kolonien wirkten, ſtanden bis heutigen Tages ſtets wertvolle elſäſſiſche Kräfte, die zumeiſt aus bäuerlichem Stand kamen, zur Verfügung[16].

Während die katholiſche Kirche im Elſaß zu allen Zeiten nie Mangel hatte an geiſtigen Kräften, ſo daß ſie davon noch Frankreich vor und nach 1870 abgeben konnte, hatte der Proteſtantismus nie dieſe überquellende Fülle von Arbeitskräften erzeugen können. Er hat ſtets nur mit Mühe den Bedarf an theologiſchem Nachwuchs aufgebracht; ſeit 1918 iſt infolge Abwanderung von Pfarrern nach Deutſchland der Mangel noch empfindlicher geworden. Und dennoch hat die ſchwache lutheriſche und die noch ſchwächere reformierte Kirche aus ihrem Perſonenbeſtand den ſtets hilfsbedürftigen lutheriſchen Pariſer Gemeinden, der Pariſer Miſſion Kräfte leihen können. So begegnen uns in der Pariſer lutheriſchen Kirche immer bekannte Namen aus der elſäſſiſchen Pfarrwelt: Bögner, Roehrich, Kuhn, Büchſenſchütz u. a. Vor allem haben elſäſſiſche Pfarrer immer der franzöſiſchen bzw. elſäſſiſchen Kolonie in Algier gedient. Die Bedeutung des elſäſſiſchen Proteſtantismus für die franzöſiſch-lutheriſche Kirche erhellt auch aus der Tatſache, daß es proteſtantiſche Elſäſſer geweſen ſind, auf die die Konſtituierung der lutheriſchen Gemeinde in Paris 1808 zurückgeht, nämlich vornehmlich auf die oben genannten höheren Beamten im Auswärtigen Amt: Otto, Roſenſtiel, Kieffer.

---

[7] Rektor der Univ. Paris.

[8] Profeſſor der Pariſer Rechtsfakultät.

[9] Direktor der Opéra Comique.

[10] Der langjährige Leiter der Ecole Alsacienne.

[11] Profeſſor der Sorbonne.

[12] Drei bedeutende Germaniſten der Pariſer Univerſität.

[13] Hiſtoriker in Nancy, dann Rektor der Straßburger Univerſität,

[14] Vgl. hierzu l'Alsace française 1924, 1925 und folgende Jahrgänge.

[15] Vgl. hierzu Revue catholique d'Alsace 1927, 1929, 1934.

[16] Nach Angaben in der Feſtſchrift zum 60. Geburtstag des Herrn Abbé Dr. Haegy ſtammen 12 Miſſionsbiſchöfe und 7 Apoſtoliſche Präfekten, die im Dienſte der Heidenmiſſion geſtorben ſind und 15 Biſchöfe, 12 Apoſtoliſche Präfekten und 1100 Miſſionare und Miſſionsbrüder, die heute tätig ſind, aus dem Elſaß, dazu etwa 300 Miſſionsſchweſtern.

Noch mehr aber war es die franzöſiſche Armee, die ſeit der definitiven Feſtſetzung Frankreichs im Elſaß fortgeſetzt wertvolles Menſchenmaterial aus dem Lande gezogen und es der Geſamtnation einverleibt hat. Schon im Ancien Régime wurde durch die deutſchen Regimenter des Elſaß, in dem immer Elſäſſer als Soldaten und aus dem Adel als Offiziere vertreten waren, die Grundlage zu der ſoldatiſchen Tradition gelegt, die dann erſt recht durch die Revolutionskriege und die napoleoniſchen Feldzüge vertieft und geſtärkt wurde. Die Namen Kleber, Kellermann, Rapp, Ney wurden die leuchtenden Symbole, die im 19. Jahrhundert immer aufs neue Elſäſſer aus allen Schichten und Ständen der Armee zuführten. Bei dem demokratiſchen Aufbau der franzöſiſchen Armee eröffneten ſich ſoldatiſchem Ehrgeiz und ſoldatiſcher Tüchtigkeit die beſten Ausſichten, und die ſteten Kampagnen, die das kriegeriſche Frankreich weiter unter den wechſelnden Regime's in Algier, in der Krim, in Italien, in Mexiko führte, boten dem zu Abenteuern geneigten Sinn der Elſäſſer Nahrung genug. Dieſe Hinneigung zur franzöſiſchen Armee ließ auch in der deutſchen Zeit nicht nach, belebte ſich eher noch, da die Kolonialkriege, die Frankreich in der ganzen Zeit in Indochina, Nordafrika führte, das Wanderblut des alemanniſchen Elſäſſers immer lockten. Das deutſche Heer bot bei ſeinem ariſtokratiſchen Aufbau nicht die Ausſichten wie das franzöſiſche, wo man von Herkunft und Stand völlig abſah. Im deutſchen Heer konnten Söhne von Kleinbürgern und Bauern es zu Militäranwärtern bringen, aber in Frankreich winkte das Offizierskäppi. Hat der Vater, der von der Pike gedient hatte, mit dem Kapitän abgeſchloſſen, ſo ging der Sohn ſchon durch St. Cyr und hatte damit die Anwartſchaft auf die höheren Offiziersſtellen erworben. Es hatte danach nichts Überraſchendes, daß Frankreich bei Kriegsausbruch 1914 mit einem großen Stabe von höheren Offizieren und Generälen elſäſſiſcher Herkunft aufwarten konnte. Heute wachſen erſt recht fortgeſetzt zahlreiche junge Elſäſſer über St. Cyr und die Ecole Politechnique in das militäriſche Frankreich und damit in franzöſiſches Volkstum und Nationalbewußtſein hinein.

Zu allen Zeiten ſind demnach Elſäſſer in Frankreich als Beamte, Offiziere, Kaufleute, Angehörige freier Berufe der Aſſimilation verfallen und ſo heimiſchem Volkstum verlorengegangen. Aber es iſt andererſeits doch wieder erſtaunlich, wie ſehr bei ſo vielen Elſäſſern, die ſeit langem im Innern, von dem heimatlichen Boden getrennt leben, ſich die deutſche Mutterſprache, in der Mundart wenigſtens, erhält, und wenn Elſäſſer Landsleuten begegnen, ſo iſt es ihnen natürlich, ſich in Elſäſſer Dütſch mit ihnen zu unterhalten. Trotz aller Aſſimilierung bleibt den Elſäſſern natürlich auch das Organ für die deutſche Hoch- und Bildungsſprache, ſo daß es kein bloßer Zufall iſt, wenn eine Reihe der beſten Germaniſten Frankreichs wie

Henri, André Lichtenberger, Andler, Spenle volksdeutſcher Abſtammung aus dem Elſaß ſind. Ein bezeichnendes Beiſpiel für die Zähigkeit, mit der die Elſäſſer mitten in franzöſiſcher Umgebung an ihrer deutſchen Mutterſprache in der Mundart und in der gebildeten Form feſthalten möchten, iſt die elſäſſiſche Kolonie aus Biſchweiler Tucharbeitern, die nach 1871 mit den Fabrikanten nach Elbeuf überſiedelten. Bis in den Krieg hat dieſer Biſchweiler Kolonie Pfarrer Roehrich, der über 40 Jahre hindurch ſie ſeelſorgerlich betreute, alle Monate noch deutſchen Gottesdienſt gehalten.

Aus allen dieſen Tatſachen, die hier feſtgeſtellt wurden, dürfte genugſam hervorgehen, wieviel wertvolles Blut durch das ganze 19. Jahrhundert hindurch bis zur Gegenwart das Elſaß an Frankreich abgegeben hat. Wenn auch ſonſt aus dem Reich deutſche Volksſubſtanz immer in beträchtlichem Maße nach Frankreich übergeführt wurde, ſo iſt der elſäſſiſch-deutſche Volksſchlag doch der Hauptvermittler dieſer deutſchen Nährſubſtanz für den franzöſiſchen Volkskörper geworden. Daraus ergab ſich alſo dieſe Weſtwanderung des Deutſchen. Wir haben geſehen, daß es ſich dabei um einen ganz natürlichen organiſchen Vorgang handelte. Der elſäſſiſche Volksinſtinkt hatte die richtige Ahnung, daß das franzöſiſche Sozialleben für Aufſtieg und Vorwärtskommen die beſten Bedingungen bot, und dem entſprach auf der anderen Seite die größte Aufnahmebereitſchaft für Verſtärkung und Bereicherung des eigenen Weſens durch deutſche Blutzufuhr. Frankreich brauchte, je mehr der Geburtenrückgang die Volksvermehrung in Frage ſtellte, volksmäßige Ergänzung, die nur aus ſeinen Nachbargebieten im Oſten kommen konnte. So iſt die elſäſſiſche Wanderung auch nur ein Glied in der allgemeinen Wanderbewegung in den franzöſiſchen Raum hinein. Es iſt demnach durchaus abwegig, das elſäſſiſche Hineinſtreben nach Frankreich nur auf nationalpatriotiſche Beweggründe und „weſtliche Kulturneigungen"[17] zurückzuführen. Es ſpielten ſolche Motive mit hinein in die Bewegung, aber entſcheidend waren ſie nicht. Freilich, das nationale Bewußtſein der Franzoſen wurde durch den Verluſt des Elſaß mit Deutſchlothringen aufs tiefſte verletzt. Man gab ſich jetzt erſt ſo recht Rechenſchaft darüber, wie ſehr Frankreich zu ſeiner Ernährung auf dieſen Schuß deutſchen Blutes aus dem Elſaß angewieſen iſt. Gobineau hat der öffentlichen Meinung Frankreichs beredten Ausdruck verliehen, wenn er in ſeinem Buche: Bedeutung der Raſſe im Leben der Völker bezüglich des Elſaß ſchrieb: „was für Frankreich den Verluſt des Elſaß und eines Teiles von Lothringen zu einem Unheil erſten Ranges ſtempelt, das iſt nicht, daß es ſich irgendeines Gebietes und einiger Hunderttauſend Seelen beraubt ſieht, nein das iſt die Unmöglichkeit, zukünftig für ſeine Innenarbeit eine Bevölkerung aufzubieten, die nicht lateiniſch iſt, eine Bevölkerung von hervorragendem Wert, unerſetzlich in ſeinen Amtsſtuben, ſeinen Werkſtätten, ſeinen Regimentern" (S. 62).

Geben dieſe Worte eine in Frankreich weit verbreitete Stimmung wieder, ſo begreift man die lebhafte Bereitſchaft der Franzoſen nach 1870, für alle Elſäſſer die Tore weit aufzutun, daß ſie ſich im ſchönen Frankreich niederließen. Das Elſäſſiſche wurde ſozuſagen in dieſen erſten Jahrzehnten nach dem Kriege eine für die Elſäſſer ſehr ſchmeichelhafte Modeſache. Es fehlte auch nicht an geſchäftstüchtigen Schriftſtellern, die dieſe franzöſiſche Elſaßſchwärmerei ausnutzten für Zwecke eines ſchwunghaften Literaturbetriebes mit dem Thema: Elſaß. Die Erckmann-Chatrian haben ſich darin beſonders ausgezeichnet, ſo daß Flaubert 1876 über dieſe literariſche Betriebſamkeit der Elſaßliteraten in einem Brief an ſeine Nichte einmal unwirſch bemerkte: Ils m'ont embeté avec leur Alsace.

---

[17] Siehe Kloß, Fremdſprachliche Einwanderung in Frankreich, Berlin 1935, S. 212.

Heute liegen in Frankreich die Dinge für die Elſäſſer weſentlich anders. Hat ſchon ſeit der Wende des Jahrhunderts das Intereſſe für die Elſäſſer in der franzöſiſchen Öffentlichkeit merklich nachgelaſſen, ſo waren ſie jetzt, da ſie wieder feſt ſich in der Hand Frankreichs befanden, noch unintereſſanter geworden für die Franzoſen. Der romantiſche Schimmer, der ihnen früher anhaftete, hatte ſich nunmehr weſentlich verflüchtigt. Man hat jetzt genügend Gelegenheit gehabt, ſie in der Nähe zu beſehen und entdeckt zu ſeiner Überraſchung, daß ſie doch eigentlich für Franzoſen zu viel Weſensfremdes haben, als daß ſie allzuſehr der Ergänzung franzöſiſcher Volksart dienen könnten. Der heutige Franzoſe ſteht weniger als einſt Michelet in der Gefahr, das Elſaß zu meiden wegen ſeiner verführeriſchen germaniſchen Eigenſchaften, er kann ſchwer hier heimiſch werden und verläßt das Land, je eher deſto lieber wieder, wenn er nicht mehr beruflich dort zu tun hat. Das bedingt von franzöſiſcher Seite eine Diſtanzierung gegenüber den Elſäſſern, die man früher in dieſem Maße nicht kannte. So mußte auch die Aufnahmefreudigkeit für ſie, wie man ſie früher bekundete, notwendig abnehmen. Aber auch der Elſäſſer iſt Frankreich gegenüber ein anderer geworden. Sein Heimatgefühl, ehedem mehr ſentimental, iſt willensmäßiger, bewußter, politiſcher geworden. Der zu deutſcher Zeit ſchon erwachſene Wille zur eigenen Volksperſönlichkeit hat ſich noch mehr vertieft. Man fühlt ſich in erſter Linie ſeinem eigenen Land verhaftet und ſieht ſich ganz anders als ehedem aufgefordert, dieſem ſeinem Heimatboden mit ſeinen Gaben und Kräften zu dienen, ſtatt ſie in dem allgemeinen franzöſiſchen Becken verſtrömen zu laſſen. Das hat die Weſtwanderungstendenzen doch ſpürbar zurückgedrängt. Was aber vor allem dieſe Neigungen mehr und mehr in dieſer Zeit der Zugehörigkeit zu Frankreich gedämpft hat, iſt ein unbeſtimmtes Gefühl, das im heutigen Frankreich der Elſäſſer nicht mehr dieſelben wirtſchaftlich-ſozialen Chancen hat wie früher. Was Frankreich heute braucht, ſind Menſchen, die in harter Erde ſchaufeln und graben, in die Grube ſteigen, an heißer Eſſe ſtehen, kurz Schwerarbeiter. Dafür iſt der Durchſchnittselſäſſer weniger, ihm ſteht mehr der Sinn nach Qualitätsarbeit, nach dem Funktionär. Aber gerade dahin ſtrebt auch der heutige Franzoſe, nach der Arbeit der „Sauberen Hand“[18]. Alſo das Feld iſt meiſtens jetzt beſetzt, das der Elſäſſer ſucht. Es lohnt ſich nun weniger das Hineinſtreben in das franzöſiſche Innere. Natürlich bringt es das ſtaatliche Zuſammenleben mit ſich, daß fortwährend elſäſſiſche Einzelindividuen in den franzöſiſchen Volksorganismus ganz eingehen, von dem Prozeß des nationalen Stoffwechſels gänzlich abſorbiert werden. Aber es kündet ſich doch offenbar mehr eine Entwicklung zwiſchen den beiden Volkstümern an, in der für Aufnahme der elſäſſiſch-deutſchen Volksſubſtanz weniger Bedürfnis mehr in Frankreich beſteht, daß ein gewiſſer Sättigungszuſtand franzöſiſcherſeits erreicht iſt, der weitere Ernährung von dieſer als weſensfremd empfundenen Volksart ablehnt. Auf der anderen Seite ſcheint ſich die elſäſſiſche Tendenz zu verſtärken, nicht mehr als unbedingt nötig iſt, in dem „Welſchen“ aufzugehen, ſich ganz von ihm aufſaugen zu laſſen, ſondern bei ſich zu bleiben und die eigene Art ohne Vermiſchung rein zu erhalten. So geſehen wäre ja dann eine gewiſſe Gewähr gegeben, daß auch innerhalb des Rahmens des franzöſiſchen Staates der deutſche Volksſchlag des Elſäſſertums ſich unverſehrt für die Zukunft erhält.

---

[18] Vgl. dazu Georges Mauco, Les étrangers en France. Leur rôle dans l'entivité économique. Paris 1932.

Das elſäſſiſche Volkslied

Von Joſef Müller-Blattau

Das elſäſſiſche Volkslied iſt deutſch, Ausdruck deutſchen Volkstums. Das bekannte, ohne es zu wollen, J. B. Weckerlin, als er 1883 die erſte Sammlung „Les chansons populaires de l'Alsace“ mit Melodien herausgab. Es waren — mit Ausnahme weniger Lieder im Vogeſen-Patois — deutſche Volkslieder. 1884 folgte ihm Curt Mündel mit ſeiner ſchönen Sammlung „Elſäſſiſche Volkslieder“, der aber Melodien nicht beigegeben waren. Und nun klafft eine weite Lücke bis zur Gegenwart, in der (in den „Landſchaftlichen Volksliedern“ als Bd. 4) eine kleine Gebrauchsſammlung elſäſſiſcher Volkslieder herauskam, die freilich den alten Beſtand nicht mehr enthielt. Um ſo wichtiger wurde das Erſcheinen der „Verklingenden Weiſen“, in deren bisher drei Bänden (ſeit 1926) ein einſichtiger Volksliedfreund, der Paſtor Dr. Louis Pinck, Volkslieder aus Deutſch-Lothringen in Wort und Weiſe herausgab. Dieſe Bände (heute Bärenreiter-Verlag, Kaſſel) geben einen Beſtand, der viele der elſäſſiſchen Volkslieder mitenthält und ſo für ihre Erforſchung von entſcheidender Bedeutung wird. Dazu kommen als Ergänzung die reichen elſäſſiſchen Beſtände des Freiburger Volksliedarchivs, die durch freundliches Entgegenkommen des Archivleiters Prof. Dr. John Meier durchgearbeitet werden konnten, und alles das, was an Volksliedern aus dem Elſaß in Ludwig Erks Nachlaß und in ſeinem „Liederhort“ gedruckt vorhanden iſt.

Die eigentliche Erforſchung des elſäſſiſchen Volksliedes aber hat viel früher begonnen: damals in Straßburg 1770, als der junge Goethe und der reife Herder zuſammentrafen. Unter der Fülle der Ideen, die Herder damals dem Werdenden übermittelte, war die des Volksliedes eine der fruchtbarſten. Herder hatte ja ſelbſt das Wort erſt geprägt. Der erſte Beſtandteil ſollte beſagen, daß das Volkslied unmittelbarer Lebensausdruck eines Volkes iſt. Volk im Herderſchen Sinne aber iſt Volkstum, der ganze große Zuſammenhang des Blutes, der Sprache, der Geſittung, in den der einzelne ſchickſalsmäßig hineingeboren wird, in dem er bedingtes und ſelbſt bedingendes Glied iſt. Der zweite Beſtandteil des Wortes weiſt auf die Singbarkeit als das echteſte Merkmal des Volksliedes, auf jenen untrennbaren Zuſammenhang von Wort und Weiſe, der nur lebt im lebendigen Singen und nur in ihm zu erfaſſen iſt. „Solche Lieder können nicht nur fürs Papier gemacht und tote Letternverſe ſein; vom Lebendigen des Geſanges, vom Gang der Melodie... davon hängt die ganze wundertätige Kraft dieſer Lieder ab“ (Herder).

Auf Herders Veranlaſſung ging der junge Goethe nun daran, die „Überlieferungen des Volksliedes im Elſaß aufzuſuchen“. Auf ſeinen Wanderungen im Ober- und Unterelſaß und in Lothringen ſammelt er Volkslieder, ſingt ſie und verſucht ſich bald ſelbſt in ihrem Ton. Ein erſtes merkwürdiges Zeugnis finden wir bei Herder. In dem Aufſatz „Über Oſſian und die Lieder alter Völker“, der noch in Straßburg entſtanden iſt, berichtet Herder von der Eigenart der „Lieder des Volkes“, jener Lieder, „die ſelbſt in ihrer Mitte gedacht, erſonnen, entſprungen und geboren ſind, und die ſie daher mit ſoviel Aufwallung und Feuer ſingen und zu ſingen nicht ablaſſen“.

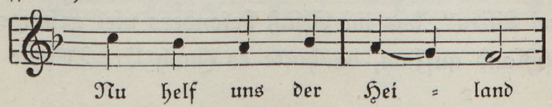
Auf eins geht er beſonders ein, auf die Ballade vom Nachtjäger. Von wem hatte Herder das Lied? Wer die Geſchichte ſeiner Volksliedarbeit kennt, muß zugeſtehen, daß er erſt durch Goethes Sammeleifer in den Beſitz lebender deutſcher Volkslieder gelangte. So wird alſo auch dies Lied Herdern von Goethe zugeführt und vorgeſungen worden ſein, zuſammen mit dem „Heidenröslein“, das Herder im gleichen Aufſatz als „älteres Kinderlied“ anführt. Herder gibt nicht den vollen Wortlaut, „weil ſich das Meiſte und Anziehendſte … auf lebendigen Ton und Melodie bezieht“; er rühmt zugleich die Sprünge und Würfe des nächtlichen Zwiegeſprächs. Zugrunde liegt wohl ein altes Sagenmotiv: der (wilde) Jäger hat abends ſpät das Netz geſtellt; er fängt ein „Holzweiblein“ (eine Waldfrau) darin. Darum beginnt das Lied damit, daß der Jäger in ſein Horn bläſt „alleweil bei der Nacht“ (dies iſt der Kehrreim). Er treibt das Wild aus dem Korn ins lange Holz: alleweil bei der Nacht. Da begegnet ihm eine Jungfrau ſtolz — und nun hebt das Zwiegeſpräch an:

Wo aus? wo ein? du wildes Tier!
  Alleweil bei der Nacht.
Ich bin ein Jäger, und fang dich ſchier,
  Alleweil bei der Nacht.

Was Herder nur bruchſtückweiſe zitiert, gibt Mündel (Nr. 1) in vollem Text. Die Weiſe aber hat, zum gleichen Text, L. Pinck in den V. W. I, 186 aufgezeichnet. Es iſt eine urtümliche Balladenmelodie, die wir recht gut aus dem Stegreif aufbauen können.

Denn wir wiſſen ja aus den älteſten deutſchen Rufliedern, wie die muſikaliſche Form der Kehrreimzeilen iſt: der Fall aus der Quint in den Grundton. So heißt ſie im elſäſſiſchen Geißlerlied von 1349[1]:

Beiſpiel 1)

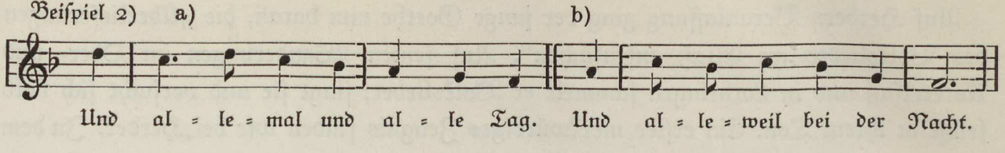


So finden wir ſie in unſerer Ballade in doppelter textlicher und rhythmiſcher Prägung:

---

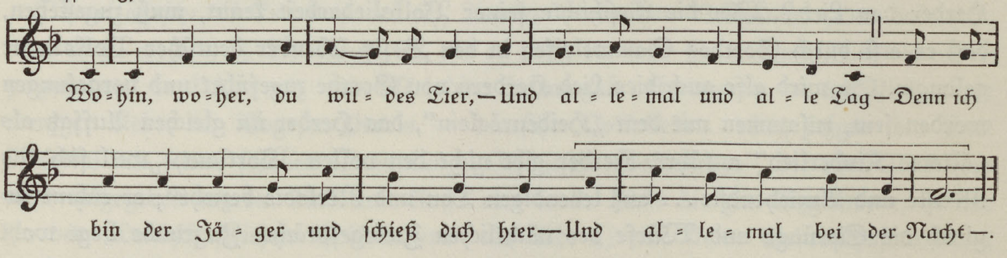
[1] Vgl. Müller-Blattau, Die deutſchen Geißlerlieder, Zeitſchr. f. Muſ. Wiſſ., Jg. 17, 1935, Heft 1.

Beiſpiel 2)


a)
b)
Und al = le = mal und al = le Tag.
Und al = le = weil bei der Nacht.

Dazu kommt eine weitere Abwandlung: die erſte der beiden Zeilen iſt in die Quintlage (hier Unterquart g—c) verſetzt. Dadurch werden auch die einfachen Anzeilen, die den eigentlichen Erzähl-Text tragen, voneinander verſchieden, die Strophe lautet ſchließlich:

Beiſpiel 3)


Wo = hin, wo = her, du wil = des Tier, — Und al = le = mal und al = le Tag — Denn ich
bin der Jä = ger und ſchieß dich hier — Und al = le = mal bei der Nacht —.

Das Zwiegeſpräch (Text nach Herder, Mündel und Pinck) geht in merkwürdigen „Sprüngen und Würfen" weiter bis zum grauſigen Abſchluß:

Biſt du der Jäger, du fangſt mich nicht (K),
Meine hohen Sprüng', die weißt du nicht (K).
Deine hohen Sprüng', die weiß ich wohl,
Ich weiß ja, wie ich dich fangen ſoll.
Ich werf' dir ein Schlupf (Schlinge) um deinen Arm,
Nun bin ich gefangen, daß Gott erbarm.
Ich werf' dir ein Schlupf um deinen Fuß,
„Jetzt weiß ich, daß ich ſterben muß".

Nun aber ſchlägt die Faſſung in den V. W. plötzlich in eine verwandte luſtige Melodie um. Und dazu erklingt der gleiche Text, den auch Mündel bringt:

Sterb' ich heut', bin ich morgen tot,
ſo begrabt man mich auf Röslein rot.
(Ju und ja hopſaſſa, fi und fifaladara.)

Es iſt, als ob ein neues Lied begänne, ein Lied, das im Strophentext anklingt an unſer Soldatenlied „Drei Lilien", das im Elſaß beſonders viel geſungen wird. Als es um 1830 in Süddeutſchland aufkam, da hatte es (nach Erk-Böhme Nr. 740) folgende Strophen:

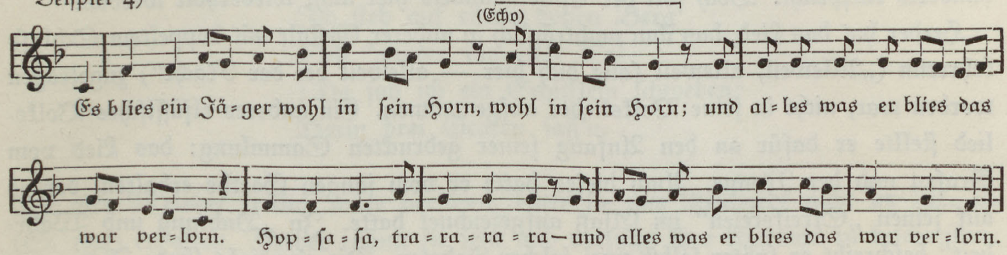
1. Es blies ein junger Jäger wohl in ſein Jägerhorn,
und alles, was er blies, das war verlorn.
2. Und ſterbe ich noch heute, ſo bin ich morgen tot,
dann begraben mich die Leute beim Morgenrot.

3. Drei Lilien, drei Lilien, die wuchſen auf ihrem Grab,
da kam ein ſtolzer Reiter und brach ſie ab.
4. Ach Reitersmann, ach Reitersmann, laß doch die Lilien ſtehn,
die ſoll mein Herzallerliebſter[2] noch einmal ſehn.

Kein Zweifel alſo, daß die erſten beiden Strophen letzter Reſt des Nachtjägerliedes ſind, aus deſſen Zuſammenhang die dritte und vierte, die wir ganz unverſtändlich zerſungen haben, jetzt auch ihren Sinn bekommen.

Aber die letzte Beſtätigung und Klärung gibt erſt die Weiſe. Man ſang zur erſten Strophe des Jägerliedes in manchen deutſchen Gegenden folgende abgewandelte Faſſung der alten Balladenweiſe:

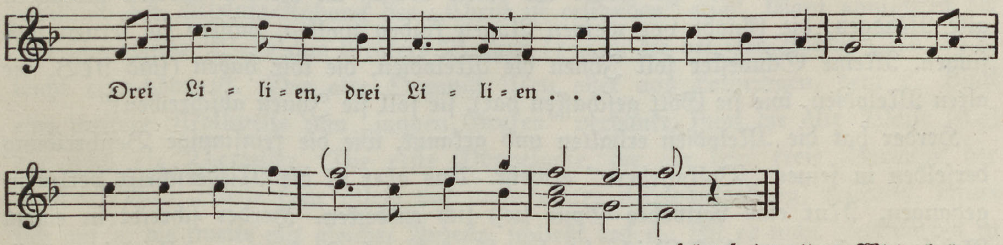
Beiſpiel 4)


(Echo)
Es blies ein Jä = ger wohl in ſein Horn, wohl in ſein Horn; und al = les was er blies das
war ver = lorn. Hop = ſa = ſa, tra = ra = ra = ra — und alles was er blies das war ver = lorn.

Hier iſt der Kehrreim „alleweil bei der Nacht" geſchwunden. Die zweite Melodiezeile (g—c) trägt gleich den neuen Text. Die dritte Zeile hat nur noch Klangſilben, ihr muſikaliſcher Bau iſt darum auf f—g geſchrumpft; und die letzte (Fallzeile c—f) wiederholt ſchließlich die zweite Textzeile. Endlich hat die Weiſe nach der erſten Zeile noch ein Echo eingefügt. In dieſer Geſtalt wird das Lied auch heute noch viel geſungen.

Neue Verwandlungskräfte wirkten in den Liedgebrauch hinein: die erſte Zeile wurde mehr und mehr als ſelbſtändige Fallzeile (c—f) ausgeſungen, die zweite (g—c) um eine Quint nach d—g gehoben. So mag ſchließlich die uns allen bekannte Weiſe entſtanden ſein, die in ihrer Fortführung zunächſt die Fallzeile c—f ganz rein bewahrt hat, bis ſie ſchließlich durch Überſingen zur heutigen Geſtalt kam. Dieſe ſcheint feſt und endgültig zu ſein.

Beiſpiel 5)



folgt frei variierte Wiederholung.

---

[2] Eine andere Faſſung „ein jungfriſcher Jäger" bereits in Nicolais Almanach I (1777).

An ihr aber eröffnet ſich ein neuer geſchichtlicher Ausblick. Schon 1637 überliefert der große franzöſiſche Muſiktheoretiker Merſenne den Typus dieſer Weiſe als „Allemande“, alſo als deutſches Tanzlied. Und noch 50 Jahre früher hat Sweelinck, der große niederländiſche Orgel- und Klaviermeiſter die Weiſe unter der Bezeichnung „Grüne Linden“ (= Unter der Linden grüne) als Variationsthema gewählt. Ein engliſches Tanzbuch von 1650 überliefert die Melodie mit dem Text „All in a garden green“ als Abſchiedslied.

Dann alſo muß die einfachere Balladenweiſe des „Nachtjäger“ noch älter ſein. In der Tat — in allerjüngſter Zeit konnte ich im Anſchluß an eine Abhandlung John Meiers im 5. Jahrgang des „Jahrbuchs für Volksliedforſchung“ zeigen, daß ihr Typus dem der alten deutſchen Balladen (getanzten Erzähllieder) des 16. Jahrhunderts entſpricht. Doch ſoll der Einzelnachweis hier nicht wiederholt werden.

Herder hat das Lied, das ihm nachträglich in anderer Geſtalt mit doppeltem Schlußkehrreim („Alleweil, alleweil fang dich hier — alleweil bei der Nacht“) zugetragen worden war, nicht in ſeine Volkslieder aufgenommen. Ein anderes elſäſſiſches Volkslied ſtellte er dafür an den Anfang ſeiner gedruckten Sammlung: das Lied vom Grafen und der Nonne. Auch dieſes hatte er vom jungen Goethe erhalten, der es auf ſeinen „Streifereien“ im Elſaß aufgezeichnet hatte. In „Dichtung und Wahrheit“ beſchreibt er ſpäter ſelbſt zwei ſolcher Fahrten. Die eine geht Ende Juni 1770 gemeinſam mit den aus Buchsweiler ſtammenden Freunden und Tiſchgenoſſen Engelbach und Weyland ins Unterelſaß und ins Lothringiſche, ſchließlich zurück nach Hagenau und Seſenheim. Von Friderike hört Goethe Elſäſſer und Schweizer Lieder. — Die zweite Fahrt geht ins Oberelſaß, nach Molsheim, Schlettſtadt, Colmar, Enſisheim und zurück nach dem Odilienberg. In Erinnerung an dieſen durch Legende und Geſchichte ausgezeichneten Ort und die liebenswerte Geſtalt der Patronin des Elſaſſes gibt Goethe ſpäter ſeiner Tochter den Namen Odilia.

Ein halbes Jahr nach Herders Abreiſe iſt Goethe wieder nach Frankfurt zurückgekehrt. Von hier ſchickt er an Herder die Abſchrift von zwölf Volksliedern und ſchreibt dazu: „Ich habe noch aus Elſaß zwölf Lieder mitgebracht, die ich auf meinen Streifereien aus den Kehlen der älteſten Müttergens aufgehaſcht habe. Ein Glück! Denn ihre Enkel ſingen alle: „Ich liebte nur Ismenen“ ... Ich will mich nicht aufhalten, etwas von ihrer Fürtrefflichkeit, noch von dem Unterſchiede ihres Wertes zu ſagen. Aber ich habe ſie bisher als einen Schatz an meinem Herzen getragen, alle Mädgen, die Gnade vor meinen Augen finden wollen, müſſen ſie lernen und ſingen. Meine Schweſter ſoll Ihnen die Melodien, die wir haben (ſind NB. die alten Melodien, wie ſie Gott geſchaffen hat), ſie ſoll ſie Ihnen abſchreiben!“

Herder hat die Melodien erhalten und gekannt, wie die feinſinnige Beſchreibung derſelben in ſeinen „Volksliedern“ erweiſt. Uns aber iſt die Niederſchrift verlorengegangen. Nur eine verwehte Spur ließ ſich entdecken. Herder ſchreibt in einem Briefe an Hamann, daß Reichardt, der Freund und Landsmann, alle ſeine muſikaliſchen Aufzeichnungen erhalten ſoll. Und in der Tat veröffentlicht Reichardt 1782 in ſeinem „Muſikaliſchen Kunſtmagazin" drei dieſer Volksweiſen. So müßten die anderen zumindeſt in ſeinem Nachlaß ſtecken; doch war dieſer trotz aller Nachforſchungen bisher nicht aufzufinden. Da fügte es ſich in unſerer Gegenwart, daß Pfarrer Louis Pinck den größten Teil der Melodien noch aus dem Volksmund in Lothringen aufſchreiben und in einer ausgezeichneten Ausgabe zugänglich machen konnte[3]. Hier ſei nun ergänzend der weiteren elſäſſiſchen Überlieferung nachgegangen. Die Textausgabe Mündels mit den Melodiehinweiſen iſt der Ausgangspunkt; die Melodien in Reichardts M. K. und Pincks V. W. können ergänzt werden durch L. Erks Aufzeichnungen.

Das „Lied vom jungen Grafen", wie es in Goethes Aufzeichnung heißt, iſt noch heute eines der im Elſaß meiſtgeſungenen Lieder:

Ich ſteh auf einem hohen Berg
Seh 'nunter ins tiefe Tal
:Da ſah ich ein Schifflein ſchweben:
Darin drei Grafen ſaß'n.

Die alte Melodie freilich wäre verloren, hätte ſie uns Reichardt nicht im M. K. (S. 154) erhalten. Herder rühmt ſie ſehr und verſucht ihre Eigenart zu beſchreiben: „Aus dem Munde des Volks im Elſaß. Die Melodie iſt traurig und rührend, an Einfalt beinah ein Kirchengeſang." Reichardt nimmt das auf: „...Die Melodie geht ſo ganz den Gang der Traurigkeit; ſtets durch die nächſtliegenden ganzen und halben Töne... nur die Melodie zur dritten Zeile iſt mir etwas verdächtig... auch hab ich ſie ſchon in einem andern Liede gehört: Es ſtehen drei Sternen am Himmel..." Und damit trifft er wirklich den Kern. Denn die Weiſe (Beiſpiel 6a) hat in der 1., 2. und 5. Zeile (d—a, a—a, a—d) die einfache Subſtanz des älteren deutſchen Volksliedes, hier auf dem Grundton d aufbauend. Dieſes Einfache und Zuſammenhängende iſt es, was Reichardt empfindet. Die 3. und 4. Zeile aber durchbrechen, deutlich nach der Dominant von F-Dur, dann der Dominant von D-Moll ſich wendend, dieſe Haltung.

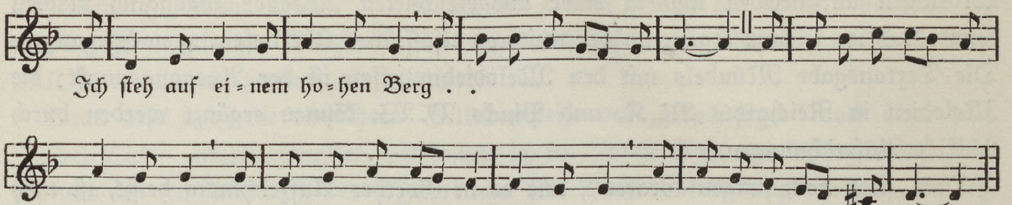
In Arnolds Aufzeichnungen aus dem Siebengebirge (Friedländer: 100 deutſche Volkslieder 1887) hat ſich eine ältere Form (Beiſpiel 6b) erhalten. Sie hat die 3. und 4. Zeile als eine einfache melodiſche Fallzeile c—f und a—d, ſo wie ſie ſchon urbildlich der Alleluja-Anhang des „Chriſt iſt erſtanden" zeigt. Ganz ähnlich iſt die alte ſchwäbiſche Weiſe aus Gräters Bragur (1791), die bei Erk-Böhme (Nr. 89b) leicht erreichbar iſt. Der alte Organiſt Neu aber aus Lothringen, dem L. Pinck eine weitere Mollweiſe zum „jungen Grafen" verdankt, ſingt die alte Weiſe (6c) gar noch als Vierzeiler. Die erſte Doppelzeile, die als ſehr freie Variante der Reichardtſchen Weiſe (vor allem mit umgekehrter Melodiebildung) erſcheint, öffnet ſich auf a, die zweite mit gleicher Anzeile, ſchließt auf d. Iſt es nicht merkwürdig zu ſehen, welche Wege das Leben des Volksliedes gerade im Grenzgebiet geht und wie ſich dort gerade die alte Melodiegeſtalt erhielt?

---

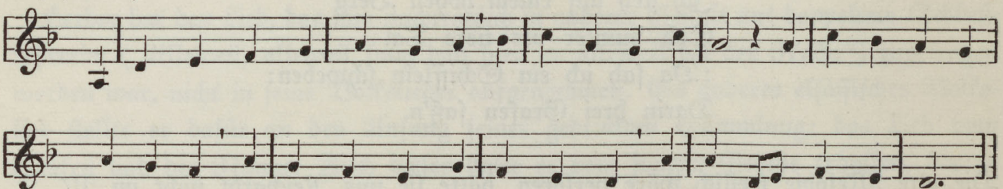
[3] Goethe, Volkslieder aus Elſaß und Lothringen, Heidelberg 1932.

Beispiel 6

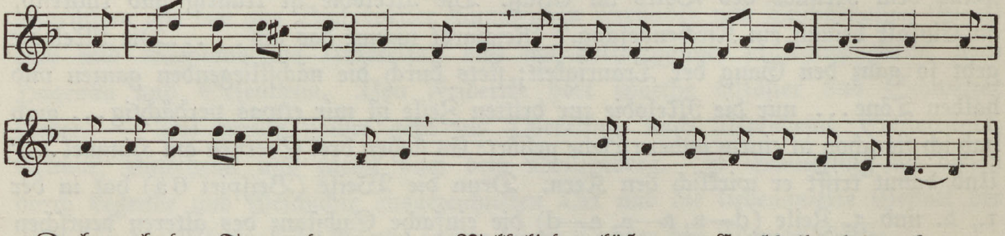
a) (Reichardt)



b) (Arnold)



c) (Pinck)

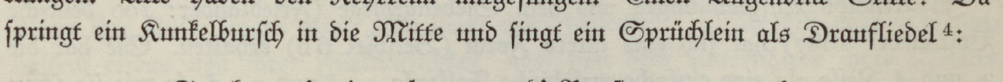


Doch auch der Typus des neueren Volksliedes läßt uns Entſcheidendes erkennen. Wo iſt ſein eigentlicher Lebensgrund?

Wir ſind in einer dörflichen Kunkelſtube. Eben iſt ein ernſtes Lied etwa vom Nachtjäger oder vom Jäger und Edelmanns Töchterlein (Pinck III, 423) erklungen. Alle haben den Kehrreim mitgeſungen. Einen Augenblick Stille! Da ſpringt ein Kunkelburſch in die Mitte und ſingt ein Sprüchlein als Draufliedel[4]:

Jetz han m'r eins gſunge, un d' Bruſt tuet uns weh,
jetz wölle m'r eins trinke, no wurds glich beſſer geh.

Beispiel 7. (Kaſſel, Nr. 17 und eigene Aufzeichnung).



---

[4] Vgl. Kaſſel, Sprüchle im elſäſſiſchen Volksmund. In: Jahrbuch für Geſchichte, Sprache und Literatur Elſaß-Lothringens. Straßburg 1912, S. 129ff.

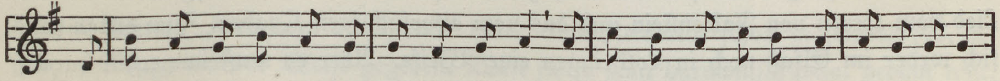
Der Bann iſt gebrochen: laute Fröhlichkeit, Ziehharmonikaklang, Tanz. Der Sprüchlein aber gibts im Lauf des Abends noch viele, etwa ſo (Pinck III):

Bald gras ich am Acker, bald gras ich am Rain,
bald ſchlaf ich beim Schätzlein, bald ſchlaf ich allein.

Und weiter:

Was batt mich das Graſen, wann die Sichel nicht ſchneid't,
Was batt mich ein ſchönes Schätzelein, wanns bei mir nicht leit.

Beiſpiel 8. (eigene Aufzeichnung.)



Damit ſind wir bei der letzten Gattung volkstümlichen Stegreifſingens angelangt, die man ſonſt als Schnadahüpfl bezeichnet. Im Elſaß heißen ſie Sprüchle, Verſle, Gſetzle, Liedle. Sie erklingen in der Kunkelſtube und in der Sperrnacht, auf dem Meßti und der Kilbe, bei allen Feſtlichkeiten zu vorgerückter Stunde, wenn die Fröhlichkeit den Höhepunkt erreicht hat. In einer wahren Flut ſolcher Vierzeiler oder Spruchliedchen endet das Feſt. Und der letzte Spruch iſt ein feſtſtehendes Kehrausliedchen, von dem wir ſpäter noch berichten.

Eine beſondere Gattung dieſer Sprüchle ſind die Draufliedchen. In Baden heißt es heute noch: Es iſch kei Lied ſo heilig, es gehört e Stückle drauf. Und in Lothringen (Pinck III, 462) ſang der luſtige Sänger Andreas Hamann aus Grundweiler: Damit die Sach e Art kriet, da muß e Schnörkel hinne druf. — Schwänzchen oder Nachſtückelchen nennt man ſie im Heſſen-Naſſauiſchen. Auch in unſerer Gegenwart ſind ſie nicht verſchwunden. Wenn die marſchierende Kolonne nach einem Marſchlied plötzlich weiterſingt:

Und wenn man ſo'ne Muſik hört,
iſt alles wieder gut, iſt alles wieder gut

ſo iſt das ein richtiges Draufliedchen. Und eines unſerer meiſt geſungenen heutigen Volkslieder „Von dem Berge fließt ein Waſſer", iſt gar aus lauter ſolchen Spruch-Strophen zuſammengewachſen.

Ein neuer Typus von Volksmelodien[5] iſt hier in lebendigem Gebrauch. Wir ſpüren es im Singen deutlich. Wohl iſt, wie beim älteren Lied noch die Zeile oder Doppelzeile die eigentliche Einheit. Aber Formung und Beziehung der Zeilen ſind nicht mehr melodiſch, ſondern harmoniſch tonal (vgl. Beiſpiel 7 u. 8). Die Zeile öffnet ſich zur Dominant (d fis a), das bedeutet im Melodiſchen nur den Weg g—a; ſie ſchließt zur Tonika, nach g zurück. Die Weiſe iſt auch ſonſt mit Dreiklangsbezügen durchſetzt; die ſcheinbar ſo großen Schritte (Takt 6 des Beiſpiels 7) ſind nur Zerlegung des Dominantſeptakkords. Daß im übrigen der Schwerpunktsrhythmus ſich beſonders ſtark geltend macht, zeigt der Tanzgebrauch unſrer Sprüchle; dadurch iſt die Melodie ganz quadratiſch (4, 8, 16 Takte) gruppiert.

---

[5] Vgl. mein Buch Das deutſche Volkslied (Berlin 1932), wo die verſchiedenen Typen der Volksweiſe erſchöpfend beſchrieben ſind.

Dieſem Typus des neueren Volksliedes gehören nun zwei Liedkreiſe des elſäſſiſchen Volksliedes an, die ebenfalls auf Goethes Volksliedbemühen zurückgehen und zugleich neue Beziehungen zwiſchen dem elſäſſiſchen und lothringiſchen Liedbeſtand eröffnen.

Von allen den Liedern, die Goethe aufſchrieb, hat Herder außer dem ſchon genannten vom jungen Grafen nur noch zwei in ſeine Volkslieder aufgenommen: das Lied vom Herrn von Falkenſtein und das vom eiferſüchtigen Knaben. Zum erſten fand ſich weder im Elſaß noch in Lothringen eine Weiſe. Aber es muß immerhin darauf hingewieſen werden, daß die älteſte Falkenſtein-Weiſe aus niederländiſcher Überlieferung (1539) der alten deutſchen Melodie vom jungen Grafen ſehr nahekommt. Die Weiſe vom eiferſüchtigen Knaben hat Herder mit beſonderer Liebe beſchrieben: „Die Melodie[6] hat das Helle und Feierliche eines Abendgeſanges, wie unterm Licht der Sterne, und der Elſäſſer Dialekt ſchließt ſich den Schwingungen derſelben trefflich an, wie überhaupt in allen Volksliedern mit dem lebendigen Geſange viel verlorengeht.“

Das Lied vom eiferſüchtigen Knaben hat im elſäſſiſchen Volkslied drei verſchiedene Ausgangsſtrophen:

Es ſtehn drei Sternen am Himmel
Die geben der Lieb einen Schein.
Gott grüß euch ſchönes Jungfräulein
Wo bind ich mein Röſſelein hin. (Goethe)

Nichts Schönres kann mich erfreuen
Als wenn der Sommer angeht.
So blühn die Roſen im Maien
Soldaten marſchieren ins Feld. (Mündel Nr. 14)

Die Trompeten habens geblaſen
Soldaten marſchieren ins Feld.
Wenn zwei voneinander tun ſcheiden
Sie gebens einander die Hand. (Mündel Nr. 143)

Die erſte hat Goethe notiert. Sie darf, da ſie durch die Anrede ſofort in die Situation hineinführt, als die urſprünglichſte dieſes Liedes gelten. Die beiden andern (Mündel 14 und 143) ſind allgemeine Abſchiedsſtrophen. An den Abſchied ſchließt ſich die Wiederkehr und die ſchaurige Eiferſuchtstat. Freilich, das Lied Nr. 143 hat bei Mündel eine ganz andere Fortſetzung und einen merkwürdigen Schluß, in denen zwei neue Liedkreiſe ſich melden.

---

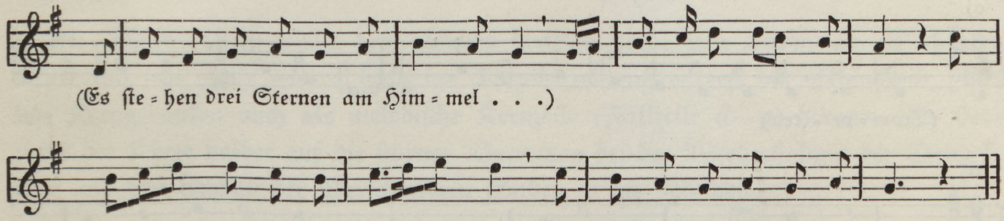
[6] Iſt aus Elſaß (heißt es im Entwurf).

Dort (oben) auf jenigem Berge
Dort ſteht ein ſchönes Haus
Es ſchauen ja alle früh Morgens
Drei ſchöne Jungfräulein raus.

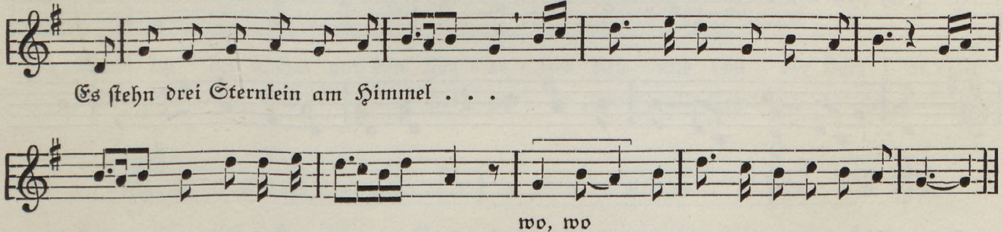
(Dort drunten) in jenigem Tale
Dort ſteht eine ſchönri Mühl,
Sie tut nichts anderes mahlen
Vom frühen Morgen bis Abends ganz ſpät.

Dies letztere „Lied vom Mühlrad“ hatte einſt Reichardt ſchon in ſeinem M. K. (1872, S. 99) mit der Weiſe gegeben. Weil ſie ſo ganz harmoniſch-tonal gebaut war, nannte er ſie Jägerhornſtück und fügte eine einfache zweite Stimme hinzu. An anderer Stelle des M. K. (S. 154) ſpricht er von dem Lied „Es ſtehen drei Sternlein“ und nennt es auch ein Jägerhornſtück; auch wird ein Stück der Melodie von ihm in der verdächtigen Zeile des Liedes vom jungen Grafen (ſ. o.) wiedererkannt. Danach müßten beide Lieder die gleiche Weiſe haben! Die endgültige Beſtätigung bringen Pincks Goethe-Lieder. Ich ſtelle Reichardts Weiſe zu der von Witwe Herbeth zum „eiferſüchtigen Knaben“ geſungenen:

Beiſpiel 9. a) (Reichardt.)

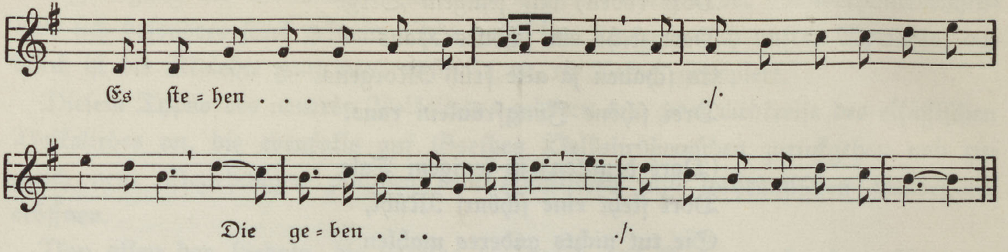


b) (W. Herbeth).



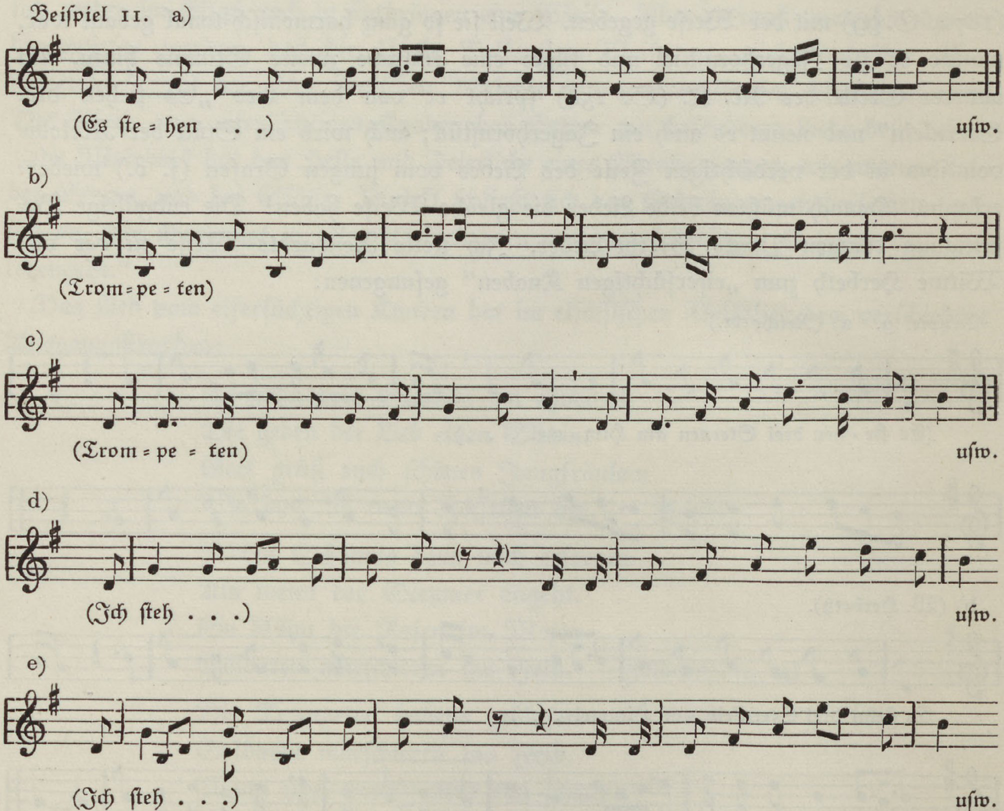
Über der vielfältigen Entſprechung beider Weiſen ſei auch die Verſchiedenheit nicht überſehen: bei R. öffnet, bei H. ſchließt ſich die erſte Doppelzeile; auch die Endung der dritten Zeile iſt anders. Aber wer das Stegreifſingen dieſes Volksliedtypus kennt, weiß, wie leicht Öffnen (nach der Dominant) und Schließen (nach der Tonika) vertauſcht werden können. Das zeigt gleich die dritte Faſſung (Mißler G. L. S. 51), in welcher gar die erſte Zeile ſich öffnet. Der Text iſt nur noch zweizeilig; jede Zeile wird wiederholt.

Beiſpiel 10. (Mißler)



Wie die Verwandlungen nun weitergehen und über Gleichheit oder Ähnlichkeit der Weiſen dieſes Typus ein neuer Textkreis zuwächſt, zeigt folgende Zuſammenſtellung:

Beiſpiel 11.



Ich gebe nur die erſten beiden Zeilen. Die erſte Weiſe gehört noch zum „eiferſüchtigen Knaben“; der Kleinbauer Gratiſer (Pinck G. L. S. 54) kennt den Text auch nur noch als Zweizeiler. Die nächſte Doppelzeile notierte ich in Lothringen zu dem Text „Trompeten die haben geblaſen“; diesmal hat die Melodie nur dieſen Zweizeiler, der beſonders auffallend iſt durch die Dreiklangsſchritte zu Anfang. Die nächſte, typiſch elſäſſiſche Melodie zu „Trompeten die haben geblaſen“ (Elſäſſ. Volkslieder, S. 40) hat dafür in der zweiten Zeile den gefühlsbetonten Septimengang. Ganz entſprechend aber lautet die neuere Melodie zum „jungen Grafen“; von den beiden wiedergegebenen Weiſen ſtammt die erſte aus Pincks Goetheliedern, die zweite aus dem Singgebrauch meiner elſäſſiſchen Jugendzeit.

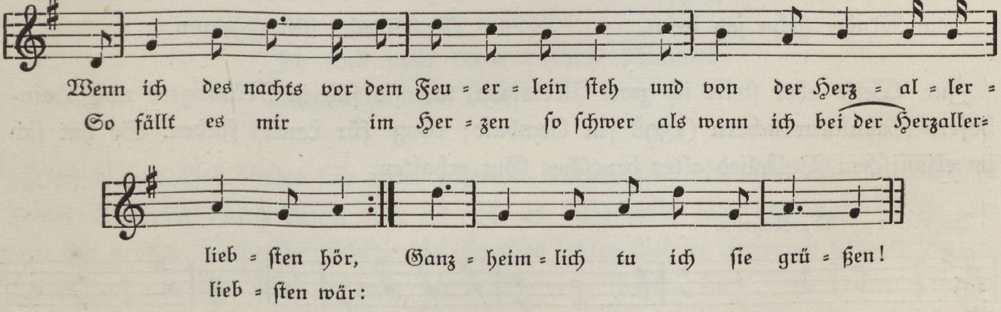
Ein letzter Kreis ſei noch angeſchloſſen. Mündel überliefert unter Nr. 13 ein Volkslied, das mit einem Vierzeiler von drei Sternlein beginnt, der recht wohl den „eiferſüchtigen Knaben“ einleiten könnte. Dann aber wird das Lied fünfzeilig und inhaltlich ganz anders: ein wunderbar inniges Liebeslied, deſſen Weiſe Mündel leider nicht beibringt. Wir finden ſie in Pincks V. W. (III, 217), dort auch mit der ſchönen Anfangsſtrophe: „Wenn ich des Nachts vor dem Feuerlein ſteh.“ Die zweiten Strophen ſtelle ich zuſammen.

P. Und wenn man zündet ein Feuerlein an
So fährt der Rauch als oben an,
So hoch, ſo hoch ans Firmament,
Man will ja ſuchen der Lieb ein End:
— Kein End iſt mehr zu finden. —

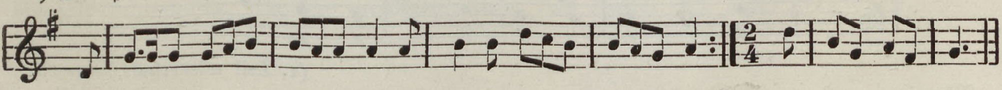
M. Und er zündt ſogleich ein Feuer an,
So ging ſogleich der Rauch davon.
Der Rauch der ging ans Firmament,
So wollt er ſuchen der Lieb ein End,
— Kein Menſch (!) war mehr zu finden. —

Die Weiſe (12 a) gehört dem gleichen dreiklangsbedingten Typus an. Doch hier öffnet ſich jede Zeile nach a bzw. der Terzüberhöhung c; erſt die Schlußzeile ſtellt den Kerngedanken auch als melodiſche Kernzeile (Fallzeile d—g) heraus. Ich verzichte der Kürze halber auf die ſchönen Varianten bei der Wiederholung der Doppelzeile und den Einbau der überſchüſſigen Silben in die Melodie.

Beiſpiel 12. a)


Wenn ich des nachts vor dem Feu = er = lein ſteh und von der Herz = al = ler =
So fällt es mir im Her = zen ſo ſchwer als wenn ich bei der Herzaller=
lieb = ſten hör, Ganz = heim = lich tu ich ſie grü = ßen!
lieb = ſten wär:

b) „Großvatertanz“.



Dann aber kommt in beiden Faſſungen ein merkwürdiger Umbruch. Aus dem Liebeslied wird ein Tanzlied, wie die drei Schlußzeilen der nächſten Strophe deutlich zeigen.

P. Spielmann ſpiel auf ein Ehrentanz!
Ich nehm mein Schätzel bei der Hand,
Jetzt wollen wir eins, drei tanzen.

M. Er nahm und führet ſie zum Tanz(e)
Er tanzt mit ihr den Ehrentanz
Sie trägt fürwahr ein Pilgerkranz.

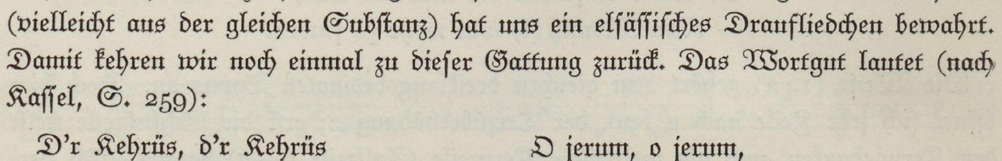
Gemeinſam iſt der „Ehrentanz“. War alſo vielleicht unſer Lied, das Strophe für Strophe etwas Neues bringt, Volksimproviſation zu einem Ehrentanz? So ſcheint es in der Tat, denn die Weiſe ſtellt ſich ſchließlich als ſubſtanzgleich mit dem uns wohlbekannten Hochzeitsehrentanz heraus, den wir „Großvatertanz“ nennen (12 b). Die im Lied ſo deutlich abgehobene ſchließende Kernzeile iſt hier ſogar durch anderen Takt und Verſchnellerung geſondert. Als Liebeslied aber, wie wir es anfangs fanden, wird die Weiſe viel langſamer und „mit Empfindung“ (Pinck) geſungen. Faſt wäre man verſucht, Herders ſchöne Beſchreibung zu wiederholen: Die Melodie hat das Helle und Feierliche eines Abendgeſanges wie unterm Licht der Sterne...

Doch immer neue Beziehungen werden ſichtbar. Der „Großvatertanz“ wird ſpäter auch als Kehraus bezeichnet und gebraucht. Aber eine weit ältere Form des Kehraus (vielleicht aus der gleichen Subſtanz) hat uns ein elſäſſiſches Draufliedchen bewahrt. Damit kehren wir noch einmal zu dieſer Gattung zurück. Das Wortgut lautet (nach Kaſſel, S. 259):

D’r Kehrüs, d’r Kehrüs	O jerum, o jerum,
Die Maide gehn jetz heim.	D’r Meßti iſch (h)erum!
Un wann ſe bravi Maide wotte ſin,	Die Krämer die han ingepackt,
Ze könnte ſe ſchon lang d’heime ſin.	Un d’Wirt die han dis Geld im Sack
D’r Kehrüs, d’r Kehrüs,	O jerum, o jerum,
Die Maide gehn jetz heim.	D’r Meßti iſch (h)erum.

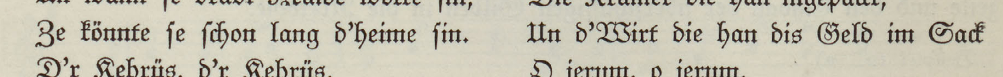
Zur Weiſe aber ſtelle ich zwei Melodien, wie ſie ſich in Nörmigers und Hainhofers Tabulaturbüchern (1598 für Cembalo; 1603 für Laute) finden. So hat ſich im elſäſſiſchen Volkslied altes deutſches Gut erhalten.

Beiſpiel 13. D’r Kehrüs.

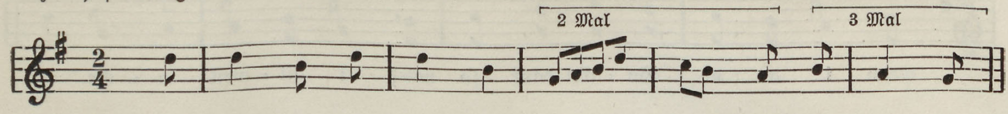


(1. Teil wiederholt.)

Nörmiger 1598

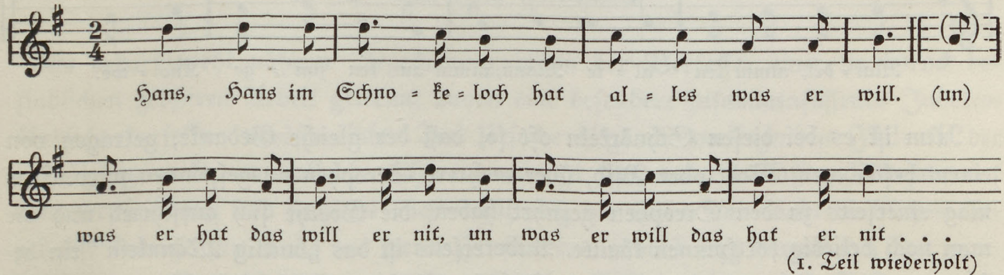


Hainhofer 1603



Der Mittelteil des Kehraus aber erinnert deutlich an das Tanzlied vom „Hans im Schnokeloch", das zunächſt nur ein einzelner Sechszeiler war. J. B. Weckerlin (II, 334) überliefert die Weiſe ſo:

Beiſpiel 14.


Hans, Hans im Schno = ke = loch hat al = les was er will. (un)
was er hat das will er nit, un was er will das hat er nit . . .
(1. Teil wiederholt)

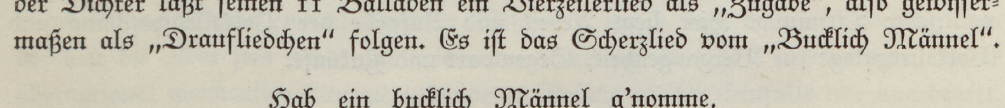
Sie iſt nichts anderes als die Melodie jenes Kehraus, urſprünglich alſo wohl auch ein Sprüchel oder Schnörkel — bis ſie dann durch Stöbers neue Strophen (im „Elſäſſiſchen Sagenbuch" 1842, S. 491) jenen tiefernſten Sinn bekam, daß im „armen Hans" das Schickſal des Elſäſſers ſich ſpiegele.

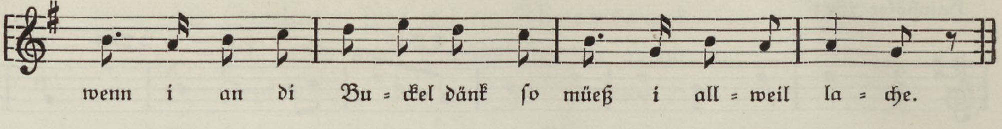
Und noch ein Letztes. Von Goethes Volksliedaufzeichnungen gingen wir aus. Auch der Dichter läßt ſeinen 11 Balladen ein Vierzeilerlied als „Zugabe", alſo gewiſſermaßen als „Draufliedchen" folgen. Es iſt das Scherzlied vom „Bucklich Männel".

Hab ein bucklich Männel g'nomme,
Hat mir's Gott erſchaffe,
Ich und auch mein bucklich Männel
Gingen zu dem Pfaffe.

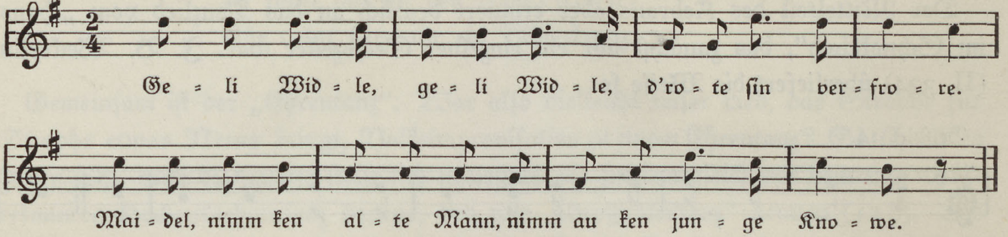
„Von dieſem Lied findet ſich keine Spur in Lothringen", berichtet Dr. L. Pinck in ſeiner Ausgabe. Fürs Elſaß aber gibt J. B. Weckerlin (II, 328) eine Weiſe, die wir mit großer Wahrſcheinlichkeit für Goethes letztes Lied in Anſpruch nehmen dürfen. Es iſt nur eine Strophe, die erſte, die in Betracht kommt; die Weiſe erinnert in der zweiten Doppelzeile an den bekannteſten Typus unſeres Kinderliedes. Das wäre alſo ein Spruchliedchen, wie das melodieähnliche, das Kaſſel (S. 234) verzeichnet.

Beiſpiel 15.


Gu = te Mor = ge, buck = li = ge Greet, wie ſtehts mit un = ſere Sa = che? Un


wenn i an di Bu = ckel dänk ſo müeß i all = weil la = che.

b)


Ge = li Wid = le, ge = li Wid = le, d'ro = te ſin ver = fro = re.
Mai = del, nimm ken al = te Mann, nimm au ken jun = ge Kno = we.

Nun iſt es bei dieſen Schnörkeln oft ſo, daß der gleiche Gedanke, getragen von einem beſonderen Wort oder Bild, über mehrere Strophen ausgeſponnen wird. Das mag einerſeits zu den Strophen geführt haben, die Goethe ſich aufſchrieb und die man noch beliebig fortſpinnen könnte. Andererſeits iſt das „bucklig Männlein“ ein bekanntes Kinderlied mit ſagenhaftem Inhalt (Böhme, Kinderlied Nr. 1237) und ähnlicher Melodie. Und merkwürdig: auf die bei Weckerlin überlieferte erſte (Scherz-)Strophe folgen in der Tat drei Strophen des deutſchen Kinderliedes. So berühren ſich auch hier drei verſchiedene Kreiſe in einem Lied.

Genug der Beiſpiele, die auf großem geſchichtlichen Hintergrund doch immer wieder für das gleiche zeugen: daß das elſäſſiſche Volkslied deutſch iſt — ein lebendiges Sinnbild der Zugehörigkeit zum gleichen unzerſtörbaren Volkstum trotz unabänderlicher politiſcher Trennung. Hier liegt Arbeit und Aufgabe der Volksliedforſchung und Volksliedpflege für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Mittelalterliche Muſik und Muſikpflege in Schleſien

Von Fritz Feldmann

Es bedarf wohl näherer Begründung, wenn der Verfaſſer einer im Druck befindlichen größeren Arbeit getrennt davon eine beſondere zuſammenfaſſende Inhaltsüberſicht derſelben veröffentlicht. Die Urſache liegt im vorliegenden Falle in der Erwägung, es könnte vielleicht nicht unerwünſcht ſein, unter bewußtem Verzicht auf Einzelbeſchreibung und fachliche Beweisführung die volks- und landeskundlichen Ergebniſſe dem großen Kreis der hierin Forſchenden einmal kurz darzubieten[1].

„Woher erhielt Schleſien ſeine muſikaliſche Kultur, wie wurde Übernommenes umgeprägt, was entſtand im mittelalterlichen Schleſien ſelbſt und welche Volksart verrät es?“, dieſe Frageſtellung[2] war bei der hier zu beſchreibenden Arbeit richtunggebend. Daß das unter dieſem Geſichtspunkt zu betrachtende Quellenmaterial zum überwiegenden Teil Aufzeichnung deſſen iſt, was in den mittelalterlichen Kirchen Schleſiens — Weltkirchen wie Kloſterkirchen — „ad maiorem Dei gloriam“ erklang, und daß nur wenige Glückszufälle uns außerkirchliche Muſik überliefern, verwundert den Kenner mittelalterlicher Geſchichte nicht; daß die Kirchenmuſik, von der hier die Rede ſein wird, zum wiederum überwiegenden Teil einſtimmiger, an die übernational gleichartige Liturgie gebundener Geſang iſt, ſei ebenfalls nur angedeutet.

Im Aufzeigen des bei ſo ſtarker Gleichartigkeit Landſchaftlich-Beſonderen liegt die Schwierigkeit und Aufgabe namentlich der deutſchen Muſikgeſchichte des Mittelalters.

Dabei ſtellt aber jede Landſchaft naturgemäß ihre Sonderfragen. Dies trifft auch in unſerem Falle zu; iſt es doch etwas Eigenartiges, wenn die früheſten Quellen eines Gebiets ſämtlich nicht dortſelbſt beheimatet ſind. In nicht geringer Zahl reichen die älteſten muſikaliſchen Quellen in die Zeit vor der deutſchen Wiederbeſiedlung Schleſiens zurück. Daraus ergibt ſich, da die Entſtehung im Lande ſelbſt kaum in Erwägung zu ziehen iſt, die Frage nach der Herkunft dieſer Quellen. Daß die Unterſuchung der muſikaliſchen Schriftzeichen („Neumen“) dieſer früheſten liturgiſchen Geſangbücher auf altſtammliches deutſches Gebiet, vielleicht Süddeutſchland, als Herkunftsort weiſt und damit Frankreich als unmittelbarer Überbringer der höheren muſikaliſchen Kultur ausfällt, darf als Feſtſtellung von allgemeinhiſtoriſcher Bedeutung bezeichnet werden.

---

[1] Bezüglich aller Belege und Einzelheiten ſei hiermit grundſätzlich auf die genannte Arbeit („Mittelalterliche Muſik und Muſikpflege in Schleſien “in: Darſtellungen und Quellen des Vereins für Geſchichte Schleſiens, hrsg. von E. Randt, Breslau 1937) verwieſen.

[2] Vgl. Arnold Schmitz, Stand und Aufgaben ſchleſiſcher Muſikforſchung, in; Schleſiſches Jahrb. 1935, S. 127.

Noch gering bleibt freilich unſer Wiſſen von der Muſik des wieder deutſchen Schleſien, ſofern man ſich zunächſt einmal auf das 13. und 14. Jahrhundert beſchränkt. Sind es doch faſt ausſchließlich die großen Mönchsorden der Prämonſtratenſer und beſonders der Ziſterzienſer, über deren Geſang in dieſer Zeit wir etwas auszuſagen vermögen, da es eben nur dieſe Orden ſind, von denen uns aus den genannten beiden Jahrhunderten Choralquellen überliefert werden[3]. Einige Einblicke in klöſterliches Geiſtesleben geſtatten ſie aber doch. Im „Choraldialekt“ aufs engſte von den romaniſchen Mutterklöſtern abhängig, unterſcheiden ſich die beiden genannten Orden durch ihre Choralnotenſchrift.

Daß die Ziſterzienſer nicht wie die Prämonſtratenſer und auch ihre eigenen ſüdbayeriſchen Ordensbrüder romaniſch, ſondern gotiſch notieren, dient immerhin zu ihrer Kennzeichnung. Doch über dieſen bloßen Schriftbrauch hinaus zeigt uns der Blick in die frühen Ziſterzienſer-Geſangbücher Aufſchlußreiches über die Weſenheit dieſer Ordensleute, eine Eigenart, die ſich teilweiſe auch für das übrige deutſche Gebiet außerhalb Schleſiens belegen läßt: die Kluft, die zwiſchen der Ordens- und der Weltgeiſtlichkeit und damit zwiſchen der Muſik in den Ziſterzienſerklöſtern einerſeits und der der Pfarrkirchen andererſeits herrſchte, kann wohl kaum ſchärfer betont werden als wenn kirchliche Geſänge, die keine Spur „weltlicher“ Herkunft an ſich haben und die älter ſind als der Ziſterzienſerorden ſelbſt, als „Secularis“ bezeichnet werden, nur weil ſie eben in Weltkirchen geſungen wurden. Eine Abgeſchloſſenheit alſo offenbart ſich uns hier, die das, was außerhalb der Kloſtermauern ſich befindet, nicht mehr recht zu differenzieren vermag.

Klarer wird das muſikgeſchichtliche Bild Schleſiens freilich erſt, wenn man die in der Geſamtzahl durchaus überwiegenden Quellen des 15. Jahrhunderts hinzunimmt. Für das Gebiet choraler Einſtimmigkeit können dann vor allem 2 Dinge gezeigt werden: Einmal, woher Schleſien die Geſänge, deren Wahl mehr oder weniger freigeſtellt war, bezog. Die Unterſuchung der Sequenzen, die in erſter Linie dieſe Gattung der freigeſtellten liturgiſchen Geſänge bilden, ergibt nun, daß Schleſien Miſchgebiet nordmitteldeutſcher, und andererſeits ſüddeutſcher Sequenzengeſänge iſt; daß z. B. auch ſolche engliſcher Herkunft bis Schleſien, aber nicht immer darüber hinaus nach Süden und umgekehrt ſüddeutſche wiederum zuweilen nicht über Schleſien nach Norden drangen.

All dies bringt freilich noch keine Löſung der Frage nach dem eigenen muſikaliſchen Geſtalten des Schleſiers im Mittelalter. Hier muß von zwei Seiten her angeſetzt werden. Einmal bietet die Betrachtung der für Schleſien bezeichnenden Variantenbildungen allgemein verbreiteter Geſänge die Möglichkeit, die beſonderen landſchaftlichen Neigungen des Geſtaltens am Umgeſtalten des Übernommenen zu erkennen — mag dieſe Umgeſtaltung auch immer nur an einigen Stellen der Geſänge in Erſcheinung treten —. Wichtiger aber iſt es naturgemäß, die bodenſtändigen ſchleſiſchen Choralvertonungen feſtzuſtellen und daraus Schlüſſe zu ziehen. Den größten Anteil ſtellen hier die Geſänge zu Ehren der Landespatronin, der hl. Hedwig, die in Sequenzen, Reimoffizien uſw. gefeiert wurde. Wenn nun beim Variantenvergleich wie bei der Betrachtung der landſchaftlichen Eigenkompoſitionen ähnliche Grundzüge des Geſtaltungswillens feſtgeſtellt werden können, ſo wird man — freilich mit aller Vorſicht, wie ſie neuen und noch weiter zu ergänzenden Ergebniſſen gegenüber immer am Platze iſt — hierin ſchleſiſche Beſonderheiten erblicken dürfen. Dieſe ſind nun vornehmlich in einer Haltung zu ſehen, die — kurz geſagt — zuweilen mehr Wert auf Plaſtik und Eingängigkeit der Einzelſtellen legt als auf knappe und wohl ausgewogene Geſamtform. Doch iſt dies nur eine Seite; aus dem Vergleich ſpätmittelalterlicher Allelujakompoſitionen höchſtwahrſcheinlich ſchleſiſcher Herkunft mit ſüddeutſchen ergibt ſich als ſchleſiſche Eigentümlichkeit die Vorliebe für eine „beſinnliche, weder nervös unſichere noch keck über die Stränge ſchlagende virtuoſe Melodik, eine Stimmführung mit „ſehnſüchtig-melancholiſchem Beigeſchmack". Die hier zu beobachtende gewiſſe Schwerfälligkeit des melodiſchen Ablaufs kann wohl ebenſo als Ausdruck ſtammesmäßiger Eigentümlichkeit gelten wie die geradezu jodleriſch-beſchwingten Gegenbeiſpiele der bayeriſchen Allelujageſänge aus der gleichen Zeit.

---

[3] Seit der Säkulariſation der ſchleſiſchen Klöſter im Jahre 1810 ſind auch die muſikaliſchen Quellen — wenigſtens ſoweit ſie monaſtiſchen Urſprungs ſind — in der Breslauer Staats- und Univerſitätsbibliothek einheitlich zuſammengefaßt.

Waren hier auf dem Gebiet des einſtimmigen Kirchengeſanges die Ergebniſſe durch eine verhältnismäßig große Anzahl Quellen geſichert, ſo liegt dies bei der Mehrſtimmigkeit in Schleſien wie auch ſonſt in Deutſchland anders. Erheblich zahlreicher, als es die Überlieferung belegt, waren zwar die Pflegeſtätten mehrſtimmiger muſikaliſcher Kunſt im Mittelalter; die Quellen aber, auf denen unſere heutige Kenntnis aufzubauen hat, ſind durch vielfache Unglücksfälle ſtark zuſammengeſchmolzen.

Daß Schleſien in der Zeit der frühen deutſchen Mehrſtimmigkeit an der im Quintklang verwurzelten „organalen" Setzweiſe des geſamten deutſchen Gebiets Teil hatte, läßt ſich immerhin durch eine ganze Reihe Beiſpiele belegen. Gerade die Funde dieſer bisher unbekannten mehrſtimmigen Stücke in Schleſien beſtätigen weiterhin die Tatſache, daß in dieſer — wie man annehmen möchte, von jedermann komponierbaren — Mehrſtimmigkeit innerhalb des geſamten deutſchen Gebiets weitgehende „Repertoire"-Gemeinſchaft herrſchte[4], daß zum mindeſten neben Stücken eng begrenzten Verwendungskreiſes ſolche weiteſter Verbreitung ſtanden. So zeigt die

---

[4] Ein im Camenzer Ziſterzienſerkloſter aus der erſten Hälfte des 14. Jahrhunderts überliefertes Stück wird z. B. 50 Jahre früher in einer vermutlich öſterreichiſchen Handſchrift (Berl. Staatsbibl. muſ. Mſ. 40580) überliefert.

Betrachtung dieſer frühen mehrſtimmigen Kunſt auch, wie eng Krakau mit dem ſchleſiſchen Kulturkreis verbunden war: der dreiſtimmige „Liber Generationis" findet ſich — der zeitlichen Folge nach genannt — in Neiße, Neumarkt und in Krakau[5].

Noch einiges andere ſei hier angefügt, das unſer Bild von dem muſikaliſchen Leben in der alten polniſchen Königsſtadt aufhellt und deren Beziehungen zu Schleſien klärt. Wie im geſamtdeutſchen Raum pflegt auch Krakau den „germaniſchen Choraldialekt", teilt mit Ungarn und Schleſien, aber auch mit Süddeutſchland das damalige „Lehrbuch" der Choraltheorie, den Traktat des Valendrinus, freilich in der Bearbeitung des Polen Szydlovita[6], tritt aber nie etwa durch Überliefern der älteſten Quelle als gebend und führend in Erſcheinung. Daß es Deutſche waren, die in der berühmten Krakauer Marienkirche, deren Altar Veit Stoß ſo großartig geſtaltete, für die muſikaliſche Verherrlichung des Gottesdienſtes ſorgten, beweiſen die „Statuta Fraternitatis s. Mariae in circulo Cracoviensi, scripta partim Latine partim Germanice" vom Jahre 1481[7]. Wenn es hier etwa heißt: „Item alle Sonobende ſo loſſen dy Bruder eyne meſſe ſingen czu vnſer liben frawen off dem core myt dem Signator vnd vii ſchuleren vnd dor czu ſullen dy Bruder dy do ſingen konnen vnd gelart ſeyn kommen vnd helfen gote loben vnd die leyen vnde frawen ... [ſollen beten]"[8], ſo wiſſen wir zwar nicht, was allwöchentlich erklang, können aber mit Sicherheit annehmen, daß mit „gelart ſeyn" die Beherrſchung der „Menſuralmuſik" gemeint war, alſo jene hohe Kunſt, wie ſie auch der Deutſche Heinrich Finck am polniſchen Hofe ſchrieb, daß vielleicht auch Stücke muſiziert wurden, wie ſie in den beiden ſogleich zu erwähnenden großen ſchleſiſchen Quellen der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu finden ſind.

Doch kehren wir nach dieſem Ausblick auf den muſikaliſchen Mittelpunkt des öſtlichen Nachbarlandes zur Schilderung des ſchleſiſchen Muſiklebens zurück! Man wird vielleicht mit Recht fragen, ob nicht ſchon auf dem Gebiet jener erwähnten organalen Mehrſtimmigkeit in Schleſien Beſonderheiten feſtzuſtellen ſind. In der Tat zeichnen ſich Stücke wie etwa das von dem bekannten Franziskaner-Mönch Nicolaus von Coſel überlieferte „Pulchrum Evangelium" durch beſonderen Vollklang aus. Gerade dies dürfte nicht als Einzelerſcheinung zu werten ſein, wenn man in unſere Betrachtung die beſondere Leiſtung des Schleſiers zur Zeit des großen Aufſchwungs der deutſchen Muſik überhaupt, des 15. Jahrhunderts, einbezieht. Es bedeutet ſchon etwas, wenn aus dem Auguſtiner-Chorherrenkloſter Sagan die älteſte (ca. 1425?) Orgelkompoſition des geſamtdeutſchen Gebiets auf uns gekommen iſt, ein Orgelmeßteil, der eine treffliche Ergänzung bildet zu dem bisher als älteſtes geltenden Wynſemer[9] Orgelmeßfragment. Es iſt auch fernerhin bezeichnend, daß unter den weiteren, bruchſtückhaft überlieferten ſchleſiſchen Orgelmuſikhandſchriften — außer den Saganer Chorherren ſind anſcheinend die Breslauer Dominikaner beſondere Träger dieſer Orgelkultur — ſich das nach unſerer heutigen Kenntnis früheſte Orgelſtück befindet, das ausdrücklich ſchon die Pedaltaſtatur verlangt. Es iſt nicht ſchwer, zwiſchen den an ſich ſchon zuſammengehörigen Stilarten[10] des vokalen Organum und der eigentlichen Orgelmuſik einen Zuſammenhang zu finden: beide ſind weſentlich getragen von der Freude am Zuſammenklang. Daß Schleſien gerade hier und gerade damals durch Fruchtbarkeit ſich auszeichnete, wird ſich erſchöpfend kaum erklären laſſen. Glückliche Miſchungsverhältniſſe junger, eben erſt zur Einheit verwachſener Neuſtämme mögen der weſentliche Grund ſein. Aber auch zu der oben feſtgeſtellten gewiſſen Schwerflüſſigkeit und Beſinnlichkeit in der einſtimmigen Melodik läßt ſich eine Brücke ſchlagen; liegt doch in der genannten Haltung die Möglichkeit klanglicher Aufweitung der Einzeltöne zum Zuſammenklang gegeben, zum mindeſten aber widerſpricht eins dem andern nicht.

---

[5] Um 1400 und XV^{2}.

[6] Die einzige nichtbearbeitete Valendrinus-Quelle iſt ſchleſiſch.

[7] Krakau, Jag. Bibl. Rkp. 2365.

[8] Fol. 2r.

[9] Vgl. L. Schrade, Die Meſſe in der Orgelmuſik des 15. Jahrhunderts, in: Archiv für Muſikforſchung I, S. 131ff.

Wenn hier ſchon mehrfach von der großen Leiſtung Schleſiens in der Muſikgeſchichte des 15. Jahrhunderts geſprochen wurde, ſo ſind es immer wieder die beiden Glanzpunkte der deutſchen Muſikkultur dieſer Zeit, das Glogauer Liederbuch[11] und der ſudetendeutſche Codex Mſ. 2016[12], an die in erſter Linie gedacht wurde[13]. Bei der geringen Anzahl nichtſchleſiſcher Parallelquellen iſt die Frage, welche Stücke in Schleſien entſtanden ſind und woher die anderen kamen, beſonders ſchwierig zu beantworten. Immerhin ergibt der Vergleich, daß Schleſien die damals in Europa führende burgundiſch-niederländiſche Muſik bereitwillig aufnahm, daneben aber einen mindeſtens ebenſo großen, ja überwiegenden Teil Werke überliefert, die ſicher deutſch ſind und erſtmalig in der Muſikgeſchichte Deutſchlands in ſolchem Ausmaß Schlichtheit mit Tiefe der Empfindung verbinden, alſo das hervorkehren, was ſtets die Eigenart deutſcher Muſik ausmacht. Eigenartig ſind dabei die Kreiſe beſonders enger „Repertoire-Gemeinſchaft“ verteilt: Während das aus Nordſchleſien ſtammende Glogauer Liederbuch zwar Verbindungen mit Leipzig, mehr aber noch mit Nürnberg und Wien aufweiſt, ſcheint der grenzdeutſche Codex Mſ. 2016 ſtärker mit Mitteldeutſchland verknüpft zu ſein[14]. Daß beide Handſchriften mit Böhmen Gemeinſamkeiten enthalten, iſt kaum verwunderlich, in jedem Falle aber ſind die böhmiſchen Quellen die jüngeren! Dort nun, wo einzig in einem der beiden ſchleſiſchen Sammelwerke ein Stück überliefert iſt, wird man bis zum Beweis des Gegenteils Werke unbekannter ſchleſiſcher Komponiſten vermuten dürfen. Trifft dies zu, ſo ſtellte Schleſien nicht nur Meiſter von erſtaunlich hoher Kunſt und führender Bedeutung im Rahmen des ſpätmittelalterlichen Stils, ſondern lieferte auch in Geſtalt des leider unbekannten Komponiſten der erſtaunlichen Missa Anonyma II im Codex Mſ. 2016 den kühnſten „Neutöner“ der gärenden Übergangszeit zur Renaiſſance, einen Mann, dem eine muſikaliſche Geſtaltung vorſchwebte, wie ſie — nach langer Pauſe — erſt in der Klaſſik wieder erſcheint, dann aber in höchſter Vollendung und nach längerem geſchichtlichen Werdegang.

---

[10] Vgl. L. Schrade a. a. O.

[11] Als „Reichsdenkmal“ hrsg. von H. Ringmann (Kaſſel, Bärenreiter 1936).

[12] Vgl. F. Feldmann, Der Codex Mſ. 2016. Breslau, Priebatſch 1932.

[13] Vgl. Schmitz, Stand und Aufgaben a. a. O.

[14] Die ſchon mehrfach feſtgeſtellte Miſchung von mitteldeutſchen und andererſeits ſüddeutſchen Beziehungen läßt ſich auch aus den ſchleſiſchen Orgeltabulaturen nachweiſen.

Daß Schleſien als Nährboden für Meiſter großen Formats gelten kann, ja damals beſonders dafür auserſehen ſchien, beweiſt die überragende Geſtalt des gebürtigen Schweidnitzers Thomas Stoltzer, jenes Mannes, der am Hofe des Ungarnkönigs Ludwigs II. wirkte und hier deutſches Geiſtesgut auf vorgeſchobenem Poſten in vollendetſter Weiſe ſchaffend vertrat.

Doch würde die Betrachtung Stoltzers über das Mittelalter hinausführen, auch ragt ſtets die Geſtalt wahrhaft großer Männer über das Landſchaftsgebundene hinaus. Eng heran aber führt es uns, wenn wir rückblickend und abſchließend das Glogauer Liederbuch noch einmal betrachten. Iſt doch jene Handſchrift, worauf der Name deutet, von dem großen kirchenmuſikaliſchen Inhalt abgeſehen, gleichzeitig die erſte größere Sammlung nicht-kirchlicher Muſik im ſchleſiſchen Bereich. In der überlieferten künſtleriſch-mehrſtimmigen Geſtalt, getragen von der bürgerlichen Schicht, gewähren dieſe Lieder ja gleichzeitig einen Einblick in die einſtimmige Volksliedpflege auch der bäuerlichen Kreiſe. Gerade darin aber liegt der beſondere Wert des Glogauer Denkmals für die Volks- und Stammesforſchung: Mögen die hier überlieferten Lieder in Schleſien ſelbſt oder in anderen deutſchen Gauen entſtanden ſein, ſie ſpiegeln eine Muſikkultur wieder, deren Kern Allgemeinbeſitz aller war: und gerade dies bedeutet einen Hochſtand des geiſtigen Lebens, wie wir ihn erſt heute wieder ſchätzen gelernt haben!

Deutſche Bergbautätigkeit im Fürſtbistum Trient am Ausgang des Mittelalters

Dargeſtellt auf Grund des Verleihbuchs der Bergrichter zu Trient (1489—1507)*

Von Hans Hochenegg

Mit einer Schrifttafel und einer Textkarte

Auf den Höhen am Eingange in das Suganer-Tal, vor allem am Kühberg (Monte Vaccino) im Gebirgsſtocke des Kalisberges, geht das Alter des Bergbaues bis in die prähiſtoriſche Zeit zurück. Man berichtet von weit über tauſend „Pingen", grubenartigen Vertiefungen, die ſich dort nach dem Einſinken der nahe der Oberfläche laufenden vorgeſchichtlichen Stollen gebildet haben.

Die Alten ſchürften in den Trientiner Bergen nach Kupfer und Silber, nach Eiſen und Blei. Auch durch das ganze Mittelalter hielt der heute erloſchene Bergſegen an. Die Eiſengrube bei Fornas (Fornace nördlich von Civezzano) iſt ſchon im Jahre 845 genannt[1].

Als Kaiſer Friedrich Barbaroſſa den Trientiner Fürſtbiſchöfen im Jahre 1189 das Recht zugeſtanden hatte, in ihrem Herrſchaftsgebiete nach Erzen zu graben und Schurfrechte zu verleihen, nahm die Bergbautätigkeit offenbar einen beſonderen Aufſchwung. Es mehren ſich die urkundlichen Erwähnungen des Bergbaues zugleich mit den Anzeichen eines regen Zuzuges deutſcher Handwerker und Knappen. Deren Nachkommen leben heute noch in den Sprachinſeln öſtlich der Etſch fort und haben die alte Mutterſprache noch nicht gänzlich vergeſſen.

Die Bergordnungen des Trientiner Biſchofs Friedrich aus dem Hauſe Wangen von 1208 und 1214 ſind nicht nur die älteſten Urkunden dieſer Art, ſondern auch beredte Zeugniſſe für den maßgebenden deutſchen Einfluß auf die Erſchließung der trientiniſchen Baue. Nicht nur die Namen mehrerer Zeugen ſprechen von deutſcher Abkunft, auch die meiſten Fachausdrücke ſind der deutſchen Sprache entnommen und ohne weſentliche Umgeſtaltung dem Text der lateiniſchen Urkunden eingefügt, z. B. dorslagus (Durchſchlag), ſmeltzer (Schmelzer), werchus (Gewerke), xaffar (Schaffer), zencare (ſenken), zurfus (Schurf). — Ferner ſtimmen die rechtlichen Beſtimmungen dieſer Bergordnungen mit denen ähnlicher Urkunden, die in der folgenden Zeit für Bergwerksorte im geſchloſſenen deutſchen Sprachgebiete erlaſſen worden ſind, in den Hauptzügen überein.

---

* Anmerkung der Schriftleitung: Dieſer Aufſatz bildet die Einleitung zur vorbereiteten vollinhaltlichen Herausgabe des genannten Verleihbuches.

[1] Dalla Torre, S. 310.

Vermutlich geſchah die Aufzeichnung nach einem alten deutſchen Gewohnheitsrecht. Otto Stolz ſetzt ſeinen Unterſuchungen über die Anfänge des Bergbaues und Bergrechtes in Tirol hinzu: Alles Weſentliche, was das Bergrecht in Tirol wie auch in anderen deutſchen Ländern ausmacht, iſt in dieſen Trientiner Bergordnungen bereits vorgebildet[2]."

Die erwähnten Ordnungen regeln das Verhältnis der Gewerken zum Biſchof und der Gewerken untereinander, um Streitigkeiten nach Möglichkeit vorzubauen. Zwiſchen den Fürſtbiſchöfen und den tiroliſchen Landesfürſten gab es freilich manche Mißhelligkeit wegen der Baue. Denn die Biſchöfe hatten von Kaiſer Barbaroſſa nur über die Eiſengruben unbeſchränktes Verfügungsrecht erhalten. Über andere Bergbaue durften ſie nur gemeinſchaftlich mit dem Kaiſer als dem oberſten Bergwerksherrn verfügen. Aber auch die Fürſten von Tirol kamen, wenn auch ohne ausdrückliche Verleihung, im Verlaufe des 14. Jahrhunderts in den Beſitz des Hoheitsrechtes über die Bergbaue ihres Machtbereiches. Als Schutzherren des geiſtlichen Fürſtentums traten ſie in die dem Kaiſer und König vorbehaltenen Rechte ein. Den daraus entſpringenden Zwiſtigkeiten hinſichtlich des Bergweſens machte endlich ein am 4. September 1489 zwiſchen Erzherzog Sigismund von Tirol und Fürſtbiſchof Ulrich III. aus dem Hauſe Freundsbergs zuſtande gekommener Vergleich vorläufig ein Ende. Die Vertragſchließenden vereinbarten darin miteinander, die Bergwerke im Gebiete des Biſtums innerhalb der nächſten fünf Jahre gemeinſam mit Bergrichtern zu beſetzen. Verleihungen ſollten in beider Namen erfolgen, und es ſollte den Vertragſchließenden der Bergwerksertrag zu gleichen Teilen zukommen[3].

*

Noch im ſelben Jahre 1489 erſuchte ein Chriſtoph Mainſtetter um Betrauung mit dem Bergrichteramt am „Kuehperg, Vornas, Lefierberg, in Fleimbs, Nonns und Sulz"[4].

Ein Akt über ſeine Ernennung iſt zwar nicht zu finden. Wie wir ſpäter hören werden, ſaß er jedoch ſchon am Weihnachtsabend des gleichen Jahres in ſeinem Amte. Das Berggericht war alſo raſch errichtet worden.

Über die Tätigkeit dieſes gemeinſamen „tiroliſch-trientiniſchen" Bergrichters und ſeiner Nachfolger war bisher nichts bekannt. Das vorhandene Schrifttum geht aus

---

[2] Vgl. die im Anhang verzeichnete Abhandlung von Otto Stolz, S. 214.

[3] Albert Jäger, Beitrag zu tirol. Bergwerksgeſchichte, in: Archiv für öſterr. Geſchichtsforſchung 53, S. 335. — Auſſerer, S. 350.

[4] Wolfskron, S. 258 auf Grund der Schatzarchiv-Akten des Innsbrucker Landesregierungs-Archivs Nr. 7219, 7223, 7233.

Mangel geeigneter Unterlagen mit ein paar Worten über die Jahrzehnte um die Jahrhundertwende hinweg.

Abgeſehen von der Erwähnung des Namens durch Wolfskron und Außerer[5] wiſſen wir nur aus Matthias Burgklehners „Tiroler Adler“[6], daß zu Zeiten Kaiſer Maximilians ein Chriſtoph Maynnſtetter am „Kuehperg, Vermes, Lafierberg, in Fleimbs, Nonns und Sulz“ als Bergrichter tätig war.

Erſt auf Grund eines kürzlich aufgefundenen Verleihbuches der Bergrichter zu Trient[6a] mit Aufzeichnungen aus den Jahren 1489—1507 läßt ſich jetzt eine zuſammenhängende Reihe von Belehnungen bekanntgeben. Das Buch nennt die beteiligten Perſonen, es erwähnt zahlreiche, heute außer Gebrauch gekommene Ortsnamen und beſchreibt Erzbergbaue, die noch niemals im Schrifttum erwähnt wurden. Unſere erſtmalige Veröffentlichung dürfte daher bemerkenswerte Beiträge zur alttiroliſchen Heimatkunde bieten.

Die Eintragungen fallen ihrer Zeit nach in die Kampfpauſe zwiſchen dem Venezianerkriege des Erzherzogs Sigismund, 1487, und dem Beginn des von Kaiſer Maximilian geführten Feldzuges gegen Venedig, 1508.

Der von Sigismund nach anſehnlichen Kriegserfolgen geſchloſſene Friede muß in wirtſchaftlicher Hinſicht belebend gewirkt haben. Wir können den Vertrag von 1489 als Folge des geſteigerten Intereſſes an der Erſchließung des Trientiner Bergſegens betrachten.

Die günſtigen Ergebniſſe der Unternehmer und Knappen in den Bergbaugebieten des nördlichen und mittleren Tirols mußten die Vermutung wecken, auch im äußerſten Süden des Landes ähnliche Schätze zu finden und in friedlicher Arbeit bergen zu können.

---

[5] S. 350.

[6] Einleitung zum 6. Buch. Abſchrift des 18. Jahrhunderts in der „Sammlung Hochenegg“. Das Original der etwa 1608—1630 verfaßten Handſchrift liegt in der Nationalbibliothek in Wien.

[6a] Die bisher unbekannte Handſchrift kam im Herbſt 1936 aus Südtiroler Privatbeſitz in die „Sammlung Hochenegg“.

Der Codex trägt den Titel:

Verleich buoch auff paw zu Trient Anno e(t) c(etera) ſeptimo.

Dieſes „ſiebente Jahr“ bezieht ſich auf das Datum der letzten Eintragung auf Fol. 52b, 1507.

Zuerſt ſei das Äußere der Handſchrift beſchrieben.

Zehn Lagen Papier mit urſprünglich je acht Doppelblättern in Schmalfolio, die mit Hilfe kräftiger Lederriemen in einen Umſchlag aus grauer Pappe gehängt ſind, bilden den Band. Er umfaßt noch 133 Blätter. Offenbar fehlt ein einſtens vorhandenes Titelblatt. Gelegentlich fehlen auch einzelne Blätter. Fol. 48, 78 und 93 ſind loſe, Fol. 41 ermangelt der unteren Hälfte, ſonſt aber iſt der Band gut erhalten. Wiederholt ſehen wir das Waſſerzeichen des Papieres; den Ochſenkopf mit dem Kreuz, um das ſich die Schlange windet.

Im ganzen ſind 104 Seiten beſchrieben. Zum Eintragen ſpäterer Verleihungen, die wegen des nachlaſſenden Intereſſes ausgeblieben ſind, war jedenfalls ein hinreichender Platz vorgeſehen. Im allgemeinen iſt die Schrift gut leſerlich, obwohl die Eintragungen von verſchiedenen Händen ſtammen. Die jüngſten Vermerke ſind allerdings etwas flüchtig geſchrieben und gebrauchen zahlreiche Wortkürzungen.

Der Errichtung des Berggerichtes in Trient folgte ein wahrer Wettlauf nach Schürfrechten im Gebiete des Biſtums. Das Verleihbuch verzeichnet im Jahre 1490 47 Verleihungen, im Jahre 1491 deren 34 von 228 aus dem ganzen achtzehnjährigen Zeitraum, über den ſich dieſe Aufzeichnungen erſtrecken.

Die bevorzugten Bergbaugebiete waren die Höhen nördlich und ſüdlich der Mündung des Ferſenbaches (Ferſina) und des Neſeſer Baches (Aviſio). Andere Baue beſtanden u. a. in Judikarien und im Fleimstal.

Verliehen wurde nach Bergwerksrecht[7]. Am Anfang des 15. Jahrhunderts war den ſüddeutſchen Bergleuten der Schladminger Bergbrief von 1408 die maßgebende Aufzeichnung der althergebrachten Rechtsüberlieferung. Gegen Ende des Jahrhunderts galten in Tirol vor allem die von Erzherzog Sigiſmund für den Schwazer Bergbau erlaſſenen Verordnungen[8].

Die Gruben maß man je nach dem Falle des Erzganges mit Hilfe von „Lehenſchnüren" zu. Ein Lehen entſprach einer Länge von 13,62 m. Wie aus älteren und ſpäteren Urkunden hervorgeht, verlieh man Felder mit 3, 4 und auch 5 Lehen Länge und Breite[9]. Der im fünfzehnten Jahrhundert übliche Vermeſſungsvorgang iſt in einer Schwazer Aufzeichnung ungefähr aus dem Jahre 1461 genau geſchildert. Wir können hier nur auf den von Worms wiedergegebenen Wortlaut verweiſen[10].

Der Vermeſſung folgte die Namengebung. Wie ſich an Hand unſeres Verleihbuches aus zahlreichen Beiſpielen belegen läßt, bevorzugte man heilige Namen. Wohl in jedem Bergbaugebiete gab es Gruben zu Unſerer Lieben Frau. Beſonders hervorzuheben iſt es, daß der Peter Paul Peuntner im Jahre 1497 ſeine Grube im Pargutzer Tal (Breguzzo) ſogar zu „Unnſer Lieben Frawen zw Etting" nennen ließ[11]. Offenbar hat der Ruhm des im ſelben Jahrzehnt aufgeblühten Wallfahrtsortes Altötting die Wahl des Namens beeinflußt. Für gewöhnlich wählte man den Namenspatron des Anſuchenden oder den Tagesheiligen zum Schutzherrn der neuen Betriebsſtätte. Auch beim Verleihen alter „verlegener" Baue ſchuf man meiſtens eine neue Bezeichnung; dem Bearbeiter einer Bergbaugeſchichte tritt daher eine verwirrende Fülle von Namen entgegen.

Waren die Vorbedingungen erfüllt, konnten den Bewerbern ſchließlich die erbetenen Rechte durch den Bergrichter verliehen werden. Die volle, auf Fol. 40a des Trientiniſchen Verleihbuches wiedergegebene Formel lautet: „Verlichen zu ſein rechten auff klüfft und auff gäng nach gangs vall (Fall des Erzganges) und wie einer funtgrueb zugehört und bergkwerchs recht iſt."

Dieſe Rechtshandlung gab ein erbliches, auch auf andere Teilhaber als „Mitgewerken" übertragbares Schürfrecht, zu dem auch der Anſpruch auf Holz- und Waſſerbezug, auf Benützung und Neuanlage von Zufahrtswegen gehörte[12]. Den be-

---

[7] Vgl. Stolz, wie oben.

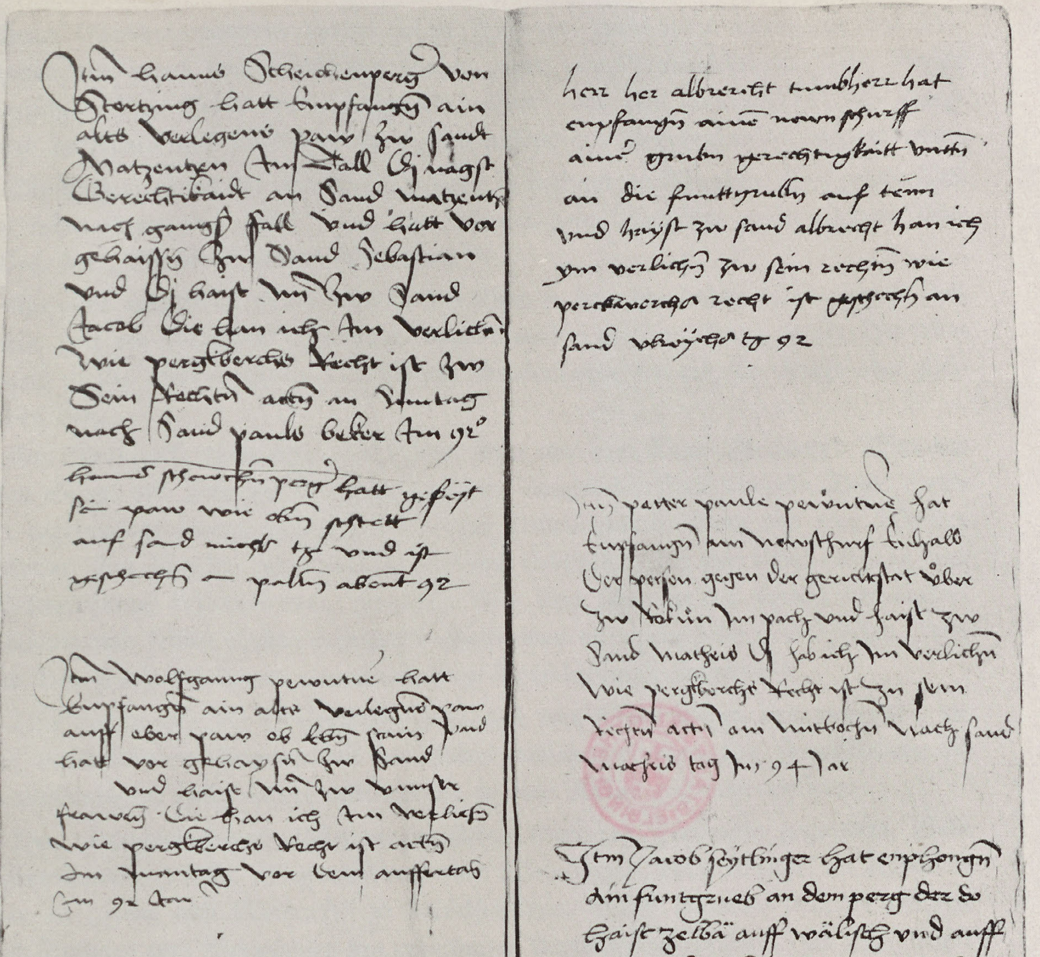
[8] Vgl. den Urkundenanhang zu Wolfskron und Worms.

[9] Wolfskron, S. 266.

[10] S. 139ff.

[11] Fol. 56a. — Über Altötting vgl. Max Heuwieſer, Die älteſten Wallfahrten des Biſtums Paſſau, in „Volk und Volkstum", Jg. 2, 1937, S. 208.

[12] Worms, S. 18 und 51.



Fol. 39 b und 40 a des Verleihbuchs der Bergrichter zu Trient. (Im letzten Abſatz Erwähnung der Gerichtsgrenze zwiſchen Trient und Perſen)

Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

STADTBIBLIOTHEK ELBING

rührten Grundeigentümern waren ſolche Auflagen zwar nicht angenehm, den Belehnten war jedoch landesfürſtlicher Schutz gegen jede Beeinträchtigung ihrer Rechte zugeſichert. Das Gebiet der „Bergwerksfreiheit“ war dem Landesfürſten als Bergherrn unterſtellt und ſomit von der örtlich zuſtändigen Gerichtsbarkeit ausgenommen.

Die Gegenleiſtung des Belehnten beſtand in beſtimmten Abgaben. Der zehnte Teil des rohen Erzes, die „Fron“, und eine Steuer vom Wert des geſchmolzenen Metalles, der „Wechſel“, waren abzuliefern[13].

Ein nicht ausgeübtes Recht verfiel. Ein Bau, in dem die Arbeit durch gewiſſe Zeit ruhte, galt als „verlegen“ und konnte weitergegeben werden. Durch dieſen Betriebszwang wollte man verhindern, daß einer Grubenrechte erwarb, die Baue aber ſtillſtehen ließ.

Ein Neuſchurf, offen oder in Stollen, hatte nur drei Tage „Freiung“. War der Bau einmal mit Joch und Stempel verſehen, dauerte die Friſt vierzehn Tage. Hatte der regelmäßige Abbau begonnen, war eine Arbeitsunterbrechung von vier Wochen geſtattet. Am längſten hatte naturgemäß ein Erbſtollen, der zur Waſſerloſung und Wetterführung beſtimmt war, Freiung. Dies war ſchon in der Größe der Unternehmung und ſeinen Koſten begründet. Hatte man an einem ſolchen Erbſtollen Jahr und Tag gearbeitet, konnte eine ebenſolange Unterbrechung eintreten[14].

Wie wir in unſerem Verleihbuche leſen, gab man jedoch ſolchen Unternehmern, die aus entſchuldbaren Gründen mit der Arbeit ausſetzen mußten, das Zugeſtändnis, ſie zu verſtändigen, falls andere mittlerweile in ihre Rechte eintreten wollten.

Den verzeichneten 228 Belehnungen ſtehen etwa 125 Freiungen gegenüber. Bald waren Lawinengefahr, Waſſereinbruch oder Weinleſezeit, bald Mangel an Arbeitern oder an „Zeug und Notdurft“ zu berückſichtigen. Gleich manchen Gruben mußten auch Anlagen zum Verarbeiten des geförderten Erzes gefreit werden. Das Buch nennt Schmelzhütten am Kühberg, am Neſes (Aviſio), im Fornas (Fornace), ein Waſchwerk ebendort und einen Hutſchlag, das iſt ein Gebäude zur Aufbereitung der Geſteine, zu Rumian (Romagnano) und einen anderen am Mühlbach zu Obergarl (Gardolo di ſopra).

Im fünfzehnten Jahrhundert verlieh man in Tirol die Gruben im allgemeinen in neun Anteilen. Einer davon ſtand der jeweiligen Landesfürſtin zu[15]. Darum heißt es auf Fol. 9a bei Verleihung einer Fundgrube: „vorbehalten meiner gnedigſten Frawen 1 9tel.“ Aus dem Haupttext unſeres Verleihbuches iſt ſonſt nichts über dieſe Aufteilung der Grubenrechte erſichtlich. Nur der Schlußabſatz über die „Taillung auff Paw“ berichtet, wieviel Ertrag jedes „Neuntel“ abgeworfen hat.

Empfänger der Schürfrechte ſind Leute aus allen Schichten, ausgeſprochene Unternehmer, die uns auch in der Schwazer Bergwerksgeſchichte begegnen und jedenfalls auch hier dabei ſein wollten, wie Anthoni von Roß, dann Adelige, höhere Beamte, Prieſter, Bürger, Bauern, auch eine Frau, alſo ſowohl Perſonen, die ſich bezahlte Arbeitskräfte halten konnten oder mußten, wie auch ſolche, die ſich offenſichtlich durch eigene Arbeit ihren Unterhalt verdienen wollten.

---

[13] Über den Ausdruck „Wechſel“ vgl. Worms, S. 29ff.

[14] Worms, S. 26, 57 und 79.

[15] Wolfskron, S. 10, 182, 261, Worms, S. 28, 104 und Urkundenbeilage 2.

Kleine Leute riſſen ſich hauptſächlich um alte, verlegene Gruben. Wegen des zweifelhaften Erfolges ihrer Bemühungen begehrten ſie ebenfalls jede mögliche Begünſtigung und ſuchten dann auf gut Glück nach überſehenen Schätzen.

Die Freygrübler wagens friſch dran,
Dann ſy geet der Anlaß[16] nichts an.
Sondern ſy ſein dahin gedacht,
Was bey andern wirdet veracht.
Daſſelb ſy ſuechen und pawen
Thuen Gott und dem Glückh vertrawen.
Die Gruebm ſo ander laſſen verligen
Und die ſonſt beliben verſchwigen,
Die empfahens und thuen ſich umb
Und pawens nach irem Reichtumb.

ſo ſchreibt Georg Röſch von Geroldshauſen in ſeinem „Tyroler Landreim“ [17].

Der „jung Chriſtl Haller aus Paſſeyr“ [18] hat ſicherlich ohne jegliches Kapital gearbeitet. Auch „Hannſel, der Knecht des Hanns Anich“ [19], war gewiß kein Geldmann und möglichſter Schonung bedürftig.

Wie aus einigen Bemerkungen hervorgeht, hatte der Bergrichter ſich perſönlich von der Stichhaltigkeit der vorgebrachten Anſuchen zu überzeugen und in wichtigeren Fällen Weiſungen aus Innsbruck und Trient zu befolgen. Er entſchied in beider Landesherren Namen.

„Han ich Chriſtoff Männeſteter … gefreyt anſtatt meines gnedigiſten Herren von Öſterreich, auch anſtatt meines gnedigen Herren von Triendt …“, heißt es z. B. auf Fol. 104 in der älteſten Eintragung des Buches vom Weihnachtsabend des Jahres 1489. Die doppelgeleiſige Verwaltung mußte freilich fort und fort zu Mißhelligkeiten führen, denn bald konnte ſich der eine Partner benachteiligt fühlen, bald der andere. Außerer berichtet, daß Biſchof Ulrichs Nachfolger wiederholt verſuchten, den Vertrag von 1489 umzuſtoßen. Sowohl 1520 wie 1527 berief ſich Fürſtbiſchof Bernhard erfolglos auf den ihm angeblich zuſtehenden Alleinbeſitz der Bergwerkshoheit im Bereiche ſeines Reichsfürſtentums [20].

Von Streitigkeiten zwiſchen den Unternehmern berichtet das Verleihbuch faſt nichts. Nur der auf Fol. 48 a und 133 a erwähnte Nicklas Engendeiner, anſcheinend ein Abenteurer aus der Schweiz, muß der Behörde Schwierigkeiten gemacht haben.

Der aus unſerem Verleihbuche erſichtliche häufige Wechſel der Bergrichter muß eher in den Verdrießlichkeiten zwiſchen der biſchöflichen und der landesfürſtlichen Verwaltung ſeine Urſache haben. Dieſer Zuſtand dauerte allerdings bis zum Jahre 1803, bis zur endgültigen Einverleibung des biſchöflichen Herrſchaftsgebietes in die gefürſtete Grafſchaft Tirol.

---

[16] Arbeitslohn.

[17] Hrsg. von Conrad Fiſchnaler nach dem Drucke von 1568. Innsbruck 1898, Vers 334—343.

[18] Fol. 45b.

[19] Fol. 43a.

[20] S. 341.

Aus Außerers Veröffentlichung[21] waren bisher nur die Namen Maynſtetter, Albersberger und Wurm bekannt. Wir können jetzt 14 Bergrichter und Berggerichtsverweſer nennen, die in den Jahren zwiſchen 1489 und 1501 in Trient gewirkt haben.

Aus den Jahren 1502—1504 ſind überhaupt keine Amtshandlungen mehr eingetragen. Die Anmerkung aus dem Jahre 1505 gibt den deutlichſten Hinweis auf das Erlöſchen der Luſt am trientiniſchen Bergbau[22]. Denn die vormals von ſo vielen Bewerbern begehrten Gruben zum „Herren-Bau“, zu den „Vierzehn Nothelfern“ und zum „Kindlein“ bei Pau (Povo) unter Trient werden mitſamt den Stollen in der Hand des früheren Pflegers von Perſen, Hanns Anich, vereinigt und erhalten den gemeinſamen Namen „zum Herren-Bau“[23]. Das geſchah beſtimmt nicht, um einen Großbetrieb zu gründen, ſondern eher, um die kümmerlichen Reſte des alten Bergſegens nicht erliegen zu laſſen.

Anichs Söhne hatten wenig Glück mit den ererbten Gruben. Schon 1513 mußten ſie aus Geldnot ihre Behauſung und zugleich auch ihren Weingarten um 300 Gulden verpfänden „zur Unterhaltung ihres Bergwerchs zu Perſen“[24].

Schon im Jahre 1504 hatte man den Sitz des Berggerichts nach Perſen verlegt, weil in den dortigen Gruben eher noch Gewinne zu erzielen waren. Aber auch dort blieb das Glück den fleißigen Knappen nicht treu. Es mag ſein, daß ſchwache Ergiebigkeit am Niedergange des ſüdtiroliſchen Bergbaues ſchuld iſt. Die paar am Schluß des Verleihbuches aufgezeichneten Teilungsberichte reichen leider nicht aus, um den Ertrag der Gruben annähernd zu beurteilen. Vielleicht haben auch andere Gründe mitgeſpielt, etwa die Feindſeligkeiten mit Venedig, dann der nach jahrhundertelangem Raubbau eingetretene Mangel an Grubenholz und Brennholz, ferner geſellſchaftliche Umwälzungen. Nicht zuletzt dürften ſpäter die wirtſchaftlichen Folgen der Entdeckung Amerikas beigetragen haben, alle Mühe vergeblich ſcheinen zu laſſen.

Zur Zeit, als Marx Sittich von Wolkenſtein ſeine Landesbeſchreibung verfaßte, um das Jahr 1605, war die Blüte des trientiniſchen Bergbaues längſt ſchon dahin. Er ſagt, daß noch Gruben im Primör und bei Perſen beſtünden. Im Etſchtal gäbe es hin und wieder viele, jedoch ſchlechte Bergwerke und alte Gruben. Auch im Ferſental „haben die Treindtner vor jaren gut perckwerk darin gehabt, aber jez alles zergangen, ſo von golt, ſilber, kupfer und eyſen, meſſ(ing) und vitriol“[25].

*

Otto Stolz warnt in ſeinem großen Werke über die Ausbreitung des Deutſchtums in Südtirol vor unhaltbaren Darſtellungen, die in ihrer unwiſſenſchaftlichen Aufmachung der Südtiroler Sache mehr ſchaden als nützen[26].

So wollen auch wir betonen, daß es uns fernſteht, den ſtarken romaniſchen Bevölkerungsteil im Gebiete Trients wegzuleugnen. Auch das Verleihbuch läßt keinen

---

[21] S. 382.

[22] Fol. 52a.

[23] Über Anich, vgl. Außerer, S. 270ff.

[24] Außerer, S. 351.

[25] Schlern-Schriften, Bd. 34, S. 50, 51, 91.

[26] Bd. 1, S. 93.

Zweifel darüber aufkommen, indem es z. B. als ortsanſäſſige Haus- und Grundbeſitzer den Anthoni Marco, den Andre di li Kalzi und den Fazin nennt, daneben aber auch „des Pauernfeints Haus“, den „Weingarten des Lienhart Vels“.

Die etwa 140 Erwerber von Bergwerksrechten ſind jedoch mit Ausnahme einiger Adeliger faſt durchwegs als Deutſche anzuſprechen. Nur etwa 20 ſind darunter, deren Herkunft aus dem geſchloſſenen deutſchen Sprachgebiet angedeutet iſt. Die Mehrzahl der mit ihrem Schreibnamen verzeichneten Männer beſteht offenbar aus bodenſtändigen Deutſchen. Auch die Meiſter Goldſchmiede, Schloſſer, Kürſchner und Schneider, die wie der Schmied Hanns Roſt zu Trient in der „weiten Gaſſe“ oder ſonſtwo hauſten, und z. T. die Taufnamen Albrecht, Linhart, Ulreich, Ludwig führten, ſind gewiß nicht als Italiener anzuſprechen. Denn ſchon im 13. Jahrhundert beſtanden zu Trient Zünfte der deutſchen Handwerker. Im Jahre 1483 haben die Mitglieder der 1298 gegründeten und bis 1695 nachweisbaren „Teutzſchen Schuſter Pruderſchafft hi tzu Triendt“ ihre Satzungen „nach gutem alten Herkommen“ in der damals auch in Trient gebräuchlichen ſüdtiroliſchen Mundart niedergeſchrieben[27].

In ähnlicher Weiſe tönt auch aus unſerem Verleihbuche der Klang der heute noch an der Sprachgrenze geläufigen deutſchen Volksſprache.

Je nach der mehr oder minder großen Abhängigkeit des jeweiligen Schreibers von der Mundart leſen wir, daß der Meiſter Ambroſy „ain alten, verlegenen Paw“ empfangen oder „ain alts verlegens paw enphongen“ habe.

Der Mann, der beiſpielsweiſe auf Fol. 16 ff. mit Vorliebe ein „O“ ſtatt des „A“ ſchrieb, z. B. Oswold ſtatt Oswald, Anbold ſtatt Anwalt, war ſicherlich bodenſtändig.

Man wird auch an den Vielgereuther Ausſpruch „Biar ſain Zimbarn (Wir ſind Zimbern)“ denken[28], wenn man ſtellenweiſe ſo oft das „B“ und „W“ vertauſcht ſieht. Pergkberch ſtatt Bergwerk, Sunebent ſtatt Sonnewend, Verbeſer ſtatt Verweſer, weſchechen ſtatt beſchechen (geſchehen) und das erwähnte Anbold ſtatt Anwalt.

Echt ſüdtiroliſch klingen Wendungen wie „das honn ich im verlichen“, „das hab ich than“ und „enthen über der Perſchen (drüben jenſeits des Ferſenbaches)“[29].

Der Klang der Mundart dringt ins Ohr, wenn wir vernehmen: „Und die grueb iſt gefreyt, ſo lang unc (bis) man ſicht wie ſich die grueb zum Kindlein anlat (anläßt), damit man ſich nit ſo ſwärlich verpaw (ſo ſchwer verbaue)[30].“

Auch die im Buche genannten Orts- und Flurnamen entſtammen der deutſchen Volksſprache Südtirols, die teils an alten deutſchen Bezeichnungen feſthielt, teils ſich vorgefundene rätoromaniſche Ausdrücke mundgerecht machte.

---

[27] Vgl. Luigi Rosati, Gli statuti della Confraternita dei Calzolai Tedeschi in Trento, in „Atti della I. R. Accademia degli Agiati in Rovereto“ 1901, S. 285 ff., ferner auch Wilhelm Rohmeder Die ehemalige Ausbreitung des Deutſchtums in den italieniſch-ſprachigen Bezirken Tirols. Innsbruck 1902, S. 9.

[28] Vgl. Rudolf Merkh, „Es war einmal“, Deutſche Wanderungen in Südtirol und Oberitalien. Innsbruck 1913, S. 134.

[29] Fol. 52b und Fol. 105b.

[30] Fol. 38b.

Was man damals als allgemein bekannt vorausgeſetzt und ohne nähere Ortsbeſchreibung aufgezeichnet hat, iſt uns heutzutage zum Großteil längſt ſchon nicht mehr bekannt. Die ſeit langer Zeit im Amtsverkehr bevorzugten italieniſchen Formen haben manchen ſeinerzeit allgemeinüblichen deutſchen Ausdruck verdrängt. Trotz großer Bemühungen war es mir daher nicht möglich, ſämtliche Namen genau zu beſtimmen. Die Lage einzelner Betriebsſtätten ergab ſich ohne allzu große Rückſicht auf die Lautgeſetze einzig und allein aus dem Zuſammenhange. Welche Ortſchaften mit den Namen „Griffian“ und „Gartetſch“ gemeint ſeien, ließ ſich nur ungefähr erraten.

Dieſe vielen außer Gebrauch gekommenen Ausdrücke geben aufs neue davon Zeugnis, wie ſehr der Landesteil, den man „Welſchtirol“ nannte, am Ausgang des Mittelalters vom Deutſchtum durchdrungen war.

Deutſcher Fleiß forſchte nach den Erzen der trientiniſchen Berge. Mancher tüchtige Mann verblutete ſich dabei.

Das nüchterne Verzeichnis verliehener Bergwerksrechte iſt ein Denkmal deutſcher Arbeit auf einem weit in den Süden hinabgeſchobenen Vorpoſten unſeres Sprachgebietes.

Reihenfolge der im Verleihbuch genannten Bergrichter und deren Vertreter

1489/90. Chriſtoph Männeſteter, Bergrichter (Fol. 33 a und 104 b).

1491. Meiſter Albrecht von Läffart (?), Goldſchmied, Verweſer des Berggerichts (Fol. 36 b, 79 a).

1491. Urban Kaſtner, Bergrichter am Kueperg, Varnas und Rumcan (Fol. 4 a).

1492—1497. Jörg Albersberger, am 28. Juni 1492 zum Bergrichter in Trient beſtellt. (Nur in der Überſchrift auf Fol. 11 a in Verbindung mit Eintragungen aus dem Jahre 1494 genannt.)

1494/95. Hanns Renninsfeldt, Statthalter des Berggerichts zu Trient (Fol. 13 b bis 14 a).

1495—1497. Sebaſtian Wurm (Burm), am 10. November 1495 zum Bergrichter in Trient und auf Non- und Sultzberg ernannt. Nennt ſich hier 1497 „Bergrichter zu Paid und Driend“ (Fol. 56 a).

1496. Chriſtian Franckh von Vaid (Faedo), Statthalter des Berggerichts zu Vaid (Fol. 50 a).

1496. Wolfgang Weinzirl; er nennt ſich teils Verweſer des Berggerichts, teils Bergrichter zu Trient (Fol. 49 b und 133 b).

1498. Paul Peuntner, Verweſer des Berggerichts (Fol. 43 ff.).

1498. Seitz Schupff, Verweſer des Berggerichts (Fol. 47 a).

1499. Wolfgang Heller, Verweſer des Berggerichts (Fol. 47 a).

1499. Michel Draxler, Bergrichter (Fol. 93 b).

1499—1501. Oswald Schwaiger, Anwalt des Berggerichts zu Trient (u. a. Fol. 47 b).

1500. Chriſtan Franckh, „Obriſt Perckrichter zu Trient“ (Fol. 40 a).

1501. Wolfgang Kindhauſer, Statthalter des Gerichts, „anſtatt des Kriſtan Francken“ (Fol. 40 a).

Verzeichnis der belehnten Perſonen

Adelige, Prieſter, höhere Beamte

(Trientiner Bergrichter, die vor Antritt oder nach Beendigung ihrer Amtstätigkeit Bergwerksrechte erhielten, ſind hier nicht verzeichnet.)

Herr Albrecht, Domherr zu Trient.

(Albert von Gfell oder Gfeller geſchrieben. In Trientiner Urkunden ſeit 1476 wird er oft erwähnt. Nach dem Tode des Biſchofs Ulrich IV., 1493, war er bis 1496 Adminiſtrator des Biſtums. Vgl, Kaſſian Schwitzer, Die Kriche des hl. Vigilius, Bd. 1, Brixen 1825, S. 277, und Chriſtian Schneller, Beiträge zur Geſchichte des Biſtums Trient, S.-A. aus „Zeitſchrift des Ferdinandeums“, 3. Folge. Bd. 38—40. Innsbruck 1894—1896, S. 85 und öfter.)

Der edl und veſt Hanns Anich.

(Von 1485—1492 Pfleger auf Perſen, ſpäter auf Telffan-Telvano; vgl. Außerer, S. 336.)

Junker Sigmund und Veicht Anich.

(Vgl. ebd. S. 351.)

Herr Bartholomäus, Kaplan zu Sankt Vigilien.

(In Trient.)

Herr Mathes Panngartner, Prior zu Sankt Martein in Gaſtruzz im Primör.

(Das ehemalige Benediktinerkloſter zu St. Martino di Caſtrozza in Primiero war ſeit dem 15. Jahrhundert Sitz eines Weltprieſters mit dem Titel „Prior“. Vgl. Otto Stolz: Primör, „Zeitſchrift des Deutſchen und Öſterreichiſchen Alpenvereins“, Bd. 62, 1931, S. 361 ff. — Ob der genannte Prior mit den Bergwerksunternehmern aus der Kufſteiner Familie Paumgartner verwandt war, gelang nicht nachzuweiſen.)

Herr Philipp.

(Ein Thun? Philipp von Thun verzichtete am 17. Mai 1519 auf die Pfarre Fondo. Vgl. Schneller, wie oben, S. 67, Regeſten, Nr. 221 a.)

Nicklas Findler von Brixen.

(Wohl der im Jahre 1495 verſtorbene Nikolaus Vintler von Runkelſtein? Vgl. „Geſchichtsfreund“ 1866, S. 314.)

Der geſtreng, edl und veſt Herr Nicklas von Fürmian, Hauptmann an der Etſch, Burggraf von Tirol.

(Nikolaus von Firmian erſcheint zwiſchen 1490 und 1493 auch im Verzeichnis der Schmelzherren zu Schwaz. Vgl. Wolfskron, S. 54. — Von 1484—1494 war er auch Hauptmann von Stenico. Vgl. Außerer, Schloß Stenico in Judikarien, im Jahrbuch „Adler“, N. F. 18, Wien 1908, S. 55.)

Ulrich Hildisheimer, Kantzler.

(Derſelbe wie der am Schluß erwähnte Dompropſt Ulrich, d. i. Ulrich Kueußl?)

Junker Jeronimus von Jaufen.

(Deſſen im Jahre 1530 ausgeſtorbene Familie ſtammte vom heute zerfallenen Schloſſe Caſtel Giovo oder Nefes-Lavis. Hieronymus von Jaufen beteiligte ſich 1487 am Landtage zu Hall. Vgl. „Neue Zeitſchrift des Ferdinandeums", Bd. 12. Innsbruck 1846, S. 167.)

Junker Hanns von Leuchtenburg und deſſen Sohn Albrecht.

(Die in der Nähe des Kalterer Sees gelegene Leuchtenburg wird von Joſef Weingartner in den „Bozener Burgen", Innsbruck 1922, S. 108, geſchildert. Junker Hanns ſcheint bei Erzherzog Sigismund als Bergwerksfachmann gegolten zu haben. Anfangs 1496, alſo kurz vor ſeinem Tode, gab ihm der abgedankte Landesfürſt 400 Gulden zum Ankauf eines Bergwerks in Kärnten. Vgl. Moeſer, S. 153.)

Herr Veit von Niderthor zu Trient.

(Genannter war Domherr zu Augsburg, Trient und Brixen, er ſtarb 1531. Seine Familie ſtarb 1556 aus; ſie hatte zu den älteſten Bozener Geſchlechtern gehört. Vgl. „Neue Zeitſchrift des Ferdinandeums", Bd. 11, Innsbruck 1845, S. 105—108, und Leo Santifaller, Das Brixner Domkapitel, „Schlern-Schriften", Bd. 7, 1924/25, S. 404.)

Herr Linhart, des Ordens Unſerer Lieben Frauen.

Herr Vigili von Nigrell, Domherr zu Trient.

(Er erſcheint wiederholt in den von Chriſtian Schneller, wie oben, wiedergegebenen Urkunden, ſo auf S. 63 und 114. — Der berühmte Erbauer des Suez-Kanals, Alois von Negrelli, geb. am 23. Jänner 1799 in Primör, geſt. am 1. Oktober 1858 in Wien, entſtammte vermutlich derſelben Familie. Über dieſen vgl. Alois Lanner, Tiroler Ehrenkranz. Innsbruck 1925, S. 236.)

Kuenrat Oxenfurter, der k. k. Majeſtät Bergrichter im Primör.

(Über den Bergbau im Primör vgl. Otto Stolz, Primör, wie oben, S. 367ff. — Eine dem Konrad Ochſenfurter am 7. Jänner 1489 erteilte Naſe wegen des zügelloſen Treibens der Knappen iſt bei Wolfskron, S. 342, erwährt. 1492 war bereits Stephan Winklmayr an Ochſenfurters Stelle.)

Herr Anthoni vom Roß.

(Dieſer war vermutlich aus Sterzing gebürtig und hieß urſpünglich Anthoni Härpfer. Durch Pferdehandel kam er in die Höhe und hieß ſich ſpäter vom Roß oder de Cavallis. Später verlegte er ſich hauptſächlich auf Bergwerksunternehmungen, errang die Gunſt des Landesfürſten und wurde Sigismunds oberſter Amtmann. Um die Münzreform erwarb er ſich große Verdienſte, geriet aber ſpäter in Ungnade und Konkurs. Er ſtarb um die Wende von 1495 auf 1496. Vgl. Moeſer, S. 45ff. Als Ergänzung hierzu: Karl Schadelbauer im „Schlern" 1937, S. 16.)

Der edl und veſt Herr Rokkoprün.

(Vermutlich der in Außerer, Der Adel des Nonsberges, Wien 1900, S. 70, genannte Jakob von Roccabruna.)

Peter von Salvator.

(Ein Vorfahre der Trientiner Adelsfamilie von Salvadori?)

Meiſter Ulreich, Dompropſt zu Trient.

(Urkunden ſeit 1476 nennen den Ulrich Kneußl, Domprobſt zu Trient und Vizekanzler des Erzherzogs Sigismund. Vgl. Schwitzer, wie oben, S. 279, und Schneller, Beiträge zur Geſchichte des Bistums Trient, wie oben, S. 177ff. Ulrich Kneußl ſtarb im Jahre 1501. Vgl. Schneller, ebd., Regeſten, Nr. 859.)

Der edl und geſtreng Oswald von Welsperg.

(Die Welsberg waren damals Gerichtsherren im Primör. Vgl. Ludwig Freiherr von Hohenbühel, Beiträge zur Geſchichte des Tiroler Adels, S.-A. aus dem Jahrbuch „Adler", Wien 1891, S. 119.)

Miſſer Anthoni von Zinn.

(Über die Zini vgl. Außerer, Der Adel des Nonsberges, wie oben, S. 73)

Bürger und Bauern

Hanns und Melchior Ainfuß,
Meiſter Albrecht von Läffart, Goldſchmied zu Trient,
Kaſpar am Platz (Amplatz) von Altrei,
Steffan Angerl,
Lienhart Atenshander von Hüttenberg (Hüttenberg in Kärnten oder Kuttenberg in Böhmen?),
Meiſter Paul aus Primör,
Kuntz Paldauf,
Lienhard und Urban Peham,
Aſem Perculc,
Aſm Perndler,
Paul, Peter Paul (derſelbe?), Wolfgang Peuntner,
Hanns Pidner,
Meiſter Ambroſy Pingkeroler (Pintzeroler), Goldſchmied,
Jobſt Polandt,
Chriſtian (auch Chriſtoph) Prenner,
Johannes Pranberger (Pramberger), Gegenſchreiber zu Trient,
Martin Prunntaler,
Kuntz Puntbanner von Innsbruck,
Sigmund Karzaiger,
Pernhart Kaſtner von Perſen,
Urban Kaſtner,
Paul Ketenhand,
Meiſter Hanns Ketz (Kretz), Barbier zu Trient, deſſen Sohn Hanns Kretz und die Margareth Kretzin,
Walthaſar Tichter,
Pig Töchtarler aus Steinach (Iſt Stenico gemeint oder Steinach am Brenner?),
Chriſtian Torgkler,
Chriſtoph Druefer von Bozen (aus der gleichen Familie wie der um 1660 lebende Georg Trueffer, der als Geſchäftsführer der Fugger für den Tiroler Erzbergbau Bedeutung erlangte?),
Gebhart Ebmer,
Hanns Genebein und Jorg Egker,
N. Egker aus Brixen,
Linhart Ell,
Nicklas Engendeiner,
Pernhard Eſchlrieder,
Johannes Vellenperger (ein Adeliger?),
Anthoni Vengk,
Caſpar und Melchior vom, auch am Viſch,
Hans Viſcher von Riedlingen,
Chriſtian Vital aus Pineid,
Peter Flam, Bürger zu Sterzing. (Zur ſelben Zeit waren die Gebrüder Peter und Jörg, die Flam, Inhaber von Bergwerksrechten im Sterzinger Gebiet. Die um 1606 ausgeſtorbene Familie war im 15. Jh. in Brixen anſäſſig und ließ ſich vor der Jahrhundertwende in Sterzing nieder. Der Grabſtein des im Jahre 1518 geadelten Andrä Flamm iſt heute noch an der dortigen Pfarrkirche angebracht. Vgl. Wolfskron, S. 283 und Joſef Weingartner, Die Kunſtdenkmäler Südtirols, Bd. 1, (1923) S. 83, 111, 123.
Chriſtian Voppt,
Hanns Vörperarer von Unſer Frauen im Walde,
Chriſtian Franckh von Waid (Faedo),
Lorentz Freiberger (Freiburger) aus Freiburg, Hutmann zu St. Marx auf Pau (= Povo),
Meiſter Peter Friſch aus Frankfurt, Schneider,
Wlaſy (= Blaſius) und Linhart Gantzner. Dieſer iſt wohl auch der „Linhart von Tramin"?,
Michel Gerhauſer, den man nennt Küchenmaiſter, zu Trient,
Jacob Haß ab Altrew (Altrei),
Hans und Ulrich Hagen,
der jung Chriſtl Haller aus Paſſeir,
Hanns ab Waldrew (Altrei?),
Meiſter Hanns, Kürſchner aus dem Promer (Primiero),
Hannſel, des Anich Knecht,
Jakob Haß von Altrei,
Benedikt Hauſer,
Hanns Haug von Sürch (= Zürich?),
Jörg Hebenſtein,
Veit Hegler (Heyler?),
Veit Haupeis von Hüttenberg, ſ. oben,
Hanns Hochenegker (Höhnegker),
Pernhart Holtzmann,
Hanns Hueber von Bozen,
Ulreich Hueter,
Jakob de Perſen,
Meiſter Jakob, Kürſchner zu Trient,
Heinrich Jocher,
Meiſter Jorg, Schloſſer von Reyff (= Riva),
Meiſter Jorg, Schmelzer,
Martin Läna,
Laurus Langenmantel,
Petrus Lauphardt,
Hanns Leber,
Hanns Lechtaler,
Erhart Leopolt,
Meiſter Linhart, Schmied,
Meiſter Ludwig, Schuſter,
Paul Mair,

Ulreich Mantl,
Chriſtoph und Stephan Männeſteter,
Denig Märl von Altrei. (Eine Urkunde des Gemeindearchivs in Truden vom 10. November 1375 nennt einen Merlo, habit. in Villa Trodene. Vgl. Franz Hutter in den Veröff. des Muſeum Ferdinandeum, H. 8, Redlich-Feſtſchrift, 1928, S. 156, Regeſten, Nr. 39,
Michael Metzger von Rain,
Thomas Metzkär (auch „Herr Thomas aus Fleims") von Preſſon (Preſſano),
Meiſter Michel, Hueter zu Trient,
Jörg Mulner,
Andre Neyberger,
Michel Neulich,
Hanns Nürnperger von Perſen,
Andre Oberauer,
Ulrich Öſterreicher (ein unehelicher Sohn des Erzherzogs Sigmund?),
Meiſter Oswald, Goldſchmied von Sterzing,
Jakob Ottnliger,
Peter Rachler,
Jorg Renn von Waid (= Faedo),
Meiſter Hanns Roſt, Schmied in den weiten Gaſſen zu Trient,
Paul Schander,
Hanns Scheuchenperger von Sterzing. (Vgl. Conrad Fiſchnaler, Urkundenregeſten aus dem Stadtarchiv in Sterzing, Innsbruck 1902, Nr. 399 vom 3. Mai 1491: Hanns Schewhenperger, Bürger zu Sterzing, verkauft eine Gilte.),
Ulreich Schmelzer,
Hanns Schroff zu Bozen,
Seitz Schupff,
Balthaſar Seloß,
Paul Sepacher,
Jakob Seytlinger,
Hanns Spilbüchler,
Hanns Stainer, Strohſchneider von Eppan,
Sebaſtian Staudicher,
Engellhart Stauf,
Stidl Steinacher,
Hanns Steychler,
Meiſter Ulreich, Schmied,
Hanns Wegkenhan,
Martin Weninger (auch Wendinger), Zöllner,
die Brüder Thoman und Wendel Winter von Dorlach,
Jörg Wiſentaler,
Chriſtian Zigler von Swatz (Schwaz),

Die Gruben

Die anſchließende Liſte verzeichnet die im Verleihbuche genannten Gruben, ſoweit Ortsbezeichnungen beigefügt ſind. Wegen der fortwährenden Namensänderungen und in Anbetracht des Umſtandes, daß manche Bergbaugebiete ineinandergreifen, ſo daß derſelbe Stollen ebenfalls mehrfach aufſcheinen kann, ſchrumpft deren Zahl mindeſtens auf die Hälfte der hier genannten Namen zuſammen[31].

Bergbaue im Gebiete des Kalisberges (Monte Caliſio) nordöſtlich von Trient

Am Kühberg (Monte Vaccino)

(Bergbaue auf Silber und Eiſen. Vgl. Dalla Torre, S. 310; „Großartige Bergbaureſte", S. 312)

St. Barbara,
St. Chriſtoph,
St. Columban,
Unſer Frauen im Bach neben St. Notburg,
Unſer Frauen am Kühberg ober Zibizän (Civezzano; vgl. Wolkenſtein, wie oben Sybezan".),
St. Helena,
Sr. Joachim,
St. Jorgen bei dem Mühlbach,
Zu dem Kindl am Mühlbach,
St. Lazarus,
St. Luzia im Mühlbach,
Die Mairhoferin (auch „Mainhoferin"),
St. Michael,
St. Nikolaus im Bach,
St. Notburgen-Zeche,
14 Nothelfer im Mühlbach,
St. Sebaſtian,
St. Thomas,
St. Ulrich,
St. Wolfgang im Mühlbach.

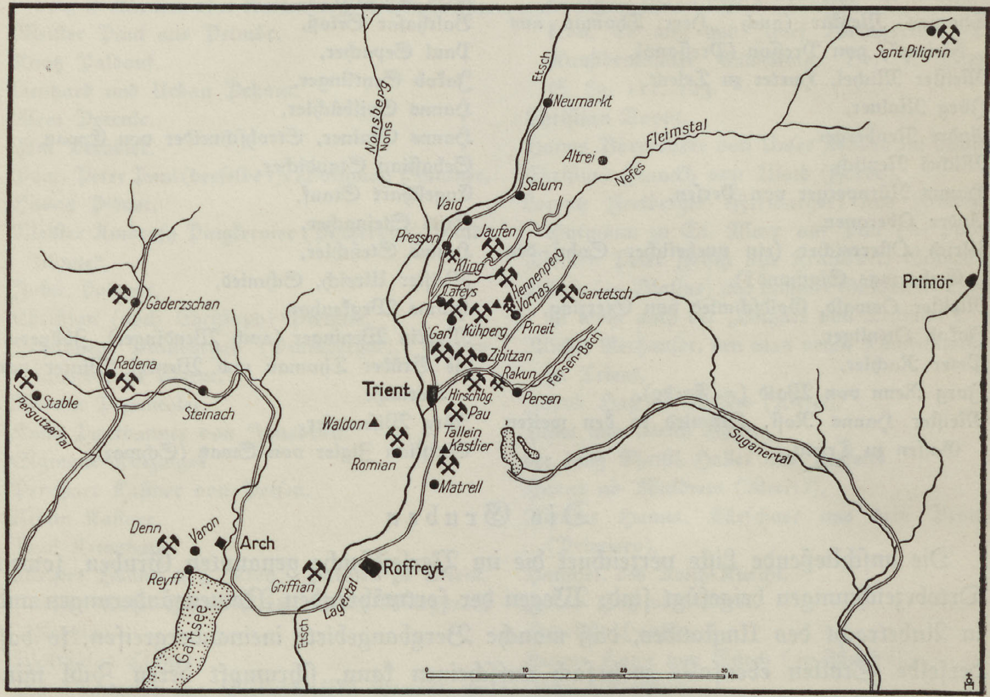
---

[31] Herrn Privatdozenten D. Hans Krämer danke ich für gütige Beihilfe bei Feſtſtellung der Bergwerksorte.

Obergarl (Gardolo di sopra) am Kühberg

(Wolkenſteins Chronik ſchreibt: Ober-Gartel, vgl. Schlernſchriften Nr. 34, S. 85.)

St. Barbara,
St. Chriſtph,
St. Daniel „unter dem auſern Haus auf dem Pach, get gegen Mittag“.
St. Johannes Evangeliſt, auch „St. Johannes ob des Pauernfeint Haus“ und „Johannes im Tal ob der Mul“,
Hl. Drei Könige im Mühlbach,
St. Stephan.


Sant Piligrin
Etsch
Neumarkt
Fleimstal
Altrei
Nefes
Nonsberg
Nons
Salurn
Vaid
Jaufen
Presson
Kling
Hennenperg
Lateys
Vornas
Gartetsch
Primör
Gaderzschan
Garl
Kühperg
Pineit
Fersen-Bach
Zibitzan
Radena
Stable
Pergutzer Tal
Steinach
Trient
Rakun
Hirschbg.
Persen
Pau
Waldon
Tallein
Kastlier
Romian
Suganertal
Matrell
Denn
Varon
Arch
Reyff
Roffreyt
Griffian
Lagertal
Etsch
Gartsee
0
10
20
30 km

Karte der Bergbaue um Trient
(Die Namen der Bergwerksorte entſprechen in ihrer Schreibweiſe dem Texte des Verleihbuches)

Mittergarl (Gardolo di mezzo)

(Wolkenſtein wie oben: Mitter-Gartel)

Zur Gottesgabe „am Weg unter ein Lärch“.

Untergarl (Gardolo al piano, auch Gardolo di sopra)

(Wolkenſtein wie oben: Niter-Gartel)

St. Johannes Baptiſt „ob der Wiſen auf dem Küeperg“.

Am Lausbrunnen „gegen der ſtatt wertz Trient“

(wahrſcheinlich die heutige Fontana Santa am Fuße des Kalisberges)

St. Chriſtoph „unten peim weg“,
St. Helena,
St. Johannes,
St. Peter.

Im Plaſin (Piazzina, Gem. Cognola am Kalisberg)

St. Antonius,
St. Chriſtoph,
Unſer Frauen ober Malvaſie (in Malvaſia nördl. v. Trient befand ſich eine ſchon i. J. 1408 erwähnte Galgenſtätte. Vgl. Lorenzi, S. 389 und 1054),
Fundgrube zum Kindein,
St. Martin,
14 Nothelfer.

In der Lana

(Vermutlich in der Gegend des Kühberges gelegen; Lorenzi nennt auf S. 308 einen Flurnamen „Landa“ aus Garl-Gardolo)

Zu Unſer Frauen,
Ein Neuſchurf „ob Unſer Frauen“.

Varnas, Fernas, Vornas (Fornace)

(Wolkenſtein wie oben: Formas)

St. Barthlme,
St. Chriſtoph,
Unſer Frauen,
Geſellenbau,
St. Johannes,
St. Maria Magdalena,
14 Nothelfer,
St. Paul,
St. Romedi.

Auf der Platten (ober Civezzano)

Fundgrube St. Wendelin auf der Platte bei St. Veicht beim Kreuz,
St. Vigil auf der Platte ober St. Zivitzan beim Kreuz.

Am Hennenberg (Monte Gallina)

(Dalla Torre erwähnt auf S. 312 „großartige Bergbaureſte; alte Gruben mit Fahlerz und Bleiglanz nahe am Weiler Bosco auf der Alpe Maſetto“)

St. Auguſtin,
St. Barbara,
Zu der Helferin,
St. Ulrich „zu obriſt im Geheng gegen Nefes“.

Baue am Eingang in das Zimmertal (Val di Cembra) in der Nähe von Vaid-Faedo

Am Lafeyſer Berg

(Vermutlich der Abhang des Kühberges in der Richtung gegen Nefes-Lavis. Vgl. Wolkenſtein wie oben: „Der Nefaſer Perg herab, ſo man den Kieperg genant wirt“.

St. Anton,
14 Nothelfer.

Am Nefes (Aviſio) unter Lafeys (Lavis)

Unſere Liebe Frau „unter Lafeys auf dem Nefes“,
Zur Gottsgabe,
St. Katharina,
Hl. Drei Könige,
St. Lucia,
St. Thomas,
St. Stephan.

In der Kling ob Preſſon (Monte Chlinga ober Preſſano)

(Wolkenſtein, S. 139, ſpricht davon, daß bei „Preſſan“ ein ſchlechtes Bergwerk ſei.)

St. Daniel,
Zu Unſer Frauen,
Zur Helferin,
Hl. Kreuz,
St. Lambrecht,
St. Vigil.

Bei Jaufen (Giovo, Poſt Verla)

St. Florian „auff Jauffen zu Valternes",
Unſere Liebe Frau,
St. Ulrich.

Baue im Fleimstal hinter St. Piligrin (San Pellegrino)

(Wolkenſtein, S. 88: „Das geburg San Pelagrin, ſo noch in Fleimbs gehört." Dalla Torre erwähnt auf S. 338 das Vorkommen von Magneteiſen bei Moëna)

St. Oswald,
St. Piligrin.

Baue im Pineid (Pinè-Tal)

(Dalla Torre, S. 346: „Alte Gruben auf Kupfer und Blei, Fahlerz und Baryt")

Ein Schlackenhaufen neben Unſer Lieben Frauen-Kirch bei dem Pach,
desgl. am Büchel unterm Bach,
desgl. bei der Säge des Chriſtan von Vital,
desgl. bei der Mühle.

Gartetſch (vermutlich Gardiciola bei Miola di Pinè)

(Lorenzi nennt auf S. 304 die aus dem 15. u. 16. Jahrhundert vorzufindenden Schreibarten: Gardizzola, Gradizz, Gardiz. — Dalla Torre erwähnt auf S. 347 eine Stahlquelle bei Miola.)

St. Daniel,
St. Nikolaus,
St. Ulrich,
Die Fundgrube zu Unſerer Lieben Frau, „iſt genant die grueb am Eſelsſprung ob Gartetſch" (Wolkenſtein nennt zwar auf S. 94 einen Eſelſprunn bei Aquaviva unter Mattarello. Ich glaube nicht, daß unſer Eſelsſprung und der Ort Gartetchſ dort zu ſuchen ſeien).

Baue ſüdlich von Trient, öſtlich der Etſch

Pau im Tällein (Povo)

(Die Fülle der Namen verlangte eine genauere Ortsbezeichnung. Um ſo ſeltſamer iſt es, daß das vorhandene Schrifttum dieſe Baue nicht kennt.)

Zu allen Heiligen ob St. Barbara auf der Herrenzech,
St. Andrä ober St. Johannes mit der ſilbrein Kron,
Zur Auffahrt im Tal unter Pau,
St. Barbara ob dem oberen Kindlein und unter St. Marx (dasſelbe?),
St. Bartholomä ob der St. Bartholomeus-Kirche in der Wieſe, auch im „Tallein",
St. Chriſtoph auf der Herrenzech in einem Weingarten,
St. Clara auf der Herrenzech,
St. Daniel ober St. Bartholomä,
St. Felix und Jakob auf Pau nächſt St. Johannes,
Unſere Liebe Frau, alte Grube auf der Herrenzeche,
Unſere Liebe Frau, Neuſchurf bei der Feigenſtaude ober St. Marx,
Unſere Liebe Frau, Neue Zeche rechts ober der Herrenzeche,
Unſere Frau „auf Ober-Pau ob Ebnen Stein",
Geſellenbau an St. Helena auf der Herrenzeche,
Geſellenzeche, neue Zeche (1498) bei St. Marx,
St. Gregor unter St. Vigil,
St. Helena auf der Herrenzeche,
Zur Helferin an dem Kindl auf der Herrenzeche,
Herrenzeche ober St. Bartholomä,
St. Jakob im Tufft auf St. Jakobszech unter St. Bartholomä,
St. Jakob und alle gläubigen Seelen ob St. Maxentia,
St. Jakob auf der Geſellenzeche (dieſelbe wie oben?),
St. Johannes, Neuſchurf an St. Michel ober St. Marx,
St. Jörg ob St. Bartholomä,
St. Johannes zu der „ſilbrein Kron im Tellein unter Pau", oben,
St. Johannes und Paul unter St. Marx,
St. Kathrein auf Pau bei der „Kohlgruben",

Das obere und das untere Kindlein in der Wieſe ober St. Bartholomä,
Die hl. Drei Könige auf Pau nächſt Hl. Kreuz und unter Pau neben St. Marx (dieſelbe Grube?),
Hl. Kreuz auf Pau ober St. Felix und Jakob,
St. Leo in einem Weingarten ober St. Maxentia,
St. Lienhart auf Pau ober St. Marx,
St. Lucia ober St. Bartholomä,
St. Margareth nächſt St. Marx,
St. Martin im Tal bei St. Maxentia,
St. Marx im Weingarten des Linhart Vels ober St. Maxentia und unter St. Waſtians Stöckl,
St. Maxentia im Tallein unter Pau,
St. Nikolaus zu der Firmianerin auf der Herrenzeche auf Pau,
14 Nothelfer ober St. Nikolaus zu der Firmianerin,
St. Oswald auf der Herrenzeche unter dem Kindl,
St. Peter und Paul ober St. Michael auf Pau,
St. Sebaſtian auf der Herrenzeche unter St. Maxentia,
St. Simon und Juda auf der Herrenzeche,
St. Apoſtul Simon, Neuſchurf auf Ober-Pau,
St. Siſinius, Neuſchurf „auf Pau ob der Pfarrkirchen im Tällein" (Villazano, dem das Gebiet heuteſeelſorglich unterſtellt iſt?),
St. Ulrich ober St. Maxentia und St. Barbara,
St. Urban auf Pau,
St. Veronica auf der Herrenzeche,
St. Vigilius auf der Herrenzeche und unter St. Sebaſtian auf der Maxentienzeche.

„Ob Gabröll" (Gabbiolo bei Pau-Povo?)

(Dieſe Deutung läßt ſich ſprachlich zwar kaum rechtfertigen. Der Ort iſt jedoch auf Fol. 47b mitten unter den Betriebsſtätten in Povo-Pau erwähnt)

Fundgrube „ob Gabröll auf ain wiſen genant Pardeya".

An der Straße nach Matrel (Mattarello)

St. Nikolaus.

Am Kaſtlier (Caſtelier, Anhöhe vor Mattarello)

St. Johannes auf der St. Martinszeche,
St. Martinszeche,
St. Martin „auch auf St. Martienszech ob des Andre di li Kalzi Prueders Haus",
St. Serena auf der St. Martinszeche.

Am Hirſchberg (Zelbä, Monto Selva) gegenüber von Civezzano

(Lorenzi bringt auf S. 145 eine Notiz aus dem Jahre 1339 „Monte de Zelva versus vallem Zelve", gegenüber dem Tale der Zilf-Silla. Anichs Karte ſchreibt „Celva M[ons]" und ſtellt auch die Gerichtsgrenze zwiſchen Trient und Perſen dar.)

St. Chriſtoph,
Die Fundgrube „an dem perg, der de haiſt Zelbä auff wäliſch und auff teutſch der Hirſchperg gegen dem marchſtain über die Perſchen auff die recht hannt und ein wenig Trient halben nach dem pach abwertz, da ſich das gericht ſchaidt zwiſchen Trient und Perſchen",
St. Jakob,
St. Martin „unten an die funtgrueb an dem Hirſchperg gegen dem Marchſtain über entter der Perſchen",

Die Sankt Bernhardins-Zeche an der Perſen (Ferſina)

St. Barbara ob St. Bernhardin „„das nechſt tal unter der prugken" (Ponte alto),
St. Bernhardin,
St. Blaſius,
Geſellenbau „ob St. Jorgen auf Bernhardins zech",
St. Jorgen,
St. Leo,
St. Matheis, „Neuſchurf enhalb der Perſen gegen der gerichtſtat über zu Rekun in pach" (Die Richtſtätte befand ſich zu Cire öſtlich der Mündung der Zilf-Silla in den Ferſenbach. Vgl. Außerer, S. 21. Sie lag alſo gegenüber Rekun-Roncogno),
Zur Weinrebe, ebendort, „hinab auf der Perſen".

Bei „Rakan, Rekun im pach enhalb der Perſen (Roncogno)"

(Im Perſener Steuerbuch von 1586 heißt der Ort „Ronggin". Vgl. Rudolf Merkh „Es war einmal", Innsbruck 1913, S. 29. Wolkenſtein, S. 91, ſetzt „Ronggono". Vgl. auch Lorenzi, S. 721).

St. Barbara, Neuſchurf „enhalb Rakuner pach gegen der Perſen, etwo genant an der Zelff (am Monte Zelva-Hirſchberg). (Anſcheinend handelt es ſich um dieſelbe Grube zur Hl. Barbara wie im vorigen Abſatz),
Unſer Frauen, unter St. Barbara,
St. Laurentzen, Neuſchurf ober St. Barbara „zu Rakhan an der Zelff",
St. Lucein ob St. Laurentzen.

Baue ſüdlich von Trient, weſtlich der Etſch

Bei Romian, Rumian (Romagnano gegenüber von Mattarello)

(Wolkenſtein, S. 161, ſchreibt „Römiän")

Wald ob Romian, „get auff Waldon (Monte Palon) und ſtoſt an des von Agereſt Wald",
Hutſchlag „auff dem pach zu Rumian auf des Facin mul",
Schlackenhaufen, „die auff dem pach zu Rumian ligen".

Neuſchürfe „ob Griffian"

(Dem Wortklange nach kann es ſich nur um die kleine Höhenſiedlung Reviano, Riviano bei Iſera handeln, die weſtlich der Etſch und des damals im Beſitze der Venetianer befindlichen Roffreyt-Rovereto liegt. Der in Frage ſtehende Ort hieß 1216: Ruvianum, 1266: Villa Riviani. Vgl. Chriſtian Schneller:, Tiroliſche Namenforſchungen, Innsbruck, 1890, S. 135 und Lorenzi, S. 701. Wolkenſtein, S. 102 nennt ihn Rifian. Ein vorgeſchlagenes „G" iſt auch bei anderen Ortsnamen nachzuweiſen. Laut freundlicher Mitteilung des Herrn Univerſitätsprofeſſors Dr. Ludwig Steinberger in Innsbruck, dem ich dafür beſtens danke, nennt die Zeitſchrift für Ortsnamenforſchung, Bd. 6, S. 205, ein Gegenſtück zur Gleichung Rifian-Griffian. — Dalla Torre verweiſt auf S. 316 auf das Vorkommen von Magneteiſen bei Iſera; die Vorausſetzungen eines Bergbaues in der Gegend des in Frage ſtehenden Ortes wären ſomit gegeben.)

St. Barbara,
Unſere Liebe Frau,
Geſellenbau,
St. Gloyen,
St. Linhards-Zeche,
Zum hochen Stollen.

Neuſchürfe unter dem Schloſſe „Denn am Varon"

(Denno am Varone nordöſtlich von Reiff-Riva)

St. Albrecht,
St. Thomas.

Baue in Judikarien.

Neuſchürfe im Pergutzer Tal (Breguzzo)

(Dalla Torre, S. 365: „Bergbau auf ſilberhältige Bleierze")

St. Barbara,
St. Daniel,
Unſere Liebe Frau zu Etting (Altötting),
Fundgrube im Haslach,
Heinrichs-Zeche,
St. Martin,
St. Matthias,
14 Nothelfer,
St. Valentin.

Dalbunga (?)

(Überſchrift in der Mitte von Fol. 48a.) Zur Gottesgabe (unter dem obengenannten St. Barbara).

„Zu Stable im Porgutzer Tal"

(Malga Stablei, vgl. Lorenzi, S. 847. In nächſter Nähe von Stable entſpringt ein Eiſenſäuerling).

Unſer Frauen,
Zum Glutſch,
St. Juſtina,
St. Urſula.

„In Radena Silber Zech" (Val Rendena)

St. Alina,	Zur ſilbernen Platte,
Fundgruben-Zeche,	Zur Peterzeche,
St. Jorgen am Wererberg,	Zur Weinrebe.
St. Katharina,	

„Im Radener tal außer Huepern pam dorf Gaderzſchan"
(Caderzone; Wolkenſtein, S. 107: Catercan)

St. Viligen (Vigil).

Die Belehnungen und Befreiungen

(Einige unklare Angaben des Verleihbuches laſſen kleine Verſchiebungen innerhalb der einzelnen Belehnungsgruppen möglich ſcheinen.)

Jahr	Neuſchürfe	Gruben	Fundgruben	alte, verlegene Baue	nächſte Gerechtigkeiten ohne nähere Bezeichnung	Sonſtiges	Zuſammen	Befreiungen
1489							—	1
1490	15	15	1	8		1 Wald 6 Schlackenhaufen 1 Hutſchlag	47	22
1491	16	5		11		1 Schmiedſchlag 1 Lehmgrube	34	36
1492	2	1	3	10			16	11
1493								4
1494	2			8	2		12	1
1495	2			15	5		22	11
1496		9		4		2 Hutſchläge	15	5
1497	6	9	1	9	2		27	15
1498	7			4	1		12	6
1499	9		1	9	2		21	5
1500	4		1		3		8	7
1501	1						1	1
1505				1			1	
1507	1			1			2	
zuſammen	65	49	7	80	15	12	228	125

Schrifttum

Hiſtoriſcher Atlas der öſterreichiſchen Alpenländer. Wien 1906ff., Bd. I—II, Das welſche Südtirol. (Nebſt Erläuterungsheft.)

Carl Außerer: Perſen-Pergine. Schloß und Gericht. Sonderdruck aus dem Jahrb. der k. k. heraldiſchen Geſellſchaft „Adler". Bd. 25/26, Wien 1915/16.

Karl Wilhelm von Dalla Torre: Tirol, Vorarlberg und Liechtenſtein (Junks Naturführer, Bd. 1). Berlin 1913.

Raimund von Klebelsberg: Geologie von Tirol. Berlin 1935. (Das vorzügliche Werk beſchränkt ſeinen Inhalt allerdings hauptſächlich auf Deutſchtirol).

Erneſto Lorenzi: Dizionario toponomastico Tridentino. Vol. 1. Gleno 1932.

Michael Mayr: Deutſche Ortsnamen in Südtirol. Mitteilungen des deutſchen und öſterreichiſchen Alpenvereins, Jg. 1916, S. 93ff.

Robert von Srbik: Überblick des Bergbaues in Tirol und Vorarlberg in Vergangenheit und Gegenwart. Berichte des Naturwiſſenſchaftlich-mediziniſchen Vereines in Innsbruck, Bd. 41, Innsbruck 1929, S. 113—279.

Otto Stolz: Die Anfänge des Bergbaues und Bergrechtes in Tirol. „Zeitſchrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeſchichte“, Bd. 61, Weimar 1928, Germaniſtiſche Abteilung, S. 207—263.

— Die Ausbreitung des Deutſchtums in Südtirol im Lichte der Urkunden. 4 Teile in 5 Bänden. München, Berlin 1927—1934.

Max von Wolfſtrigl-Wolfskron (zitiert Wolfskron): Die Tiroler Erzbergbaue 1301—1665. Innsbruck 1903.

Marx Sittich von Wolkenſtein: Landesbeſchreibung von Südtirol. „Schlern-Schriften“, Bd. 34. Innsbruck 1936.

Stephen Worms: Schwazer Bergbau im 15. Jahrhundert. Wien 1904.

Zur Beſiedlung der Steiner Alpen und Oſtkarawanken[1)]

Das Gebiet Freibach, Kanker, Sann und Mieß

Von Günter Glauert

Mit 2 Bildtafeln und zwei Karten

Innerhalb der Oſtalpen bilden die Karawanken mit den angelagerten Steiner Alpen ein ausgeſprochenes Grenzgebirge, vor allem in phyſiſch-geographiſcher Hinſicht[2].

Vom Klagenfurter Becken aus wirken die kahlen, hellen Triaskalke im Süden wie eine ſteile, feſt abſchließende Mauer. Dagegen bietet ſich vom Sawetal her ein ſanfteres Bild mit höher hinaufreichenden Almhängen (Koſchuta). Öſtlich der Koſchuta jedoch endet der vorwiegend wallartige Charakter der grenzbildenden ſüdlichen Karawankenkette und gleichzeitig mit ihrer Auflöſung ſinkt auch die Höhe ab. Die dichte Waldumhüllung der ſüdlichen Oſtkarawanken wird öſtlich des Erlberges (Olſ̌eva oder Uſchowa, 1929 m) von keiner markanten Felsgeſtalt mehr überragt[3].

Der nördliche Karawankenzug iſt, wie überall, in einzelne höhere, iſolierte Felsmaſſive (Obir, 2142 m, Petzen, 2114 m) aufgelöſt, bleibt aber ſonſt unter der Waldgrenze. Da zudem die Furche des Vellachtales beide Ketten durchbricht und jenſeits des Seebergpaſſes (1218 m) im Kankertal eine Fortſetzung findet, ſo erſcheinen die Oſtkarawanken als relativ durchgängig.

Die waldig-felſige Grenzeinöde zwiſchen Drau und Sawe verbreitert ſich aber gerade an dieſer Stelle außerordentlich ſtark auf eine Breite von 30 km und mehr[4]. Legt ſich doch hier an den Südfuß der Karawanken hufeiſenförmig die gewaltige, un-

---

[1] Der vorliegende Aufſatz behandelt auszugsweiſe ein Teilgebiet einer bei Profeſſor Dr. O. Maull in Graz angefertigten Diſſertation (ungedruckt) „Die Entwicklung der Kulturlandſchaft in den Steiner Alpen und Oſtkarawanken“. Vorarbeiten hierzu wurden bereits in den Jahren 1929—1931 unternommen, der Abſchluß der Diſſertation erfolgte Ende 1935. Eine Drucklegung des Hauptteils der Arbeit iſt vorgeſehen.

[2] Viktor Paſchinger, Die Karawanken als Strukturgrenze, in: Deutſche Hefte für Volks- und Kulturbodenforſchung, 2. Jg. (1931/32), S. 146, ſpricht geradezu von zwei verſchiedenen, durch das Gebirge getrennten „Phyſiochoren“.

[3] Abgeſehen von dem entfernten Urſulaberg (1696 m), der jedoch dem nördlichen Zuge angehört.

[4] Die Luftlinie zwiſchen Miklauzhof am Austritt der Vellach aus den Nordkarawanken und Županje njive am Ausgang der Feiſtritz aus den Steiner Alpen beträgt rund 30 km, von Miklauzhof bis in die Gegend von Stein am Rand der Oberkrainer Ebene rund 36 km.

durchgängige Felsmaſſe der Steiner Alpen (Grintouz, 2558 m) mit ihren ſteilen Nordabſtürzen und ihren öden, verkarſteten Kalkplateaus im Süden und Oſten, die ſtufenweiſe in Almhängen nach Süden abtreppen. Trotz ihrer Breite hat dieſe Gebirgszone wohl doch nicht ganz die ihr von Paſchinger[5] zugeſchriebene außerordentlich grenzbildende Wirkung z. B. der Juliſchen Alpen und des Karſtes, die alpines und mediterranes Land, mitteleuropäiſche und mediterrane Kultur voneinander ſcheiden. Vielmehr trennt ſie zwei alpine Innenlandſchaften, die zentralalpine des Klagenfurter und die ſüdalpine des Laibacher Beckens oder weiter gefaßt die zentralalpine Landſchaft Inneröſterreich im Siegerſchen Begriff[6] von den ſüdalpinen Übergangsgebieten Krains und des Sanngaues, Hauptmanns[7] hiſtoriſcher Landſchaft „Altkrain". Die nördliche Landſchaft, das Beckenland Kärnten, zeigt ſich als geſchloſſene geographiſche Einheit, während die Südſeite des Gebirges trotz einiger verbindender Päſſe ziemlich aufgeſplittert iſt, was ſich auch politiſch-geographiſch auswirkte.

Außer dem Laibacher Becken im Süden greift das Cillier Becken mit dem lange eine territoriale Sonderſtellung einnehmenden Sanntal von Südoſten tief in das Kalkhochgebirge ein, das in drei mächtigen Stufen nach Oſten abbricht und ſomit auch hier eine Landſchaftsgrenze bildet.

Dieſer landſchaftlichen Zwei- bzw. Dreigliederung entſprach lange die politiſche.

Vor dem Untertauchen ins ſanftwellige, jungtertiäre Hügelland des Alpenoſtrandes ragen die Maſſive der Petzen und Uſchowa ſowie der gewaltige Klotz der Steiner Alpen mit der abgetrennten Raducha als letzte Wahrzeichen hochalpiner Größe empor und bilden die öſtliche Begrenzung des Unterſuchungsgebietes.

Der kulturlandſchaftlichen Entwicklung bietet das Land wenig Anſatzmöglichkeiten.

Ausgeſprochene Ungunſtlandſchaften ſind die Kalkhochgebirgsſtöcke mit ſehr ſtarken Niederſchlägen im Süden. Begünſtigter erſcheinen der kriſtalline Zwiſchenſtreifen der Oſtkarawanken und das Kriſtallin des Krainski reber. Noch größere Bodengunſt weiſt das niedrigere Tuffhügelland bei bedeutenden Niederſchlägen auf. Die tertiären Vorhügellandſchaften im Norden und Süden können ſchon zu den Gunſtlandſchaften gezählt werden, was noch ſtärker der Fall iſt bei den vorgelagerten Ebenen und Beckenlandſchaften im Norden, Süden und Südoſten (Rietzer Becken). Hier iſt beſonders die Lage- und Klimagunſt (warme Sommer, aber größere Trockenheit beſonders im Norden) recht bedeutend.

Im großen geſehen bildet die Urlandſchaft der Oſtkarawanken und Steiner Alpen ein rieſiges Fels-Waldgebirge, eine breite ſperrende Grenzwildnis zwiſchen den Naturräumen des Kärntner Beckens und Altkrains (= Krainer und Sanntaler

---

[5] V. Paſchinger, a. a. O., 1931/32, S. 140, hält u. a. die klimatiſche Scheidewirkung der Karawanken für größer als die des Karſtes.

[6] R. Sieger, Inneröſterreich und ſeine geographiſche Gliederung, in: Mitteilungen der geographiſchen Geſellſchaft. Wien, 67. Bd. (1924), S. 5—19.

[7] Ludmil Hauptmann, Krain, in: Erläuterungen zum hiſtoriſchen Atlas der Öſterreichiſchen Alpenländer I. Die Landgerichtskarte, 4. Teil, 2. Heft. Wien 1929, S. 316.

Becken). Es iſt trotz einiger Streifen günſtigerer Bodenbeſchaffenheit ein großes Ungunſtgebiet, eine zur politiſchen Paſſivität verurteilte Zone.

Die autochthonen Kulturkräfte können nur gering ſein, eine Entwicklung kann nur von den Randgebieten und von fremden Kräften ausgehen. Jedoch werden ſolche Energien an der Raumgröße unſeres hemmenden Grenzgürtels leicht erlahmen können[8]. Dieſes Gebiet wird immer Reliktlandſchaft[9] bleiben und häufig Rückzugsgebiet ſein[10].

Bis zum Anfang der Slawenzeit treten hier nur ſpärliche randliche Kulturwirkungen auf. Waren ſie in der Vorgeſchichte nur punkthaft, ſo nehmen ſie in keltorömiſcher Zeit teilweiſe inſelartige Verbreitung an. Die Grundzüge des Landſchaftsbildes bleiben jedoch auch unter römiſcher Herrſchaft gleich[11]. Sie äußern ſich in dem überaus ſcharfen Gegenſatz zwiſchen den ſtärker beſiedelten Beckenlandſchaften und dem faſt unbewohnten Hochgebirge.

Von den Randlandſchaften iſt das ſchotterreiche, warme und trockene Jauntal am ſtärkſten durch römiſche Kulturkräfte umgeſtaltet worden und erlangt eine gewiſſe frühzeitliche Reife. Es zeigt auch ſpäterhin eine gewiſſe Kulturkontinuität und wird einmal als Kulturbaſis fungieren können, zumal da die Hauptſiedlung Juenna und der Hemmaberg unmittelbar am Nordrand der Karawanken liegen. Auch das untere Mießtal wird noch von römiſchen Verkehrskräften erfaßt.

Im Laibacher Becken reichen die Kulturausſtrahlungen Emonas nur bis zum Südrande des Steiner Tertiärhügellandes und im Sawebergland bis zum Trojanapaſſe (Fernverkehr).

Celeias Einfluß geht ſogar bis ins Rietzer Becken (Funde bei Rietz, St. Johann uſw.). Dieſe Landſchaft dürfte etwas ſtärker kultiviert geweſen ſein.

Das ganze gewaltige Bergland zwiſchen der Loiblſtraße im Weſten, dem Hügelland von Stein und dem Tucheinertal im Süden, dem Sann- und Mießlingtal im Oſten und dem unteren Mieß- und Jauntal im Norden bleibt faſt völlig unberührt[12] und wahrt ſeinen Naturlandſchaftscharakter. So dehnt ſich hier ein rieſiger, faſt ſiedlungsleerer Raum[13], in welchen die Kräfte der drei umgebenden Beckenlandſchaften kaum eindringen.

---

[8] An der Paſſivität des geſamten Karawankengürtels ſoll zu einem beträchtlichen Teil auch deſſen Raumgröße beteiligt ſein, ſ. V. Paſchinger, a. a. O., 1931/32, S. 148.

[9] Helbok, Siedlungsgeſchichte und Volkskunde, S. 106, bezeichnet die ganzen europäiſchen Gebirgslandſchaften als Reliktlandſchaften. Zitat bei Günther, Die alpenländiſche Geſellſchaft, 1930, S. 562ff.

[10] R. Marek, Zur Anthropogeographie des Waldes, in: Geogr. Zeitſchr. 1912, S. 4, 7.

[11] O. Jauker, Bemerkungen zur hiſtoriſchen Beſiedlung der Alpen- und Karſtländer, in: Geogr. Zeitſchr. 1908, S. 199.

[12] Nur eine vorgeſchichtliche Siedlungsſtätte aus dem inneren Hochgebirge iſt uns bekannt, nämlich die von paläolithiſchen Höhlenbärenjägern (Aurignacleuten) bewohnte, ca. 1700 m hoch gelegene Potočnik-Höhle am Südweſtabhang der Uſchowa, ſ. Joſeph C. Groß, Die paläolithiſche Jägerſtation in der Potočnik-Höhle auf der Uſchowa in den Karawanken. Separatabdr. aus Zentralblatt für Mineralogie, Geologie, Paläontologie, Abt. B. Stuttgart 1929, S. 586—591. Derſ., Die altſteinzeitliche Siedlung von Höhlenbärenjägern in der großen Uſchowa-Höhle in den Karawanken. Sonderabdr. aus Carinthia II, 119—120. Jg. 1930 Klagenfurt, S. 6—11. Ferner Brodar-Bayer, Die potočka zijalka, eine Hochſtation der Aurignacſchwankung in den Oſtalpen, Prähiſt. I. Wien 1928.

Nur an einer Stelle ſcheinen die Römer tiefer ins Gebirge vorzuſtoßen, wie ein Fund im oberen Mießtal bei Schwarzenbach andeutet (Bleigewinnung?).

Sonſt kommt nur noch ein über den Seeberg führender Saumweg in Betracht, deſſen Exiſtenz noch nicht einmal ſichergeſtellt iſt.

Ständige keltiſche Siedlungen dürfte das Hochgebirge nur ſehr wenige gehabt haben, während das Hügelland ſicher dichter bevölkert war.

Die alpenfremde und waldſcheue römiſche Kulturkraft konnte und wollte das dichtbewaldete Hochgebirge nicht umgeſtalten, ſie beſetzte nur in den Randgebieten einen vorhandenen Siedlungsraum und ſchuf einige ſtädtiſche Fremdformen, ähnlich wie in Weſtdeutſchland.

Eine Erſchließung des Hochgebirges konnte erſt mit dem Auftreten der Rodungskraft beginnen, und dieſe tritt bei den Kelten erſt ſehr ſchwach und bei den Römern noch weniger auf. Über eine Anſiedlung verſprengter oſtgermaniſcher Stämme, die vielleicht das waldige Hochgebirge als Rückzugsgebiet aufſuchten, können wir vorerſt nur Mutmaßungen aufſtellen[14].

Die ſeit Ende des 6. Jahrhunderts einwandernden Alpenſlawen haben vor allem die Naturlandſchaft der randlichen Zonen zwiſchen Hochgebirge und Ebenen umgeſtaltet. Beſonders die Moränenhügel- und Tertiärhügelländer, aber auch die dem Gebirge vorgelagerten Terraſſengebiete und die Schuttkegel am Austritt der Gebirgsbäche werden von der Beſiedlung erfaßt.

Im ſüdlichen Jauntale können die Alpenſlawen in größerem Umfange an frühere keltorömiſche Siedlungen und Straßen anknüpfen (Juenna-Globasnitz, St. Stefan, Funde von Pfannsdorf, Kriſtendorf, Sielach, Feiſtritz, Penk, Unterloibach uſw.). Möglicherweiſe ſteht die im Verhältnis zur nördlichen oberkrainiſchen Ebene dichtere Erfüllung der Schotterflächenlandſchaft durch die Slowenen im Zuſammenhang mit dieſem Umſtand, nachweisbar iſt es nicht. Die vorangehende frühe Reife dieſer Landſchaft (der Hemmaberg als frühchriſtlicher Biſchofsſitz) legt den Gedanken einer Übernahme keltorömiſcher, z. T. (Tſcherberg, Kathreinkogel bei St. Michael) ſogar vorgeſchichtlicher Kulturlandſchaftselemente nahe.

Am Rande des Tertiärhügellandes von Stein bauen ſich die altſloweniſchen Siedlungen Mannsburg und Komenda auf hallſtattzeitlichen auf, Lahovče und Theinitz auf Römerreſten.

Auch hier wird man von einer allerdings recht geringfügigen Potenzierung der Kulturwirkungen ſprechen können.

---

[13] Über die Rolle der Karawanken als abſolute Schranke im Altertum ſ. V. Paſchinger, a. a. O., 1931/32, S. 130.

[14] Ernſt Klebel, Die mittelalterliche deutſche Siedlung im deutſch-magyariſchen und deutſch-ſloweniſchen Grenzraum, in: „Die ſüdoſtdeutſche Volksgrenze", Volk und Reich Bücherei, Bd. 6. Berlin 1934, S. 69. Karl Rhamm, Urzeitliche Bauernhöfe im german.-ſlawiſchen Waldgebiet. Braunſchweig 1910. Einen Auszug des Werkes bringt V. v. Geramb a. a. O. 1917.

Die Ränder des Rietzer Beckens mit ihren hochwaſſerfreien Schotterterraſſen (Rietz) waren ebenfalls früh beſiedelt (vgl. die römiſchen Funde von St. Johann und Prihova-Rietz). Nach Stegenšek[15] iſt es hier wohl mehr zur Übernahme römiſcher Kulturen (Felder) als zu neuen Rodungen gekommen.

Während in den Hügelländern und in den Vorbergzonen die ſloweniſchen Orts- und auch Bewohnernamen[16] durchſchnittlich 60 bis über 70% ausmachen, liegen dieſe Werte in den betrachteten Teilen der Ebenen im Durchſchnitt bei 40 bis 50%.

Der Unterſchied zwiſchen Hügelland und Ebene iſt alſo nicht ſehr groß, was ſich zum Teil daraus erklärt, daß hauptſächlich nur die randlichen Teile der Ebenen von der Betrachtung erfaßt werden konnten, welche aber von Slowenen gern aufgeſucht wurden, ebenſo wie die Fußlagen der aus der Ebene aufragenden Inſelberge.

Die großen, teils ſumpfigen, teils waldbeſtandenen Schotterflächen in größerer Entfernung vom Gebirgsrande aber bleiben nach wie vor größtenteils unberührt[17]. Die ohne beſtimmten Plan vorgehende Landnahme drückt ſich in den Hügelländern und in den rand- und gewäſſernahen Teilen der Ebenen durch das Vorherrſchen der Weilerflur[18] mit Haufenorten aus. In Verbindung mit ihr treten auf -ah, -ovo und -išče lautende Ortsnamenendungen häufig auf. Zur Weilerflur geſellt ſich in gewiſſem Umfange auch die bereits in den Hügelländern beginnende, auf den Hängen und Terraſſen der randlichen höheren Gebirgslandſchaften ſtärker vertretene gewöhnliche Form der Einödflur.

---

[15] A. Stegenšek, O najstarejši zgodovini gornjegrajskega okraja. Časopis za zgodovino in narodopisje. Marburg 1910, S. 26. Vgl. auch Fran Kocbek, Savinjske Alpe. Cilli 1926, S. 208.

[16] Mit Ausnahme der nördlichen oberkrainiſchen Ebene zwiſchen Kanker und Steiner Feiſtritz, wo von den Ortsnamen 48,3% ſloweniſcher Herkunft ſind, während wir im dortigen Herrſchaftsbereich des Kloſters Michelſtetten im Jahre 1458 67,5% ſloweniſche Bewohnernamen zählen.

[17] Zuſtimmend hierzu auch Marian Sidaritſch, Geographie des bäuerlichen Siedlungsweſens im ehemaligen Herzogtum Steiermark. Graz 1925, S. 74, 77. Norbert Krebs, Die Oſtalpen und das heutige Öſterreich I. Stuttgart 1928, S. 186, ferner die Kartenbeilage zu Simon Pirchegger, Die ſlawiſchen Ortsnamen im Mürzgebiet. Leipzig 1927. — Svetozar Ilešič, Kmetska naselja na vzhodnem Gorenjskem (Die ländlichen Siedlungen im öſtlichen Oberkrain), Geografski Vestnik 1933, S. 89, 93 lehnt die Anſicht von einer ſpäten Beſiedlung der Ebenen gänzlich ab. Demgegenüber betont Milko Kos, Slovenska naselitev na Koroškem (Die ſloweniſche Beſiedlung Kärntens), Geografski Vestnik 1932, S. 137—138, 141, daß die erſten Slowenen in Kärnten die überſchwemmungsreichen Talböden und die größeren Ebenen mieden.

[18] Sidaritſch, a. a. O., 1925, S. 76, 77. H. von Wißmann, Das Mitter Enstal, Forſchungen zur Deutſchen Landes- und Volkskunde. Leipzig 1927, S. 76. Krebs, Oſtalpen I, S. 197. — Ilešič, a. a. O., 1933, S. 89, 93, 94, will im öſtlichen Oberkrain die Weilerſiedlung nicht als eine den Gewanndörfern vorangehende ältere Siedlungsſchichte anerkennen, vielmehr hält er beide wohl für gleich alt. Die Gewannfluren ſollen der älteſten Siedlung der Ebene zugehören, die Weilerſiedlungen eine den Gewanndörfern entſprechende, nur dem hügeligen Gelände angepaßte Siedlungsform darſtellen. Auch Anton Melik, Kmetska naselja na Slovenskem (Die ländliche Siedlung in den ſloweniſchen Ländern), Geografski Vestnik 1933, S. 161, 165, iſt der Anſicht, daß in großen Teilen des Landes, beſonders in den Ebenen, die Dörfer die erſte Siedlungsform der Slowenen waren, geſteht aber zu, daß der Weiler im unebenen, hügeligen Norden und Nordoſten der hier ſehr weit gefaßten ſloweniſchen Landſchaften die primäre Siedlungsform bildet. — Raummangel verbietet ein näheres Eingehen auf die Anſichten der beiden letztgenannten Schriftſteller. Es ſei aber darauf hingewieſen, daß Verfaſſer bereits vor Erſcheinen der Arbeiten von Ilešič und Melik ſeine flurgeographiſchen Unterſuchungen abgeſchloſſen und für den oberkrainiſchen Anteil des Gebietes eine Siedlungs- und Flurformenkarte entworfen hatte. Auch für den ſteiriſchen und kärntniſchen Anteil wurden Siedlungs- und Flurformen eingehend geprüft und neu gezeichnet, obwohl man ſich hier auf Arbeiten von Sidaritſch und Schmid ſtützen kann.

Die Siedlungsſchichte der Weiler wie der Einzelhöfe verſetzt Sidaritſch[19] in die Zeit vom 7. bis 9. Jahrhundert.

Wie ſchon die flächenhafte Ausdehnung der ſloweniſchen Siedlung unſeres Gebietes nicht allzu groß war[20] — im Jauntale dürfte ſie den keltorömiſchen Raum nur unerheblich überſchritten haben —, ſo war auch das Höherſteigen der Dauerſiedlung nicht allzu bedeutend.

Gewiß wurden die waldfreien Almgebiete (Velika planina) wohl ſchon großenteils genützt, das beſagen die z. T. relativ früh bezeugten ſloweniſchen Benennungen auch mancher Berge, aber große Räume des Gebirges[21], vor allem die inneren Hochgebirgstäler blieben zunächſt wohl faſt dauerſiedlungsfrei[22].

Hervorzuheben iſt, daß die Rodungsarbeit der Slowenen im Süden, am Rande der oberkrainiſchen Ebene und des Tertiärhügellandes ganz bedeutend ſtärker geweſen iſt als im Jauntal, denn wir finden in erſterem Gebiet viel mehr Wald- und Rodungsnamen. Auch die Intenſität der ſloweniſchen Beſiedlung muß von Norden nach Süden zugenommen haben, denn wir bemerken dort im ganzen mehr ſloweniſche Ortsnamen als im Norden.

So iſt die alpenſlawiſche Beſiedlung die erſte, welche — wenigſtens teilweiſe — die alten Bahnen verläßt und rodend[23] die randlichen Teile des Gebirges umgeſtaltet. Auf ihr können ſpätere Siedlungsvorſtöße aufbauen.

Das äußerſt ſiedlungsarme Hochgebirge aber ſpielt auch jetzt noch die Rolle der unwirtlichen Grenzeinöde.

Erſt nach der Lechfeldſchlacht von 955 konnten die deutſchen Kulturkräfte in Form der Grundherſchaftskoloniſation für die Umgeſtaltung des Landſchaftsbildes wirkſam werden.

Die Mark- und Grafſchaftsverfaſſung faßte Fuß und ließ größere Raumbildungen im Jaun- und Sanntale ſowie im Quellgebiet der Sawe ſamt dem Laibacher Becken (Urkrain) entſtehen.

Deutſche Grundherrſchaften weltlichen und geiſtlichen Gepräges erſchloſſen vor allem die ſiedlungsarmen Schotterflächengebiete am Nord-, Süd- und Südoſtrande unſeres Gebirges, gründeten geſchloſſene Dörfer mit gewannähnlichen Streifen- und echten Gewannfluren und beſetzten ſie mit deutſchen und ſloweniſchen unfreien Bauern.

---

[19] Marian Sidaritſch, a. a. O., 1925, S. 76—77.

[20] Über die verhältnismäßig geringe Anzahl der neuen Siedler vgl. auch E. Klebel, Die mittelalterliche deutſche Siedlung . . ., a. a. O., 1934, S. 34.

[21] Über die ſchwache Beſiedlung der Gebirgsgegenden durch die Slowenen ſ. auch P. Leſſiak, Die kärntniſchen Stationsnamen. Carinthia I, 1922, S. 7.

[22] Dieſe Anſicht beſtätigt auch Milko Kos, Slovenska naselitev na Koroškem, Geografski Vestnik, 1932, S. 107, 120, 141.

[23] Über die Rodungsarbeit der Slowenen vgl. O. Kämmel, Anfänge deutſchen Lebens in Öſterreich bis zum Ausgang der Karolingerzeit. Leipzig 1879, S. 181.

Die Dörfer dieſer Siedlungsepoche ſind zum beträchtlichen Teil regelmäßige Längsdörfer, z. T. aber auch Haufenorte mit regelmäßiger Flurart, ſie lauten größtenteils auf -dorf, daneben auf -ſtetten, -hof und -feld.

Der nach den Bewohnernamen errechnete deutſche Siedlungsanteil erreicht 40 bis 50%[24] im ſüdlichen Jauntale und knapp 20 bis höchſtens 33%[25] am Nordrande der oberkrainiſchen Ebene.

Im Gebiet der alten Weilerſiedlung, den Wannen- und Moränenhügellandſchaften (um Stein i. J.), den Gebirgsrändern ſowie auf ſchlechten Grobſchotterböden ſind vereinzelt auch deutſchbenannte Weiler- und Haufenorte entſtanden. Sie ſind meiſt nach der Geländebeſchaffenheit (Rain, Winkel, Hart, Tratte), manchmal auch nach der Tätigkeit der Bewohner bezeichnet. Hin und wieder ſcheint es auch zur Umlegung alter Weilerfluren durch die neuen Grundherren gekommen zu ſein, was häufigere Miſchfluren am Rande der Ebene vermuten laſſen.

Die Behauptung Kämmels[26], daß es in Unterſteier ſüdlich der Drau ſowie in Krain damals keine deutſche Bauernbevölkerung gegeben habe, iſt gänzlich unzutreffend[27]. Auch den deutſchen Anteil an der Beſiedlung des Jauntals hat er ſtark unterſchätzt.

Am Austritt von Flüſſen in die Ebene, an Gebirgsrändern und auf kleinen Hügeln beginnen befeſtigte Burgſiedlungen zu entſtehen.

Dieſe und vor allem die öfters auf vorgeſchichtlichen und Römerreſten aufbauenden Urpfarrenorte bilden die Keimzellen antropogeographiſcher Einheiten. Aus einer Reihe von ihnen entwickeln ſich Rodungsbaſen[28] für das Gebirgsland.

Von den meiſt auf Schotterflächen oder an Beckenrändern liegenden Urpfarren[29] aus haben die Rodungskräfte zunächſt die umliegenden Gebiete und dann das Hochgebirge ergriffen.

---

[24] Nach den Ortsnamen 43,4%.

[25] Nach den Ortsnamen 48,3%.

[26] O. Kämmel, Die Beſiedlung des deutſchen Südoſtens vom Anfange des 10. bis gegen Ende des 11. Jahrhunderts. Leipzig 1909, S. 53.

[27] Dagegen Franz von Krones, Die deutſche Beſiedlung der öſtlichen Alpenländer, insbeſondere Steiermarks, Kärntens und Krains. Forſchungen zur deutſchen Landes- und Volkskunde, Stuttgart 1889, S. 351, zuſtimmend über die Exiſtenz von deutſchen Städten und Dorfſiedlungen ſüdlich der Drau und in Krain.

[28] Für das höhere Alter der Ebenenſiedlungen des Rietzer Beckens gegenüber den Gebirgsbauernhöfen des oberen Sanntals führt Stegenſ̌ek, a. a. O., 1910, S. 27, mehrere Beweiſe an. Einmal wohnten die Miniſterialen dieſes Gebiets noch im 13. Jahrhundert in den Dorfſiedlungen des Rietzer Beckens und nicht auf den Bergen. Ferner lagen auch dort in der Ebene alle älteren Kirchen einſchließlich des Urpfarrenmittelpunktes. Endlich iſt der Stil der Ortsnamenbildung in der Ebene und im Gebirge verſchieden. Die Dorfſiedlungen weiſen häufig ſchwer verſtändliche und deutbare Namen auf wie Prihova, Meliſ̌e, Kokarje, Bočna, Laufen, Leutſch, Volog uſw., während die Namen der Einzelhofſiedlungen im Gebirge auch den Laien leicht verſtändlich ſind. Das höhere Alter der Dorfſiedlungen des Tales wird auch durch Einzelfälle, wie den des Dorfes Frattmannsdorf, ſlow. Radmirje, bewieſen. Dieſes wurde durch einen Radomir oder Ratmir begründet. Die Endung -mir kommt jedoch häufig am Ende des erſten Jahrtauſends, um 800—1000 vor.

[29] Über die Bedeutung der Urpfarren für den Siedlungsgang ſ. Klebel, Zur Geſchichte der Pfarren und Kirchen Kärntens, Carinthia I 1926/27.

Eberndorf iſt die urſprüngliche Rodungsbaſis des geſamten, vor allem des weſtlichen Jauntales und des Vellachgebietes, St. Michael (bzw. ſpäter Bleiburg) iſt das Rodungszentrum für die weite Schotterebene um Bleiburg ſowie für das obere Mießtal.

Im altkrainiſchen Raume liegen mindeſtens drei ſolcher Zentren.

Abgeſehen von Krainburg, welches als erſter Ausgangspunkt der Rodung für das untere und mittlere Kankertal und bis zum Südhang der Krainer Storſchitzgruppe in Betracht kommen könnte, ſind es Zirklach, Stein i. Kr. und Rietz.

Für den Ebenenrand öſtlich der Kanker bis zum Steiner Tertiärhügelland und für die Ulrichsberger Vorbergzone iſt Zirklach Rodungsbaſis, für den Oberlauf der Steiner Feiſtritz, die Südhänge der Steiner Alpen öſtlich dieſes Fluſſes ſowie für den nördlichen Teil des Saweberglandes (Tſcherna bis Tucheinertal) erfüllt die Stein-Neuler Mutterpfarre dieſe Aufgabe.

Das Rodungszentrum für das geſamte obere Sanngebiet einſchließlich des Rietzer Beckens ſtellt die Rietz-Oberburger Urpfarre dar.

Das Gebirgsland verharrt ungefähr bis zum Beginn des 12. Jahrhunderts mit wenigen Ausnahmen in dem Zuſtand, in welchem es die Slowenen überließen, als menſchenarmer Grenzgürtel mit vorherrſchendem Wald- und Ödlandcharakter.

Nur längs der Vellachfurche war man bereits in der erſten Hälfte des 11. Jahrhunderts bis Eiſenkappel ſüdwärts gedrungen und hatte Teile der Nordkarawanken chriſtianiſierend erfaßt.

Die Siedlung dieſer Zeit hat nur in den Hügel- und Gebirgsrandgebieten der alten Weilerſiedlung auf ſloweniſchem Erbgut weiterbauen können, die großen Schotterflächen wurden teils im Anſchluß daran[30] neugerodet.

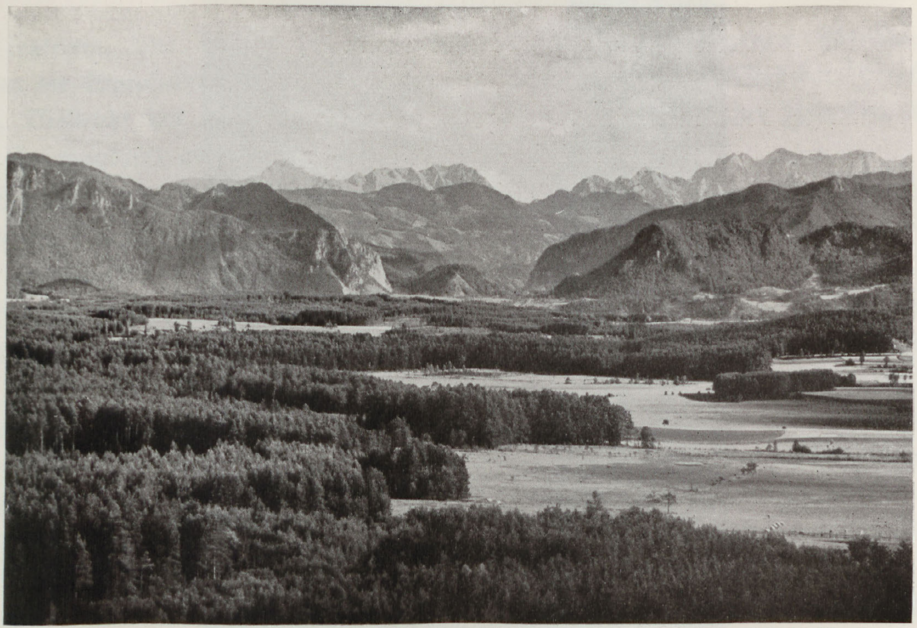
Die erſte Phaſe der deutſchen Grundherrſchaftskoloniſation hat den Lebensraum in den Ebenen und Beckenlandſchaften erweitert, iſt aber kaum ins Hochgebirge eingedrungen. Dieſen Schritt zu tun iſt dem 12. und 13. Jahrhundert vorbehalten geblieben.

Hauptſächlich ſeit der Mitte des 12. Jahrhunderts begannen eine Reihe von Grundherrſchaften mit der Rodung der Grenzeinöde zwiſchen dem Jauntal und der Oberkrainer Ebene. Gegen die Kalkmaſſive der Karawanken drangen von Norden her die Grafen von Heunburg von ihrem Mittelpunkte Bleiburg aus vor, die Herren von Junek von ihrer Burg Sonnegg und ſpäter die Sponheim-Lavanttaler von ihrem Hauptſchloß Rechberg vellachaufwärts.

Während die Heunburger vor allem im Gebiete der St. Michaeler Urpfarre das obere Mießtal und die Gegend des Petzenmaſſivs erſchloſſen, dürften die Juneker ins Quellgebiet der Mieß (Koprein) und auch in das der Vellach eingedrungen ſein.

---

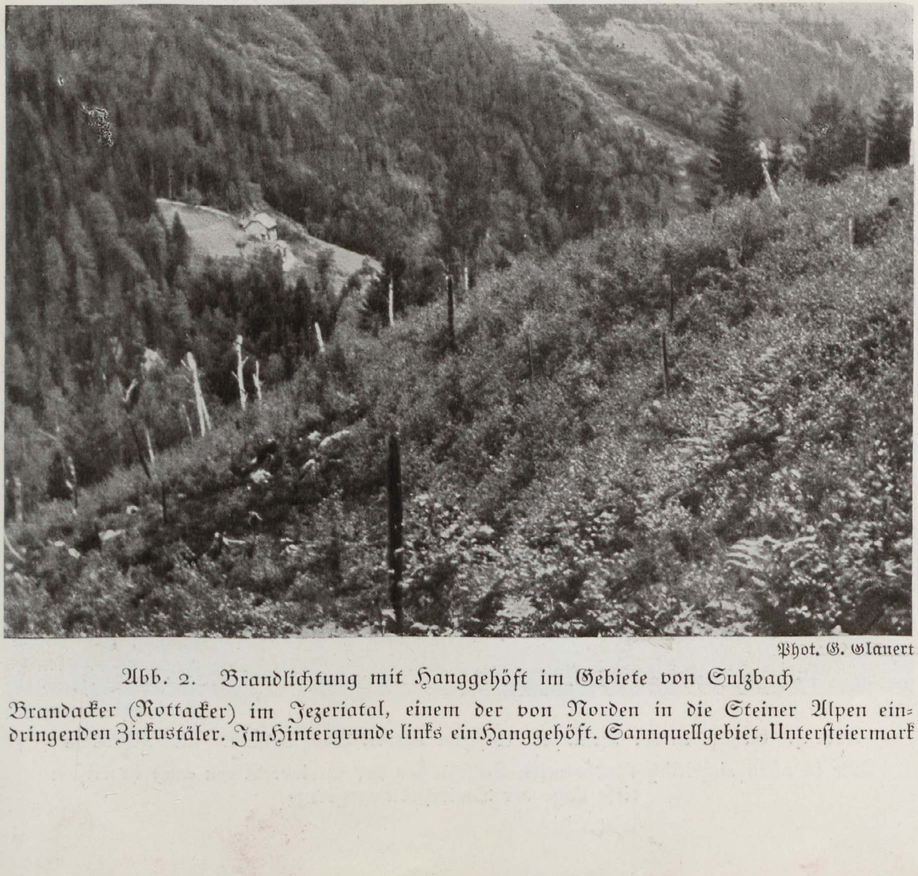
[30] Vgl. Kämmel, a. a. O. 1879, S. 242; derſ. 1909, S. 28.



Bilderdienſt des Landesamtes für Fremdenverkehr in Klagenfurth.

Abb. 1. Blick vom Klopeiner See gegen Karawanken

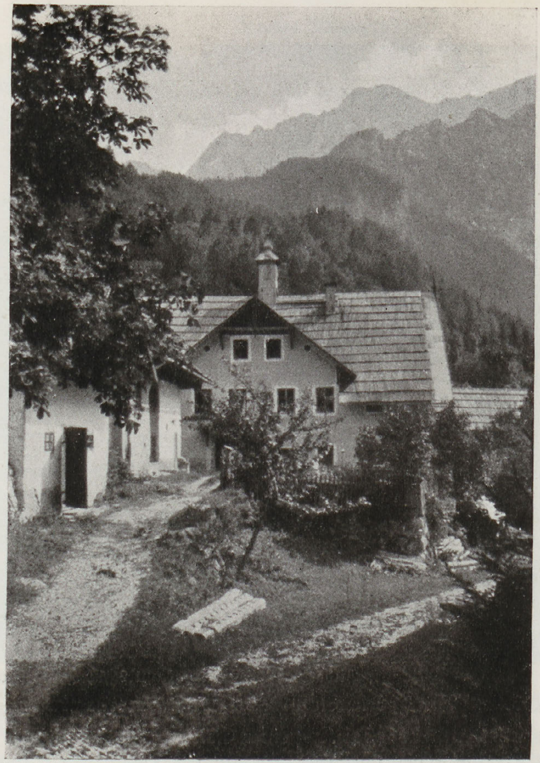
Der ſüdliche Grenzwall Kärntens vom Klopeiner See geſehen. Dreifach geſtaffelt baut ſich hier das Gebirge auf: Zuerſt der nördliche Kalkzug der Karawanken, dann der paläozoiſche Rücken vom Erlberg gegen die Paulitſchwand und ganz hinten die alles überragende, an 1000 m höhere grauweiße Kalkmauer der Steiner Alpen



Phot. G. Glauert

Abb. 2. Brandlichtung mit Hanggehöft im Gebiete von Sulzbach

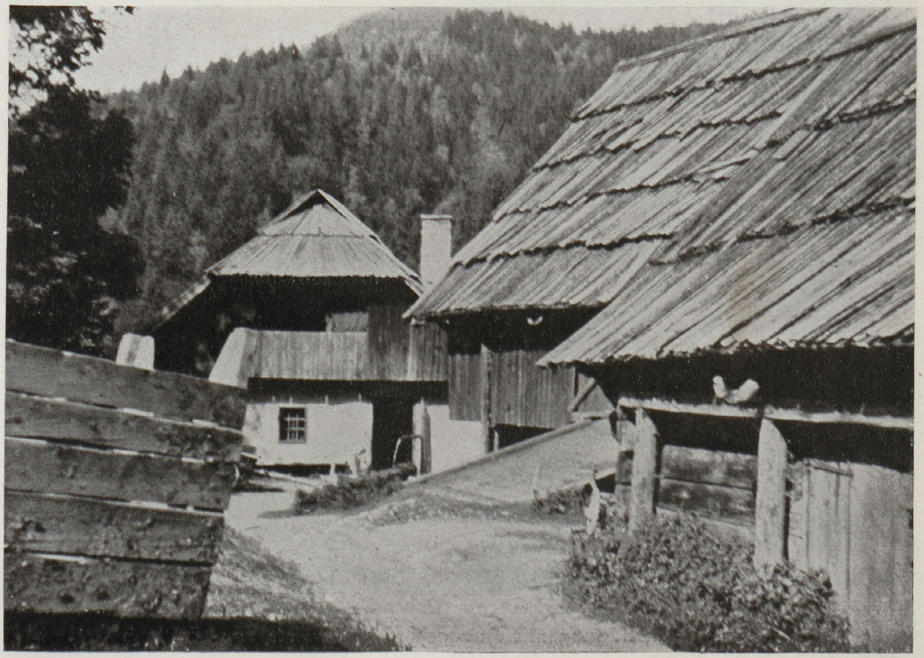
Brandacker (Rottacker) im Jezeriatal, einem der von Norden in die Steiner Alpen eindringenden Zirkustäler. Im Hintergrunde links ein Hanggehöft. Sannquellgebiet, Unterſteiermark



Phot. G. Glauert

Abb. 3. Makek-Hof, zirka 960 m. Seeländer Becken

Letzter Hof in der unteren Seeländer Kotſchna (bereits 1524 erwähnt), im Hintergrund die nordweſtl. Steiner Alpen



Phot. G. Glauert

Abb. 4. Gehöft in der Vellacher Kotſchna unweit Bad Vellach. Südoſtkärnten

Wie in allen eiszeitlich überformten Talſchlüſſen der Steiner Alpen auch in dieſem tiefe Lage der Dauerſiedlungsgrenze

In letzterem, dem Bereich der alten Eiſenkappler Pfarre (Urpfarre Eberndorf) ſetzten die Sponheimer ſeit Anfang des 13. Jahrhunderts das Werk der Juneker fort. Vielleicht hat ſogar das Bistum Brixen hier in ganz früher Zeit (10. bis 11. Jahrhundert) gewirkt. Nachzuweiſen iſt dies nicht.

Eberndorf, das einzige Jauntaler Kloſter, dürfte, wenn überhaupt, nur geringfügig im Karawankenraum tätig geweſen ſein. Das Rodungskloſter St. Paul ſaß mit Außenbeſitz am Nordabfall des Obirs, St. Georgen an dem der Petzen.

Das Stift Seckau hat wahrſcheinlich die in den Bleierzen aufgeſpeicherten bergbaulichen Kräftevorräte des Obirs erſchloſſen und ähnlich die Heunburger diejenigen des Petzenſtockes. Im Süden des kalkigen Steineralpenklotzes war der Urpfarrenort Stein Mittelpunkt des andechſiſchen Vorgehens. Zwar ſind den Andechſern hier keine Rodungen nachzuweiſen[31], doch haben ſie indirekt durch ihre reichen Schenkungen und Gründungen ſehr viel getan. Das Kloſter Dieſſen ſetzten ſie am Stefansberge an, Viktring im Kankertal, Oberburg im Tucheinertal, und an einer der altkrainiſchen Verbindungsklammern, dem Bocksruck (Kozjak) gründeten ſie ein ſpäter an Viktring fallendes Hoſpiz. Auch am Loibl ſcheinen ſie neben den Sponheimern in ähnlicher Weiſe tätig geweſen zu ſein.

So haben die Andechs-Meraner mit Hilfe Viktrings begonnen, den Paßverkehr im Saweberglaud und auch wohl in den Karawanken zu entwickeln. Außerdem beſchenkten ſie das krainiſche Kloſter Sittich und gründeten in ihrer Reſidenz Stein, welche ihnen ſehr viel verdankt, ein Spital.

Dem von Höflein (alte Pfarre) gegen Norden vordringenden Ziſterzienſerkloſter Viktring iſt wahrſcheinlich die Erſchließung beträchtlicher Teile des Kankertales zu verdanken. Möglicherweiſe iſt man auch von dem bereits früh erwähnten benachbarten Schloſſe Thurn unter Neuburg rodend vorgegangen.

Das nahe dem Urpfarrenzentrum Zirklach hauptſächlich von Andechſer Miniſterialen (Herren von Stein) begründete Frauenkloſter Michelſtetten hat vielleicht zur kulturlandſchaftlichen Entwicklung der Ulrichsberger Plateauzone beigetragen, ähnlich auch Dieſſen und ſpäter Oberburg.

Sannaufwärts rodete ſich das Benediktinerkloſter Oberburg[32] tief in die Steiner Alpen hinein. Am Urpfarrenmittelpunkt nahe dem altbeſiedelten Rande des Rietzer Beckens begründet, war es das einzige echte Rodungskloſter unſeres Hochgebirges und das bedeutendſte Stift des ſteiriſchen Unterlandes[33].

---

[31] Ebenfalls ließ ſich nicht feſtſtellen, ob und inwieweit ihre Vorgänger, die Weimar-Orlamünder ſowie die Grafen von Bogen und die Grafen von Görz in dieſem Gebiete rodend vorgingen.

[32] Ob und in welchem Umfange die Vorbeſitzer dieſes Gebietes, die bairiſchen Herren von Kager Rodung betrieben haben, iſt kaum zu ſagen. Da aber z. Z. der Schenkung die Hauptſiedlungen meiſt im altbeſiedelten Rietzer Becken lagen und die Dienſtmannen dort wohnten, im ganzen übrigen Gebiet aber nur 500 Hörige beiderlei Geſchlechts, iſt eine vorangehende Rodung größeren Stils mehr als unwahrſcheinlich.

[33] H. Pirchegger, Geſchichte der Steiermark I, Gotha 1920, S. 243.

Die Aufſchließung unſeres Grenzgürtels geſchieht zu einem Zeitpunkt, in dem auch in anderen Gebieten, wie z. B. in Villgraten in Oſttirol (1140)[34], die Beſiedlung einſetzt.

Von mehreren Rodungsbaſen[35] aus ſchneidet ſich die Rodung in den Grenzgebirgswald ein: im Norden vom heunburgiſchen Bleiburg und vom junekiſchen, ſpäter ſponheimiſchen Rechberg[36], im Südoſten vom viktringiſchen Höflein und vom andechſiſchen Stein, im Südoſten vom benediktiniſchen Oberburg aus.

In Stein und Oberburg ſind die Rodungszentren zugleich Urpfarren- und ſpäter Landgerichtsmittelpunkte. Bleiburg liegt nahe der St. Michaeler Urpfarre und iſt ſpäter Landgerichtsſitz, Rechberg desgleichen.

Die breite Grenzwildnis zwiſchen dem Klagenfurter, dem Laibacher und den Sannbecken, in welche die von dort ausſtrahlenden grundherrlichen Kräfte ſeit der Mitte des 12. Jahrhunderts energiſch vordrangen, war äußerſt menſchenarm.

Von geſchloſſenen Siedlungen innerhalb des Gebirges waren nur Kappel im Vellachtale ſowie wohl die ſloweniſch benannten Sanntalorte Laufen und Leutſch, beide an Mündungen von Seitenbächen, vorhanden. Die Burgſiedlungen z. B. des Rietzer Beckens lagen alle nur am Eintritt ins Hochgebirge, Oberburg und Rechberg waren noch am meiſten vorgeſchoben.

Wie gering die Siedlungsdichte jener Zeit war, erſieht man aus den Verhältniſſen des oberſten Sanngebietes.

Dort lebten 1140 außer 100 Miniſterialen beiderlei Geſchlechts noch 500 ebenſolche Hörige. Zu dieſen kamen noch weitere Hörige der Agleier Miniſterialen und von 10 Bauernhöfen des Patriarchen hinzu, ſo daß Stegenšek im ganzen 800 Seelen für das geſamte Oberburger Gebiet errechnet[37]. Ein beträchtlicher Teil dieſer Leute, mindeſtens 300, wenn nicht noch viel mehr, bewohnte jedoch das randlich gelegene Rietzer Becken, ſo daß für das ganze Gebiet der öſtlichen und nordöſtlichen Steiner Alpen nur höchſtens 500 Menſchen übrig blieben. Jedoch ſcheint ſogar dieſe Zahl reichlich hoch, wir dürfen im Mittel vielleicht 400 Bewohner (etwa = 100 Huben) rechnen.

Von den am Hochgebirgsſaum liegenden alten Kulturmittelpunkten ziehen die bäuerlichen Siedler von drei Seiten talaufwärts in die Einöde des Grenzgebirges.

---

[34] H. Wopfner, Eine ſiedlungs- und volkskundliche Wanderung durch Villgraten, in: Zeitſchr. des D. Ö. A. Alpenvereins 1931, S. 253.

[35] Gegenüber der früher aus der Lage der Urpfarrenmittelpunkte erſchloſſenen ungefähren Lage der Rodungszentren haben ſich die tatſächlichen Verhältniſſe ein wenig geändert, da z. B. Eberndorf und ähnlich St. Michael für das Hochgebirge an Bedeutung für die Rodung verloren haben. Zirklach hat eine ſolche fürs Gebirge auch früher nicht gehabt. An Stelle der alten primären (z. B. Eberndorf) Rodungsbaſen treten manchmal ſekundäre wie Rechberg und Bleiburg. Oberburg iſt in etwa ſekundäre Rodungsbaſis zur primären Baſis Rietz. Vielleicht iſt auch Höflein ſekundäre Baſis im Verhältnis zu Krainburg.

[36] Ein kleineres Rodungszentrum ſtellt das den Junekern gehörige Schloß Sonnegg dar, wohl ebenfalls ein ſekundäres iſt der Mittelpunkt der ſehr alten Eberndorfer Tochterpfarre (Eiſen) Kappel.

[37] Stegenšek, a. a. O. 1910, S. 22.

Vom Jauntale ſteigen ſie auf die bereits teilweiſe beſiedelten klimabegünſtigten Ebenheiten des Sattnitzkonglomerats (Blasnitzen, Sagerberg, Unterort), deſſen ſandige und ſchotterige Böden noch mit Quellwaſſer verſehen ſind. Weiter aufwärts ſetzt der ſteile und waſſerarme Kalkzug der nördlichen Karawanken ihrem Vordringen ein Ende.

Der Siedlungszug wird von dieſer Schranke in die engen Durchbruchstäler des Freibachs, der Vellach und Mieß gezwängt und kann ſich erſt nach Überwindung dieſer Hinderniſſe ſeitlich ausdehnen.

Hier nun, wo in einer „Hochtalzone" (Ebriach-Leppen, Lobnig, Remſchenig) die weicheren Formen des Kriſtallins und ſeiner umhüllenden Schiefer herrſchen, wo ſchiefrig-tonige Verwitterungsböden Ackerbau und Graswirtſchaft ermöglichen, haben die Koloniſten zwiſchen den Wällen des Kalkhochgebirges gute Niederlaſſungsmöglichkeiten gefunden[38].

Beſonders gern haben ſie die ſonnſeitigen Hochtalböden der Seitengräben von Vellach und Mieß (ca. 700—1000 m) aufgeſucht[39].

Für die verhältnismäßig frühe Beſiedlung von Teilen dieſer Gegend ſpricht die bereits 1154 erfolgende urkundliche Nennung der Filialkirche St. Maria in Ebriach („capella sancte Marie Obriach"), welche auf einer Ebenheit an der Sonnſeite dieſes Grabens liegt[40].

Die Oberläufe und Talſchlüſſe dieſer Flüſſe und teilweiſe auch ihrer Seitenbäche ſowie die ganze Kopreiner- und Seebergpaßzone einſchließlich des Seeländer Beckens wurden jedoch hauptſächlich erſt von einem etwas ſpäteren Siedlungsvorſtoß erfaßt.

Wahrſcheinlich hat die abermalige Verengung des Vellachtales beim Durchbruch durch die ſüdliche Karawankenkette zur Aufhaltung des Koloniſationsvorganges beigetragen.

Legen ſich doch die beiden Kalkzüge der Nord- und Südkarawanken mit ihren waſſerarmen Böden, denen eine anbaufähige Humusſchicht fehlt, als mehr oder weniger breite ſiedlungsleere Riegel zwiſchen die ſiedlungsgünſtigeren Zonen des Eiſenkappler Kriſtallins und der Seebergſchiefer.

Auf der Südſeite der Grenzeinöde konnte die Koloniſation nicht ſo viel ausrichten. Hier ſtand den Siedlern die kaum gegliederte mauerartige Maſſe der Steiner Alpen gegenüber, die jeden Weg nach Norden verſperrt. Gewaltig iſt die Schuttentwicklung ihrer Hochregionen, tief dringen die von der Geſteinszerſtörung dauernd geſpeiſten Schutt- und Geröllſtröme in das kulturfähige Gebiet herab. Das Tal der Steiner Feiſtritz aber, das in den Mittelpunkt der Gruppe führt, iſt ein klammartig eingeſchnittenes Sacktal und bietet bäuerlicher Siedlung weder Raum noch Ackerboden.

---

[38] Über die ganz ähnlich gearteten Verhältniſſe in den mittleren Karawanken (Bären-, Boden- und Zelltal) ſ. J. Schmid, Die Flur des Roſentales, Carinthia I, 1926, S. 66—67.

[39] S. auch J. Schmid, Siedlungsgeographie Kärntens, Carinthia I, 1928, S. 51.

[40] Monumenta historica Ducatus Carinthiae (M. C.) III, S. 362. Dort hatte Herzog Ulrich von Kärnten im Jahre 1268 zwei Hörige, Hartmannus und Gotte, deren Einkünfte der Salzburger Kirche angewieſen wurden (M. C. IV, 2, S. 697).

Die vorgelagerten Ebenheiten von Ulrichsberg und Stefansberg (600 bis 700 m) bieten ähnliche Klima- und Lagebedingungen wie jene am Nordabfall der Karawanken, z. T. auch ähnliche Bodenbedingungen (Schiefer- und Sandſteinzone von Ulrichsberg-Sittichsdorf). Jedoch herrſchen hier auch waſſerarme Kalkböden in beträchtlichem Ausmaße, was ſeinerzeit zur Anlage geſchloſſener Siedlungen geführt haben dürfte, welche wir in den entſprechenden Karawankenvorlagen nicht finden.

Dieſe Südvorlagen der Steiner Alpen wieſen bereits eine dichtere Beſiedlung auf, und nur wenige Einzelhöfe (z. B. um St. Ambroſienberg) mögen damals in das Kalkgebirge emporgeſtiegen ſein.

Von der Krainburger Schotterfläche aus leitet das Kankertal ins Hochgebirge. Aber ähnlich wie die Vellach im Norden muß dieſer Fluß vor ſeinem Austritt in die Ebene das Kalkhochgebirge der Steiner Alpen in enger Schlucht durchbrechen. Dieſe iſt jedoch länger als die entſprechenden Vellachengen und nicht in dem Maße durch kleine Weitungen unterbrochen. Auch ſind hier kulturgünſtigere Böden (Quarzporphyr) viel ſeltener. Das mag ein Grund ſein, daß das ganze Kankerengtal gleich den Talenden der Karawanken erſt ſpät erſchloſſen wurde.

Viel beſſere Ausſichten hatten die vordringenden Siedler auf der Südoſtſeite des Gebirgslandes, im oberen Sanngebiet.

Hier konnten ſie in das ausgedehnte, mittelgebirgige Tuffhügelland am Oſtabbruche dieſes Alpenteils ziehen, deſſen tonig-merglige, mit Aſchentuffen durchſetzte Böden dem Ackerbau und auch der Viehwirtſchaft verhältnismäßig günſtig ſind.

Die rodenden Bauern legten ihre Siedlungen auf den zahlreichen, zwiſchen 700 bis 900 m hohen Ebenheiten zwiſchen Rogač und Krainſki reber an, ſie beſetzten die Hochtalböden des Sanntals zwiſchen Laufen und Leutſch (600—800 m), des unteren Leutſchbachs und des mittleren Driethtals. Ja, ſie drangen im Rogačgebiet und im Süden der Travnik-Gruppe auf noch höhere Ebenheiten empor und erreichten dort Höhen über 900—1000 m.

Wie im Karawankengebiet blieben auch hier zunächſt die innerſten Täler und z. T. auch die oberſten Hänge noch frei.

In der Paßzone des Tſchernaſattels waren dies die kriſtallinen Schiefer- und Gneisböden des Krainſki reber-Maſſivs ſowie der zwiſchen dieſem und dem Oſtabbruch der Steineralpen-Plateaus herziehende Oberlauf des Leutſchbachs. Im Süden des Travnik-Smrekouc-Zuges blieben hochgelegene Gebiete um Planina frei.

Vor allem aber brach ſich der Siedlungsſtrom an dem ſcharfen Oſtabbruche der Steiner Alpen in der Nadelenge, ſo daß der abgeſchloſſene Sulzbacher Keſſel ähnlich wie das gleichfalls umwallte Seeländer Becken vom erſten Vorſtoße wohl nicht erreicht wurde.

Die Rodungsart jener erſten Zeit wird von Klebel als Forſt- und Einfangſiedlung[41] bezeichnet. Sie war natürlich Einzelhofſiedlung, und ihr entſprach im großen und ganzen die verbreitetſte, gewöhnliche Form der Einödflur, Wißmanns Bergbauernflur.

---

[41] E. Klebel, a. a. O. 1934, S. 46, hat ſie vom 10.—12. Jh. urkundlich verfolgt.

Die Einzelhöfe dieſer Rodungsform ſollen in ſog. „Forſten" angelegt worden ſein. Als „Forſt"[42] gilt ein abgeſchloſſenes, unter Bann ſtehendes Gebiet, in dem Fremde nur mit Bewilligung des Forſtherrn Holz fällen, jagen oder ſich anſiedeln durften. Solche Forſte entſtanden durch Königsſchenkung und Privileg oder auch durch eigenmächtigen Einfang von ſeiten eines Nachbargrundherrn.

In unſerm Grenzgürtel ſcheinen drei Gebiete als Forſte in Frage zu kommen, obwohl ſie nicht an den Abgaben (Forſtrechte) als ſolche erkennbar ſind[43].

Das eine war die „silva circa Rechperch"[44] und die „silva . . . apud Capellam" im Oberlauf der Vellach, in denen noch 1267/68 zahlreiche Gereute auftreten, das andere Gebiet der Patriarchenwald im oberen Sanntal, welcher 1140 als „forstarius"[45] bezeichnet wird und in dem die Oberburger Mönche das Recht, Holz zu fällen, zu jagen, zu roden und zu ſiedeln bekamen[46].

Ein dritter, aber unbeſiedelter Forſt dürfte der im ſpäteren Mittelalter den Steiner Bürgern gehörige Feiſtritzwald im Herzen der Steiner Alpen geweſen ſein. Darauf deuten einige Urkunden vom Ende des 15. bis Anfang des 16. Jahrhunderts[47]. Allerdings gehörte das Wildbannrecht dort dem Landesfürſten.

Die Nichtplanmäßigkeit der Anlage ſolcher Einfangſiedlungen erhellt auch aus der regelloſen Art der Flurform. Zu dieſem Typ der Einödflur gehört außer geringem Acker- und etwas größerem Wieſenland meiſt ein nicht unbeträchtlicher Eigenwaldbeſitz, jedoch kaum über der Waldgrenze liegender oder gemeinſchaftlicher Almbeſitz[48].

Die wenig zahlreichen Almen der waldfreien Zone waren beim Beginn der Rodung des Hochgebirges entweder bereits im Beſitz von geſchloſſenen Ortſchaften des Vorlandes, oder ſie waren und blieben Eigentum der großen Grundherrn bis auf den heutigen Tag.

Die größten Gemeinſchaftsalmen ſind Mala und Velika planina, welche auf den höheren Ebenheiten im Süden der Steiner Alpen liegen und auf deren ſchönen

---

[42] E. Klebel, a. a. O. 1934, S. 46.

[43] Alle beſiedelten oder unbeſiedelten Forſte ſollen durch eine eigentümliche Abgabenform, die ſog. Forſtrechte erkennbar ſein (ſ. E. Klebel, ebenda).

[44] M. C. IV, 2, S. 658, Abſ. 24; S. 659, Abſ. 34. Hierzu dürfte vielleicht auch das Gebiet der Oiſtra in den Nordkarawanken gehört haben, in welchem 1552 Forſthaferabgaben an die Herrſchaft Sonnegg auftreten (Schroll, Urkundenregeſten des . . . Stiftes Eberndorf, 1870, S. 136). Möglicherweiſe war hier früher ein Forſt der Herren von Junek.

[45] Orožen, Das Benediktinerſtift Oberburg, Marburg 1876, S. 5.

[46] Orožen, ebenda.

[47] Entſcheidung des Landeshauptmanns von Krain, Wilhelm von Auersperg, „daß die gemein und gehültz in der Feiſtritz niemands als der Stadt allein daſelbſt zu Stain zugehört . . .", Steiner Urkunde vom 27. 6. 1496 bei P. von Radics, Die Privilegien der Stadt Stein, in: „Argo" 1894, S. 71—72; daſelbſt auch noch eine ähnliche von 1507. Außerdem an anderer Stelle noch ſolche von 1514, 1521, 1689 uſw.

[48] Wie oben erwähnt, entſpricht dieſe Flur im allgemeinen Wißmanns Bergbauernflur, doch fehlt ihr (ſchon Anfang des 19. Jhs.) faſt überall der Gemeinſchaftswald und die Gemeinſchaftsalm. Vgl H. von Wißmann, a. a. O. 1927, S. 78; derſ. in: Petermanns Mitteilungen 1927, S. 65—66.

Weideböden (Wengener Schichten) nicht weniger als 181 Bauern das Weiderecht haben (1827)[49].

Der Auftrieb erfolgt aus den Gemeinden des Gebirgsrandes bzw. des Tertiärhügellandes von Stein, in denen die Weilerſiedlung vorherrſcht. Es ſind dies Tſcherna (Črna), Gozd, Zupanje njive, Goditſch, Koſchiſche (Koſ̌iſ̌e), Streine, Wiſterſchitz (Biſtričica) und Ulrichsberg.

Im Gebiete dieſer ca. 1600 Joch[50] großen Weideflächen findet ſich auch das einzige Almdorf des ganzen Gebirges, welches 1827 18 (bzw. ca. 90) Almhütten zählte[51], heute (1930) aber 30—40. Die ovale Form dieſer Bretterhütten mit ſteilem, bis faſt auf die Erde herabgezogenem Dach ſtellt eine hausformenkundliche Seltſamkeit dar, ſie erinnert faſt an Formen der dinariſchen Gebirge.

In ähnlicher Weiſe haben auch noch andere Gemeinden der oberkrainiſchen Ebene und der Vorlagen wie Wiſterſchitz, Ulrichsberg, Beiſcheid (Pſ̌ata), Poženik, Zirklach, Sittichsdorf (Stiſ̌ka vas) und Stefansberg Gemeindewälder und wenige =almen am Südhange der Steiner Alpen[52].

Alle Almen und Wälder des Quellgebietes der Steiner Feiſtritz gelangten am Ausgang des Mittelalters in den Beſitz der Stadt Stein und ihrer Bürger.

Auch in den Nordkarawanken finden wir Gemeindebeſitze von den geſchloſſenen Siedlungen der Ebene und des Vorlandes. Beſonders Abtei und Robeſch beſitzen größere Wald- und auch Almgebiete am Nordhang des Obirs (ca. 680 Joch, meiſt Weide am Hochobir)[53]. An der Petzen wäre vor allem die ca. 560 Joch große „Globasnitſchka Planina"[54] des Ortes Globasnitz zu nennen, welche 1826 aufgeforſtet war.

Mit Ausnahme des Steiner ſtädtiſchen Beſitzes von nicht weniger als 11 000 Joch[55] ſind alle dieſe Gemeindebeſitzungen nicht ſehr bedeutend geweſen.

Dagegen hatten und haben große Grundherrſchaften ſowohl in den Karawanken als beſonders in den Steiner Alpen rieſige Wald- und Almflächen inne.

Im Obir-Petzen-Zuge finden wir beſonders die Grundherrſchaft Sonnegg (Schäffleralpe, Oiſtragebiet ſüdlich Altendorf, „Topitza-Waldung", „Ruch Waldung", „Petzen-Waldung", Luſchaalpe)[56], daneben das Stift Eberndorf[57] und die

---

[49] Franziszeiſcher Kataſter Tſcherna (Črna) von 1827, Grundparzellenprotokoll. Kataſtralmappenarchiv Laibach.

[50] Ein Joch = 0,575 ha oder 57,5 ar.

[51] Die Angabe von 18 Hütten entſtammt dem Bauparzellenprotokoll, die von ca. 90, nämlich 35 Gebäude auf Mala und ca. 55 Gebäude auf Velika planina, der Indikationsſkizze von Tſcherna, 1:5760.

[52] Franziszeiſcher Kataſter Ulrichsberg, Stefansberg, Kanker; Grundparzellenprotokolle von 1827.

[53] Franziszeiſcher Kataſter Abtei, Grundparzellenprotokoll. Kataſtralmappenarchiv Klagenfurt.

[54] Franziszeiſcher Kataſter Globasnitz 1827, Grundparzellenprotokoll.

[55] Davon 3400 Joch unproduktiv; Franziszeiſcher Kataſter Supainenive 1827.

[56] Schäffleralpe (ca. 962 Joch) ſ. Franziszeiſcher Kataſter Rechberg, Oiſtra (ca. 1372 Joch) ſ. Franziszeiſcher Kataſter Altendorf, Petzen-, Ruch- und Topitzawaldung (ca. 1285 Joch) ſ. Franziszeiſcher Globasnitz, Grundparzellenprotokolle 1827.

[57] 150 Joch in Blasnitzen ſ. Franziszeiſcher Kataſter Blasnitzen, 1828, ferner 542 Joch am Nordweſtabfall der Petzen ſ. Franziszeiſcher Kataſter Wakendorf.

Herrſchaft Bleiburg (Petzen)[58], an der Uſchowa ſeit dem 16. Jahrhundert die Herrſchaft Hagenegg[59], im ganzen oberen Sanngebiet aber die Herrſchaft Oberburg[60] mit vielen Tauſenden von Jochen. Die ganzen Wälder[61] und Almen des verkarſteten Oſtplateaus der Steiner Alpen, der Raducha, des Travnikzuges, am Rogač und auf dem Meninaplateau waren ſchon ſeit dem Mittelalter zum Kloſter gehörig[62].

Auf dem Dolga njiva Plateau im Südweſten der Steiner Alpen waren im 16. Jahrhundert 8 Almen (von Na Jezeru im Süden bis Kalce im Norden) Eigentum der Herrſchaft Oberſtein[63], welche die Weide gegen geringe Käſezinſe vergab.

Im Gebiet des Krainer Storſchitz (Storžič) und nördlich davon finden wir die Herrſchaft Egg ob Krainburg[64].

Den Einödbauern, die das Tuffhügelland und die Gräben der nördlichen Karawanken im Anſchluß an die Weiler- und Streifenweilerflurgebiete der Vorhügelzonen und Ebenen rodeten, blieben daher kaum Almgebiete in der waldfreien Zone übrig.

In dieſem ganzen Gebiet vorwiegender Hang- und Terraſſenſiedlung, welche der Bergbauernflur nahekommt, finden wir mit Ausnahme des Nordhanges der Petzen (Unterort) und des Nordhanges der Oiſtra (kleiner Wald von Sager) ſowie des Südhanges des Obirs[65] keine zugehörigen Gemeinſchaftsalmen[66] und auch keine nennenswerten Gemeinſchaftswälder. Dagegen iſt Eigenwald in oft mehr als ausreichendem Maße vorhanden, als Weide dient häufig die gerodete Einzelalm.

Die Beſitzgrößen ſchwanken zwiſchen 40 bis über 100 Joch.

Außer dem Fehlen des Gemeindewaldes und der Weidegemeinſchaftsalm unterſcheidet ſich dieſe Flurart auch noch durch die mangelhafte Ausbildung[67] parallel übereinanderliegender Flurſtreifen von der echten Bergbauernflur.

Beſonders das unruhige Relief des Tuffhügellandes eignet ſich wenig zur Anlage von Siedlungsbändern, viel beſſer die oſt-weſtlich verlaufenden Längstäler der kriſtallinen Eiſenkappler Hochtalzone, in denen wir auch öfters zwei, aber nie mehr Siedlungsſtockwerke bzw. Gehöftreihen übereinander finden.

---

[58] 3832 Joch, davon 614 Joch unproduktiv. Franziszeiſcher Kataſter. Unterort 1827, Grundparzellenprotokoll.

[59] „Des Hagen alben an der Erlarch" ſ. Urbar Amt Kappel 1524, Kärntner Landesarchiv Klagenfurt Nr. 396.

[60] Thereſianiſcher Kataſter 1749. Biſchof zu Laibach. Herrſchaft Oberburg. Angabe von 14 „Huthweiden und Alben". Steiermärkiſches Landesarchiv Graz.

[61] Die Wälder gehörten urſprünglich dem Patriarchen von Aquileja.

[62] Trotzdem erſcheinen die Almen nie in den Urbaren, ſondern erſt in den Kataſtern des 18. Jhs.

[63] Neu reformiert Urbar der Herrſchaft Oberſtain. Anno 1571. Abſchnitt „Alben". Nationalmuſeum Laibach. Vgl. auch Kaſpret, Die Oberſteiner Almen und deren Bewirtſchaftung im 16. Jahrhundert, Marburg 1901.

[64] Franziszeiſcher Kataſter Unterſeeland, Kanker. Grundparzellenprotokolle.

[65] „Plumbeſuech in Obriacher gemain." Stockurbar Bleiburg 1570. L. A. Graz.

[66] Gemeinſchaftsalmen ſind im ganzen Gebiet überhaupt ſehr ſelten. Von 81 Almen des Oſtkarawanken waren 1881 nur 7 Gemeinſchafts- bzw. Nachbarſchaftsalmen, von 70 Almen der Steiner Alpen waren 1931 nur 11 Gemeinſchaftsalmen.

[67] Über die nicht immer regelmäßige Ausbildung dieſer Streifen vgl. auch J. Schmid, Siedlungsgeographie Kärntens, Carinthia I 1928, S. 29.

Im Gegenſatz zu dieſer unregelmäßigen ſteht eine ſtreng regelmäßige Form der Einödflur, die Streifeneinödflur[68].

Dieſe beſteht aus bald breiteren, bald ſchmäleren Geländeſtreifen, welche gewöhnlich vom Fluſſe oder Bache aufwärts durch Kulturland und Wald bis in die Almregion, ja manchmal bis ins unproduktive Felsgelände ziehen und oft von beträchtlicher Länge ſind. Beſonders in den Durchbruchstälern und Oberläufen von Kanker und Vellach, aber auch in den Seitengräben der letzteren und der Sann verlaufen die Fluren vom Talboden bis zum Kamm bzw. bis zum Grenzgrat.

Die längſten Streifenfluren findet man wohl im Kankertal, wo z. B. die Beſitzſtreifen des Suhadolnik oder des Pouſchner vom Talboden bei ca. 600 m bis zum Gipfel der Kanker Kotſchna (2539 m) oder wie der des Koglar bis zum Grate des Grebén (2223 m) hinaufziehen, alſo ca. 1600 bis 1900 m Länge erreichen.

Nicht ſo beträchtlich ſind die Höhenunterſchiede im oberen Vellachtale, wo die Fluren des Skaler und Steiner ſich über ca. 900 m erſtrecken (Vellachtal bei ca. 840 m bis Kärntner Storſchitz, 1740 m) und im Leutſchbachtal, wo noch die Ränder der Steineralpen-Plateaus erreicht werden.

Die Höfe liegen im Kanker- und oberen Vellachgebiet wegen der tiefen Taleinſchnitte und klimatiſcher Vorzüge größtenteils auf alten Talbodenreſten bzw. Hochtalböden, ca. 100—300 m über den rezenten Tälern. Der Steilaufſchwung vom Flußbett zum alten Talboden iſt häufig bewaldet. Sehr oft bilden kleine Bäche und Seitengräben die Beſitzgrenzen.

Zu den Streifeneinödfluren gehören vor allem Eigenwälder von recht bedeutender, ja öfters rieſiger Größe, aber auch nicht ſelten Eigenalmen, wie ſie z. B. die Höfe ſüdlich des Uſchowazuges haben.

Äcker und Wieſen finden ſich nur in unmittelbarer Nähe der Höfe in ganz geringem Ausmaße. Der Kornertrag genügt in den allermeiſten Fällen nicht zur Selbſtverſorgung.

Solche großen Streifeneinödbauern haben durchſchnittlich über 100 Joch Beſitz, wie z. B. der Hallerbauer im oberen Vellachtale mit 112 Joch und außerdem 30 Joch von der Piſtota (Zulehen)[69] und der Schibouth (Žibout) in Hl. Geiſt mit 115 Joch[70].

Von einer ganzen Reihe von Höfen werden jedoch ſolche Beſitzgrößen um ein Vielfaches überragt. So hat der Hof des Roblek im Kankertal nicht weniger als 677 Joch[71] und der des Kormitſchar (Karnitſchar) im Trögerner Hochland ſogar 753 Joch[72]!

---

[68] J. Schmid, a. a. O. 1928, S. 51; vgl. auch M. Sidaritſch, a. a. O. 1925, S. 20.

[69] Franziszeiſcher Kataſter Vellach 1827, Grundparzellenprotokolle.

[70] Franziszeiſcher Kataſter Hl. Geiſt 1827, Grundparzellenprotokolle.

[71] Franziszeiſcher Kataſter Kanker 1827, Grundparzellenprotokolle.

[72] Franziszeiſcher Kataſter Trögern 1827, Grundparzellenprotokolle.

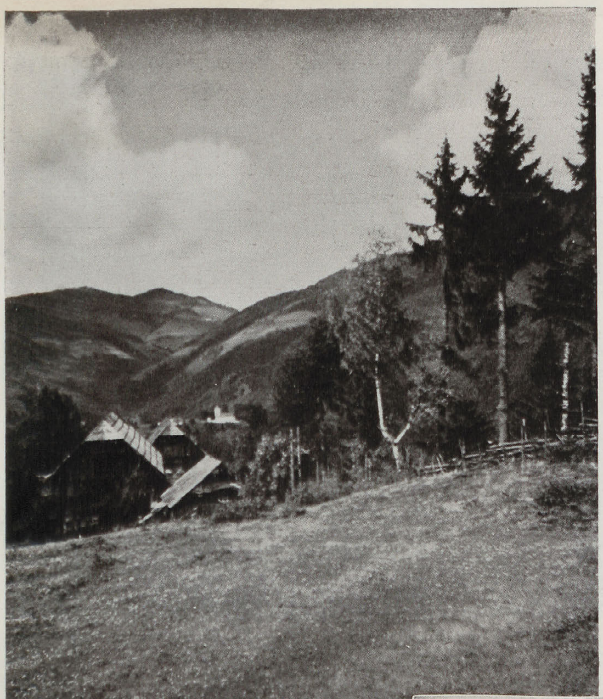


Abb. 1. Haufendorf Haderlapp, 1105 m, in der Kopreiner Paßzone, Oſtkarawanken

Im Hintergrund Filialkirche St. Jakob. Wellige Mittelgebirgslandſchaft des oberſten Mießtales im kriſtallinen Zwiſchenſtreifen der Oſtkarawanken; ehemaliges Schwaighofgebiet

Phot. G. Glauert

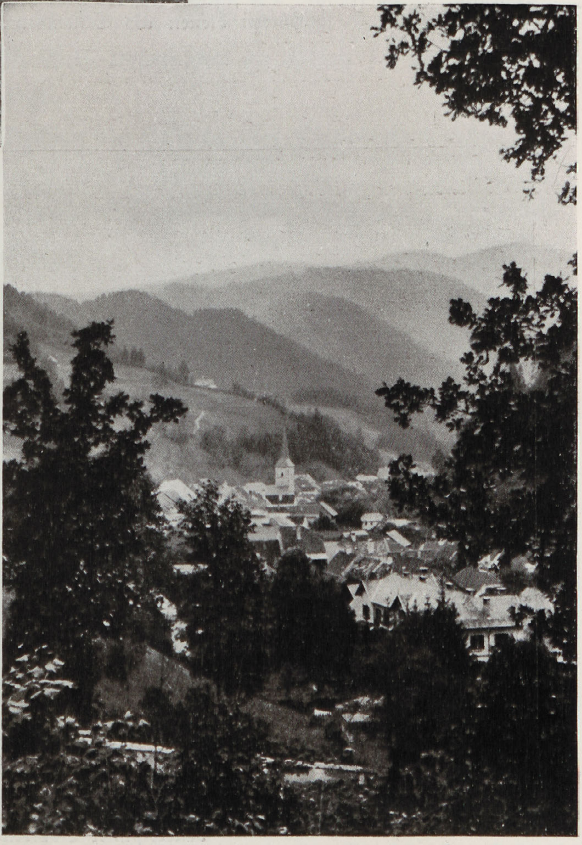
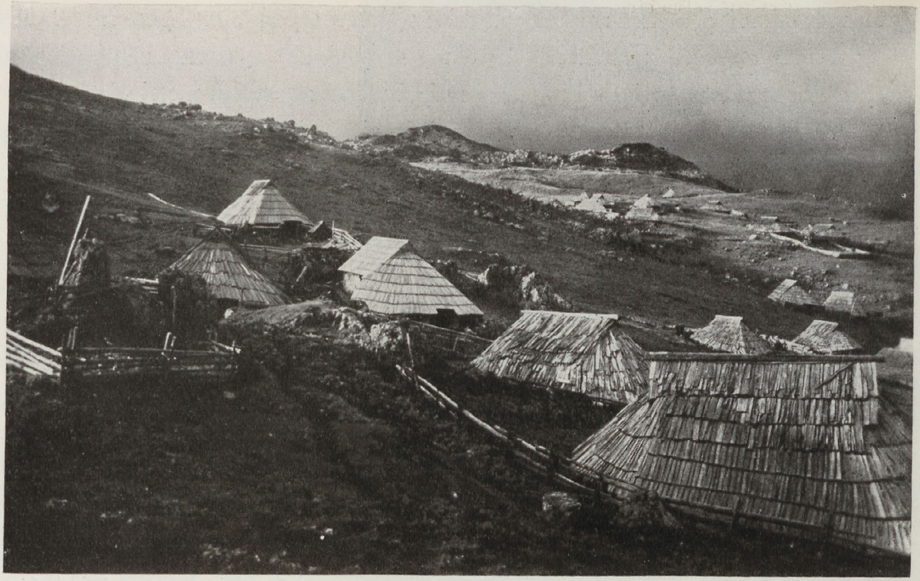


Abb. 2. Der Markt Eiſenkappel, 555 m, im Vellachtal, Südoſtkärnten

Straßenmarkt ſüdlich des Vellachdurchbruchs durch den nördl. Karawankenzug, bis vor kurzem einzige deutſche Sprachinſel dieſes Grenzabſchnittes, jetzt nach Süden vorgeſchobene deutſche Wachstumsſpitze

Aus Sammlung G. Glauert

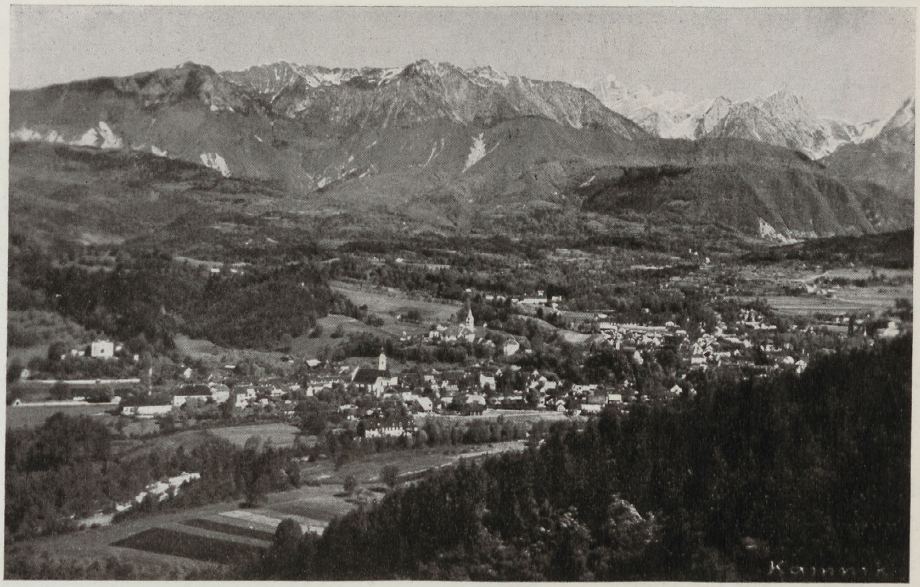
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.



Phot. G. Glauert

Abb. 3. Almhüttendorf auf dem Plateau der Velika planina, 1550 m, Nordoſtoberkrain

Pontiſche Landoberfläche. Die faſt bis auf die Erde herabgezogenen Schindeldächer der ovalen Hütten dienen als Sturm- und Schneeſchutz



Aus Sammlung G. Glauert

Abb. 4. Die Stadt Stein, 380 m

gegen die Steiner Alpen und das vorgelagerte Tertiärhügelland. Der am Feiſtritzdurchbruch im Schutze zweier Burgen angelegte Straßenmarkt war Ende des 12. Jahrhunderts der Mittelpunkt Oberkrains

Natürlich nehmen bei dieſen Rieſenbeſitzen unproduktives Felsgelände, verkarſtete Weiden und ſteile Bergwälder Hauptanteile ein, z. B. hat der Robanbauer im Talſchluß von Roban kot nicht weniger als 473 Joch „kahles Gebürg“[73].

Im allgemeinen aber überwiegt der Wald bei weitem alle anderen Areale, wie ein Beiſpiel aus dem nicht gerade ungünſtigen Seebergſchiefergebiet von Vellach zeigt. Hier ſind von den 112 Joch des Hallerbauern nicht weniger als 92 Joch geſchloſſener Wald, der Reſt kleine Acker- und Wieſenſtücke.

Die Bezeichnung „Waldbauernhöfe“ dürfte für dieſe Art Siedlung am zutreffendſten ſein.

Das Verbreitungsgebiet der Streifeneinödflur umfaßt vor allem die inmitten des Gebirges liegenden Urſprungstäler von Vellach und Mieß, Kanker und Sann[74]. Außerdem iſt dieſe Flur gänzlich vorherrſchend im Seitengraben des Leutſchbachs, während ſie in der Längstalzone des Eiſenkappler Kriſtallins mit dem gewöhnlichen Einödflurtyp gemiſcht iſt.

Die Streifeneinödflur nimmt mit die höchſtgelegenen[75] Flächen des Gebietes ein, die zugehörigen Höfe liegen gewöhnlich zum kleineren Teil im Tal, wie in Kanker (17 Höfe von 37), Remſchenig (11 von 36) und Leppen (7 von 24)[76], zum größeren Teil aber auf Hangverebnungen oder an Hängen. Vellach zählt 17 Talboden- und 29 Hangverebnungsſiedlungen. In Hl. Geiſt liegen von 23 Höfen 18 auf den hochgelegenen Ebenheiten ſüdlich der Uſchowa.

Von den oſt-weſtlich verlaufenden Gräben des Eiſenkappler Kriſtallins wurden vorwiegend die Sonnſeiten beſetzt, während die Schattſeiten teilweiſe bis heute ſiedlungstote Hänge blieben und Wald tragen. Wir ſehen dies beſonders im Ebriachgraben, weniger im Remſcheniggraben, wo ſich über dem Waldgürtel der Schattſeite einem Seitengraben folgend ein zweites Siedlungsſtockwerk mit gewöhnlichen Einödfluren (Lobenſtock, Stieger, Thomaſchitz, Philipp) erhebt. Die Höfe liegen teilweiſe dicht unter den aus Tonaliten und Hüllſchiefern beſtehenden niedrigen Trennungsrücken zwiſchen Remſchenig-, Leppen- und Lobniggraben und gehen dort auf 900 bis 1000 m. Im Leppengraben ſind 14 Höfe ſonnſeitig und nur 3 ſchattſeitig angelegt (außer den Talbodenſiedlungen), im Lobniggraben liegen außer zweien alle Gehöfte ſonnſeitig. Dabei ſind in letzterem die beſſeren Schieferböden ſchattſeitig gelegen, während ſonnſeitig teilweiſe Kalkboden auftritt.

Die Höfe ſteigen im Gebiet der Seebergpaßzone auf 1100 bis über 1200 m

---

[73] Franziszeiſcher Kataſter Sulzbach 1827, Grundparzellenprotokolle. Steierm. Landesarchiv Graz

[74] Im Sanngebiet ſind dieſe Fluren mit Ausnahme der noch zur Seebergzone gehörenden Ebenheiten ſüdlich der Uſchowa und des Podvolovljek-Grabens (Leutſchbach) ſelten. Nur noch im kriſtallinen Bergland ſüdöſtlich des Krainſki reber treten einige Einödſtreifen auf, einige wenige auch im Rogačgebiet bei St. Leonhard ſowie in der hochgelegenen Gegend von Planina.

[75] In wenigen Gebieten wie in Planina und bei einigen Höfen am Südhang des Remſcheniggrabens erreichen auch Siedlungen von gewöhnlichem Einödtypus beträchtliche Höhen.

[76] Podvolovljek mit 11 Talbodenhöfen und 10 Hanggehöften macht eine Ausnahme.

(Vellachtal 1240 m), ja ſie erreichen im kriſtallinen Schieferbereich der Kopreiner Paßzone ſogar rund 1300 m (1275 m, oberſte Ackerböden bei 1350 m)[77].

Dieſe Gebiete gehören zu den höchſten Siedlungslagen der Karawanken, denn im Bereiche der Kalkmaſſive ſinkt die Grenze der Bewohnbarkeit ſtark ab.

An den Hängen des Kankerengtals gehen die Höfe auf Porphyrböden nur bis 900 m, im Talſchluß des Logartales liegt der letzte Hof (Plesnik) bei ca. 760 m, im Roban kot ſogar bei 678 m (Robanbauer), der Urſchitz im Talſchluß der Steiner Feiſtritz erreicht gerade noch 600 m.

Die Streifeneinödflur der Oſtkarawanken und Steiner Alpen entſpricht in vielfacher Hinſicht Wißmanns Grabenbauernflur[78].

Wie bei dieſer ziehen die breiten Beſitzſtreifen bis zum Kamm hinauf und ſchließen auch größere Einzelalmen ein, wo dieſer ſich über die Waldgrenze erhebt (Kankertal, Südhänge der Uſchowa, Trögerner Hochland, Südhänge des Obirs uſw.). Sonſt gehört eine kleinere gerodete Einzelalm zum Hofe. Jedoch iſt die Talrandlage der Höfe hier im allgemeinen nicht die Regel, ſondern mehr die Hang- bzw. Hangverebnungslage.

Daher empfiehlt ſich der Ausdruck Grabenbauernflur hier weniger, ſondern eher der Name Waldbauernflur bzw. Waldbauernſtreifenflur.

Die Beſitzgrößen dieſer Höfe ſind gleichfalls viel beträchtlicher als diejenigen der unregelmäßig geſtalteten Einödfluren.

Wie im Mitter Ennstale finden ſich dieſe Waldbauernſtreifenfluren nur im Inneren des Gebirges in den Quelltälern und Seitengräben.

Die regelmäßige Geſtaltung der Flur läßt gleichzeitige Rodung unter grundherrlicher Leitung annehmen, die Lage in der innerſten, durch Kalkwälle und Talengen abgeſperrten Zone der Grenzwildnis aber einen ſpäten Zeitpunkt der Rodung, genau wie im Gebiet der Niederen Tauern. Das Beiſpiel der Ebriacher Sonnſeite, auf der über den bergbauernartigen Fluren richtige Streifenfluren liegen, ſcheint dieſe Annahme zu ſtützen.

Eine ſehr weſentliche Beſtätigung erfährt dieſe Anſicht weiters durch die ſprachliche Zugehörigkeit der Hofnamen, auf welche wir noch eingehen werden.

v. Wißmann bringt ſeine Grabenbauernhöfe im Wörſchachwald, Oppenberg uſw. in zeitlichen und örtlichen Zuſammenhang mit im 13. Jahrhundert auftretenden Neugereuten (novalia)[79].

In den Oſtkarawanken und vollends in den Steiner Alpen ſind wir hinſichtlich der örtlichen Feſtlegung nicht ſo glücklich daran. Zwar erfahren wir von einer lebhaften Rodungstätigkeit in den Karawankenvorlagen und im Vellachgebiet während des

---

[77] Anton Tangl, Die Verteilung der Bevölkerung auf die Höhenzonen in Kärnten. 39. Jahrber. des Kaiſer-Franz-Joſef-Gymnaſiums in Pettau. 1908, S. 24, Tabelle S. 35.

[78] H. von Wißmann, Das Mitter Ennstal Leipzig 1927, S. 78; derſ. in: Petermanns Mitteilungen 1927, S. 66.

[79] H. von Wißmann, Die bäuerliche Beſiedlung und Verödung des mittleren Ennstales, in: Petermanns Mitteilungen 1927, S. 66.

13. Jahrhunderts, aber wir können im einzelnen nicht feſtſtellen, ob davon gerade auch das Einödſtreifengebiet betroffen wurde.

Im Bleiburger Gebiet treten 1228 Neubrüche auf und als Beſitzer der Neubruchzehnten erſcheint Graf Wilhelm von Heunburg[80]. An der unteren Vellach finden wir 1236 den Herzog Bernhard von Kärnten und danach das Kloſter Viktring als Inhaber von 20 Neubruchlehen[81].

Eine ſtattliche Anzahl von Neubrüchen gehört den Sponheimern im Jahre 1267 bis 1268. Zum Teil liegen ſie im Vorhügelland des Sattnitzkonglomerats, wie die 11 Neubrüche in Sielach[82] und die 10 Neubrüche in Polena[83], in welch letzterer Gegend ſogar einige Streifeneinöden ſind, welche Waldhufenfluren ähneln und die ſich als ſchmale Rodungsgaſſe längs dem Schotterbett des Suchagrabens erſtrecken. Sie machen inmitten anderer Flurtypen den Eindruck jüngerer Rodung. 12 Neubrüche derſelben Zeit ſind auf der noch innerhalb der Böden des Sattnitzkonglomerats liegenden, über 700 m hohen Ebenheit von Sager angelegt, deren urkundlicher Name „Hinterenberge“[84] ſchon für junge Rodung ſpricht. 1826 finden wir dort 20 Höfe, die aber den gewöhnlichen Einödflurtyp aufweiſen.

Das weiter öſtlich unter der Petzen gelegene Ruttach dürfte, wie ſchon der zuerſt 1570 auftauchende Name „Vnder der Albm im Gereit“[85] beſagt, gleichfalls junger Entſtehung ſein, womöglich erſt ſpätmittelalterlich. Die Ortsbezeichnung „Vnder der albm“ allein erſcheint bereits im St. Georgener Urbar von 1486[86].

Bezeichnend iſt, daß alle 1524 hier genannten 5 Höfe deutſche Namen führen[87].

Die einzigen wirklich im Hochgebirge liegenden Neubrüche ſind die gleichfalls im Urbar von 1267—1268 auftretenden 36 „novalia in Silva“[88], welche im oberen Vellachgebiet bei Eiſenkappel zu ſuchen ſind. Sie waren bereits um 1255 vorhanden und gehörten wie die übrigen früher der Herrſchaft Junek. Ihre bedeutende Anzahl beweiſt, daß die Rodung damals noch in großem Stil betrieben wurde, ein Zuſatz[89] im Urbar, daß der Rodungsprozeß damals wohl noch nicht abgeſchloſſen war.

Es hat den Anſchein, als ſeien dieſe Gereute hauptſächlich im Quellgebiet der Vellach (Kataſtralgemeinde Vellach), z. T. wohl auch in den Seitengräben zu ſuchen. Wir können nur vermuten, daß dieſe Neubrüche als Waldbauernfluren angelegt wurden.

---

[80] M. C. IV, 1, S. 168.

[81] M. C. IV, S. 230, Nr. 2117; ebenda erſcheint 1267/68 ein Neubruch in Goritſchach. Noch zu Ende des 14. Jhs. beſaß St. Paul Neubrüche in Möchling, Vellach und Goritſchach, vgl. das St. Pauler Urbar von 1371/72.

[82] M. C. IV, 2, S. 657, Abſ. 1.

[83] Ebenda S. 659, Abſ. 29 ſowie ein öder Neubruch.

[84] M. C. IV, S. 658, Abſ. 10.

[85] Stockurbar Bleiburg 1570.

[86] Urbar St. Georgen am Längsſee 1486, Amt Im Jauntal. Kärntner Landesarchiv Klagenfurt. Nr. 3/18.

[87] Stockurbar Bleiburg 1524; 1570 hatten 5 von 6 Höfen deutſche Namen, 1827 immerhin noch 3 von 7 Höfen.

[88] M. C. IV, 2, S. 659, Abſ. 34.

[89] „. . . si interim sint augmentati vel diminuti (nämlich die novalia) jam nescitur.“ M. C. IV, 2 S. 659, Abſ. 34.

Aus den Steiner Alpen fehlt jede Nachricht über Neubrüche aus jener Zeit, wir wiſſen nur, daß bei der Gründung von Kloſter Oberburg (1140) in den Pfarren Fraßlau und Oberburg bereits die Rodung eingeſetzt hatte, da das Kloſter dort einige Neubruchzehnten[90] bekam.

Der 1458 im Michelſtettener Urbar auftretende Name „Am Chreuzperg Gereẅt“[91] deutet ebenſo auf jüngere Rodung im Gebiet des Ulrichsberger Plateaus wie der 1571 erſcheinende Einödname „Nalaſchach“ beim Bauer Jagodec in „St. Ambroſien Perg im Gebirg“[92].

E. Klebel iſt der Anſicht, daß die nach 1200 angelegten Neugereute nicht mehr durch die Grundherrn veranlaßt, ſondern von den Grundholden ſelbſt angelegt worden ſeien[93]. Daher ſeien ſie auch nur klein und unregelmäßig. Dieſer Anſicht widerſprechen die von Wißmann im Mitter Ennstale gemachten Feſtſtellungen, daß die Neubrüche des 13. Jahrhunderts in verſchiedenen dortigen Gebieten im Bereiche der Grabenbauernflur zu finden ſind[94].

Auch im Gebiete der Oſtkarawanken und Steiner Alpen dürfte der grundherrliche Einfluß noch bis in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts gewirkt und damals die Streifeneinödfluren geſchaffen haben. Die kleinen, unregelmäßigen Neugereute und Keuſchenſiedlungen der Untertanen entſtanden hier wohl erſt im 15.—16 Jahrhundert.

Die Rodung, welche die innerſten Täler und höchſten Teile des Gebirges planmäßig erſchloß (häufige Streifeneinöden) ſchuf wie im Mitter Ennstale Höfe mit überwiegender Viehzucht.

Dort, wo die morphologiſchen und Klimaverhältniſſe die Graswirtſchaft gegenüber dem Getreidebau ſtärker bevorzugen, legten die Grundherrn ſogar Schwaighöfe[95] an und verpflanzten damit dieſe Siedlungsform[96] auch in unſere Gebirge.

Im allgemeinen entſtanden Schwaighöfe in einer Höhenzone, in welcher der Roggenanbau wegen zu geringer Sommerwärme aufhören muß, in Tirol im Durchſchnitt von 1200 m aufwärts bis zur Obergrenze des intenſiven Wieſenbaus[97].

Da die Kalkmaſſen, beſonders der Steiner Alpen die Obergrenze aller Dauerſiedlungen herabdrücken, erreichen hier und auch in den Oſtkarawanken die Schwaighöfe nur Höhen von rund 700 bis höchſtens 1300 m. Die Bedingungen zur Entwicklung größerer Viehwirtſchaften ſind hier im Gebiete der ſteil abfallenden, dicht bewaldeten Kalkſtöcke der Nordkarawanken und Steiner Alpen nur ſelten gegeben.

---

[90] Orožen, Stift Oberburg, S. 5, 8.

[91] Urbar Michelſtetten 1458. Nationalmuſeum Laibach.

[92] Urbar Amt Neul 1571. Nationalmuſeum Laibach.

[93] E. Klebel, a. a. O., 1934 S. 47—48.

[94] v. Wißmann, in: Petermanns Mitteilungen 1927, S. 66.

[95] Otto Stolz, Die Schwaighöfe in Tirol. Ein Beitrag zur Siedlungs- und Wirtſchaftsgeſchichte der Hochalpentäler. Wiſſenſch. Veröffentl. d. D. u. Ö. Alpenvereins, Innsbruck 1930, S. 12, 94.

[96] O. Stolz, ebenda S. 97.

[97] Vgl. O. Stolz, ebenda S. 94. Es iſt dies auch das Gebiet des alpinen Lärchenwaldes (1000 bis 1500 m), ſ. E. Klebel, a. a. O., 1934, S. 46.

So finden wir am Nordabfall der Karawanken zwiſchen Freibach und Mieß auch nur 4 Schwaigen bezeugt, wovon 2 dem Obirmaſſiv angehören[98]. Im Gebiet von Diſtra und Topitza (bzw. noch auf den vorgelagerten Ebenheiten von Sagerberg oder Slovenjach) lag die dritte[99] und am Nordweſtabfall der Petzen die vierte[100] jener Schwaigen. Etwas ſüdlicher davon, im Gebiete der 1250 m hohen, vom Jauntal ins Mißquellgebiet leitenden Verebnung der Luſcha-Alpe, dürfte der 1535 genannte Schwaighof des „Nicl an der Lagckn“[101] zu ſuchen ſein.

Mit dieſer Schwaige am Südweſtabfall der Petzen treten wir bereits in das im Süden anſchließende typiſche Schwaighofſiedlungsgebiet der Kopreiner Paßzone.

Während die Schwaigen am ſteil abfallenden Nordhange des nördlichen Karawankenzuges kaum über Höhen von 1000 m hinaufgeſtiegen ſein dürften, waren die Bedingungen für die Graswirtſchaft im Gebiete der Eiſenkappler Längstalzone bedeutend günſtiger.

Hier boten die weitverbreiteten Hüllſchiefer des Tonalits gute Verwitterungsböden und ermöglichten die gerundeten Formen dieſer kriſtallinen Zone ein Heraufſteigen der Dauerſiedlung in bedeutendere Höhen. Durch die ſanftere Formengebung des Geländes wird auch größeren Tieren der Weidegang erleichtert. Dazu kommt noch der gegenüber den Kalkgebieten bedeutend größere Quellenreichtum.

Die 6 Kopreiner Schwaighöfe der Herrſchaft Sonnegg lagen alle zwiſchen 1100 bis 1300 m im Gebiete von Hochtalböden an der Obergrenze der Mießtaler Dauerſiedlung[102].

Die gleichen Lage- und Bodenbedingungen wie die Gräben der kriſtallinen Längstalzone der oberen Mieß bieten jene von Leppen, Remſchenig und Ebriach und ganz ähnliche die Seebergſchieferböden am Vellachurſprung. Auch das glazial überformte, hochgelegene Seeländer Becken eignet ſich für dieſe Betriebsform der mittelalterlichen Wirtſchaft.

---

[98] Es waren dies die „Schwaig ober Wildenſtain“ 1403 im Beſitze der Rechberger (ſ. B. Schroll, Urkundenregeſten des Auguſtiner Chorherrenſtiftes Eberndorf im Jaunthale [1870], S. 43) ſowie die Schwaige „am alten Perg“ (Stara gora), 1363 an Eberndorf gekommen (ſ. Schroll, a. a. O., S. 41) und 1535 im Beſitze der Herrſchaft Sonnegg (Schwaiger Vrmackh „am alten perg“ ſ. Urbar Sonnegg 1535).

[99] Dieſe Schwaige „an dem Gebirge zwiſchen dem zwayen Veſten Sunekh und Feuersperg“ wird bereits 1403 bei ihrer Erwerbung durch Eberndorf als „ehemalige“ bezeichnet; ſ. Schroll, a. a. O., S. 47

[100] Sie lag an der von Pirkdorf auf die Petzen führenden „Stiege“. (Vgl. Wutte, Deutſche Berg- und Flußnamen in den Karawanken. Sieger-Feſtſchrift 1924, S. 103.) Hier finden wir im Sonnegger Urbar von 1535 den Schwaiger „Jans vnder der ſtegn“ (Urbar Sonnegg 1535).

[101] Urbar Sonnegg 1535. Da Luſcha, ſl. luža eine Pfütze oder Lacke bedeutet (ſ. Kämmel, a. a. O., 1879, S. 156. H. Pirchegger, a. a. O. I, S. 83), liegt es nahe, daß dieſe Schwaige hier gelegen hat, zumal weiter ſüdlich ein ausgeſprochenes Schwaighofgebiet anſchließt.

[102] Dieſe Höfe waren: 1. „Otta vnd(er) der albm“ (Podošovnik, 1100 m), 1535 in Beſitz von „Wardl am Stain“ (Verdl), 2. „Caſper vndern khogl“ (wohl Koos) ca. 1200 m an der Uſchowa-Alm, möglicherweiſe auch Kogel im oberſten Koprein-Lobnigtal), 3. „Marolt, 1317 m (Maroltbhube in der Paßzone zwiſchen Vellach und Mieß, mit der höchſtgelegene Hof des ganzen Gebietes), 4. „Ronackh“ (Rojak, ca. 1150—1200 m) hatte die „Gellen oeden“ (wohl Jellenſz des Franziszeiſchen Kataſters von 1828 bzw. Jelenova bajta der jugoſl. Karte von 1931, ca. 1100 m), 5. „Marco Kumer“ ca. 1320 m nahe dem Talurſprung von Koprein-Lobnigtal, 6. „Sagl peim khaltenwaſer“ (wahrſcheinlich Potočnik, 1828 Pototſchnigg, unweit Mozgan, möglicherweiſe aber auch der dem Kumer benachbarte Jökl). Alle dieſe Schwaigen ſ. Urbar Sonnegg 1535. „Kumer Ampt“ und „Kharis (Kars) ambt“.

Und doch ſind im ganzen Oberlauf der Vellach (= Amt Kappel) keine Schwaigen nachzuweiſen. Wohl finden wir dort im Jahre 1567[103] bei 23 bzw. 25 Bauern Milchvieh- und Schafbeſtände, welche denen eines mittleren Schwaighofes gleichkommen, ſie z. T. weit übertreffen, aber die geleiſteten Käſezinſe ſind ſo gering, daß man keinesfalls von Schwaigen ſprechen kann. Möglicherweiſe hat die hier waltende Grundherrſchaft kein Intereſſe an der Errichtung reiner Viehhöfe gehabt.

Bei ähnlichen natürlichen Bedingungen war die Entwicklung wiederum ganz anders am Südoſtrande der Steiner Alpen. Zwiſchen den ſiedlungsfeindlichen Kalkplateaus von Steiner Hochalpen und Menina tauchen hier die Gneiſe und Serizitſchiefer des Krainſki reber als Fenſter auf. Sie bilden ein Mittelgebirge mit rundlichen Formen und fruchtbaren, quellenreichen Verwitterungsböden. Dieſe Kennzeichnung kommt mit einigen Einſchränkungen auch dem benachbarten Tuffhügelland zu.

Hier im Urſprungsgebiet der Drieth hat das Kloſter Oberburg eine für unterſteiriſche Verhältniſſe auffallend große Zahl von Schwaighöfen errichtet[104]. Faſt die ganze Landſchaft um „Tyrolseck" und St. Nicolai wurde mit ſolchen Höfen beſetzt. Zahlreiche Ortsbezeichnungen „Ochſenberg", welche bereits 1278 aufzutauchen beginnen, beſtätigen den Charakter dieſer Siedlungen.

Im Jahre 1426 gehören dem Kloſter im Amte Tyrolseck nicht weniger als mindeſtens 23[105] Schwaigen, welche jährlich je 300 Käſe liefern.

Sie liegen auf den ſüdöſtlichen Abhängen des Krainſki reber Maſſives (Ochſenberg), auf den im Oſten anſchließenden Hängen und Ebenheiten des Tuffhügellandes und am Urſprunge der in ſie eindringenden Gräben[106].

---

[103] „Des Ambts Capl Bereittung und Beſchreibung". Hofkammerarchiv Neue Schachtel Nr. 122, J. Ö. A. Nr. 114 (Handſchrift Nr. 152). Landesregierungsarchiv Graz.

[104] Das Vorhandenſein von Schwaigen um Oberburg bzw. in den Steiner Alpen erwähnt bereits flüchtig Gruden, Zgodovina slovenskega naroda I, 1912, S. 438.

[105] Nach der im Oberburger Urbar von 1426, S. 13 ausgeführten Rubrik „Seruientes Swaygkes" im Amte Tyrolseck waren es ſogar 30 Schwaigen mit einer Abgabe von 10000 Käſen im Jahr (Orožen, Stift Oberburg, S. 232).

[106] Die Inhaber dieſer Schwaighöfe waren 1426: Pangracz bzw. Vlrich an der Rogatsnicz, 461 m = Rogačnik; Nicla im Erlach = Jelšnik; Perko an der Repenn = Repenšek ca. 650 m; Criſtan an der Tratten = Tratnik; Janſko droben am Guph bezw. Janſek droben = Strnad; Vlrich podmenino = Podmeninšek; alle in St. Nicolai. Juri im Belcz = Belčnik; Martin am bzw. im pogorielcz = Pogorelčnik, ca. 700 m; Jarne bzw. Janes (ober) Bezowgy = Toman, ca. 800 m; Janes zabezowgy, wohl = Riffl; Michel bezowgy bzw. Bezowgy = Matijaž, 705 m; Janſko nyder Bezowgy; Juri bzw. Vlrich im Tſchernielcz bzw. im tſchernielcz = Črnilšek, 782 m; Marko bzw. Juri vnderm Ochſenperg bzw. Oxenberg = Zavolovšek, ca. 800 m; Michel bzw. Marko vnderm Stein, öd = Podpečnik, ca. 650 m; öd hub bzw. Michel Im obernlaz bzw. ober Laz = Gornji Laznik, 867 m; Janſek Im nyderm laz ſtrorigel bzw. Michel Strorigel = Spodnji Laznik, ca. 850 m; alle in Tyrolseck; Paul Im haslach bzw. hazlach = Lešnik, ca. 700 m; Janes Im Aczelnak = Enzi, ca. 820 m; Mako bzw. Matko ibidem; Im herbovecz Vlrich bzw. Vlrich Im herbovecz = Vrbočnik, ca. 850 m; Nicla bzw.

Im Süden der Drieth unter den Kalkabſtürzen der Menina und im Gebiet oligozäner Sotzkaſchichten mit dichter Einzelſiedlung finden ſich auch einige Schwaigen.

Alle dieſe Höfe[107] nehmen Höhenlagen zwiſchen 650—850 m ein, ſie liegen alſo für Schwaighofſiedlungen ſehr niedrig. Sie bilden jedoch zum überwiegenden Teil die Obergrenze der Dauerſiedlung im Quellgebiet der Drieth. Die tiefe Lage dieſer Grenze mag der Nachbarſchaft der Kalkmaſſive von Steiner Alpen und Menina mit zu verdanken ſein.

Die z. T. im jungtertiären Hügellande, z. T. im Kalkhochgebirge gelegenen Ämter Laufen, Leutſch und Sulzbach weiſen keine ausgeſprochenen Schwaigen auf[108].

Am Südweſtabfall der Steiner Alpen entſtand wahrſcheinlich im 13. Jahrhundert ein weiteres Schwaighofgebiet. Möglicherweiſe iſt der Sponheimer Herzog Ulrich III. Veranlaſſer dieſer Siedlungen geweſen, denn wir finden ſeinen Miniſterialen Haidenreich von Halleck 1256 im Beſitze mehrerer käſezinſender Güter auf Moiſesberg („in monte Mosiansperg“), welche er dem Kloſter Viktring ſchenkt. Da die zu dieſen Beſitzungen gehörigen Käſezehnte 1500 Stück[109] ausmachten, dürfte es ſich um mindeſtens 5 Schwaighöfe gehandelt haben. Noch im Jahre 1500 gehörten hier dem Stifte Viktring 6 Höfe, welche je 150 Käſe dienten[110].

Wie die meiſten Tyrolfsecker, lagen auch dieſe Schwaigen an der Obergrenze der Dauerſiedlung, welche auf der im Bereiche triaſſiſcher bunter Schiefer und Kalke befindlichen Moiſesberger Ebenheit ſchon bei ca. 700 m erreicht wird. Bemerkenswerterweiſe tritt Moiſesberg ſpäter als Weilerſiedlung mit Weilerflur[111] auf.

Die Schwaighöfe ſind in einem ziemlich ſpäten Abſchnitt des Siedlungsausbaues entſtanden, darauf deutet allein ſchon ihre Lage an der Obergrenze der Dauerſiedlung, im Inneren der Täler und auf höheren Hängen[112].

Miclav Im polchonik = Polhovnik, ca. 750 m; Primos am patriarchtum = Podrečnik, ca. 840 m; alle St. Nicolai.

Die örtliche Feſtlegung dieſer Schwaighöfe erfolgte nach Anmerkungen von Orožen, Stift Oberburg, S. 222—233.

[107] Außer den ausgeſprochenen Schwaighöfen betrieben in dieſer Landſchaft noch 18 weitere Bauerngüter ziemlich ausgedehnte Viehwirtſchaft. Ihre Abgaben betrugen zwiſchen 30—70 Käſen jährlich, waren alſo nicht unerheblich. Siehe Oberburger Urbar von 1426, S. 14, 15; Orožen, Stift Oberburg S. 233.

[108] Ähnlich wie im kärntniſchen Amte Kappel hatten hier jedoch im 16. Jh. (Gültenſchätzung von 1542. Biſchof zu Laibach, Herrſchaft Oberburg) eine große Anzahl von Bauern Beſtände von Schafen und Michkühen, welche vollkommen zum Betriebe eines mittleren oder auch größeren Schwaighofes ausreichten. Im Amte Laufen verfügten 18, im Amte Leutſch 20 bzw. 34 und im Amte Sulzbach 9 Höfe über derartig erhebliche Viehmengen. Aber auch in dieſem Gebiet wurden entweder nur unbedeutende oder häufig auch gar keine Käſezinſe geleiſtet.

[109] Franz Schumi, Urkunden- und Regeſtenbuch des Herzogtums Krain II. Laibach 1882/1883, S. 183—184.

[110] Urbar Viktring von 1500, Amt Höflein. Kärtn. Landesarchiv Klagenfurt, Nr. 3/23, S. 350.

[111] Im 19. Jahrhundert (1827) iſt Moiſesberg eine typiſche Weilerſiedlung. — Über die Entſtehung von Weilern aus Schwaighofſiedlungen vgl. Stolz, Schwaighöfe ..., 1930, S. 55.

[112] Stolz, Schwaighöfe ... 1930, S. 24, 41, 96, 143.

Wie in Tirol dürften auch hier die Schwaigen größtenteils im 13. Jahrhundert (Ende des 12. bis Ende des 13. Jahrhunderts) angelegt worden ſein[113]. Die von Klebel[114] angegebene Datierung (12. Jahrhundert) iſt für unſer Gebiet wohl um ein Jahrhundert zu früh.

Schwaighöfe wie Neugereute entſtanden in der Spätzeit der Beſiedlung, doch dauerte die Anlage von Neugereuten noch fort, als die der Schwaighöfe bereits vollendet war. —

Außer den Flurformen gewährt uns die völkiſche Schichtung der eingewanderten Bauern wichtige Schlüſſe auf den Siedlungsvorgang.

Die völkiſche Zuſammenſetzung der Siedler kann etwa annähernd erſchloſſen werden aus den in den Urbaren überlieferten Hofnamen des 15. und 16. Jahrhunderts, wobei aber eine gewiſſe Vorſicht[115] zu beachten iſt.

Es zeigt ſich nun, daß der Anteil deutſcher Hofnamen in gewiſſen Gegenden beſonders ſtark iſt. Wir finden ſtärkere deutſche Hundertſätze vor allem genau in den Gegenden, in denen auch die Streifeneinödfluren am beſten ausgeprägt ſind, nämlich in den Hintergründen der Täler bzw. im Urſprungsgebiet der Flüſſe.

---

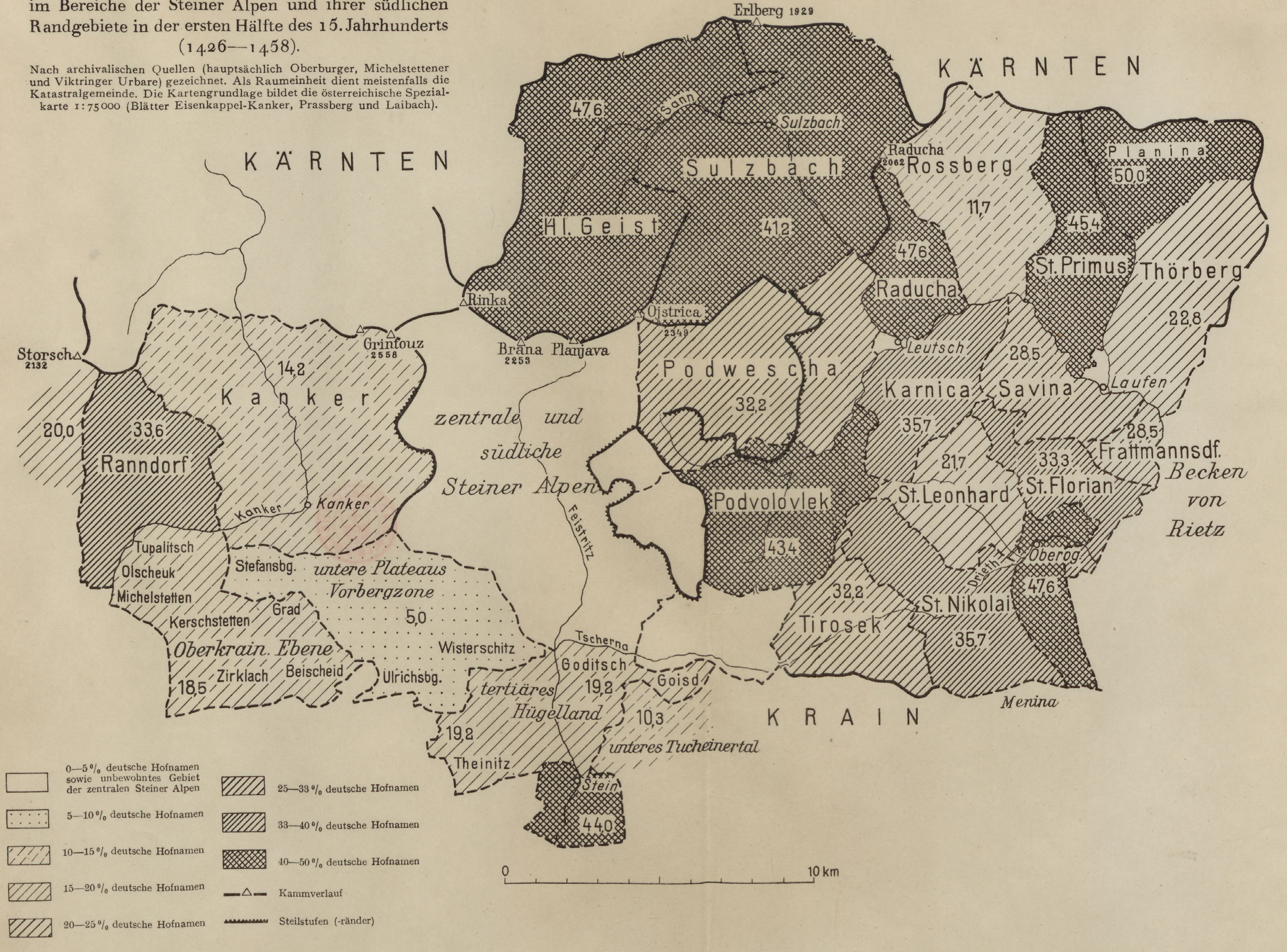
[113] Stolz, a. a. O., 1930, S. 40—42, 55.

[114] E. Klebel, Die mittelalterliche deutſche Siedlung . . . im deutſch-ſloweniſchen Grenzraum, a. a. O., 1934, S. 46, 65—66.

[115] Im Bereiche der Einödſiedlung bauen ſich die Feſtſtellungen der Herkunft der Siedler faſt ausſchließlich auf den Hofnamen auf. Der Wert dieſer Hofnamendeutung wird dadurch etwas gemindert, daß dieſe Namen mit wenigen Ausnahmen hier nicht vor dem 15.—16. Jahrhundert überliefert ſind, ſo daß u. U. inzwiſchen ſchon völkiſche Verſchiebungen eingetreten ſein können. Jedoch möchte man E. Klebels Anſicht (a. a. O., 1934, S. 77), daß infolge des Durchdringens kirchlicher Perſonennamen ſchon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts die Möglichkeit aufhöre, aus den Namen Schlüſſe auf die Nationalität zu ziehen, für unſer Gebiet ablehnen. Kirchliche Perſonennamen treten bis zu dieſer Zeit bzw. auch ſpäter hier verhältnismäßig ſelten auf. Wo ſie erſcheinen, wurden ſie ebenſo wie die deutſchen Handwerkernamen zu den Namen zweifelhafter Entſtehung gerechnet, ebenſo auch andere, deren Herkunft nicht durchaus ſicher war. Von dieſen dürfte ein nicht unbeträchtlicher Teil deutſcher Herkunft geweſen ſein. — Ein weiterer Mangel liegt in der Art der urbarialen Quellen begründet, welche ſehr häufig nur die Untertanen einer Herrſchaft umfaſſen. Deshalb ſind beſonders in den randlichen Vorbergzonen und in der oberkrainiſchen Ebene die Hofnamen nur zu gewiſſen, allerdings oft erheblichen Hundertſätzen überliefert. Im Hochgebirge liegen die Verhältniſſe aber viel günſtiger, da dort z. T. geſchloſſene Herrſchaften (Oberburg) liegen, deren Urbare ungefähr ſämtliche Höfe erfaſſen, und weil in den landesfürſtlichen Urbaren (Kappel) für die Berechnung der Vogteiabgaben auch ſämtliche Untertanen fremder Herrſchaften angeführt ſind. Allein in einem einzigen Graben (Ebriach) kommen neben dem Landesherrn zehn fremde Herrſchaften vor. Auch zeitlich ergeben ſich Unterſchiede, da die Urbare verſchiedener Herrſchaften zu verſchiedenen, oft weit auseinanderliegenden Zeitpunkten angefertigt ſind. Dagegen ſind in jener Zeit die Nationalitäten bereits ſcharf geſchieden, ſo daß die Hofnamen in den meiſten Fällen doch wohl ziemlich brauchbare Angaben über die Volkszugehörigkeit der Siedler geben können. Ganz umfaſſend und genau ſind erſt die Angaben der Parzellenprotokolle des Franziszeiſchen Kataſters (1825—1828). Indieſer Zeit iſt aber der Sloweniſierungsprozeß ſchon ſo weit fortgeſchritten, daß der ſloweniſche Namensanteil bedeutend größer erſcheint als er urſprünglich war. — Übrigens muß auch im Gebiet der geſchloſſenen Siedlungen der Ebenen das durch die Ortsnamendeutung ent- ſtandene Bild durch die Heranziehung der Familiennamen ergänzt werden.

Die Verteilung der deutschen Hof- und Familiennamen im Bereiche der Steiner Alpen und ihrer südlichen Randgebiete in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts (1426—1458).

Nach archivalischen Quellen (hauptsächlich Oberburger, Michelstettener und Viktringer Urbare) gezeichnet. Als Raumeinheit dient meistenfalls die Katastralgemeinde. Die Kartengrundlage bildet die österreichische Spezialkarte 1:75000 (Blätter Eisenkappel-Kanker, Prassberg und Laibach).


KÄRNTEN
KÄRNTEN
KRAIN
Erlberg 1929
Sann
Sulzbach
Sulzbach
47,6
41,2
Hl. Geist
Raducha 2062
Rossberg
11,7
Planina
50,0
45,4
St. Primus
47,6
Raducha
Thörberg
22,8
Rinka
Ojstrica 2349
Brana 2253
Planjava
Grintouz 2558
Storsch 2132
14,2
Kanker
20,0
33,6
Ranndorf
Kanker
Kanker
Podwescha
32,2
Leutsch
28,5
Karnica
Savina
Laufen
35,7
28,5
21,7
33,3
Frattmannsdf.
St. Florian
Becken von Rietz
St. Leonhard
Podvolovlek
43,4
Oberog.
Dristh.
47,6
32,2
St. Nikolai
Tirosek
35,7
Menina
zentrale und südliche Steiner Alpen
Feistritz
Tupalitsch
Olscheuk
Michelstetten
Stefansbg.
untere Plateaus
Vorbergzone
5,0
Grad
Kerschstetten
Oberkrain. Ebene
Wisterschitz
Tscherna
Goditsch
Zirklach
Beischeid
Ulrichsbg.
18,5
19,2
Goisd
tertiäres Hügelland
10,3
unteres Tucheinertal
19,2
Theinitz
Stein
44,0
0—5 % deutsche Hofnamen sowie unbewohntes Gebiet der zentralen Steiner Alpen
5—10 % deutsche Hofnamen
10—15 % deutsche Hofnamen
15—20 % deutsche Hofnamen
20—25 % deutsche Hofnamen
25—33 % deutsche Hofnamen
33—40 % deutsche Hofnamen
40—50 % deutsche Hofnamen
Kammverlauf
Steilstufen (-ränder)
0
10 km

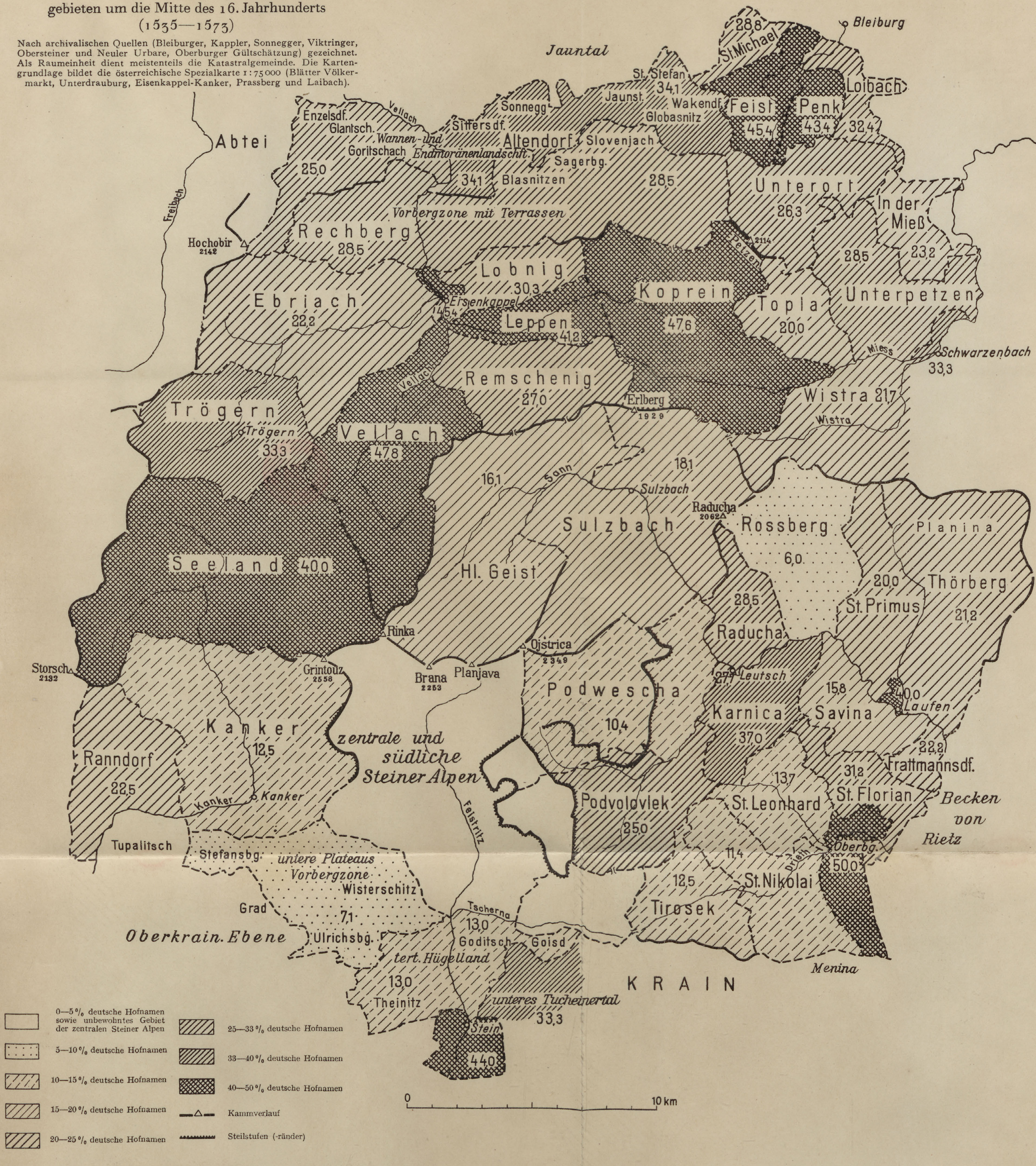
Verlag von S. Hirzel in Leipzig

STADTBIBLIOTHEK ELBING

Karte XI

Die Verteilung der deutschen Hof- und Familiennamen in den Ostkarawanken, Steiner Alpen und ihren Randgebieten um die Mitte des 16. Jahrhunderts (1535—1573)

Nach archivalischen Quellen (Bleiburger, Kappler, Sonnegger, Viktringer, Obersteiner und Neuler Urbare, Oberburger Gültschätzung) gezeichnet. Als Raumeinheit dient meistenteils die Katastralgemeinde. Die Kartengrundlage bildet die österreichische Spezialkarte 1:75000 (Blätter Völkermarkt, Unterdrauburg, Eisenkappel-Kanker, Prassberg und Laibach).


Bleiburg
Jauntal
28,8
St. Michael
St. Stefan
34,1
Loibach
Jaunst.
Wakendf.
Feist
Penk
Globasnitz
45,4
43,4
32,4
Sonnegg
Vellach
Enzelsdf.
Glantsch.
Sittersdf.
Wannen- und Endmoränenlandschft.
Goritschach
Altendorf
Slovenjach
Sagerbg.
Abtei
25,0
34,1
Blasnitzen
28,5
Unterort
26,3
In der Mieß
Freibach
Vorbergzone mit Terrassen
Hochobir 2142
Rechberg
28,5
2114
Petzen
28,5
23,2
Lobnig
30,3
Ebriach
22,2
Eisenkappel
45,4
Kouprein
47,6
Topla
20,0
Unterpetzen
Leppen
41,2
Mies
Schwarzenbach
33,3
Vellach
Remschenig
27,0
Erlberg 1929
Wistra 21,7
Wistra
Trögern
Trögern
33,3
Vellach
47,8
16,1
Sann
18,1
Sulzbach
Raducha 2062
Rossberg
6,0
Planina
Sulzbach
Seeland
40,0
Hl. Geist
20,0
Thörberg
St. Primus
21,2
28,5
Raducha
Rinka
Ojstrica 2349
Storsch 2132
Grintouz 2558
Brana 2253
Planjava
27,1
Leutsch
Podwescha
15,8
40,0
Laufen
10,4
Karnica
Savina
37,0
22,2
Kanker
zentrale und südliche Steiner Alpen
Frattmannsdf.
12,5
Ranndorf
22,5
13,7
31,2
St. Florian
Becken von Rietz
Kanker
Kanker
Podvolovlek
St. Leonhard
25,0
Feistritz
Tupalitsch
Stefansbg.
untere Plateaus Vorbergzone
Oberbg.
Drieth
50,0
11,4
Wisterschitz
12,5
St. Nikolai
Grad
7,1
Tscherna
13,0
Tirosek
Oberkrain. Ebene
Ulrichsbg.
Goditsch
Goisd
tert. Hügelland
Menina
13,0
KRAIN
Theinitz
unteres Tucheinertal
33,3
Stein
44,0
0
10 km
0—5 % deutsche Hofnamen sowie unbewohntes Gebiet der zentralen Steiner Alpen
5—10 % deutsche Hofnamen
10—15 % deutsche Hofnamen
15—20 % deutsche Hofnamen
20—25 % deutsche Hofnamen
25—33 % deutsche Hofnamen
33—40 % deutsche Hofnamen
40—50 % deutsche Hofnamen
Kammverlauf
Steilstufen (-ränder)

Deutsches Archiv für Landes- u. Volksforschung I, Glauert

Verlag von S. Hirzel in Leipzig

STADTBIBLIOTHEK ELBING

So hat z. B. Koprein, das Quellgebiet der Mieß, 47,6% [116], Vellach am Urſprunge des gleichnamigen Fluſſes 47,8% und das Seeländer Becken 40% Hofnamen deutſcher Entſtehung [117].

Im oberen Sanngebiet, deſſen Quellen 100 Jahre weiter zurückreichen, beträgt der deutſche Anteil bei Hl. Geiſt und Sulzbach im Talſchluſſe 47,6 bzw. 41,2%, in Raducha 47,6% [118]. Der Oberlauf des Leutſchbachs (Podvolovljek) weiſt 43,4% deutſche Hofnamen auf, während von den Berggemeinden im Süden des Travnikzuges St. Primus 45,4% und das hochgelegene Planina ſogar 50% deutſche Hofnamen aufweiſen.

Der Anteil deutſcher Hofnamen erſcheint aber noch ſtärker, wenn wir von den Namen zweifelhafter Herkunft abſehen und nur das Verhältnis der deutſchen zu den ſloweniſchen Namen betrachten.

Da zeigt ſich, daß in Koprein [119], Hl. Geiſt [120] und Planina [121] die deutſchen Namen ſogar überwiegen, während in Raducha und St. Primus beide Anteile gleich ſtark ſind und in Vellach [122] und Podvolovljek [123] der deutſche Anteil den ſloweniſchen faſt erreicht.

Im Leutſch-Oberburger Tuffhügelland, im Paßgebiet des Tſchernaſattels, in den weſtlichen Seitengräben der Vellach und im mittleren Mießgebiet [124] iſt die Anzahl der deutſchen Hofnamen z. T. erheblich geringer, der deutſche Hundertſatz hält ſich dort zwiſchen 20 und 35%.

Noch kleiner ſcheint der deutſche Hofnamenanteil im Durchbruchstal der Kanker geweſen zu ſein, über das allerdings aus dem Mittelalter kaum brauchbare Quellen vorliegen. Im 15. Jahrhundert finden wir hier annähernd 14,2% [125], zu Beginn des 19. Jahrhunderts 12,8% deutſche Namen [126].

Dagegen iſt dieſer Anteil wieder größer in dem aus einer Schwaighofſiedlung entſtandenen Weiler Moiſesberg, wo er zu Beginn des 17. Jahrhunderts 33,3% [127] beträgt.

---

[116] Urbar Sonnegg 1535.

[117] Urbar Amt Kappel 1573.

[118] Urbar des Stiftes Oberburg von 1426.

[119] 10 deutſche und 8 ſloweniſche Hofnamen.

[120] 10 deutſche und 9 ſloweniſche Hofnamen.

[121] 12 deutſche und 10 ſloweniſche Hofnamen.

[122] 22 ſloweniſche und 21 deutſche Hofnamen.

[123] 10 ſloweniſche und 9 deutſche Hofnamen.

[124] Über die völkiſche Zuſammenſetzung der mittelalterlichen Bevölkerung im Mießgebiet hat Martin Wutte, „Mießtal und Unterdrauburg", Volk und Reich Bücherei, Bd. 6, Berlin 1934, S. 207—208, neuerdings Unterſuchungen angeſtellt. Nach dem Bleiburger Urbar von 1571 fand er in „Ahorn" (Javoria) unter 33 Untertanen 12 deutſche Namen = 36,3%, am „Ruedleinseck" von 9 Untertanen 2 deutſche Namen = 22,2%, in Schwarzenbach unter 19 Untertanen 7 deutſche Namen = 37% (nach unſerer Angabe 33,3%), und in der Mieß von 38 Untertanen 9 deutſche Namen = 23,8% (mit unſerer Angabe ungefähr übereinſtimmend). Auch Wutte nimmt an, daß die Mehrzahl deutſcher Namensträger auch Deutſche waren.

[125] Nach dem Lehnsbrief Kaiſer Friedrichs III. an Jörg Schrott über Thurn unter Neuburg im Jahre 1464. Original im Gallenberger Archiv, Nat.-Muſ. Laibach; ſiehe auch Regeſtenſammlung Schumi, ebenda. Im Kaufbriefe Neunburg an der Kanker von 1500 (Akten Herrſchaft Oberſtein J. Ö. A. 127) waren es 12,5%.

[126] Franziszeiſcher Kataſter Kanker, Bauparzellenprotokoll 1827.

[127] (Viktringer) Urbar Amt Höflein, 1631; Nat.-Muſ. Laibach; 1827 waren es ſogar 40%. Siehe Franziszeiſcher Kataſter Olſcheuk, Bauparzellenprotokoll.

Stellen wir zum Schluß die Anteile der beiden Nationalitäten in den Ämtern des Hochgebirges einander gegenüber, ſo finden wir im oberen Mießgebiet 61,3% ſloweniſche und 30,3% deutſche Hofnamen[128], im Amte Kappel 61,3% ſloweniſche und 33% deutſche[129], im Amt Sulzbach 50% ſloweniſche und 45,4% deutſche, im Amt Leutſch 59,1% ſloweniſche und 31,6% deutſche, im Amt ob Laufen 53,7% ſloweniſche und 38,4% deutſche und im Amt Tyrolfseck 54,9% ſloweniſche und 32,2% deutſche Hofnamen[130].

Im ganzen oberen Sanngebiet (ohne die Marktorte Oberburg und Laufen ſowie Dorf Leutſch) ſind im 15. Jahrhundert 54,3% der Hofnamen ſloweniſcher und 33,3% deutſcher Herkunft[131].

Die erſt aus dem 16. Jahrhundert ſtammenden Werte der deutſchen Namen für das Vellach- und Mießgebiet waren urſprünglich wohl noch höher, wie uns die Erfahrungen im Sanngebiet lehren.

Das Auftreten beſonders ſtarker deutſcher Hofnamenanteile gerade in den innerſten und höchſten Teilen des Gebirges beſtätigt die bereits durch die Flurformenbetrachtung gewonnene Vorſtellung, daß dieſe Gebiete zuletzt bzw. ziemlich ſpät von der Beſiedlung erfaßt wurden.

Darauf deuten auch die wenigen Ortsnamen im Inneren des Gebirges. Im Vellachgebiet liegt als Hauptort Kappel, welches deutſchen Urſprungs[132] iſt, wie auch wohl Schwarzenbach im Mießtale (1570 „Im Schwartzenpach")[133]. Der eine Ort trägt ſeinen Namen nach der dort früh errichteten Kapelle, der andere heißt nach dem dort vorbeifließenden Bach.

Der Hauptort des oberen Sanngebiets, Oberburg, iſt wie die am unteren Ende des Rietzer Beckens gelegene Burgſiedlung Altenburg deutſcher Entſtehung. Während Altenburg der Flußlage nach die untere, früher errichtete (alte) Burg bedeutet[134], heißt Oberburg die der Lage nach obere, ſpäter entſtandene (neue) Burg[135].

Oberhalb des Rietzer Beckens liegen im Tuffhügellande die ſloweniſch benannten Siedlungen Laufen und Leutſch, beide an der Mündung von Seitengräben in die Sann. Während Laufen (Ljubno) ſeinen Urſprung vom ſloweniſchen Ortsbegriff

---

[128] Urbar Herrſchaft Bleiburg 1570, Amt Schwarzenbach.

[129] Urbar Amt Kappel 1573.

[130] Oberburger Urbar von 1426, hrsg. von Ignaz Orozen, Das Benediktiner-Stift Oberburg, Marburg 1876, S. 215—318.

[131] Ebenda.

[132] P. Leſſiak, Die kärntniſchen Stationsnamen. Carinthia I, 1922, S. 100.

[133] Stockurbar Bleiburg 1570; Nennung der Kirche St. Oswald im Jahre 1362.

[134] Stegenšek, O najstarejši zgodovini gornjegrajskega okraja. Marburg 1910, S. 28. Vgl. von Zahn, Ortsnamenbuch der Steiermark im Mittelalter. Wien 1893, S. 8.

[135] Stegenšek, a. a. O., 1910, ebenda; von Zahn, Ortsnamenbuch, a. a. O., S. 363, meint, mit „Oberburch" ſei eigentlich nur die Burg und das Kloſter gemeint; der Markt heißt Ror (1349), vom deutſchen Rohr. Im Jahre 1905 wollte Stegenšek in „Dekanija Gornjegrajska", S. 122, Oberburg noch auf awariſchen Urſprung (Obrovgrad = Awarenburg) zurückführen und berief ſich dabei auf von Zahn. Fünf Jahre ſpäter ließ er jedoch dieſe unhaltbare Auffaſſung fallen und zweifelte den deutſchen Urſprung des Wortes nicht mehr an.

„ljub“[136] herleiten dürfte, ſcheint Leutſch (Luče) den Namen von dem wilden Gebirgswaſſer des Leutſchbachs bzw. von einem danach gebildeten Perſonennamen bekommen zu haben (wohl von aſl. ljutьcь, abgeleitet von ljutъ = wild)[137]. Die urkundlich überlieferten Schreibweiſen „Lowen“ (1247)[138] und „in der Lewtſch“ (1426)[139] zeigen, daß beide Ortsnamen wohl ſchon früh verdeutſcht wurden.

Die am weiteſten in das Hochgebirge vorgeſchobenen größeren Siedlungen Sulzbach und Seeland tragen bezeichnenderweiſe beide deutſche Namen.

Für das auch von ſloweniſchen Forſchern als rein deutſches Wort bezeichnete Sulzbach (1268 „Sulçpach“)[140] haben wohl die aus den Seebergſchiefern des Gradišnik bzw. Klemenšek und Žibout hervorquellenden Eiſenſäuerlinge die Bezeichnung geliefert[141]. Denn Sulz bedeutet ſoviel wie Salzbrühe, ſalzhaltiges bzw. auch ſaures Waſſer[142].

Der erſt recht ſpät überlieferte Name Seeland (1464 „an dem See“, 1496 „bey den Selandt“, 1524 „Bey dem See“)[143] geht auf einen See zurück, der noch im 17. Jahrhundert das dortige Zungenbecken erfüllt hat (ſ. Valvaſor).

Für die hochgelegene und abgeſchloſſene Siedlung Trögern exiſtiert eine deutſche Namensform aus dem 16. Jahrhundert. Der Ort wird 1514 als „Drogarn“[144] bezeichnet und iſt wohl eine Parallelform zum ſloweniſchen Korito[145]. Beide leiten ſich vom Begriffe „Trog“ her.

Bei den Hofnamen fällt der gemeinſame Stil der Ortsnamenbildung von Slowenen und Deutſchen beſonders auf.

---

[136] Nach Franz Mikloſich, Vodnik Album, 1854, S. 182, kommt Ljubno vom ſlawiſchen Ortsbegriff „ljub“, welcher nicht identiſch iſt mit ljub = lieb. Das u wird hier bei Laufen zu au diphtongiert (Zitat bei Dimitz, Geſchichte Krains I, 1874, S. 141). Simon Pirchegger (perſ. Mitt. 1933) denkt an eine Ableitung von aſl. lubъ = Baſt, Rinde.

[137] Nach perſ. Mitt. von S. Pirchegger, 1933, liegt dem Ortsnamen Luče ein ſloweniſcher Perſonenname zugrunde. Der Perſonenname Ljutьcь (Mikloſich, Perſonennamen, Nr. 209) kommt von aſl. ljutъ = wild.

[138] Orožen, Stift Oberburg, S. 30; von Zahn, Urkundenbuch des Herzogthums Steiermark III. Graz 1903, S. 79; von Zahn, Ortsnamenbuch der Steiermark, a. a. O., S. 297.

[139] Oberburger Urbar 1426, S. 83; Orožen, Stift Oberburg, S. 274. — Vgl. „in dem Lewtſch“ 1424 nach von Zahn, Ortsnamenbuch, S. 297.

[140] Orožen, ebenda, S. 48—51; von Zahn, Ortsnamenbuch, S. 471; M. C. IV, Nr. 2971—2972, 2982.

[141] Ilešič, „Brežice, Solčava“, Prispevek k zgodovini naših krajevnih imen. Časopis za zgodovino in narodopisje. Marburg 1923, S. 8, 15.

[142] Ilešič, a. a. O., S. 12, 15; vgl. „ze Sulcz“ bei Oberburg = Slatina.

[143] 1464 ſiehe Lehnsbrief für Jörg Schrott über Thurn unter Neuburg und andere Güter. Gallenberger Archiv aus Luſttal im Nat.-Muſ. Laibach, vgl. Regeſtenſammlung Schumi: 1496 ſiehe Orig. Kaufbrief bei den Pfandſchaftsakten des Amtes Kappel J. Ö. A. Nr. 114, Hofkammerarchiv Neue Schachtel, Nr. 122, Landesregierungsarchiv Graz; 1524 ſiehe Urbar Amt Kappel, Kärntner Landesarchiv Klagenfurt, Nr. 396.

[144] Schroll, Eberndorf, a. a. O., 1870, S. 113.

[145] Jakſch, Über Ortsnamen und Ortsnamenforſchung mit beſonderer Rückſicht auf Kärnten, S. 43, wollte Trögern von „draga“ ableiten und meinte, daß Korito aus Trögern überſetzt ſei. J. Scheinigg will in ſeiner Beſprechung des erwähnten Vortrages von A. von Jakſch in Carintha I, 1891, S. 99—100, nachweiſen, daß Trögern bei der Bevölkerung immer Kor(i)te hieß und erſterer Name durch Überſetzung als Kanzleiform entſtanden ſei. Auch Mikloſich führe Trögern als Überſetzung von Korito an. Letzteres ſei ein weit verbreiteter ſloweniſcher Ortsname.

Die überwiegende Zahl aller Hofnamen[146] wird nach der Lage und Geländebeſchaffenheit gebildet[147].

Die Zahl der Pflanzen-, Baum- und Rodungsnamen iſt in unſerm doch recht ſpät erſchloſſenen Gebiet im großen und ganzen erſtaunlicherweiſe ziemlich gering. Die Buntheit der auftretenden Pflanzennamen, welche auf Holunder, Farnkraut, Haſelſtaude, Neſſel, Erle, Eibe, Birke, Buche, Linde und Tanne zurückgehen, läßt den urſprünglichen Miſchwaldcharakter vermuten, beſonders da keine Baumart auffallend vorwiegt[148].

In allen Teilen des Gebiets finden ſich ſelbſtverſtändlich auch Handwerkernamen, welche ſo gut wie durchgehend in deutſcher Lautung auftreten.

Ähnlich wie die nach der Lage und Geländebeſchaffenheit gebildeten ſind auch die von reinen Perſonennamen (bzw. Vornamen) ſtammenden oder von der Tätigkeit der Bewohner herrührenden Hofnamen ſehr zahlreich vertreten[149].

Beſonders bezeichnend für die völkiſche Gemengelage, welche hier von Anfang an herrſchte, ſind die öfters auftretenden ſprachlichen Miſchungsformen[150]. —

---

[146] Die Mehrzahl der Hofnamen iſt dem Oberburger Urbar von 1426 (veröffentlicht von Orožen, Stift Oberburg, S. 215ff.) entnommen, die übrigen entſtammen den Kappeler Urbaren von 1524 und 1573, dem Sonnegger Urbar von 1535, dem Bleiburger von 1570 und einige der Oberburger Gültenſchätzung von 1542.

[147] Sloweniſche Namen: Michel Belſchak (Belſ̌ek von Bela = Weißenbach im Roban kot) Jannes weber vnderem Radoch (Bergbezeichnung Raducha), Matko vnderm khuoczen (Bergbezeichnung Kočna), Janſek im dull (St. Nicolai) von aſl. dolъ, nſl. dol = Tal), Michel ſuchodolnik (Sulzbach, Kanker; von ſl. suchodolъ = Dürrenbach), Podpečnik = Siedlung (des Mannes) unter dem Felſen bzw. Stein, Jannes Oſſoynik (Sulzbach; Osojnik etwa gleich Schattſeiter), Paul Im Lag (Logar im Logartal, von log-Au), Martin Ramſchackh (Hl. Geiſt; von aſl. ravъ nъ = eben, nſl. ravna = Ebene).

Deutſche Namen: Wulffing am Guph (Podveža), Markwart am perg (St. Primus), Michl vnderm Stain (Tyrolfseck), Martin im öden Riegel (Planina), Paul Im Satel (Tyrolfseck), Vlrich an der gruben (Roßberg), Jacob hinder der Eben (St. Florian), Leupold im Pach (Koprein), Hänſl in der aw (Ebriach).

[148] Sloweniſche Namen: Michel bezowgy (von aſl. buzu = Holunder, nſl. Bezgovje = Holunderberg), Gregor Wrießnick (Schwarzenbach; von aſl. breza = Birke), Nicla Bokownik (Savina; von aſl. bukъ = Buche, nſl. bukovina = Buchenwald), Thomaß Hoynickh (St. Leonhard 1542; von ſl. hoja = Tanne), Im Obernlaz (Tyrolfseck; von aſl. lazъ = nſl. lâz = Gereut, Neuland), Zwetecz am poſeg (St. Florian; von aſl. požegъ = Brand, Gſchwend), Mike in der preſek (von nſl. prēseka = Walddurchſchlag, Verhau). — Auf Almwirtſchaft weiſt der Hofname Vlrich Planinſchak (von ſl. planina = Alm).

Deutſche Namen: Caspar Hollenberger (Ambroſienperg), Otto in Erlach (Koprein), Im puchperg (Sulzbach), Jannes Im Tannach (St. Primus), Jacob zu Lindperg (St. Primus), Janko im pawmgartten. — In demſelben Gebiet weiſen auf Almwirtſchaft die Hofnamen Marko vnderm Ochſenperg, Martin am guph vnderm Ochſenberg ſowie Peter an der alben (ſpäter = Planinſ̂ek).

[149] Sloweniſche Namen: Janes, Janko, Juri, Järnne (Jernej), alles Vornamen. Juritſch bzw. Jurſitz (von Juri), Gregor Thomaſchitz (von Thomas), Nicla Clemenſchakh (von Clemens), Marquart Crnawecz (Rjavec von rjav = roſtig, braun), Gregor Dvornikh (von dvor = Hof, etwa Höfler), Streletz (von aſl. strela = Pfeil bzw. aſl. strēlъ = Schießen, Jagd), Vlrich Knes (von ſl. knez = Fürſt, Ritter) und Suppan (Župan, hier = Amtmann).

Deutſche Namen: Hermendl, Lamprecht, Vlrich am gerolts (Karniza), Oswalt am guntherts (Raducha), Nicus Dietmar (Raducha), Michel Sibolt (Hl. Geiſt), Juri Chunigsperg (Podvolovljek), Schengkh, Nachtigal (beide Seeland), Strugl (Trögern), Maltz (Ebriach), Martin Gerlach, Ernſtl Gäller, Stainer, Fritzl, Rapold (alle Vellach), Fleis in der Coprein.

[150] Cogelnik (vom deutſchen Kogel), Rigelnigk (vom deutſchen Riegel), Wallantitſch (wohl vom deutſchen Wallandt), Nicla w plaſe (v plazih = im Rutſchgelände) hinderm Oxenberg, Marko hergot

In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts hat die Rodung den Grenzwaldgürtel von 2 Seiten durchſtoßen und damit im großen und ganzen ihr Ende erreicht.

Von Norden drangen die Sponheimer gegen das Quellgebiet der Sann vor und gerieten dabei mit Oberburg aneinander. Der kärntniſche Vorſtoß richtete ſich auf den ſchwächſten Teil der Waſſerſcheidengrenze, nämlich gegen den breiten, waldbedeckten Kamm im Verlaufe der Paßregion des Seeberggebietes, der von mehreren Übergängen zwiſchen 1300—1400 m gequert wird.

Hier gelang es den kärntniſchen Siedlern offenbar, erheblich nach Süden vorzuſtoßen, wohl bis auf die Hochtalböden der Sann („Loſekche" = Loſſekker, Lozekar) und wahrſcheinlich ſogar bis zum Sanndurchbruch an der Nadelenge („Retroportam" = 1426 vnderm Tor-Zavratnik).

Denn 1268 kommt es zu Grenzſtreitigkeiten zwiſchen dem Herzog Ulrich III. von Kärnten und dem Kloſter Oberburg an dieſen Punkten. Durch eine Beſchwerde des Oberburger Abtes[151] kommt das ſponheimiſche Vordringen zum Stehen.

Ulrich III. erkannte damals die Rechte des Kloſters Oberburg am Walde Sulzbach bis zu den Bergen Loſek und Erlalb (= Olſ̌eva)[152] an.

Ein Eindringen Kärntens in den Sulzbacher Keſſel und bis zur Nadelenge war ſomit verhindert worden, aber immer noch kam es im Gebiete der Waſſerſcheide zu privaten Beſitzſtreitigkeiten.

Einige Jahre früher als an der Uſchowa war es auch im Südoſten des Oberburger Gebiets auf dem Plateau von Dobroll zu Grenzſtreitigkeiten gekommen. 1255 ſtieß Oberburg hier mit ſeinen Nachbarn, den Freien von Sanneck, zuſammen, konnte jedoch die Waſſerſcheidengrenze tatſächlich durchſetzen[153].

Mit dem Aufeinandertreffen der beiden großen kärntniſchen und ſauniſchen Grundherrſchaften in der Mitte des Grenzgürtels auf dem waſſerſcheidenden Kamm im Jahre 1268 iſt die Rodung großen Stils wohl abgeſchloſſen worden. An dieſer haben ſowohl Slowenen als Deutſche teilgenommen[154].

Aber ſchon früh wurden die im Gebirge angeſiedelten deutſchen Bauern von den Slowenen aufgeſogen, wahrſcheinlich ſchon Ende des 13. / Anfang des 14. Jahrhunderts beginnend.

Die Urbare des 15. Jahrhunderts weiſen ſehr häufig bereits ſloweniſche Perſonennamen bei deutſchen Nachnamen auf.

Ein typiſches Beiſpiel für die Sloweniſierung der Namen gibt die Oberburger

---

im Wertaſch (Vrtačnik), Janſek Im nyderm laz (= Gereut) Strorigel, Marko Im Aſang (Brandrodung) zawerchom (= za vrhom = hinterm Berg).

[151] Orožen, Stift Oberburg, S. 49. M. C. IV, Nr. 2971.

[152] „silvam que dicitur Sulzpach, ad suum monasterium pertinere usque ad terminos sive vertices moncium Losek et Erlalb" ſiehe Orožen, Stift Oberburg, S. 51; M. C. IV, 2, S. 695, Nr. 2982; vgl. Wutte, Deutſche Berg- und Flußnamen . . ., S. 102.

[153] Über den Streit wegen des Berges „Dobruel" ſiehe Orožen, Stift Oberburg, S. 34; von Zahn, U. B. Steiermark III, S. 245.

[154] Üben das Beſtehen einer ſlawiſchen Rodungsſiedlung ſiehe E. Klebel, a. a. O., 1934, S. 48; über die Teilnahme von Deutſchen an der Beſiedlung des Oberburger Gebiets ſiehe Stegenſ̌ek, a. a. O., 1910, S. 23.

Gültenſchätzung von 1542 im Vergleich zum Oberburger Urbar von 1426. Da heißt z. B. der Bauer „am Firſt“ von 1426 im Jahre 1542 „Naslämi“, der Michel an der Eben-Gregor Raunſchakh, der Michel in der Gruben-Juri Jambnickh, der Chriſtan an der Tratten-Paull Tratnikh, der Janes im durrenberg-Thomaß Suchowerſchnikh uſw.[155]

Im frühen Mittelalter ſtellt dieſer ganze Grenzgürtel ein großes völkiſches Miſchungsgebiet dar. Jedoch iſt der Grad der Aufſaugung der Deutſchen im Norden und Süden des Gebirges verſchieden; während die deutſchen Namen des Oberburger Gebiets von ca. 33% im 15. Jahrhundert auf wenig über 10% im 19. Jahrhundert herabſanken, ſind die Verhältniſſe im oberen Vellachgebiet ungefähr ſtabil geblieben. Der Rückgang beträgt nur wenige Prozente.

Es zeigt ſich, daß es den grundherrſchaftlichen deutſchen Kräften wohl gelungen iſt, die Oſtkarawanken und Steiner Alpen zu einer deutſchen Kulturlandſchaft umzugeſtalten, nicht aber dieſe Gebiete überwiegend und für die Dauer dem deutſchen Volksboden einzuverleiben.

Dafür war die Zahl der angeſetzten deutſchen Siedler, bis zu 50% im ſüdlichen Jauntal, bis über 20% am Nordrand der oberkrainiſchen Ebene und durchſchnittlich 33,3% im Gebirge, zu ſchwach.

Der zahlenmäßige Rückgang des deutſchen Volkstums hat innerhalb des Berglandes nur in dem bei Kärnten verbliebenen, etwas verſtümmelten Eiſenkappler Bezirk[156] aufgehalten werden können, ja ſeit der letzten Zeit beginnt das bisher nur auf die Sprachinſel[157] des Marktes Eiſenkappel beſchränkte Deutſchtum auch ſtärker in die Umgebung einzudringen. Im Jahre 1934 wohnten im Gerichtsbezirk Eiſenkappel rund 40% Deutſche gegenüber rund 26% im Jahre 1910. Dabei iſt allerdings zu berückſichtigen, daß der Hauptteil der Deutſchen im Markte Eiſenkappel wohnt, ſo daß das übrige weite Gebirgsland im Oberlauf der Vellach nach E. Montag nur 21,6% Deutſche enthält[158].

---

[155] Ferner wird aus Chunigsperg—Khunperſchnikh, heute Kunspernik, aus Michel am puhel = Chribernikh, aus Wulfing am ſattl = Sedlſchakh, aus Oswalt am guntherts = günterſchnikh, aus dienſtman = deſchman, aus prieſter = preſtar und aus Sibolt (1542) der heutige Zibout.

[156] Die ſüdlich der Waſſerſcheide gelegene Gemeinde Seeland ſowie das Mießquellgebiet (Koprein) mußten ohne Abſtimmung an Südſlawien abgetreten werden.

[157] Seit 1934 hat der Markt Eiſenkappel (76,1% Deutſche) ſeinen Sprachinſelcharakter verloren, da nun längs des Vellachtales über Rechberg Verbindung zu der deutſchen Mehrheitsgemeinde Sittersdorf beſteht. (Montag, a. a. O., S. 103.)

[158] Bei Abſchluß dieſes Aufſatzes werde ich auf frdl. Veranlaſſung von Herrn Prof. Dr. Haſſinger auf die Arbeit von Erich Montag, Die Veränderungen im bäuerlichen Siedlungsbild und in der völkiſchen Zuſammenſetzung des Gerichtsbezirkes Eiſenkappel (Kärnten), Sonderabdruck aus dem Geogr. Jahresbericht aus Öſterreich, XVIII. Bd., (1935), S. 96—103, aufmerkſam gemacht.

Dieſe Arbeit, ein Auszug aus einer Wiener Diſſertation, ſchließt in zeitlichem Sinne an die hier behandelten Fragen an und befaßt ſich mit der Siedlungsentwicklung ſeit Ende des 18. Jahrhunderts. Auf Grund meines im Winter 1931/32 in Klagenfurt erarbeiteten Archivmaterials bin ich bereits vor mehreren Jahren zu ganz ähnlichen Ergebniſſen wie Montag gelangt. Näheres hierüber z. T. in der eingangs zitierten ungedruckten Grazer Diſſertation, S. 775—780, und Anhang (Tabellen).

Über die deutſchen Koloniſten der erſten Auswanderungsperiode (1722–1726) in Ungarn

Von Johann Weidlein

Auf die mannigfachen Urſachen der Auswanderungen im 18. Jahrhundert wurde ſchon wiederholt hingewieſen, und es fehlen auch eingehende Schilderungen der Siedler und ihrer materiellen Lage nicht mehr, trotzdem die zeitgenöſſiſchen Aufzeichnungen über die erſte Auswanderungswelle ſehr lückenhaft ſind. Die zuſammenfaſſenden Schilderungen der deutſchen Koloniſten beruhen hauptſächlich auf dem Werke Joh. Eimanns aus dem Jahre 1822[1], oder höchſtens auf den in den Archiven der alten und neuen Heimat aufbewahrten vielen Auswanderungsakten der joſephiniſchen Zeit, und ſo dürften ſie ſich wohl nur auf die zweite und dritte Auswanderungsperiode beziehen, auf die meiſten Koloniſten der Batſchka und des Banats, aber durchaus nicht auf die Siedler der Schwäbiſchen Türkei. Die Neubeſiedlung der Komitate Tolnau und Baranya hat nämlich gleich nach Beendigung der Kurutzenkämpfe begonnen und war am Ende der 1720er Jahre im großen und ganzen ſchon abgeſchloſſen. Es entſtanden zwar auch ſpäter noch neue Dörfer; die deutſche Hauptbeſiedlung der Schwäbiſchen Türkei fällt aber in der Hauptſache in das dritte Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts. Die deutſchen Koloniſten dieſer Landſchaft werden von R. Hartmann mit folgenden Worten charakteriſiert[2]: „Ein buntes Volk iſt's, was ſich aufmacht zur Donauſtraße: ältere, durch Unglücksfälle verarmte Männer, die ausziehen, um für Weib und Kind eine neue Heimat zu ſuchen; junge, beherzte Mädchen, ‚die ihre Brüder ſehen wollen'; arbeitsſcheue Taugenichtſe und Leute, denen der Büttel auf der Ferſe ſitzt; zweite und dritte Söhne, die zwar wenig Hab und Gut, aber dafür ein geiſtiges Erbe mit ſich tragen aus willenshartem, gläubigem, ſittenſtarkem Bauerntum, das in der fremden Erde Wurzel ſchlagen will ..." (S. 8). K. Kogutowicz hat nur die dunklen, nicht die hellen Farben dieſer Schilderung mit der Bemerkung übernommen, daß die deutſchen Koloniſten die Wirtſchaftsweiſe in Ungarn erſt erlernen mußten, und daß es unter ihnen ſehr viele gab, die ſich auf Feldarbeit gar nicht verſtanden haben[3]. Ob dies den Tatſachen entſpricht und ſich auf die Koloniſten der erſten Auswanderungsperiode, alſo auch auf die Hauptmaſſe der deutſchen Siedler im ſüdlichen Transdanubien bezieht, iſt die Frage, die uns im folgenden mit Heranziehung bekannter, größtenteils aber noch unveröffentlichter Auswanderungsakten beſchäftigen ſoll. Briefe und ſonſtige Aktenſtücke, die nur Einzelfälle betreffen, wollen wir hier außer acht laſſen, obzwar ſie über die wirtſchaftlichen Verhältniſſe der Auswanderer oft mehr berichten können als die Verordnungen der Landesherren[4]. Nicht darauf wollen wir hindeuten, daß etliche Koloniſten eine beträchtliche Geldſumme mit in ihre neue Heimat gebracht haben — ſolche Fälle ſind ja in großer Anzahl ſchon bekannt[5] —, ſondern auf die grundſätzliche Stellungnahme der Landesherren „drinnen und draußen", die die Auswanderung der begüterten Bauern nicht verhinderten bzw. nur jene Siedler die Grenze Ungarns überſchreiten ließen, die „wenig was an Mittel mitbrachten", die Mittelloſen aber ohne weiteres in ihre alte Heimat zurückwieſen. Die armen Bettler blieben alſo zu Hauſe, die begüterten Bauern und Handwerker aber wurden von den ungariſchen Grundherren „gar gern paſſiret". Da nun die deutſchen Koloniſten der Schwäbiſchen Türkei nach Beweis ihrer Mundarten größtenteils aus der Abtei, aus Heſſen, Württemberg und vom Oberrhein ſtammen, müſſen wir unter den älteſten Auswanderungsakten dieſer Länder eine Umſchau halten, um auf die behandelte Frage eine verläßliche Antwort zu erhalten.

---

[1] J. Eimann, Der deutſche Koloniſt. Peſth 1822, Neudruck Ervenka 1928.

[2] R. Hartmann, Die Schwäbiſche Türkei im 18. Jh. Budapeſt 1935.

[3] K. Kogutowicz, Transdanubien und die kleine Ebene, II. Bd., S. 111. Szeged 1936 (ung.).

Unſere älteſten Berichte ſtammen aus Fulda[6]. Unter den Auswanderungsakten des Fuldiſchen Archivs in Marburg a. d. Lahn[7] leſen wir vor allem ein öffentliches Patent des reichsfürſtl. Abtes Conſtantin von Buttlar vom 28. Mai 1718. Darin wird kundgemacht, daß einer der Landesuntertanen, namens Konrad Röder aus Dippach, neulich aus Ungarn zurückkehrte und dort „alles Leibeigen, oder ſonſten ſo beſchaffen befunden, daß ein deutſcher allda nicht zu leben vermag". Dieſer Mann hatte ſein Gut verkauft und auf der Reiſe das meiſte davon „aufgerieben", deshalb warnt der Fürſt alle ſeine Untertanen, daß in der Zukunft nur jenem Zurückkehrenden ein Unterhalt geſtattet wird, „der denn würklich 200 fl. an Geld wiederum ins Land bringe", weil zu befürchten iſt, daß das Land durch dieſe bei ſolcher „Hin- und Herziehung verarmten Leute mit Bettlern überſchüttet wird."

Schon durch dieſe landesherrliche Beſtimmung wäre hinlänglich bewieſen, daß die Fuldaer nicht mittellos in der neuen Heimat ankamen, denn wenn ſie 200 Gulden wieder mit zurückbringen mußten, dann mußten ſie wenigſtens dieſelbe Summe von

---

[4] Vgl. den Brief Marx Schlichthärlins aus 1718. Deutſch-ungariſche Heimatblätter, Jg. 1933, S. 81.

[5] S. Lenz, Deutſche Koloniſten ſuchen ihre Erbſchaft in der alten Heimat. Sonntagsblatt vom 10. März 1934 (Budapeſt). — Vgl. auch R. Hartmann, a. a. O., S. 25. — Dann J. Hack, Auswanderung Fuldaer Landesuntertanen nach Ungarn. Deutſch-ungariſche Heimatblätter, Jg. 1931, S. 303 ff. — O. Hienerwadel, Der Anteil der Baar an dem Schwabenzug nach Ungarn, ebd., Jg. 1929 ff.

[6] Die Fuldaer Auswanderungsakten wurden von J. Hack z. T. ſchon veröffentlicht. Vgl. Buchenblätter, Beilage der Fuldaer Zeitung. 1930, Nr. 29—36, auch in Deutſch-ungariſche Heimatblätter, Jg. 1931. Dabei wurden aber die älteſten Aktenſtücke, die für uns am wichtigſten wären, kaum beachtet.

[7] Fuldiſches Archiv. Polizeiſachen A. X. (O. S. S. 1140).

Hauſe mitgenommen haben. Das heißt mit anderen Worten: nur diejenigen, die 200 Gulden an Geld beſaßen, wurden als Siedler in Ungarn aufgenommen, daß ſomit ein jeder Auswanderer wenigſtens 200 Gulden in die neue Heimat mitgenommen hat[8]. Die Zurückkehrenden mußten dann das mitgenommene Geld, wenigſtens 200 Gulden, den Beamten vorzeigen, bevor ihnen der Unterhalt wieder geſtattet wurde.

Der Fuldaer Reichsfürſt verbietet alſo die Auswanderung nicht, doch ergreift er jede Gelegenheit, um die Auswanderungsluſtigen von ihrem Plan abzulenken. Im Mai 1722 erfährt er[9], „wie die in Ungarn ferner ziehende Unterthanen (50 Haushälte) zu Regensburg wieder zurückgewieſen wurden, mithin als Betteleüthe nach verzehren ihrer noch wenig übrig gehabten effecten ins Land wieder kommen thäten“, und alsbald macht er dieſes allen ſeinen Beamten zu wiſſen und ſchreibt[10]:

„...obwohl keinem verwehret würde, nach abgelegter Schuldigkeit hinzuziehen, wohin er will, dazumahlen das Land mit Unterthanen und Leüthen noch genugſam angefüllet iſt, weillen aber gleichwohlen wahrgenommen wurde, daß bei derlei hin und herziehung die mehreſten ihr aus denen verkauften Güthern erlöſtes Geld verzehret und als Betteleüth wieder ihren Unterhalt allhier ſuchen“..., wiederholt er ſeine Warnung „wegen des ſo ſtark in Schwung gehende Ziehen in Ungarn in unbegründeter Hoffnung daſelbſt beſſer anzukommen oder ſozuſagen gegen nichts gute Güther zu bekommen“ — und fordert ſeine Beamten wieder auf, ſie ſollen nur jenen Zurückkehrenden einen Unterhalt geſtatten, die wenigſtens 200 fl. ins Land zurückbringen.

Dieſe Zirkularverordnung enthält alſo wieder eine Warnung, aber kein Verbot der Auswanderung. Die Beamten konnten die Auswandernden alſo nur auf die Gefahren aufmerkſam machen, die ihnen auf der Reiſe begegnen können, den Beharrlichen mußten ſie aber doch eine Reiſebewilligung ausſtellen. Auch mußten ſie von den „beſſer unterrichteten“ Bauern oft eine Belehrung annehmen, wie dieſes auch dem Fuldaer Amtsverweſer Agricola geſchah. Dieſer hatte einem Reiſeluſtigen das fürſtliche Schreiben „zu verſtehen gegeben, dieſer hingegen aber zu Antwort geſetzet, wie ſie davon ſchon beſſer benachrichtigt wären, weil ſolches nur auf diejenigen gemeint wäre, welche gar nichts hätten und mitbrächten als viele arme Kinder und nicht einmahl mit dem Zehrgeld in Ungarn verſehen wären, mithin denen anderen leüth auf dem Schiff lauter ungemach verurſacht; deren aber, ſo ein wenig was an Mittel mitbrächten, wohl über 200 noch von dem H. Prinzen Eugenio verlangt und gar gern paſſiret würden". Da zu befürchten ſtand, daß durch dieſe oder noch kommende Nachricht „das Ziehen in Ungarn" noch eifriger werden dürfte, ſo bittet man darüber einen landesfürſtlichen Befehl.

---

[8] Ein Werbezettel aus 1736 ſagt: Als Einrichtung iſt von aller Anfang an unbedingt notwendig . . . zuſammen 200 fl. Jene Familien, die den Betrag von 200 fl. beſitzen und ſich bis an Ort und Stelle verköſtigen, mithin aus eigenen Mitteln ſich einrichten können, erhalten 5 ganze Freijahre. Vgl. Göttling, Aus Vergangenheit und Gegenwart des deutſch-ungariſchen Volkes. Budapeſt 1930, S. 50. — Nach J. Hack entſprechen dieſe 200 Gulden einem heutigen Geldwert von etwa 3500 Reichsmark. Siehe J. Hack, ebd. — In der Batſchka war die Vorausſetzung für die Annahme als Siedler katholiſches Bekenntnis und der Beſitz eines Vermögens von 500 fl. Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums, Bd. 1, S. 306.

[9] Fuldiſches Archiv, ebd. X, 1. Folio 9—10.

[10] Ebd., Folio 6.

Dieſe einzige Urkunde, die von einem Fuldaer Amtmann namens Herlich verfaßt wurde, löſt mit einem Schlage eine Reihe von wichtigen Problemen. Vor allem rechtfertigt ſie die Ergebniſſe der Mundartenforſchung, die eine Menge Fuldaer Dörfer in der unteren Baranya, wo auch die Bellyeer Domäne Prinz Eugens liegt, entdeckt hat[11]. Das Hauptziel der erſten Fuldaer Auswanderungen war alſo die öſtliche Baranya, und Prinz Eugen verlangte im Jahre 1722 noch 200 nicht arme Fuldaer Familien, und es iſt ganz gewiß, daß die Daheimgebliebenen dieſe Nachricht von ihren damals ſchon ausgewanderten Landsleuten erhalten haben. Auch wußten die Fuldaer ganz gut, daß man nur ſolche Siedler ſucht, die „ein wenig was an Mittel" mitbringen, und daß die armen und mittelloſen Leute zu Regensburg zurückgewieſen werden, wie es auch jenen 50 Familien geſchah, die in der obigen Zirkularverordnung erwähnt ſind.

Die Beamten wiſſen alſo nicht, was des Landesherrn Willen iſt: er warnt ſeine Untertanen vor der Auswanderung, verbietet ſie aber nicht. Was ſoll nun der arme Amtmann tun, wenn die Untertanen doch maſſenhaft auswandern wollen? Der Landesherr Konſtantin gibt ihm alsbald eine offene Antwort, indem er am 10. Mai 1722 ſchreibt[12]:

„Es iſt der gemeine Mann noch ſo überflüſſig, daß man deren noch viel entbehren kann, welches das viele Supplicieren manchmahl von 10 Perſonen zu einem wüſten Plätzlein genugſam demonſtriret, cui accedit folgendes unfehlbare ratiocinium: entweder iſt der abgehende Unterthan reich oder arm; iſt er reich, ſo kann er doch ſeine liegenden Güther nicht mittragen; iſt er arm, ſo iſt nichts an ihm zu verlieren. Dahero und weillen der Unterthanen ohne dem mehr wie obgemeldet als der nöthigen Güthern, mach (mag) ihnen in Gottes namen praestitis prius praestandis et solutis debitis, der Paß nach Ungarn gegeben werden, damit es aber an unſer landesvätterlichen Vorſorg auch nicht ermangle, expediatur ut diximus in ſchärferen Terminis obiges dehortatorium..."

Die fürſtliche Warnung ſoll alſo in ſchärferen Worten kundgemacht werden, übrigens können aber die Untertanen nach abgelegter Schuldigkeit hinziehen, wohin ſie wollen. Auch der Reiche kann fortwandern, da er ſeine liegenden Güter doch nicht mitnehmen kann, am Armen iſt ja ohnehin nichts zu verlieren — nur daß die Armen weder von den Privatgrundherrſchaften, noch vom Staate (ſiehe unten!) als Siedler übernommen wurden. Fürſt Konſtantin war jedenfalls in großem Irrtum, wenn er glaubte, die Auswanderung des reichen Mannes ſei für das Land nicht nachteilig: das durch Verkauf ſeines Vermögens erhaltene Geld nahm er doch mit ins Ausland, und ſomit wurde auch der Staat ärmer. Dieſe Wahrheit erkannte man in Deutſchland erſt viel ſpäter. In Hanau z. B. verſucht man ſchon im Jahre 1741 bei den reicheren, aber nur bei den reicheren Reiſeluſtigen, „ob ſie nicht dahin diſponieren, daß ſie im Land bleiben“[13]. Daß das mitgenommene Geld der Auswanderer das Land ärmer macht, wurde in Fulda erſt während der zweiten Auswanderungswelle im Jahre 1766 bemerkt. In einem Akt vom 15. Februar 1766[14] heißt es, daß „das Geld mit denen leuthen aus dem Land fließt“. Zwei Jahre ſpäter erſcheint ein „kaiſerliches Patent wegen verbotener Emigration aus dem Reiche betreffend“[15], in welchem zur Bekämpfung der Auswanderung befohlen wird, daß niemand ſein Hab und Gut veräußern darf[16]. Seit dieſen Jahren iſt man alſo beſtrebt, womöglich nur arme und entbehrliche Leute aus dem Land ziehen zu laſſen. Solche Leute, die kein Vermögen hatten und eben deshalb ſchon unterwegs mit Reiſegeldern, in der neuen Heimat angelangt aber mit mancherlei ſtaatlichen oder herrſchaftlichen Begünſtigungen unterſtützt werden mußten. Die Koloniſten der erſten Auswanderungswelle, die Siedler der karoliniſchen Anſiedlung haben dagegen die Reiſe noch auf eigene Koſten gemacht, ſie mußten ihre Häuſer in der neuen Heimat ſelbſt bauen und das Wirtſchaftsinventar ſelbſt kaufen. Ihnen wurden geringe Unterſtützungen zuteil[17], trotzdem bewährte ſich dieſe erſte Anſiedlung hauptſächlich infolge der angeborenen Tüchtigkeit der bäuerlichen Siedler viel beſſer als die ſpätere künſtlich geſchützte thereſianiſche Impopulation, die oft mit ungeeigneten Elementen, mit Schäfern, Beiſitzern und anderen, zu Hauſe „entbehrlichen Leuten“ arbeiten mußte.

---

[11] J. Weidlein, Fuldaer Mundarten in Ungarn. Deutſch-ungariſche Heimatblätter 1932.

[12] Fuldiſches Archiv, ebd.

In der erſten Auswanderungsperiode wurden alſo — außer den Handwerkern — nur ziemlich wohlhabende Leute, hauptſächlich Bauern, in Ungarn angeſiedelt. Auch in Heſſen waren es Bauern, die zu dieſer Zeit ihre Heimat verlaſſen haben und nach Ungarn ausgewandert ſind. Hier regierte damals Landgraf Ernſt Ludwig (1688 bis 1739), deſſen tolle Hetzjagden das Bauernvolk in große Not brachten. Schon 1709 beklagte man ſich beſonders in der Obergrafſchaft darüber, daß durch die Parforcejagden „den armen Leuten die Samen und Früchte durchritten, durchjagd und niedergetreten und verderbet“ werden. Alsbald begann die Auswanderung der Bauern, die trotz verſchiedener Maßnahmen der Obrigkeit immer größere Dimenſionen annahm. In den Jahren 1721—1723 wanderten weit über 300 Perſonen aus Heſſen-Darmſtadt nach Ungarn aus. Auch bei den im Jahre 1724 Ausgewanderten wird als Grund des Wegzuges angegeben, „es ſei das Wild im ganzen Land dergeſtalten in der Menge angewachſen, daß der Bauersmann kaum etwas im Feld erhalten konnte;

---

[13] Acta der hochfürſtl. Heſſiſchen Regierung zu Hanau. St. B. 2940 (in Marburg a. d. Lahn).

[14] Fuldiſches Archiv, ebd. X, 1, Folio 34.

[15] Ebd. X, 7.

[16] Vgl. auch Deutſch-ungariſche Heimatblätter, Jg. 1931, S. 274.

[17] Die Koloniſten dieſer Periode erhielten im weſentlichen nichts weiter als die Grundſtücke, die ſie zunächſt vom Geſtrüpp zu ſäubern hatten. In Tevel verlangte man ſogar für das Ackerfeld 50 Gulden von ihnen. Vgl. Göttling, a. a. O. S. 48.

auch ſei die Beſchwerung ſo ſtark geworden, daß ſelbige der Landmann ohnmöglich tragen und abſtatten kann“[18].

Das Hauptziel der Fuldaer Auswanderung war die Schwäbiſche Türkei, namentlich die untere Baranya. Auch die Nachkommen der heſſiſchen Auswanderer leben in der Schwäbiſchen Türkei, in den lutheriſchen Dörfern der Tolnau[19], nur wenige ſind in das Banat, nach Langenfeld[20] gezogen. Auch im Banat wurden damals nur brauchbare und wohlhabende Leute aufgenommen. Vermögensloſe Elemente, „welche eben aus Abgang der Mittel ſich weder häußlich niderlaſſen noch eine Würtſchaft antreten, oder beſorgen können, ſondern ſich anderen Inwohnern zum Laſt auf das Betteln und herumbgarden nothwendig begeben und verlegen müßen“, wurden an den Grenzen Ungarns aufgehalten und zurückgewieſen, wie das aus dem Kaiſerlichen Erlaß vom 4. Juli 1724, der ſich auf die oberen Kreislande, d. h. Teile des heutigen Baden und Württemberg, bezieht, hervorgeht[21].

Die hier behandelten amtlichen Aktenſtücke der erſten Auswanderungsperiode beweiſen ſchon zur Genüge, daß bei der Behandlung der neuzeitlichen deutſchen Anſiedlung in Ungarn die deutſche Auswanderung der verſchiedenen Jahrzehnte mit ihren recht verſchiedenen Vorausſetzungen nicht in einen Topf geworfen werden dürfen. In den 1720er Jahren ſind noch viele begüterte Leute aus den weſtdeutſchen Landen nach Ungarn ausgewandert, und weil zur Neubeſiedlung der verwüſteten Landſchaften vorläufig genügend vermögende Siedler zur Verfügung ſtanden, ſind die Unbemittelten noch grundſätzlich abgewieſen worden. Sobald man aber in Deutſchland auf die Gefahr der Verarmung aufmerkſam wurde, die den Ländern durch Fortwanderung der reicheren Untertanen drohte, wurden meiſtens nur noch arme, entbehrliche Leute fortgelaſſen[22], die man aber im Banat zur Zeit der thereſianiſchen Impopulation mit offenen Armen empfangen hat, jedoch mit allerlei Begünſtigungen unterſtützen mußte. Von dieſen ſpäteren Auswanderungswellen blieb die Schwäbiſche Türkei ſo ziemlich unberührt. Bloß zwei Dörfer entſtanden hier in den 1780er Jahren, nämlich Dunakömlöd und Németkér (1785), andere bekamen höchſtens durch Zuſiedlung neue, aber arme Bewohner, die Kleinhäusler und Beiſitzer — die Hauptmaſſe der deutſchen Bauern ließ ſich aber im dritten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts in den Komitaten Tolnau und Baranya nieder. Und dieſe erſten Koloniſten waren weder Taugenichtſe noch Verbrecher, ſondern einfache Bauern, die auch die Feldarbeit nicht erſt in ihrer neuen Heimat erlernen mußten.

---

[18] Vgl. W. Diehl, Bilder aus der heſſiſchen Vergangenheit, Heſſiſche Volksbücher VI. Friedberg 1910, S. 58—64.

[19] J. Schmidt, Deutſch-ungariſche Heimatblätter, Jg. 1932, S. 232ff.

[20] Langenfeld iſt ein nach dem Türkenkrieg von 1737—1739 von Deutſchen nicht wieder beſetztes Dorf ſüdlich von Weißkirchen.

[21] Deutſch-ungariſche Heimatblätter, Jg. 1930, S. 43.

[22] Unter den zahlreichen Fuldaer Auswanderern aus 1787 befand ſich nur ein einziger gutſtehender Bauer (J. Adam Zinkand aus Herolz), der aber verſoffen war und aus Verärgerung wegen ſeinen Kindern ohne Paß nach Ungarn gezogen iſt. Man hoffte ihn und von den etwa 90 ausgewanderten Familien nur dieſen einzigen Mann wieder zurückzubringen. Zu gleicher Zeit will man einen anderen, aber armen Trunkenbold, namens Birkenſer, ſeiner ſchon ausgewanderten Frau „Obrigkeitswegen“ nachſchicken! (Vgl. Fuldiſches Archiv, ebd. X, 11.)

Neuere Arbeiten über Unterſteiermark

Von Max Schmidt

Als in den Umſturztagen des Jahres 1918 ſich das Schickſal der Unterſteiermark auf des Meſſers Schneide befand, ſtand der militäriſchen Tatkraft der Südſlawen nur das Vertrauen der Steirer auf ihr Recht und die Überparteilichkeit der Friedenskonferenz in Paris entgegen. Damals wurden von deutſcher Seite die Verhandlungen durch eine große Reihe wiſſenſchaftlicher Arbeiten unterſtützt, allem voran durch die „Denkſchrift des akademiſchen Senates der Univerſität Graz“[1] und die Arbeiten der Deutſchen Mittelſtelle unter Leitung Prof. R. Siegers. Bekannt ſind die Arbeiten von Du Bois, Kamniker, Pfaundler, Pirchegger und Wutte[2–10]. Auch in den folgenden Jahren erſchienen dann weitere Arbeiten über die Unterſteiermark, gründlicher und ruhiger ausgearbeitet, die das Unrecht der Losreißung klar aufzeigten ſowie auch die Lage der Deutſchen im neuen Staate ſchilderten. So die Arbeiten von Luſchin-Ebengreuth, Lenz, Patterer, das Gedenkbuch der Südſteiermark von Hausmann, das Buch von Klein und die Gegenüberſtellung der kärntner und unterſteiriſchen Verhältniſſe durch Wutte-Lobmeyr[11–18].

---

[1] Die Südgrenze der deutſchen Steiermark, Denkſchrift des akademiſchen Senates der Univerſität Graz. Graz 1919, 58 S. und Karte.

[2] Du Bois, Warum Pettau und Umgebung zu Deutſchöſterreich gehört, Flugblätter für Deutſch-Öſterreichs Recht 30. Wien 1919, 8 S.

[3] Du Bois, Marburg und ſeine Umgebung, Flugbl. Nr. 23, 12 S.

[4] F. Kamniker, Das deutſche Murtal von Spielfeld bis Radkersburg, Flugbl. Nr. 19, 7 S.

[5] Deutſche und ſloweniſche Grenzforderungen, Flugbl. Nr. 27, 5 S.

[6] R. v. Pfaundler, Die Staatsgrenze Deutſchöſterreichs in Steiermark, Flugbl. Nr. 2, 8 S.

[7] H. Pirchegger, Das ſteiriſche Draugebiet, Flugbl. Nr. 25, 19 S.

[8] H. Pirchegger, Die ſloweniſchen Anſprüche in Unterſteiermark, Flugbl. Nr. 36, 15 S.

[9] H. Pirchegger, Das ſteiriſche Draugebiet — ein Teil Deutſchöſterreichs, hrsg. von der Deutſchen Mittelſtelle, Zweig Graz, 32 S.

[10] Deutſches Leid in Radkersburg. Radkersburg 1920.

[11] A. v. Luſchin-Ebengreuth, Die Zerreißung der Steiermark, zwei Denkſchriften. Graz 1921, 104 S. mit Karte.

[12] F. Eger, Die Deutſchen unter ſüdſlawiſcher Herrſchaft, Flugſchrift des Vereins Südmark über das Grenz- und Auslanddeutſchtum. Graz, 15 S.

[13] A. Lenz, Die deutſche Minderheit in Slowenien. Graz 1923.

[14] A. Patterer, Die Deutſchen in Slowenien, Flugſchrift des Vereins Südmark. Graz 1923, 12 S.

[15] Ein Notſchrei der deutſchen Minderheit in Slowenien. Cilli, 16 S.

[16] F. Hausmann, Südſteiermark, ein Gedenkbuch. Graz 1925, 411 S.

Langſam befaſſen ſich in den weiteren Jahren die Bearbeiter immer mehr mit Einzelfragen der Unterſteiermark, die dann tiefgreifend behandelt werden. Es erſchien 1928 noch eine kurze Schilderung der Geſamtlage von Plachki[19] und eine Darſtellung der Abwehrkämpfe im unteren Murtal von Lechner[20], dann aber iſt es vor allem Morocutti in ſeinem Buche „Großdeutſchland — Großſüdſlawien[21], der, aus ſeiner unterſteiriſchen Heimat kommend, die Fragen des deutſchen Südlandes in die großen Zuſammenhänge der Völkergemeinſchaft ſtellt, wie auch Prof. Maull, der in der Zeitſchr. f. Geopolitik 1931, 1 die Südgrenze Öſterreichs im Raumzuſammenhange unterſucht[22]. G. May ſchildert das Leben der evangeliſchen Kirche in Slowenien[23], und ſchließlich erſchien 1931 von Lechner ein Heimatbuch über Radkersburg[24], das uns die ſüdöſtlichſte deutſche Stadt auf geſchloſſenem Volksboden in ihrem Kampf um ihre deutſche Zugehörigkeit zeigt.

Inzwiſchen ſchenkte in jahrzehntelanger Arbeit Hans Pirchegger ſeiner ſteiriſchen Heimat ihre Geſchichte[25]. Aus ſeiner reichen Quellenkenntnis heraus formte er das Geſchick der ganzen Steiermark von ihren Anfängen bis zum Umſturz in meiſterhafter Klarheit und gab damit zugleich die geſchichtliche Entwicklung der Unterſteiermark, die ſeit 800 Jahren ein untrennbares Stück der geſamtſteiriſchen und damit der inneröſterreichiſchen Geſchichte war. Der 1. Band der „Geſchichte der Steiermark“ war 1920 in Gotha erſchienen, eine zweite, völlig neue Auflage kam 1936 in Graz heraus. Beſonders dieſer erſte Band, der die Erwerbung und die Beſiedlung des Landes ſchildert ſowie das Entſtehen der Städte und Märkte, enthält die hiſtoriſchen Grundlagen für die deutſche Geſchichte des Unterlandes. Im 2. Band, der 1931 gleichfalls in Graz erſchien und die Zeitſpanne von 1282—1740 behandelt, wird beſonders die Geſchichte der Grafen von Cilli gegeben, der Anfall des Sanngaues ſowie eine ganz außerordentlich wertvolle Darſtellung des geſamten kulturellen, wirtſchaftlichen und ſozialen Lebens der Steiermark im ausgehenden Mittelalter. Im 3. Band finden wir einen Abſchnitt über das Erwachen des Nationalismus (S. 369 ff.), in dem beſonders die Anfänge der politiſchen Slowenenbewegung geſchildert ſind. In der Darſtellung der ſteiriſchen Zuſtände in den Sturmjahren 1848/49 nehmen naturgemäß die unterſteiriſchen Verhältniſſe einen ganz großen Raum ein (S. 377 ff.), und ihrer iſt auch in den folgenden Abſchnitten ununter-

---

[17] F. Klein, Zwiſchen Drau und Adria, in: Deutſche Art, treu bewahrt, Bd. 2. Wien 1925, 146 S.

[18] M. Wutte und O. Lobmeyr, Die Lage der Minderheiten in Kärnten und Slowenien. Klagenfurt 1926, 79 S.

[19] A. Plachki, Die Deutſchen in Unterſteiermark, Geſchichte und Schickſal des ſteiriſchen Unterlandes, Schriften d. D. S. Südmark. Graz 1928, 23 S.

[20] H. Lechner, Die Abwehrkämpfe im unteren Murtal. Graz 1928, 31 S.

[21] E. Morocutti, Großdeutſchland — Großſüdſlawien. Wien 1928, 103 S.

[22] O. Maull, Die verſtümmelten Grenzen Öſterreichs, Zeitſchr. f. Geopolitik. 1931, 1. Heft.

[23] G. May, Deutſch-evangeliſches Leben in Slowenien, Beihefte der Zeitſchr. „Die evangeliſche Diaſpora“. Leipzig 1927, 32 S.

[24] H. Lechner, Radkersburg, ein Heimatbuch. Graz 1931, 86 S.

[25] H. Pirchegger, Geſchichte der Steiermark, Bd. 1, 1. Aufl., in: Deutſche Landesgeſchichten. Gotha 1920, 432 S.; 2. Aufl. Graz 1936, 535 S.; Bd. 2. Graz 1931, 556 S.; Bd. 3. Graz 1934, 638 S.

brochen gedacht, ſo daß wir aus ihnen eine ganz ausgezeichnete geſchichtliche Darſtellung der Unterſteiermark entnehmen können. Den politiſchen, völkiſchen, religiöſen Verhältniſſen des Vaterlandes, dem Schulweſen und der Kunſt ſind eigene Unterabſchnitte gewidmet. Eine kurze Darſtellung der Abtrennung des Unterlandes beſchließt die unterſteiriſche Geſchichte (S. 563 ff.). Unter den Beilagen iſt eine über die wirtſchaftliche Kraft der Deutſchen und Slowenen (S. 577) und eine zweite über die Totenverluſte im Weltkrieg (S. 578 f.) für uns bedeutend.

In den letzten Jahren wurde eine ganze Reihe von Einzelfragen grundſätzlicher wiſſenſchaftlicher Unterſuchung unterzogen. So ſind es einmal die beiden Arbeiten von Gerhard Werner über die völkiſchen Verhältniſſe des Übermurgebietes und der Unterſteiermark. Erſtere Arbeit, als Aufſatz 1933 im Geographiſchen Jahresbericht aus Öſterreich erſchienen[26], ſchildert die Verhältniſſe des Deutſchtums in jenem Teile Weſtungarns, der 1919 an Südſlawien abgetreten wurde und in dem, unmittelbar an der oſtſteiriſchen und burgenländiſchen Grenze, Deutſche leben. Werner teilt das Gebiet in drei Zonen ein, in eine rein deutſche, aus drei Ortſchaften mit 959 deutſchen Einwohnern, eine gemiſchte Zone, die ſich 1921 auf 15 Gemeinden erſtreckte, mit 935 Deutſchen, während in der Bezirkshauptſtadt Olsnitz und in der Zerſtreuung weitere 405 Deutſche leben. Insgeſamt gibt es danach 1921 2 299 Deutſche im Übermurgebiet. Das Deutſchtum iſt alt und durch die Jahrhunderte nachweisbar, doch heute nur in der reindeutſchen Zone volksbewußt.

Die Arbeit über „Sprache und Volkstum in der Unterſteiermark" iſt 1935 in den „Forſchungen zur deutſchen Landes- und Volkskunde" erſchienen[27] und ſtellt die erſte und bisher einzige zuſammenfaſſende Darſtellung der Entwicklung des deutſchen Volkstums in dieſem Südoſtraum dar. In ſeinem Hauptteil ſchildert das Buch die Beſiedlung der Unterſteiermark durch Deutſche und Slowenen, das Werden der Sprachgrenze im Raume zwiſchen Radkersburg und Unterdrauburg im Laufe der Jahrhunderte, den ſozialen Aufbau der Bevölkerung, das Entſtehen des gemiſchtſprachigen Raumes und die heutige Volkslage. Im rein hiſtoriſchen Teil iſt eine überſichtliche Zuſammenſtellung der Entwicklung gegeben; neu iſt ein Verzeichnis der Burgen und Schlöſſer vom 12.—14. Jahrhundert mit einer Kartenſkizze, wobei auf die geographiſchen Grundzüge der Verteidigungslinien hingewieſen wird, wie auch im Anhang eine Steuerliſte der Marburger Bürger aus dem Jahre 1452 zum erſten Male veröffentlicht iſt, aus der der vollkommen deutſche Charakter der Stadt im hohen Mittelalter entnommen werden kann. Zwei Karten zeigen die Entwicklung der Sprachgrenze und des gemiſchtſprachigen Raumes nach Quellen vom Ende des 18. Jahrhunderts an, auch ein Kartogramm über die Verteilung des Großgrundbeſitzes iſt ſehr lehrreich. Eingehend werden die öffentlichen Volkszählungen beſprochen.

---

[26] G. Werner, Das Deutſchtum des Übermurgebietes, Geogr. Jahrber. aus Öſterreich, 17. Bd. Leipzig und Wien 1933, 15 S.

[27] G. Werner, Sprache und Volkstum in der Unterſteiermark, Forſchungen zur deutſchen Landes- und Volkskunde, 31. Bd, 3. Heft. Stuttgart 1935, 175 S.

Als bedeutendſtes Ergebnis dieſes Buches iſt aber die Durchführung und Veröffentlichung einer privaten deutſchen Volkszählung im Jahre 1928 zu werten, die entgegen den Ergebniſſen der ſtaatlichen Volkszählungen die tatſächliche Stärke des unterländiſchen Deutſchtums angibt. Danach wird dieſes auf rund 33 600 geſchätzt, das ſind 6,8% der Geſamtbevölkerung. Das Deutſchtum hat alſo ſeit 1910 tatſächlich die Hälfte ſeines Beſtandes eingebüßt, iſt aber gegenüber den Ergebniſſen der Volkszählung 1921 noch um 11 000 und gegenüber den Ergebniſſen 1931 um nahezu 22 000 Seelen ſtärker als die Slowenen anerkennen. Die Schlußbetrachtungen über Weſen und Beſtimmung des Volkstums und über den Begriff „Nation" haben allgemeingültigen Charakter. Das Buch fand auch in der ſloweniſchen Preſſe Anerkennung und im weſentlichen zuſtimmende Beurteilung.

1934 kam auch ein kleines Büchlein von H. Volkmar über Unterſteier heraus[28], das in kurzen Umriſſen die Verhältniſſe des Unterlandes ſchildert, mit beſonderer Berückſichtigung der heutigen politiſchen, kulturellen und wirtſchaftlichen Lage der Volksgruppe, und das vor allem für die Jugend beſtimmt iſt. Dieſe Schrift wurde vor allem wegen der Ausführungen zur Frage der deutſchgeſinnten Slowenen, der „Windiſchen", überaus heftig von der ſloweniſchen Preſſe angegriffen.

Die „Veröffentlichungen des Inſtituts zur Erforſchung des deutſchen Volkstums im Süden und Südoſten in München" brachten in den beiden letzten Jahren je eine wertvolle Monographie zur Geſchichte der Unterſteiermark. So 1935 eine Diſſertation von D. Kraft über „Das unterſteiriſche Drauland"[29], die eine ſehr gründliche Kulturlandſchaftsgeographie des Drautales zwiſchen Unterdrauburg und dem Draudurchbruch bis vor Marburg enthält. Sie zeigt die innige Verzahnung kultureller Einflüſſe aus dem Norden mit ſolchen aus dem Süden und Oſten und erweiſt in jeder Hinſicht den Charakter des Drautales als Übergangsgürtel und Durchgangslandſchaft. Sowohl die älteſte Form des Rauchſtubenhauſes ſowie die Flurverteilung zeigt den alten Einfluß deutſchen Volkstums, wie überhaupt die in der Arbeit durchgeführte Analyſe der Wirtſchaftsformen von außerordentlichem Wert iſt und beiſpielgebend ſein könnte. Die verkehrsgeographiſchen Unterſuchungen zeigen das Drautal mit der Radelpaßſtraße als Lebensader des Wirtſchaftsverkehrs zwiſchen Kärnten und der Mittelſteiermark, der es auch unbedingt geographiſch zuzurechnen iſt. Der Drauwald im Durchbruchstal hat zu allen Zeiten hohe trennende Wirkung gehabt. Es iſt wertvoll zu wiſſen, daß man im Anhang dieſes Buches eine Zuſammenſtellung und Erklärung der Orts- und Vulgärnamen im mittleren Drautal findet, die H. Pirchegger angefertigt hat, ſowie ein Bürgerverzeichnis von Saldenhofen aus dem Jahre 1579. Ein im Jahre 1936 erſchienenes Heft der „Veröffentlichungen" enthält wertvolle urkundliche Belege aus der Unterſteiermark aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts [29a].

---

[28] H. Volkmar, Unterſteier, die deutſche Südoſtmark. Deutſchlandsberg 1934, 47 S.

[29] D. Kraft, Das unterſteiriſche Drauland, Deutſches Grenzland zwiſchen Unterdrauburg und Marburg, Veröffentlichungen des Inſtituts zur Erforſchung des deutſchen Volkstums im Süden und Südoſten in München und des Inſtituts für oſtbayriſche Heimatforſchung in Paſſau, Nr. 10. München 1935, 155 S.

Das Jahr 1936 brachte noch eine Reihe weiterer Fortſchritte in der wiſſenſchaftlichen Erſchließung der Unterſteiermark. Pfarrer G. **May** aus Cilli ſchilderte in einem Aufſatz: „Evangeliſcher Glaube und Volkstum in Slowenien" [30] die Geſchichte des ſüdſteiriſchen Proteſtantismus, an Zahl heute etwa zweieinhalbtauſend Seelen ſtark, die ſich teilt in die Reformationsgeſchichte dieſes Gebietes und die Geſchichte der ſechs kleinen heutigen Pfarrgemeinden, die alle ganz jung ſind. Der Aufſatz iſt von grundſätzlichen Feſtſtellungen über die Verbundenheit von Volkstum und evangeliſchem Glauben im Außendeutſchtum getragen. — Prof. H. **Pirchegger** unterſuchte in den „Südoſtdeutſchen Forſchungen" das „Volkstum der unterſteiriſchen Städte und Märkte vor 1880" [31] und zeigt, daß in der Mitte des 19. Jahrhunderts von 40 unterſteiriſchen Städten und Märkten nur 7 eine ſloweniſch bewußte Gemeindevertretung hatten, gleichwie er aus Akten aus der Zeit Maria Thereſias und Joſefs II. für mehrere Orte und beſonders für Windiſch-Feiſtritz, das damals 532 deutſche und 210 windiſche Pfarrkinder gehabt hat, das Verlangen nach deutſchen Geiſtlichen aufzeigt.

Anfang Dezember 1936 beging der Marburger Männergeſangverein ſeine 90jährige Beſtandsfeier. Aus dieſem Anlaß erſchien eine 340 Seiten ſtarke bebilderte Chronik [32]. Sie ſtellt nicht nur eine ausführliche Geſchichte des Vereins dar und damit zugleich ein Stück Kulturgeſchichte der Stadt Marburg in den letzten 100 Jahren, ſondern gewährt darüber hinaus Einblick in das ganze kulturelle Leben der Unterſteiermark. Sie iſt damit ein wertvoller Beitrag zu deren wiſſenſchaftlicher Erkenntnis.

Eine Reihe wichtiger Fragen, die bisher noch unbeantwortet ſind, werden aber zur Zeit unterſucht. So wird in der nächſten Zeit dem Mangel einer einwandfreien kartographiſchen Darſtellung der völkiſchen Verhältniſſe in ihrer geographiſchen Gebundenheit durch die Herausgabe einer ſolchen Karte abgeholfen werden, wie denn überhaupt eine landeskundliche Unterſuchung dieſes Gebietes von wiſſenſchaftlicher Seite zu erwarten ſteht. Ein großer Mangel iſt nach wie vor das Fehlen einer gründlichen hiſtoriſchen Unterſuchung über den Umſturz in Unterſteiermark, doch iſt zu hoffen, daß die wiſſenſchaftliche Erfaſſung dieſes deutſchen Grenzgebietes von deutſcher Seite auch weiterhin vorangeht zum Nutzen der ſchwer ringenden deutſchen Volksgruppe.

*

[29a] H. Suette, Der nationale Kampf in der Südſteiermark, München 1936.

[30] G. May, Evangeliſcher Glaube und Volkstum in Slowenien, Zeitwende, 12. Jg. Berlin 1936, 4, 8 S.

[31] H. Pirchegger, Das Volkstum der unterſteiriſchen Städte und Märkte, Südoſtdeutſche Forſchungen I. München 1936, 5 S.

[32] Chronik des Männergeſangvereins in Maribor. Maribor 1936, 340 S.

Größere, ſtreng wiſſenſchaftliche Arbeiten von ſloweniſcher Seite über das Gebiet der Unterſteiermark fehlen vollkommen, dafür erſchien in den letzten Jahren in den verſchiedenen Zeitſchriften und Jahrbüchern eine Vielzahl wiſſenſchaftlicher und halbwiſſenſchaftlicher Aufſätze, die ſich mit Fragen dieſes Gebietes beſchäftigen. Vor allem ſind hier die beiden Hiſtoriker Dr. M. Kos und Dr. F. Baš vertreten. 1936 wurde eine Reihe von Vorträgen auf dem „Völkiſchen Jugendſchutzarbeitskurs des Cyrill- und Methodvereins in Laibach", des ſloweniſchen Schulvereins, geſammelt und unter der Aufſchrift „Unſere Grenzfragen" herausgegeben[33]. M. Kos beſchreibt darinnen vor allem die „Hiſtoriſche Entwicklung unſerer Volksgrenzen"[34], wobei die Ausdehnung der Alpenſlawen im 9. Jahrhundert in den ſüdöſtlichen Alpentälern, auf die die Slowenen immer wieder hinweiſen als auf ihren Volksboden, eine beſondere Betonung erfährt. Dieſer Raum ging den Slowenen durch die Germaniſierung verloren, ſo daß ſich bereits zur Zeit der Reformation die heutige Sprachgrenze im großen und ganzen herausbildet. F. Baš ſchildert in dieſem Buche die weitere Entwicklung der „Sloweniſchen Volksgrenze im Nordoſten"[35]. Er beſchreibt das völkiſche Miſchgebiet und das Zuſammenleben der Deutſchen und Slowenen, das Entſtehen der völkiſchen Gegenſätze, der deutſchen Stadt- und ſloweniſchen Landbevölkerung im 19. Jahrhundert und den Nationalitätenkampf der Vorkriegszeit, ſowie die „Liquidierung der Germaniſation" in den Nachkriegsjahren. Dadurch, daß er auch auf die geographiſchen und wirtſchaftlichen Grundlagen der Entwicklung eingeht, entſteht ein ſehr anſchauliches Bild des wiſſenſchaftlich ſloweniſchen Standpunktes, der ſich von dem allgemein publiziſtiſchen grundlegend unterſcheidet. Beide Arbeiten können auch von deutſcher Seite in den Grundzügen durchaus anerkannt werden und ſtellen wertvolle Beiträge zur Geſchichte der Unterſteiermark dar. Der Leiter des Cyrill- und Methodvereins, Ing. Mačkovšek, befaßt ſich in dieſem Buche noch mit einigen deutſchen Veröffentlichungen, aus denen er deutſche „Aſpirationen" auf ſloweniſches Gebiet ableiten zu müſſen glaubt[36], worin er aber überſieht, daß die Verteidigung unſeres Volksbeſtandes im heutigen Südſlawien keineswegs gleichbedeutend iſt mit einem „Imperialismus", der die Einverleibung ſlawiſcher Gebiete zum Ziele hätte.

Eine ganze Reihe von Aufſätzen der letzten Jahre befaßt ſich mit der Geſchichte der Stadt Marburg ſeit der Mitte des 19. Jahrhunderts. So ein Aufſatz von F. Baš im „Marburger Kalender 1936", worin er die ſtädtiſchen Verhältniſſe in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts ſchildert[37]. Die Bevölkerung Marburgs gibt er damals mit 6706 Einwohnern an. In einem Ausgabenverzeichnis von

---

[33] Naši obmejni problemi na omladinskem narodno-obrambnem tečaju družbe sv. Cirila in Metoda v Ljubljani. Ljubljana 1936.

[34] M. Kos, Historični razvoj slovenskih narodnostnih meja, S. 4ff.

[35] F. Baš, Slovenska narodnosta meja na severovzhodu, S. 19ff.

[36] J. Mačkovšek, Tuje aspiracije in imperializmi, S. 55ff.

[37] F. Baš, Iz starega velikega Maribora, Mariborski koledar 1936. Maribor 1936, S. 49ff.

1851 werden erſtmalig ſloweniſche Schulen in der deutſchen Stadt erwähnt. — Anläßlich der „Marburger Woche 1934" erſchien ein Werbebuch „Marburger Bilder", in dem F. J. Mrčenik die wirtſchaftliche und kulturelle Entwicklung Marburgs in den letzten hundert Jahren ſchildert[38]. Beſonders der zweite Teil, der die völkiſche und kulturelle Entwicklung beſpricht, iſt außerordentlich leſenswert. Er ſchildert das friedliche Zuſammenleben von Deutſchen und Slowenen ſowie das Entſtehen der drei Hauptſtrömungen, der liberal-deutſchen, der klerikal-ſloweniſchen und der ſozialiſtiſchen Richtung und den Verfall des Marburger politiſchen Lebens, wodurch die Führung der Deutſchen auf Pettau und die der Slowenen auf Cilli überging. Ferner beſchreibt er die Spaltung der Slowenen in Marburg und die Verſuche, dem deutſchen Vereinsleben ein ſloweniſches an die Seite zu ſtellen. Überall aber wird der führende deutſche Einfluß und die erdrückende deutſche Mehrheit ſtillſchweigend anerkannt. In dieſem Buch iſt auch ein Aufſatz über die Juden in Marburg[39].

Während alle dieſe Arbeiten durchaus wiſſenſchaftlich gehalten ſind und daher auch vom deutſchen Standpunkt durchaus Anerkennung verdienen, iſt eine Anzahl Arbeiten über Marburg erſchienen, die verſuchen, die beginnenden ſloweniſchen Strömungen in Marburg in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts möglichſt herauszuſtreichen. Hier ſind weitere Aufſätze aus dem „Marburger Kalender 1936" zu nennen, ſo einer von L. Pivko über den Sokol in Marburg[40], in dem die Gründung des Sokol und die erſten politiſchen Demonſtrationen gegen die Deutſchen verherrlicht werden, und ein zweiter Aufſatz von J. Glaſer, der den Streit zwiſchen dem ſloweniſchen Dichter Cankar und dem Schriftleiter der Zeitung „Stajerc" in Pettau, Karl Linhart, ſchildert[41].

Überaus aufſchlußreich iſt eine Zuſammenſtellung von J. Glaſer über die Marburger Zeitungen und Zeitſchriften[42]. Die älteſten Zeitungen ſind deutſch; bis 1902 war das Wochenblatt „Slovenſki gospodar" die einzige ſloweniſche Zeitung Marburgs. Beim Umſturz waren von 9 Zeitſchriften 5 deutſch; erſt nach dem Umſturz verſuchte man eine ſloweniſche Tageszeitung durch Zuſammenlegung dreier Blätter zu ſchaffen. Der Verſuch ſcheiterte und auch heute ſtehen der einzigen großen Tageszeitung, der 1862 gegründeten, deutſchgeſchriebenen „Marburger Zeitung" nur eine ſloweniſche Marburger Abendausgabe des Laibacher „Jutro" und die ſozialiſtiſche, aber gleichfalls deutſchgeſchriebene „Volksſtimme" gegenüber. Zahlreiche Zeitungsneugründungen ſchlugen fehl. Man hat das deutſche Zeitungsweſen vernichtet, denn auch die „Mariborer Zeitung" iſt in ſloweniſchen Händen, aber man vermochte nicht, ein ſloweniſches aufzubauen, da dieſes nicht den völkiſchen Verhältniſſen entſpricht.

---

[38] F. J. Mrčenik, Gospodarske in kulturna slike Maribora iz zadujih 100 let, Mariborske slike. Maribor 1934, S. 14ff.

[39] V. Travner, Židje v Mariboru, S. 7ff.

[40] L. Pivko, Sokol v Mariboru pred vojno, Mariborski koledar 1936. Maribor 1936, S. 70ff.

[41] J. Glaſer, Ivan Cankar in Karl Linhart, S. 75ff.

[42] J. Glaſer, Pregled mariborskega časopisja po prevratu, Mariborski koledar 1935. Maribor 1935, S. 77ff.

Einen weſentlichen Beitrag zur Geſchichte der Umſturzzeit in Unterſteiermark finden wir in dem Buche „Slovenſka krajiana“, das die Verhältniſſe des Übermurgebietes beſchreibt und in dem auch ein Aufſatz von M. Slavič über „Die Übermurgrenzen in der Diplomatie“ enthalten iſt[43]. In deſſen erſtem Teil werden die Verhandlungen auf der Friedenskonferenz in Paris bezüglich der ganzen ſüdſteiriſchen Grenzen von ſloweniſcher Seite ſehr eingehend geſchildert und vor allem die unverantwortlichen Fehler aufgezeigt, die von der öſterreichiſchen Delegation unter der Führung des Sozialdemokraten Dr. Renner in der Frage einer Volksabſtimmung gemacht worden waren.

1933 erſchien ein Buch über die Agrarreform in Slowenien, in dem A. Prepeluh den Kampf der „Vereinigung der ſloweniſchen Agrarintereſſenten“ gegen die unvollſtändige Durchführung der Agrarreform in Slowenien ſchildert[44]. So wie Prepeluh offen die „nationalen Beweggründe“ zur Bodenreform an der Grenze zugibt, ſchildert er auch die Parteilichkeit bei der Durchführung derſelben. Aus den Tabellen über den enteigneten und nicht enteigneten Waldgroßbeſitz geht hervor, daß ſich unter den dreizehn enteigneten Beſitzern ausſchließlich Deutſche befanden, während unter den ſechzehn nicht enteigneten Waldgroßbeſitzen nur zwei deutſche Beſitze ſind, die anderen ſind ungariſche im Übermurgebiet und alle ſloweniſchen.

Seit 1934 kommt in Laibach die Vierteljahrſchrift „Chronik ſloweniſcher Städte“ heraus, die zum Mittelpunkt wiſſenſchaftlicher Forſchung über Laibach, aber auch über dieunterſteiriſchen Städte geworden iſt. In der dritten Nummer des 1. Jahrgangs ſchreibt F. Baš über die Lage Marburgs[45], das nach dem Umſturz ſeine günſtige Verkehrslage verloren hat, dadurch daß die Savelinie zur einzigen Hauptverkehrsader im neuen Staate geworden iſt. Er ſieht in der Errichtung einer Draulinie von Marburg über Warasdin und Eſſegg nach Neuſatz die nötige Vorbedingung für eine geſunde Entwicklung Marburgs in Südſlawien. Dasſelbe Heft bringt einen überaus aufſchlußreichen Aufſatz aus der Feder des Generals R. Maiſter, in dem dieſer die Übernahme der Stadtverwaltung von Marburg am 2. Januar 1919 ſchildert[46] und zugleich ein Bild ſeiner Tätigkeit als militäriſcher Uſurpator der Stadt gibt. In der vierten Nummer desſelben Jahrganges bringt dann A. Dolar einen ebenſo intereſſanten Aufſatz über die Bedeutung General Maiſters als Soldat[47], in dem er die Biographie Maiſters gibt und die ſchickſalsreichen Tage erzählt, in denen der öſterreichiſche Major Maiſter ſich ſelbſt zum General ernennt, die deutſchen Truppen entläßt und mit den ſloweniſchen die Militärgewalt in Marburg errichtet ſowie von hier aus zur Beſetzung der Grenze ſchreitet. In weiteren Aufſätzen dieſes Heftes befaßt ſich J. Orožen mit einem kirchlichen Rechtsſtreit aus Cilli im 18. Jahrhundert[48] und F. Baš mit der „topographiſchen Dynamik des Marburger Feldes“[49].

---

[43] M. Slavič, Prekmurske meje v diplomaciji, Slovenska krajina. Beltinci 1935, S. 83—107.

[44] A. Prepeluh, Agrarna reforma. Ljubljana 1933.

[45] F. Baš, Maribor ob Dravi, Kronika slovenskih mest I, 3. Ljubljana 1934, S. 206ff.

[46] General R. Maiſter, Prevzem mestne uprave v Mariboru dne 2. januarja 1919, S. 227ff.

[47] A. Dolar, Kaj nam je pomenil general Maister kot vojak, Kronika slovenskih mest I, 4. Ljubljana 1934, S. 262ff.

Auch die zweite Nummer des Jahrganges 1935 bringt eine Reihe hiſtoriſcher Arbeiten über Marburg und Cilli[50-52], vor allem aber eine Unterſuchung über „die küſtenländiſche Einwanderung in Marburg“ von R. Golouh, die nach dem Umſturz ſtattgefunden hat[53]. Aus ihr geht nicht nur hervor, daß ſich ſeit 1919 3554 Küſtenländer allein in der Stadt Marburg angeſiedelt und vor allem die Stellen der abgewanderten Deutſchen eingenommen haben, ſondern man erſieht auch die Zahl der Bürger, die aus dem Heimatbuch ausgetragen wurden. Dieſe Zahl beträgt ſeit 1919 9121.

Das dritte Heft des Jahrganges 1935 enthält einen Aufſatz, der die Entwicklung der ſloweniſchen Sparkaſſe in Marburg und ihre Bedeutung für das Slowenentum ſchildert[54], während die erſten Hefte des dritten Jahrganges das Entſtehen der „Sloweniſchen Häuſer“ berichten[55]. In ihnen beſchreibt auch der frühere Bezirkshauptmann von Marburg, Dr. Senekovič, in einer ſehr verzerrten und gehäſſigen Weiſe die Ereigniſſe des Marburger Bluttages am 27. Jänner 1919[56], wobei er verſucht, die Schuld an den Ereigniſſen von den Slowenen abzuwälzen und den Deutſchen aufzulaſten. Durchlaufend enthalten die Hefte dieſer Zeitſchrift kunſtgeſchichtliche, wirtſchaftliche ſowie auch verwaltungstechniſche Aufſätze über Marburg und Cilli, während die übrigen unterſteiriſchen Städte hier bisher nicht beſchrieben wurden. Auch die Marburger „Zeitſchrift für Geſchichte und Volkskunde“ und ihre Beilage „Archiv für Geſchichte und Volkskunde“ enthalten derartige Aufſätze[57].

Im Überblick ſehen wir ein reiches ſloweniſches Schrifttum in den letzten Jahren, das ſich aber in kleinen Einzelunterſuchungen erſchöpft und häufig den wiſſenſchaftlichen Charakter vermiſſen läßt, zum Teil aber wertvolle Anſätze zu eigener gründlicher Erfaſſung der Fragen der Unterſteiermark zeigt und hoffen läßt, daß wenigſtens auf dem Boden wiſſenſchaftlicher Forſchung eine Annäherung zwiſchen den beiden Völkern ermöglicht werden kann, die hier ſeit Jahrhunderten gemeinſam leben.

---

[48] J. Orožen, Celjski meščani in cerkvena zgodovina, S. 301ff.

[49] F. Baš, Topografska dinamika Mariborskega polja, S. 322ff.

[50] J. Orešnik, Teritorialni razvoj Maribora, Kronika slovenskih mest II, 2. Ljubljana 1935, S. 122ff. [51] V. Travner, Mariborski ghetto, S. 154ff.

[52] J. Orožen, Propadle panoge Celjske obrti, S. 161ff.

[53] R. Golouh, Primorska emigracija v Mariboru, S. 159f.

[54] Posojilnica v Mariboru (narodni dom), Kronika slovenskih mest II, 3. Ljubljana 1935, S. 58f.

[55] A. Podbevšek, Narodni domovi v Sloveniji, ebd. III, 1, S. 55ff, III, 2 S. 99ff.

[56] J. Senekovič, Sedemindvajseti januar 1919 v Mariboru, III, 1, S. 59ff., III, 2, S. 110ff.

[57] Časopis za zgodovino in narodopisje. Maribor, viertelj. mit: Arhiv za zgodovino in narodopisje.

Verzeichnis der 1921—1936 erſchienenen Literatur über Kärnten (Auswahl)

Zuſammengeſtellt von Martin Wutte[1]

Vorgeſchichtliches, Archäologiſches ſowie zahlreiche Aufſätze in Jahrbüchern, Zeitungen und Zeitungsbeilagen konnten, obwohl manche viel Neues und Wertvolles bringen, nicht aufgenommen werden.

Archive, Bibliotheken, Muſeum, Bibliographie

Menhardt, H.: Handſchriftenverzeichnis der Kärntner Bibliotheken, Bd. I, Klagenfurt, Maria Saal, Frieſach. Wien 1927. (XIX, 355 S.)

Erſchließt als erſter Band der von O. Smital herausgegebenen Handſchriftenverzeichniſſe öſterreichiſcher Bibliotheken die zahlreichen, für die verſchiedenſten Forſchungsgebiete wichtigen Handſchriften der bedeutendſten Bibliotheken und Archive Kärntens, vor allem die der biſchöflichen Bibliothek, der Studienbibliothek und der Bibliothek des Geſchichtsvereins für Kärnten in Klagenfurt — es fehlt nur St. Paul — und vermittelt ſo die Kenntnis der wichtigſten Quellen für die Geſchichte der faſt ausſchließlich vom Norden her beeinflußten geiſtigen Entwicklung Kärntens.

Kos, M.: Codices aetatis mediae manu scripti qui in Slovenia reperiuntur. Fr(ancisco) Stele iuvante descripsit M(ilko) Kos. (Labaci) 1931 (VII, 247 S., 52 Abb.).

Behandelt auch zahlreiche aus Kärnten ſtammende Handſchriften, ſo 48 mittelalterliche Handſchriften des 1859 von St. Andrä i. Lav. nach Marburg verlegten Biſtums Lavant (gegenwärtig in der biſchöflichen Bibliothek in Marburg), ferner Handſchriften aus Millſtatt (1) und St. Paul (1). Ergänzungen dazu bei H. Menhardt in Carinthia I, 1931, S. 136—140.

Menhardt, H.: Die Kärntner Bibliotheksreiſe des Wolfgang Lazius 1549. Archiv f. vaterl. Geſchichte u. Topographie Jg. 24/25, S. 100—112.

Wutte, M.: 25 Jahre Kärntner Landesarchiv. In: Carinthia I, 1929, S. 112—134.

Überſicht der Entwicklung des Kärntner Landesarchivs von ſeiner Gründung (1904) durch A. v. Jakſch bis 1929.

Jakſch, A.: Katalog des Graf Goëßiſchen Familienarchives. Archivalien zur neueren Geſch. Öſterreichs II/1, 1932 (54 S.).

Wichtig, da einzelne Mitglieder der Familie im öffentlichen Leben, namentlich auch als Diplomaten (Johann Franz, Biſchof von Gurk und Kardinal, geſt. 1696, Anton I. 1743/44 Statthalter der kurbayriſchen Lande, Rudolf I., kaiſerl. Geſandter in Schweden u. a.) eine bedeutende Rolle ſpielten und das Archiv daher nicht nur für die Geſchichte Kärntens, ſondern auch für die öſterreichiſche und die deutſche Geſchichte von Bedeutung iſt.

Wutte, M.: Der erſte Plan zur Gründung eines Muſeums in Kärnten 1819—1837. In: Carinthia I, 1926, S. 122—134.

Der Plan ſcheiterte infolge der Ablehnung durch die Wiener Hofkanzlei, wirft jedoch Licht auf die damals in Kärnten herrſchenden geiſtigen Beſtrebungen.

---

[1] Die mit *) bezeichneten Berichte ſtammen von Dr. M. Gatterer.

Regiſter der Aufſätze der Jg. 101—125 (1911—1935) der Carinthia I, Klagenfurt 1936, (62 S.).

Zweites Regiſter über die Jg. 1911—1935 der Carinthia II, Klagenfurt 1936 (59 S.).

Quellen

Klebel, E.: Zu den Faſſungen und Bearbeitungen von Johanns von Viktring „Liber certarum historiarum“. In: Mitteilungen des öſterreichiſchen Inſtitutes für Geſchichtsforſchung. Erg.-Bd. XI/1929, S. 354—373.

Im Anſchluß an zwei von ihm aufgefundene Hſſ. der bekannten Zeitgeſchichte des Abtes Johann von Viktring liefert der Verf. wichtige Beiträge zu deren Überlieferung.

Valvaſor, Joh. Weichard: Topographia Archiducatus Carinthiae, d. i. Vollkommene und gründliche Land-Beſchreibung des Ertz-Hertzogthums Kärndten. Nürnberg 1688, Klagenfurt 1928 S. 264f.

Vorzügliche Neuausgabe des kulturgeſchichtlich wichtigen Werkes mit zahlreichen Kupferſtichen von Städten, Burgen und Schlöſſern durch A. Raunecker in Klagenfurt in Verbindung mit dem Frankfurter Kunſtverein in Frankfurt a. M.

Geſchichte, Allgemeines und Verſchiedenes

Jakſch, A.: Geſchichte Kärntens bis 1335. 2 Bde., Klagenfurt 1928/29 (393 u. 466 S.).

Grundlegendes Werk des 1932 verſtorbenen Altmeiſters der Kärntner Geſchichtsforſchung, von der Karolingerzeit bis 1269 auf den von ihm herausgegebenen Monumenta Ducatus Carinthiae aufgebaut. Behandelt nach einer vortrefflichen Schilderung der Vorgeſchichte und Römerzeit hauptſächlich die politiſche Geſchichte Kärntens bis zur Erwerbung des Landes durch die Habsburger nach dem Muſter der Jahrbücher des Deutſchen Reiches, leider ohne wiſſenſchaftlichen Apparat.

Braumüller, H.: Hauptzüge der Geſchichte Kärntens. Klagenfurt 1928 (112 S.).

Als Lehr- und Lernbuch gedacht, bietet dieſe Schrift 15 anregend geſchriebene und auf den neueſten Forſchungsergebniſſen beruhende Bilder aus der Geſchichte Kärntens von der Keltenzeit bis zur Volksabſtimmung 1920.

Egger, R.: Ausgrabungen in Feiſtritz a. d. Dr. in Oberkärnten. In: Jahreshefte des Öſterreichiſchen Archäologiſchen Inſtituts in Wien, 1929, Sp. 161—216.

Vorläufiger Bericht über die vom Öſterr. Archäolog. Inſtitut in Wien und der Römiſch-Germaniſchen Kommiſſion in Frankfurt a. M. bei Feiſtritz a. d. Dr. durchgeführten Grabungen. Das durch dieſe Grabungen aufgedeckte Kaſtell gehörte — wie das ſchon 1914 aufgedeckte Kaſtell bei Thörl-Maglern im Gailtal — dem im 5. Jh. n. Chr. angelegten noriſchen Limes an, der noch im 6. Jh. zur Zeit des gotiſchen und des langobardiſchen Reiches in Italien beſtand. Die germaniſchen Beſatzungstruppen der Kaſtelle (limitanei, Grenzer) ſind gleichzuſetzen den langobardiſchen Arimanni und wohl die Vorläufer der Edlinge in Kärnten und Krain. Der hier zum erſtenmal für unſere Gegenden feſtgeſtellte Typus des ſpätantiken Kaſtells enthält bereits alle weſentlichen Teile der frühmittelalterlichen Burg (befeſtigte Toranlage, Umfaſſungsmauern, Turm und Kirche) und iſt daher deren Vorbild.

Erben, T.: Deutſche Grenzaltertümer aus den Oſtalpen (65 S.). Zeitſchrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeſchichte XLIII, Germaniſche Abteilung.

Behandelt auch einige Grenzaltertümer in Kärnten. Vgl. Carinthia I, 1923, S. 75.

Löw, J.: St. Heuſerbüchlein. Klagenfurt 1931 (161 S., 26 Abb. Mit Lit.).

Klebel, E.: Die Ahnen der Herzöge von Kärnten aus dem Hauſe der Spanheimer. In: Archiv f. vaterl. Geſchichte u. Topographie Jg. 24/25 1936, S. 47—66.

Führt Richardis, die Stammesmutter der Spanheimer, Gemahlin Siegfrieds von Spanheim (geſt. 1065), über Engelbert, Grafen im Puſtertal, auf Aribo, Grafen im Jauntal, und deſſen Eltern

Albuin von Stein und Hildegard zurück und ſucht die Herkunft des ausgedehnten Güterbeſitzes der Spanheimer zu erklären.

Woniſch, O.: Kärntner Beſitz des Stiftes St. Lambrecht im Mittelalter. Ebenda S. 75—86.

Krallert, W.: Kärnten und der Südoſten im Mittelalter. Ebenda S. 86—96.

Stellt als wichtigſte Aufgabe der deutſchen Südoſtforſchung die Darſtellung der Koloniſationstätigkeit der großen weltlichen und geiſtlichen Grundherren (der Spanheimer, Heunburger und Ortenburger, der Bistümer Gurk, Freiſing und Brixen ſowie des Kloſters Viktring) in Krain (und Saunien) auf Grund von Urbaren und Rechenbüchern hin.

Klebel, E.: Die Grafen von Görz als Landesherren in Oberkärnten. In: Carinthia I, 1935, S. 59—82, 218—242.

Schildert auf Grund eingehender Quellenſtudien die Entwicklung des Beſitzes, der Gerichtsbarkeit und der Landeshoheit der Grafen von Görz in Oberkärnten und zeigt, daß die Entwicklung der Gerichtsbarkeit durchaus mit der in Bayern übereinſtimmt.

Wutte, M.: Zur Geſchichte Kärntens in den erſten zwei Jahrhunderten habsburgiſcher Herrſchaft. Ebenda S. 11—58.

Behandelt das Verhältnis Kärntens zum Herrſcherhaus und zu den anderen habsburgiſchen Ländern in der Zeit von 1335 bis K. Maximilian I., die Entwicklung der Ständemacht, die Wiedervereinigung der ſelbſtändig gewordenen Oberkärntniſchen Beſitzungen der Grafen von Görz und der Grafſchaft Ortenburg mit Kärnten ſowie die Ausdehnung der landesherrlichen Rechte auf die ſalzburgiſchen und bambergiſchen Herrſchaften in Kärnten.

Krallert, W.: Beiträge zur Geſchichte des Ziſterzienſerkloſters Viktring. In: Carinthia I, 1933, S. 93—110, 1936, S. 5—40.

— Die Bedeutung des Kloſters Viktring für den Ziſterzienſerorden während des Mittelalters. In: Studien und Mitteilungen des Benediktinerordens 1934, S. 221—235.

Die erſten zwei Aufſätze behandeln die Entwicklung und Verwaltung der Viktringer Beſitzungen und die Herkunft der Mönche, der zweite die Beziehungen Viktrings zu den anderen Ziſterzienſerklöſtern in den Oſtalpenländeru und vor allem zu ſeinem Mutterkloſter Weiler-Bettnach, die bis in das 15. Jh. hinein andauerten. Daraus erklärt ſich, daß viele Viktringer Mönche aus Weſtdeutſchland ſtammten, was auch kulturelle Einflüſſe mit ſich brachte.

Wutte, M.: König Matthias Corvinus und ſeine Beziehungen zu Kärnten. In: Carinthia I, 1936, S. 32—39.

Zeigt, daß der geſchichtliche König Matthias Corvinus von Ungarn, deſſen Scharen 1480—1490 Kärnten verwüſteten und auch für die Slowenen eine Landplage waren, im Gegenſatz zum Kralj Matjiaž der ſloweniſchen Sage kein Herrſcher war, deſſen Wiederkehr ſich das ſloweniſche Volk erſehnen könnte. Vgl. Volkskundliches, Graber, Matthias Corvinus in der Volksüberlieferung der Slowenen.

Kafka, K.: Kärntner Wehrkirchen. In: Carinthia I, 1932, S. 61—65; 1933, S. 191—194; 1934, S. 126—128.

Beſchreibung der in der Türkenzeit bei den Kirchen in Grafenbach bei Völkermarkt, Weitensfeld und Theiſſenegg errichteten Wehranlagen.

Wutte, M.: Flitſch. Ein Beitrag zur Geſchichte der Südgrenze Kärntens. In: Carinthia I, 1924, S. 6—13.

Im Kriege K. Maximilians mit Venedig wurde die Flitſcher Klauſe von Kärntner Truppen 1509 beſetzt und dauernd für Öſterreich erworben, weshalb Flitſch bis ins 17. Jh. bis zu einem gewiſſen Grad mit Kärnten verbunden war.

— Eine Reiſe Karls V. durch Kärnten (1532). In: Carinthia I, 1921, S. 84—91.

— Kärntens Südgrenze. In: Zeitſchrift für Geopolitik IV/1927, S. 949—959. Geſchichtliche Betrachtung der von Natur gegebenen Südgrenze Kärntens.

Braumüller, H.: Der Bauernaufſtand von 1525/26 in Kärnten. In: Carinthia I, 1926, S. 89—110.

Die unter den ſalzburgiſchen Bauern entſtandene Aufſtandsbewegung drang auch über die Tauernpäſſe in die Kärntner Grenztäler ſowie in die Gegend von Neumarkt ein und zwang die Kärntner Stände zu Gegenmaßnahmen.

Nowotny E.: Die Transmigration ober- und innerösterr. Proteſtanten nach Siebenbürgen. Jena 1931 (114 S.) = Schriften des Inſtitutes für Grenz- u. Auslanddeutſchtum an der Univerſität Marburg, H. 8.

Behandelt nicht nur den religionsgeſchichtlichen Hintergrund, ſondern auch die ſtaats- und wirtſchaftspolitiſche Seite der hauptſächlich unter Maria Thereſia vorgenommenen Verpflanzung öſterr., insbeſondere Kärntner Proteſtanten nach Siebenbürgen. Die Kärntner wurden in der Gegend von Hermannſtadt angeſiedelt.

Lanjus, F.: Die blühenden Geſchlechter des öſterreichiſchen Uradels. In: Jahrbuch der Vereinigung kath. Edelleute in Öſterreich 1931, S. 69—176. 7 Wappentaf.

Behandelt auch die Genealogie, namentlich auch die Urſprünge der wenigen vor 1350 als adelig urkundlich beglaubigten, heute noch in Kärnten blühenden Geſchlechter.

Wutte, M.: Die Rülko in Kärnten. In: Carinthia I, 1932, S. 123—134.

Weiſt nach, daß die Rülko nur vorübergehend im 16. Jh. in Kärnten ſeßhaft waren und Kärnten nicht als Urheimat des Dichters Rainer Maria Rilke bezeichnet werden kann.

— Kärnten im Kartenbilde der Zeiten. In: Archiv f. vaterl. Geſchichte u. Topographie Jg. 23/1931 (91 S., 22 Abb. v. Karten).

Schildert die Entwicklung des Kartenbildes von Kärnten von Claudius Ptolomäus bis zur Mitte des 19. Jh.

Martin, F.: Zwei Miszellen. In: Archiv f. vaterl. Geſchichte u. Topographie Jg. 24/25, 1936, S. 139—147.

Kulturgeſchichtlich intereſſantes Tagebuch einer Reiſe des Abtes Dominicus Hagenauer von St. Peter in Salzburg nach Kärnten (1791).

Wutte, M.: Kärnten und die konſtituierende deutſche Nationalverſammlung (1848). In: Deutſches Südland, Alpenländiſche Monatsſchrift, Sonderheft Kärnten. Klagenfurt 1921, S. 5—11.

Tſchabuſchnigg: Erinnerungen Adolfs v. Tſchabuſchnigg, Juſtizminiſters im Kabinett Potocki (12. April 1870 bis 11. Februar 1871). Hrsg. von S. Frankfurter. In: Archivalien zur Neueren Geſchichte Öſterreichs Bd. 2, 1. Wien 1932, S. 55—128.

Überzeugt, daß zur Rettung des öſterr. Parlamentes ein Ausgleich mit den Tſchechen nötig ſei, trat T., ein führender Kärntner Politiker, obwohl Deutſchliberaler, in das Miniſterium Potocki ein, das nach einer Ausſöhnung mit den Tſchechen auf Koſten der Deutſchen ſtrebte, mußte aber ſchließlich erkennen, daß ein ſolcher überhaupt nicht erreichbar war. Durch T.'s Eintritt in das Miniſterium wurde auch ſeine Stellung in Kärnten erſchüttert. In Kärnten wurde T. als Politiker abgelehnt.

Wanger, L.: Das Deutſchtum in Kärnten. 35 S. = Das Grenz- und Auslanddeutſchtum Heft 2. München 1922.

Kohla, F. X.: Zur letzten Grenzregelung am Plöcken. (Nach dem Friedensvertrag von St. Germain.) In: Archiv f. vaterl. Geſchichte u. Topographie Jg. 24/25, 1936, S. 148 bis 150.

Kos, M.: Zgodovina Slovencev od naselitve do reformacije. Laibach (Ljubljana) 1933. 256 S.

Geſchichte der Slowenen von der Anſiedlung bis zur Reformation*).

Mal, J.: Zgodovina slovenskega naroda. Najnovejša doba. H. 7—12, Celje 1928—1934 (760 S.). III. T. (1848—1860), Celje 1934. Družba sv. Mohorja.

Fortſetzung von Grudens Geſchichte des ſloweniſchen Volkes*.

Kovačič, Fr.: Problemi ob zori naše zgodovine. In: Časopis za zgodovino in narodopisje. Marburg (Maribor) XVIII/1923, S. 78.

Probleme am Beginne unſerer Geſchichte. (Herkunft der Kroaten und Serben; Anfänge der ſloweniſchen Geſchichte*)).

Kelemina, J.: Nekaj ob Dulebih na Slovenskem. In: Časopis za zgodovino in narodopisje Marburg (Maribor) XX/1925, S. 144.

Einiges über die Dudleben in Slowenien. Slowenien etwa im Sinne von Innerösterreich. Auftreten dieſes Volksnamens in den Geſchichtsquellen und in Ortsnamen. Anhang über den ſloweniſchen Adel (Grafenſtand)*).

— Nove dulebske studije. Ebenda XXI/1926, S. 57. Neue Dudleben-Studien*).

Kos, M.: Conversio Bagoariorum et Carantanorum. Razprave Znanstvenega Društva v Ljubljani. 11. Historicni odsek 3. Laibach (Ljubljana) 1936. 8 (156 S.)*).

Mal, J.: Stellungnahme zu A. Jakſch: Die Edlinge in Karantanien und der Herzogsbauer am Fürſtenſtein bei Karnburg. [In: Sitzungsberichte der Akademie der Wiſſenſchaften in Wien, phil.-hiſt. Kl. (1927), S. 1—19.] Glasnik VII/VIII A. 57. Laibach (Ljubljana) 1926/27*).

Kos, Fr.: Gradivo za zgodovino Slovencev v sred. veku. Knj. V. (1201—1246). Laibach (Ljubljana) 1928. Leonova Družba. 8 (LVII, 586 S.).

Quellen zur Geſchichte der Slowenen im Mittelalter*).

Kos, M.: Historični razvoj slovenskih narodnostnih meja. Enthalten in: Naši obmejni problemi. Laibach (Ljubljana) 1936. Družba sv. Cirila in Metoda.

Die geſchichtliche Entwicklung der ſloweniſchen Volksgrenzen*).

Mal, J.: Nova pota slovenske historiografije. In: Čas Jg. 1923, Nr. 4.

Neue Wege ſloweniſcher Geſchichtsſchreibung. Scharfe Kritik an der bisherigen, beſonders L. Hauptmanns Darſtellung der älteſten ſloweniſchen Geſchichte*).

Hauptmann, L.: Staroslovanska in staroslovenska „svoboda". In: Čas Jg. 1923, Nr. 5.

Altſloweniſche und altſlawiſche Freiheit. Entgegnung auf einen Artikel von Dr. Mal über Neuausrichtung der ſloweniſchen Geſchichtsſchreibung, in dem völlig geänderte Anſchauungen über die älteſte Geſchichte der Slowenen, alſo auch bezüglich Kärntens, vorgebracht werden*).

Mal, J.: Slovenci v desetletju 1918—1928. Zbornik razprav iz kulturne, gospodarske in politične zgodovine. Laibach (Ljubljana) 1928. Leonova Družba (776 S.).

Die Slowenen im Jahrzehnt 1918—1928. Enthält u. a. auch eine Darſtellung der Kämpfe in Kärnten von Oberſt A. Andrejka und eine gehäſſige, ſtellenartig pamphletartige Schilderung der Verhandlungen über Kärnten und der Volksabſtimmung von Dr. J. Brejc*).

Siedlungsgeſchichte

Klebel, E.: Die mittelalterliche deutſche Siedlung im deutſch-magyariſchen und deutſch-ſloweniſchen Grenzraum. In: „Die ſüdoſtdeutſche Volksgrenze". Berlin 1934 Volk und Reich = Beiheft 1934, 1/2, S. 31—78.

Behandelt auch die ſpätantiken Siedlungsverhältniſſe, die langobardiſche Siedlung im Gailtal, die Einwanderung der Awaren, Slawen und Bayern, die das Fortſchreiten der deutſchen Sprache und Kultur fördernde Miſſionstätigkeit Salzburgs, die deutſche Rodung und die Entwicklung des Städteweſens in Kärnten. Eine Reihe von noch zu löſenden Problemen wird aufgezeigt. Auch die Frage der Arimanni-Edlinger iſt geſtreift. Drei Skizzen zeigen das Fortſchreiten der Rodung von 500—1500.

Kranzmayer, E.: Die älteſten deutſchen Anſiedlungen in Kärnten. In: Archiv f. vaterl. Geſchichte u. Topographie, Jg. 24/25, 1936, S. 28—33.

Stellt auf Grund der Ortsnamen die älteſten deutſchen Siedlungen Kärntens im Lavanttal, in der Gegend von Frieſach, Völkermarkt und Klagenfurt und im unteren Gurktal feſt.

Klebel, E.: Die Brixner Beſitzungen in Kärnten. In: Carinthia I, 1933, S. 44—73.

Behandelt die Verbreitung der Brixner Beſitzungen in Oberkärnten (1545 an die Khevenhüller verkauft und mit Sommeregg vereinigt) und Unterkärnten (Güter in Glanhofen im Glantal, Zammelsberg im Gurktal und in der Gegend von Stein im Jauntal, alle bald nach 1100 verloren) und ſchildert die ſozialen, wirtſchaftlichen und völkiſchen Verhältniſſe Kärntens, wie ſie ſich aus den Brixner Quellen ergeben. Der Verf. kommt zum Schluß, daß die grundbeſitzende Oberſchicht in Kärnten bereits am Ende des 10. Jh. überwiegend deutſch war und die Eindeutſchung der Unterſchicht für Oberkärnten in das 12. Jh. verlegt werden muß.

Moro, G.: Der Kärntner Beſitz des Hochſtiftes Freiſing. In: Carinthia I, 1933, S. 74—92.

Schildert die Entſtehung und Entwicklung des zum großen Teil auf Schenkungen K. Arnulfs zurückzuführenden Freiſinger Beſitzes in Kärnten (Gebiet nördlich Völkermarkt, das nach M. vermutlich an die Grafen von Heunburg überging, Maria-Wörth mit Streubeſitz am Wörtherſee, Streubeſitz um Moosburg ohne die Burg, ausgedehnte Beſitzungen in den Tauerntälern und im oberen Drautal) und kommt zum wichtigen Ergebnis, daß die Grafen von Görz Moosburg nicht durch einen Tauſch vom Biſtum, ſondern auf eine andere Art erworben haben müſſen, daß ferner der Freiſinger Beſitz in Oberkärnten nicht zur Gänze an die Görzer, ſondern z. T. über die Grafen von Lurn an Salzburg gekommen iſt und daß die Görzer auch ihren Beſitz im Gailtal nicht von Freiſing erhalten haben können.

Torggler, K.: Zur Geſchichte des Kärntner Beſitzes des Hochſtiftes Freiſing. In: Carinthia I, 1933, S. 179—182.

Ergänzungen zum obigen Aufſatz.

Kos, M.: Slovenska naselitev na Koroškem. In: Geografski Vestnik VIII/1932 S. 101—140.

Die ſloweniſche Beſiedlung Kärntens. Unterſuchung über die Landnahme und die älteſte ſloweniſche Siedlung bis zur Ankunft der Deutſchen*).

Rechtsgeſchichte

Hohenlohe, K.: Das Kirchenrecht der lex Bajuvarorum. Wien 1932 (52 S.).

Beweiſt die Echtheit des Prologs der lex B., nach welchem dieſe ſchon in der Merowingerzeit entſtanden iſt, und nimmt an, daß das bayeriſche Recht ſchon im 7. Jh. von römiſch-chriſtlichem Kulturgut beeinflußt worden ſein kann.

Jakſch, A.: Die Edlinge in Karantanien und der Herzogbauer am Fürſtenſtein bei Karnburg. In: Sitzungsberichte der Akad. d. Wiſſ., phil.-hiſt. Kl. 205/5, Wien 1927 und in: Carinthia I, 1928, S. 1—15.

Hauptmann, L.: Die Herkunft der Edlinger. Vierteljahrsſchrift für Sozial- u. Wirtſchaftsgeſchichte Bd. 21/1929, S. 245—279.

Braumüller, H.: Noriker und Karantanen. In: Carinthia I, 1933, S. 21—31.

Voltelini, H.: Der Bericht über die Rechte des Herzogs von Kärnten in zwei Handſchriften des Schwabenſpiegels. In: Gedächtnisſchrift für Georg von Below. Stuttgart 1928, S. 95—111.

Dieſe vier Schriften befaſſen ſich mit dem ſchwierigen Problem der bis 1414 beim Regierungsantritt eines neuen Herzogs in Kärnten gebräuchlichen Fürſtenſteinzeremonie, bei der ein Bauer aus dem Geſchlechte der Edlinge eine Hauptrolle ſpielte, und der Edlingefrage. Jakſch erblickt in den Edlingen freie, zum Schutze des Chriſtentums mit Lehen und Waffenrecht ausgeſtattete Bauern ohne Unterſchied der Nationalität, deren erwählter Richter, der „Herzogsbauer", mit dem Herzog eine

Glaubensprüfung vornimmt, Hauptmann eine kroatiſche Oberſchicht, Braumüller nach R. Egger und F. Schneider Grenzſchutztruppen nach Art der Arimanni. Voltelini betrachtet eine der beiden Hauptquellen für dieſen Brauch, den Schwabenſpiegeleinſchub, als Fälſchung und lehnt ihn als Quelle überhaupt ab, womit er wohl zu weit geht. Unzutreffend ſind auch ſeine Anſichten über die Gerichtsſprache. Vgl. auch Geſchichte, Allgemeines und Verſchiedenes: Egger, R., Ausgrabungen in Feiſtritz a. d. Dr., und Volkskundliches: Graber, G., Volksleben in Kärnten.

Wutte, M.: Zur Geſchichte des Kärntner Herzogſtuhles. In: Carinthia I, 1929, S. 33—55.

Behandelt die Zeremonien am Herzogſtuhl (Eid des Herzogs, Huldigung und Belehnung der Vaſallen und Gericht des Herzogs) und die ſtaatsrechtliche Bedeutung dieſes einzigartigen, heute noch auf ſeinem urſprünglichen Platz am Zollfeld ſtehenden Denkmals, das bis in das 17. Jh. hinein als Symbol der Eigenberechtigung und Selbſtändigkeit Kärntens im Rahmen des Deutſchen Reiches und des habsburgiſchen Herrſchaftsgebietes zu betrachten iſt und ſeine Bedeutung erſt durch die Einführung des Abſolutismus im 17. u. 18. Jh. verlor.

— Die letzte Erbhuldigung in Klagenfurt (1728) und Fromillers Deckengemälde im Großen Wappenſaal. Ebenda S. 55—68.

Während die Erbhuldigungen 1286—1651 am Herzogſtuhl ſtattfanden, wurden ſie von Kaiſer Leopold I. (1660) und zum letztenmal — mit großem, feierlichem Zeremoniell — von Kaiſer Karl VI. 1728 in Klagenfurt entgegengenommen. Die Einführung des abſoluten Einheitsſtaates unter Maria Thereſia machte ihnen ein Ende.

Zenegg, E.: Zum 100jährigen Todestage des letzten Herzogbauers. In: Carinthia I, 1923, S. 38—51.

Genealogie der Familie der Edlinger vom 16. Jh. bis zum Tode des letzten, Joſef, geſt. 1923.

Riedler, A.: Die rechtliche Stellung der Slowenen im Deutſchen Reich des Mittelalters. In: Carinthia I, 1934, S. 79—98.

Der Verf. kommt zum Schluß, daß die Slowenen im Mittelalter mit den Bayern gleichberechtigt waren, mit Ausnahme von gewiſſen Strafbeſtimmungen, und daß die Gerichtsſprache im Mittelalter in Kärnten deutſch war, die Slowenen aber ſich bei Ausſagen ihrer Sprache bedienen durften.

Puntſchart, P.: Zur Frage des deutſchen Rechtes der älteſten Herzoge von Kärnten. In: Archiv f. vaterl. Geſchichte u. Topographie Jg. 24/25, 1936, S. 33—47.

Kommt zum Ergebnis, daß die Kärntner Herzogswürde und ihr Recht kein Element in ſich bargen, welches der Beibehaltung des angeborenen (deutſchen) Stammesrechtes und der Stammesnationalität widerſtrebte.

Stolz, O.: Das Zoll- und Geleitsrecht der Grafen von Görz im oberen Draugebiet. Ebenda S. 67—74.

Freſacher, W.: Das Kaufrecht bei der Herrſchaft Bayerhofen im 17. Jh. Ebenda S. 119—127.

Wutte, M.: Hexenprozeſſe in Kärnten. In: Carinthia I, 1927, S. 27—67.

Gibt eine geſchichtliche Überſicht über den Hexenwahn und deſſen gerichtliche Verfolgung in Kärnten und behandelt ſodann die hier bekanntgewordenen Hexenprozeſſe.

Byloff, F.: Hexenglaube und Hexenverfolgungen in den öſterreichiſchen Alpenländern. Berlin-Leipzig 1934 (134 S.). = Quellen zur deutſchen Volkskunde, H. 6.

Umfaſſende, auch für Kärnten wichtige Geſchichte des Hexenwahns und der Hexenprozeſſe in den öſterr. Alpenländern.

Freſacher, W.: Eine Barprobe in Kärnten. In: Carinthia I, 1936, S. 117—121.

Torggler, K.: Hans Ampfinger und der Kriminalprozeß gegen Chriſtoph Freiberger (1541). In: Carinthia I, 1935, S. 83—97.

— Darſtellungen des Kärntner Rechtes und Rechtsganges. In: Archiv f. vaterl. Geſchichte u. Topographie Jg. 24/25, 1936, S. 127—138.

Behandelt erſtmalig die verſchiedenen Bearbeitungen des Kärntner Landrechtes vom 16. bis ins 18. Jh. und betont deſſen ſtark deutſchrechtlichen Einſchlag.

Torggler, K.: Das Klagenfurter Stadtrecht in Reimen. In: Archiv f. vaterl. Geſchichte u. Topographie Jg. 22/1927, 26 S.

Rechts- und ortsgeſchichtlich wichtige Arbeit. Die ſchon ſeit längerer Zeit bekannte gereimte Darſtellung des Verfahrens beim Klagenfurter „Stadtrecht", d. i. dem alten Gericht der Klagenfurter Voll-Bürger, wurde, wie der Verf. zeigt, zwiſchen 1607 und 1617 wahrſcheinlich vom Bäckermeiſter und Ratsherrn Lorenz Khepitz verfaßt. Das Verfahren ſelbſt hält an gewiſſen deutſch-rechtlichen Grundſätzen feſt und wurde trotz ſeiner Schwerfälligkeit erſt in der zweiten Hälfte des 17. Jh. vom allgemeinen „Stadtgericht", das ſich ſtärker an das gemeine Recht anlehnte, verdrängt. Die ungewöhnliche Form in Reimen und die lange Fortdauer dieſes Verfahrens zeigt, wie ſtark das deutſche Recht in Klagenfurt verwurzelt war.

— Die Regelung der geſetzlichen Erbfolge in Kärnten und deren Vorgeſchichte. In: Carinthia I, 1926, S. 111—121.

Das auf deutſchrechtlicher Grundlage aufgebaute Erbrecht in Kärnten wurde 1747 nach längeren Verhandlungen zwiſchen den Ständen und der Wiener Regierung durch eine neue Erbordnung erſetzt, wodurch auf dieſem Rechtsgebiete erſt die materielle Rechtseinheit mit den anderen öſterr. Alpenländern hergeſtellt wurde. Die neue Ordnung hielt ſich ſtark an gemeinrechtliche Grundſätze und wurde ſchon unter Kaiſer Joſef II. beſeitigt.

Starzacher, K.: Eine Beſchreibung des Landgerichtes Hochoſterwitz. In: Archiv f. vaterl. Geſchichte u. Topographie Jg. 24/25, 1936, S. 112—119.

Wutte, M.: Die Bildung der Gemeinden in Kärnten. In: Carinthia I, 1923, S. 8—37.

Behandelt hauptſächlich die Bildung der Konſkriptionsgemeinden unter Kaiſerin Maria Thereſia, der Steuer- oder Kataſtralgemeinden unter Kaiſer Joſef II. und Kaiſer Franz I., der Ortsgemeinden 1849 und der Schulgemeinden unter Franz I.

Mal, J.: Stellungnahme zu A. Riedlers Aufſatz: Die rechtliche Stellung der Slowenen im Deutſchen Reich des Mittelalters. In: Carinthia I, 1934, S. 79. In: Glasnik XVI. Laibach (Ljubljana) 1935, S. 138—140*).

Kelemina, J.: Staroslovenske pravde. In: Glasnik XVI, Laibach (Ljubljana) 1935, S. 34—60.

Altſloweniſche Rechte*).

Dolenc, M.: Pravna zgodovina za slovensko ozemlje. Laibach (Ljubljana) 1935. Akademska založba (569 S.).

Rechtsgeſchichte für das ſloweniſche Gebiet*).

Geiſtesgeſchichte

Deutſch-öſterreichiſche Literaturgeſchichte. Hrsg. von E. Caſtle. 3. Bd. Wien 1926. ff.

Auf S. 89 f. werden die Kärntner Mundartenforſcher Lexer und Leſſiak gewürdigt, auf S. 304, 432—446 und 1243—1255 das Kärntner Schrifttum des 19. und 20. Jh.

Menhardt, H.: Eine Viſion des Propſtes Ulrich von Völkermarkt. In: Carinthia I, 1931, S. 107—114.

Beitrag zur Geſchichte des bisher wenig gewürdigten Propſtes (geſt. um 1264), der u. a. 1251 die Dekretalen Gregors IX. in Hexameter brachte.

— Eine lateiniſch-deutſche Spruchſammlung aus St. Paul vom Jahre 1468. In: Carinthia I, 1930, S. 10—19.

— Zu Anſelm Edlings Werken. In: Carinthia I, 1924, S. 32—41.

Beſpricht einige unbekannte oder weniger bekannte dramatiſche Dichtungen des hochſinnigen Abtes Anſelm Edling von St. Paul, Beichtvaters der 1781—1789 in Klagenfurt lebenden Erzherzogin Marianne, der Schweſter Kaiſer Joſefs II.

Ceſarin, R.: Kärnten und die Freimaurerei. Wien 1932 (220 S. u. 9 Bildertaf.).

Intereſſanter, z. T. auf Grund bisher unbekannter Quellen beruhender Beitrag zur Geſchichte des zeitweiſe ungemein regen, geiſtigen und geſellſchaftlichen Lebens in Kärnten, beſonders im Zeitlater der Aufklärung (Loge „zur wohltätigen Marianne" in Klagenfurt).

Ortner, M.: Kant in Kärnten. In: Carinthia I, 1924, S. 65—87.

Schildert die perſönlichen Beziehungen der Klagenfurter Familie Herbert, insbeſondere des Franz Paul von Herbert und deſſen Schweſter Maria zu Kant, mit dem Maria in Briefwechſel ſtand, Schiller, Wieland, deſſen Schwiegerſohn Karl L. Reinhold, Peſtalozzi, der von Franz Paul in edelmütiger Weiſe unterſtützt wurde, und einer Reihe von hervorragenden Schülern Kants, die im Hauſe Herbert gaſtfreundliche Aufnahme fanden. Durch die Familie Herbert fand die Kantiſche Philoſophie auch in den gebildeten Kreiſen Kärntens Eingang.

Winkler, E.: Fercher von Steinwand im Leben und in der Dichtung. Klagenfurt 1928 (95 S.).

Lebensbeſchreibung und Würdigung des bedeutenden Dichters Johann Kleinfercher (1828—1902).

Slodnjak, A.: Pregled slovenskega slostva. Laibach (Ljubljana) 1934. Akademska založba (543 S.).

Abriß der ſloweniſchen Literatur*).

Mal, J.: Iz zgodovine koroškega slovenskega šolstva. (Von 1805—1848). Enthalten in: Boj za Koroško. Siehe Abwehrkampf und Volksabſtimmung Rožic.

Aus der Geſchichte des ſloweniſchen Schulweſens in Kärnten*).

Kirchengeſchichte

Klebel, E.: Zur Geſchichte der Pfarren und Kirchen Kärntens. In: Carinthia I, I/1925, S. 1—47; II/1926, S. 1—63; III/1927, S. 81—144.

— Nachträge und Regiſter zur Geſchichte der Pfarren und Kirchen Kärntens. Beiheft zu Carinthia I, 1928 (44 S.).

Dieſe höchſt beachtenswerten Studien, deren Bedeutung weit über Kärnten hinausgeht, behandeln auf Grund einer eingehenden Kenntnis des zum großen Teil archivaliſchen Quellenmaterials die Geſchichte des Chorbistums Maria Saal, die Miſſionierung Kärntens durch Salzburg und Aquileja, die Geſchichte der einzelnen Mutter- und Tochterpfarren und Tochterkirchen, die kirchliche Organiſation Krains (kurze Überſicht), die Patronatsverhältniſſe, den Kampf zwiſchen den Grafen von Görz und dem Patriarchate um die Patronate im Gailtal, die Diözeſan-Reform der Patriarchen des 11. und 12. Jh., ſchließlich die Patrozinien. Dabei werden auch wichtige Ergebniſſe für die Siedlungsgeſchichte erzielt.

— Die Kirchenverfaſſung des Mittelalters in Kärnten und ihre Beziehungen zu Bayern und Slawen. In: Carinthia I, 1930, S. 77—98.

Zeigt an der Entwicklung der Zehentverfaſſung, des Lehens- und Vogteiweſens und der Eigenkirchen, wie die Slowenen auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens in den deutſchen Kulturkreis hineinwuchſen.

L'Eſtoq, H.: Beiträge zur Kirchengeſchichte des Bezirkes Volkermarkt. In: Carinthia I, 1926, S. 134—135; 1928, S. 56—61; 1931, S. 64—67.

Kurze Mitteilungen über die Geſchichte zahlreicher Pfarr- und Tochterkirchen im politiſchen Bezirk Völkermarkt.

Kovačič, Fr.: Zgodovina lavantinske škofije. Marburg (Maribor) 1928. Odgovor na kritike: Časopis za zgodovino in narodopisje. Marburg XXIV/1929, S. 129.

Geſchichte des Bistums Lavant. Dazu: Stellungnahme zu den Kritiken*).

Raſchl, Th.: Aufhebung und Gründung des Stiftes St. Paul. In: Jahresbericht des Gymnaſiums St. Paul. 1927—1929, S. 42—44.

Auf Grund von bisher unbenützten archivaliſchen Quellen beruhende Schilderung der Aufhebung (1787) und der Wiederbeſiedlung des Benediktinerſtiftes St. Paul durch Benediktiner von St. Blaſien im Schwarzwald, 1809—1817.

Singer, S.: Kultur- und Kirchengeſchichte des unteren Roſentales. Selbſtverlag, Kappel a. d. Dr., 1934 (334 S.).

— Kultur- und Kirchengeſchichte des oberen Roſentales. (Dekanat Roſegg mit Einſchluß des Wörtherſeegebietes.) Selbſtverlag, Kappel a. d. Dr. 1935.

Sehr ins einzelne gehende Geſchichte der Pfarren und Kirchen des Roſentales mit Ortschroniken, Verzeichniſſen der Pfarrer und der in der Pfarre geborenen Prieſter, Akademiker, Politiker uſw. ſowie mit Abſchnitten über die Vorgeſchichte, die Türken- und Franzoſenzeit und die Ferlacher Eiſen- und Gewehrinduſtrie.

Kunſtgeſchichte

Grueber, P.: Kirchen aus Kärnten im Wandel der Zeiten. In: Wochenſchrift für den öffentlichen Baudienſt 1922.

Mit 167 Grundriſſen von Kärntner Kirchen.

Die **Kunſtdenkmäler Kärntens.** Hrsg. von K. Ginhart. Klagenfurt 1929—1933. 11 kart. H. zu je rund 100 S. und zwar I, 1, 2. Verwaltungsbezirk Spittal, II. Hermagor, III. Villach, IV. Feldkirchen, V, 1, 2. Klagenfurt Land, VI, 1, 2, St. Veit, VII. Völkermarkt, VIII. Klagenfurt Stadt.

Vortreffliche, reichilluſtrierte Überſicht der Bau- und Kunſtdenkmäler Kärntens mit umfaſſenden Literaturangaben, geordnet nach Bezirken und Orten, von verſchiedenen Verf.

Frey, D. und **Ginhart, K.:** Öſterreich. In: G. Dehios Handbuch der deutſchen Kunſtdenkmäler, Abt. II, Bd. 1. Wien 1932 (mit Abb., Karten und Plänen).

Verzeichnet auf S. 1—108 in topographiſch-alphabetiſcher Reihenfolge mit kurzer Würdigung die Kunſtdenkmäler Kärntens.

Demus, O.: Kunſt in Kärnten. Klagenfurt 1934. (40 S., 1 Farbtafel, 18 Bilder).

Kurzer, aber trefflicher Überblick über das trotz der Kleinheit des Landes erſtaunlich fruchtbare Kunſtſchaffen von der Römerzeit bis in unſere Tage. Als charakteriſtiſche Merkmale der Kunſtentwicklung ergeben ſich zwei Tatſachen: einmal daß die Mehrzahl der Kunſtgüter in Kärnten infolge des Mangels an reichen Reſidenzen aus dem Volke kam, und dann daß ſich hier das Kunſtſchaffen, obſchon von außen beeinflußt, in eigener kärntneriſcher Art weiterentwickelte.

Ginhart, K.: Neuentdeckte Wand- und Deckenmalereien in Kärnten. In: Die „Denkmalpflege" 1930, S. 39—46, 160—170. Mit Abb.

Demus, O.: Neuentdeckte Wand- und Deckenmalereien in Kärnten 1930. Ebenda Jg. 1931, S. 61—70. Mit Abb.

— Denkmalpflegeriſche Arbeiten und Neuentdeckungen der letzten 2 Jahre in Kärnten. In: Carinthia I, 1934, S. 106—123; 1935, S. 107—119.

Dieſe drei Schriften behandeln der Hauptſache nach rund 70 meiſt gotiſche, z. T. auch romaniſche Fresken, die ſeit dem Weltkriege in verſchiedenen Kirchen Kärntens aufgedeckt wurden. Die meiſten hängen mit dem bayriſch-öſterreichiſchen Kunſtkreiſe zuſammen, nur wenige zeigen — trotz der Nähe Italiens — italieniſchen Einfluß.

— Neue Forſchungen zur Geſchichte der älteſten Kärntner Tafelmalerei 1420—1475. In: Carinthia I, 1936, S. 14—28.

— Kunſtgeſchichtliche Wechſelbeziehungen im italieniſch-kärntniſchen Grenzgebiet, In: Archiv f. vaterl. Geſchichte u. Topographie Jg. 24/25, 1936, S. 180—190.

Meier, H. P.: Michael Nußbaumer. In: Carinthia I, 1931, S. 117—123.

Lebensbeſchreibung und Würdigung dieſes trefflichen Kärntner Bildhauers (geſt. 1861).

Wutte, M.: Beiträge zur Kunde Kärntner Künſtler. In: Carinthia I, 1933, S. 127—143, 185—191; 1934, S. 98—106.

Betrifft die Maler Joſ. F. Fromiller und deſſen Lehrer Steiner, die Künſtlerfamilie Claus, die Maler Viktor und Matthias Grafenſteiner, Jak. L. Glaber, Elias Puecher, Peter Leſſacher, Joh. Kleinberger, Joh. v. Schreiber, Paul Mony und die Stukkateure Wittini und Pittner.

Singer, S.: Baugeſchichte der Kirchen im Dekanat Ferlach. In: Carinthia I, 1928, S. 94 bis 123.

— Roman. Kirchen u. deren Umbau im Eberndorfer Dekanat. In: Carinthia I, 1930, S. 134—146.

— Roman. Kirchen im Bleiburger Dekanat. In: Carinthia I, 1934, S. 74—79.

Demus, O.: Die Marienkrönung in Gailitz und die Malerei des „ſpäten weichen Stils" in Kärnten. In: Carinthia I, 1932, S. 57—61. 2 Abb.

Schnerich, A.: Der Dom zu Gurk und ſeine nächſten Umgebungen. Wien, 1. Aufl. 1920; 2. Aufl. 1925 (148 S., 53 Abb.)

Löw, J.: Kleiner Gurker Domführer. Klagenfurt, 1. Aufl. 1924; 2. Aufl. 1927; 3. Aufl. 1930 (166 S., 21 Planſkizzen, 37 Textabbildungen, 16 Tafeln).

Die 2. Aufl. enthält Liſten der Perſonen und Sachen mit reichem Material zur Domkunſt- und Baugeſchichte.

Ginhart, K. und **Grimſchitz, B.:** Der Dom zu Gurk. Wien 1930 (144 S.).

Monumentalwerk über den Gurker Dom, gleich ausgezeichnet durch den wiſſenſchaftlich allen Anforderungen entſprechenden, ſämtliche Kunſtdenkmäler des Domes behandelnden Text wie durch die 156 erſtklaſſigen Abbildungen.

— Über den Rhythmus in der Entwicklung des nordiſchen Barockornamentes. In: Archiv f. vaterl. Geſchichte u. Topographie Jg. 24/25, 1936, S. 191—199.

Zeigt an Kärntner Denkmälern, wie gewiſſe nordiſche Ornamente im Zeitraum von ungefähr drei Generationen immer wiederkehren und kommt zum Ergebnis, daß Kärnten, obwohl kulturelles Randland, „doch kein Übergangsland iſt, ſondern zu allen Zeiten treulich ſeine dem Norden zugehörige Stammesart bewahrt".

Löw, J.: Die romaniſchen Steinmetzzeichen im Gurker Dom. In: Carinthia I, 1930, S. 1 bis 10.

— Nochmals romaniſche Steinmetzzeichen im Gurker Dom. In: Carinthia I, 1932, S. 146 bis 148.

Veröffentlicht die für die Baugeſchichte des Domes wichtigen Steinmetzzeichen und regt an, dieſe Zeichen auch an anderen romaniſchen Kirchen zu beachten.

— Gurker Kleinigkeiten. Carinthia I, 1931, S. 125—134. Mit 5 alten Anſichten vom Gurker Dom.

Grimſchitz, B.: Die monumentalen Gemäldefolgen des Domes zu Gurk. = Öſterr. Kunſtbücher, Bd. 15 (14 S., 10 Bildtafeln).

— Zur Entſtehungszeit der Freskenfolge in der Weſtempore des Gurker Domes. In: Archiv f. vaterl. Geſchichte u. Topographie Jg. 24/25, 1936, S. 175—179.

Demus, O.: Wandgemälde einer Gurker Werkſtatt des 13. Jhs. in Pettau. In: Carinthia I, 1933, S. 182—184.

Schnerich, A.: Gurker Miſzellanea. In: Carinthia I, 1927, S. 10—15; 1929, S. 19—26.

Würdigung verſchiedener Kunſtwerke im Gurker Dom (Fresken, Plaſtiken, Grabſteine).

Löw, J.: Von Paccobello bis Hönel. Geſchichte d. Gurker Hochaltarplanes 1618—1626. In: Carinthia I, 1928, S. 9—15.

Ginhart, K.: Burg Hochoſterwitz. Öſterr. Kunſtbücher, Bd. 50. Wien-Augsburg 1927 (47 S., 25 Abb.).

Schnerich, A.: Maria Saal. Öſterr. Kunſtbücher, Bd. 16, 2. Aufl. Augsburg 1929 (24 S., 20 Abb.).

Wutte, M.: Archivaliſche Nachrichten z. Baugeſchichte d. Maria Saaler Doms. In: Carinthia I, 1930, S. 175—180.

Ginhart, K.: Das Modeſtusgrab in Maria Saal. In: Joſef Strzygowſki-Feſtſchrift. Klagenfurt 1932, S. 61—64.

Kurze, auf eingehender Sach- und Literaturkenntnis beruhende, durch 10 Abb. erläuterte Würdigung des Grabes des von Biſchof Virgil von Salzburg um 767 als Miſſionär nach Kärnten geſchickten Biſchofs Modeſtus und der anderen vorromaniſchen (karolingiſchen) Kunſtdenkmäler in Kärnten.

— Millſtatt am See in Kärnten. = Öſterr. Kunſtbücher Bd. 41 (20 S., 10 Bildtafeln).

Raſchl, Th. und **Strelli, R.:** Das Benediktinerſtift St. Paul in Kärnten. = Öſterr. Kunſtbücher, Bd. 27 (20 S., 10 Bildtafeln).

L'Eſtocq J.: Zur Geſchichte der Magdalenen-Kollegiatkapitelkirche in Völkermarkt. In: Carinthia I, 1933, S. 110—126.

Stele, Fr: Monumenta artis slovenicae. Laibach (Ljubljana) 1935. H. 1—13. Akademska založba*).

Wirtſchaftsgeſchichte

Jakſch, A.: Glashütten in Kärnten. (Tſcherniheim beim Weißenſee, gegründet 1630, eingegangen in der 2. Hälfte des 19. Jhs. und St. Vinzenz bei St. Paul, i. L., 1667—1879.) In: Carinthia I, 1923, S. 1—8.

Jahne, L.: Entwicklung d. Bergbauten am Hochobir. In: Montaniſtiſche Rundſchau Jg. 21/1929, S. 1—7, 37—42, 53—60.

— Zur Geſchichte der Ferlacher Gewehrerzeugung. In: Carinthia I, 1930, S. 98—119.

— Die Eiſeninduſtrie im Vellachtal. In: Montaniſtiſche Rundſchau Jg. 22/1930, S. 1—7.

— Zur Geſch. d. Erzbergbauten im Petzen-Mießgebiet. In: Berg- und hüttenmänn. Jahrbuch Bd. 80/1932, S. 8—19.

— Entwicklung und Bedeutung d. Eiſenwerkes Prävali. In: Carinthia I, 1933, S. 139—149.

— Entwicklung d. Eiſenwerkes Lippitzbach. In: Carinthia I, 1934, S. 26—43.

— Das Eiſen- u. Drahtwerk Feiſtritz i. R. In: Montaniſtiſche Rundſchau Jg. 27/1935, S. 1—6.

— Zur Geſch. d. Eiſenhämmer am Freibach. In: Carinthia I, 1936, S. 50—61.

Franz, G. v.: Geſchichte der Waffenerzeugung in Ferlach, der Gewerkſchaften in Waidiſch, Ferlach und Unterloibl und des damit verbundenen Grundbeſitzes. In: Monatsſchrift „Adler" des herald. Vereines „Adler", Wien, Bd. 11/1931, S. 71—78.

Die Aufſätze von Jahne und Franz behandeln die einſt in Südkärnten blühenden, meiſt durch deutſche Unternehmer geſchaffenen, heute zum größeren Teil nicht mehr beſtehenden Induſtrien, die infolge der lebhaften Verkehrsbeziehungen zum deutſchen Hinterlande und durch Heranziehung deutſcher Werksbeamter und Facharbeiter zur Bildung von deutſchen Sprachinſeln führten.

Die **Öſterr. Alpine Montangeſellſchaft** 1881—1931. Wien, 1931. Zahlr. Abb.

Großangelegtes Werk, in dem W. Schuſter S. 460—525 kurz die Entwicklung des Hüttenberger Erzberges und der Kärntner Eiſenwerke im 19. Jh., ſo auch der Werke in Eiſenkappel und Prävali, behandelt.

Kaſer, K.: Eiſenverarbeitung und Eiſenhandel. Grundlagen des inneröſterr. Eiſenweſens. In: Beiträge zur Geſchichte des öſterr. Eiſenweſens 1932, Abt. II, H. 1, S. 1—192.

— Der inneröſterr. Eiſenhandel in der 1. Hälfte d. 19. Jhs. = Forſchungen z. Verfaſſungs- u. Verwaltungsgeſchichte d. Steiermark X, 3. H. 1927 (68 S.).

Beide Arbeiten behandeln auch die Geſchichte des Eiſenweſens und Eiſenhandels in Kärnten.

Canaval, R.: Zur Frage der Goldgewinnung aus den Gefällen des Goldfeldes der Oſtalpen. Berg- und hüttenmänn. Jahrbuch, Bd. 77/1929, S. 76—84.

Wenger, M.: Ein Beitrag zur Statiſtik u. Geſch. des Bergbaubetriebes in den öſterr. Alpenländern. In: Montaniſtiſche Rundſchau Jg. 1931, S. 225—231, 239—252.

Befaßt ſich mit dem Ertrag des Edelmetallbergbaues in Kärnten im Zeitraum von 1560—1562.

— Der Verfall des Edelmetall-Bergbaues in Kärnten gegen Ende des XVI. Jhs. und ſeine Urſachen. In: Carinthia I, 1932, S. 101—123.

Zeigt auf Grund bisher unbekannter Quellen, daß der Verfall des kärntniſchen Edelmetallbergbaues auf das Schwinden ſeiner Erträglichkeit infolge der Verteuerung aller Berwerkserforderniſſe zurückzuführen iſt.

Canaval, R.: Der Blei- und Galmeibergbau Jauken bei Dellach. In: Berg- und hüttenmänniſches Jahrbuch Bd. 79/1931 (7 S.).

— Die beſtandenen Meſſingwerke des oberen Drautales. In: Montaniſtiſche Rundſchau Jg. 24/1932 (9 S.).

Sabiduſſi H.: Kärntens Glockengießer. In: Carinthia I, 1931, S. 26—56.

Wutte, M.: Geſchichte des Preblauer Sauerbrunnens (im Lavanttal). In: Carinthia I, 1932, S. 36—56.

Wenger, M.: Noch einiges über das Bad zu Innerfragant und ſeine Gründer. In: Carinthia I, 1929, S. 26—33.

Dworſchak, F. und **Raſchl, Th.:** Der Münzfund bei Hintergumitſch und die Münzverträge zwiſchen Salzburg und Kärnten 1286 und 1334. In: Archiv f. vaterl. Geſchichte u. Topographie Jg. 24/25, 1936, S. 202—224.

Probßt, G.: Zur Geſchichte der Kärntner Münzſtätten ſeit Maximilian I. In: Carinthia I, 1927, S. 15—26.

— Die geprägten öſterreichiſchen Schaumünzen. Wien 1928. (184 S. u. 19 Taf.)

Behandelt auch die Kärntner Schaumünzen, die Münzſtätten Klagenfurt und St. Veit und andere Kärntner Münzangelegenheiten. Vgl. Carinthia I, 1929, S. 77f.

Loehr, A. v.: Die Obligationen der Kärntner Landſchaft vom Jahre 1767. In: Archiv f. vaterl. Geſchichte u. Topographie Jg. 24/25, 1936, S. 225—230.

Zwitter, Fr.: Socialni in gospodarski problemi Ilirskih provinc. In: Glasnik XIII A Laibach (Ljubljana) 1935, S. 34—60.

Die ſozialen und wirtſchaftlichen Probleme der Illyriſchen Provinzen*).

Sprachliches

Wutte, M.: Die ſprachlichen Verhältniſſe in Kärnten nach der Volkszählung von 1923. In: Carinthia I, 1924, S. 87—100. Mit Karte.

Zell, O.: Das Ergebnis der Sprachenzählung von 1934 in Kärnten. In: Carinthia I, 1936, S. 132—155. Mit Karte.

Leſſiak, P.: Die kärntniſchen Stationsnamen. In: Carinthia I, 1922, S. 1—124.

Vortreffliche Arbeit, ausgezeichnet durch die ausführliche, methodiſch grundlegende Einleitung über die kärntniſche Ortsnamenbildung und durch die Fülle der erklärten Ortsnamen.

Wutte, M.: Alte deutſche Berg- und Flußnamen in den Karawanken. In: Zur Geographie der deutſchen Alpen. Feſtſchrift für Robert Sieger. Wien 1924 (S. 96—103).

Kranzmayer, E.: Etymologiſche Beiträge zur Entſtehung des karantan. Herzogtums. In: Carinthia I, 1925, S. 63—72.

— Die kärntner. Ortsnamen im Diplom K. Ottos III. vom 19. Juli 993. In: Carinthia I, 1933, S. 31—44.

Erklärt einige ſchon frühzeitig eingedeutſchte, urſprünglich ſlow. Ortsnamen des Glantales und wirft Streiflichter auf zahlreiche andere Namen.

Kranzmayer, E.: Sprachſchichten u. Sprachbewegungen in den Oſtalpen. Wien u. München 1931 (61 S. mit 1 Grundkarte u. 11 Kartenpauſen) = Arbeiten zur Bayriſch-Öſterreichiſchen Dialektgeographie, H. 2. Hrsg. von A. Pfalz.

Vorzügliche, durch die beigelegten Karten erläuterte, auch für den Hiſtoriker wichtige Arbeit über die Mundarten Kärntens, des ſteir. Oberlandes und des Lungaus, deren Zuſammenhänge und gegenſeitige Beeinfluſſung ſowie ihre Abhängigkeit vom Verkehr und den politiſchen Grenzen, die Bildung und Verſchiebung der Mundartengrenzen uſw. Von beſonderem Intereſſe iſt die Feſtſtellung, daß hohe Straßenpäſſe in ſtärkerem Maße ſprachverbindend wirken als niedrige und daß Talengen trennen.

Pirchegger, Simon: Unterſuchungen über die alt-ſloweniſchen Freiſinger Denkmäler. Leipzig 1931 (150 S.) = Veröff. des Slawiſchen Inſtituts d. Univerſität Berlin, 5.

Beſchäftigt ſich mit der Graphik der Freiſinger Denkmäler, beſonders der Schreibung der Ziſchlaute und bringt auch den Text der Denkmäler ſowie eine lateiniſche Überſetzung. Vgl. E. Kranzmayer in: Carinthia I, 1932, S. 158f.

Ramovš, Fr.: Karta dialektološka slovenskega jezika. (Dialektgeogr. Karte der ſlow. Sprache.) Laibach, Verl. d. König Alexander-Univerſität. 1931 (72 S. u. 1 Karte). Mit einem franzöſ. Reſumé.

Behandelt auch die ſloweniſchen Mundarten in Kärnten, deren fünf unterſchieden werden. Leider enthält die beigegebene Karte eine arge Entſtellung, indem der ganze Landſtrich nördlich von Klagenfurt bis zum Ulrichsberg als ſloweniſches Sprachgebiet dargeſtellt wird ohne die geringſte Andeutung, daß Klagenfurt und alles, was nördlich davon liegt, reindeutſch iſt. Vgl. E. Kranzmayer, Carinthia I, 1932, S. 156.

Grafenauer, J.: Poglavje iz najstarejšega slovenskega pismenstva. In: Časopis za slovenski jezik. Jg. 8, Laibach 1931, S. 68—117.

Kritiſche Behandlung der älteſten ſlow. Sprachdenkmäler: eines ſloweniſchen Vaterunſers und Glaubensbekenntniſſes, erhalten in der aus Oberkrain ſtammenden, jetzt im Archiv des Geſchichtsvereins in Klagenfurt aufbewahrten ſog. Klagenfurter Hſ. aus dem 15. Jh., der bekannten Freiſinger Denkmäler und eines ſlow. Beichtbekenntniſſes. Alle drei zeigen eine ſtarke Abhängigkeit vom deutſchen Kulturleben. Vgl. E. Kranzmayer, in: Carinthia I, 1932, S. 160ff.

Kos, M.: Nove študije freisinškom spomenikom. (Neue Studien über die Freiſinger Denkmäler.) In: Časopis Jg. 8, Laibach 1931, S. 126—146.

Verſucht nachzuweiſen, daß die Freiſinger Denkmäler von einem urkundlich genannten edlen Kleriker Rodher, einem Zeitgenoſſen des Biſchofs Abraham v. Freiſing (957—993), aufgezeichnet worden ſeien. Vgl. E. Kranzmayer in: Carinthia I, 1932, S. 160.

Skok, P.: Iz slovenačke toponomastike. II. In: Etnolog VII. Laibach (Ljubljana) 1934, S. 51—87.

Aus der ſloweniſchen Ortsnamenkunde. Behandelt auch Kärntner Ortsnamen, ſo wieder Klagenfurt-Celovec*).

Županić, N.: Ka problemu tumenčenja imena koruške prestonice Celovca. In: Glasnik Etnografskog muzeja u Beogradu. knj. X, 1935, S. 11—17.

Zum Problem der Deutung des Namens der Kärntner Landeshauptſtadt. Ableitung des Namens Celovec aus dem Avariſchen*).

Ramovs, Fr.: Historična gramatika slovenskega jezika. VII. Dialekti. Znanstveno društvo za humanistične vede v Ljubljani. Del I. Laibach 1935. Učiteljska tiskarna. (XXXII u. 204 S. u. 1 Karte.)

Hiſtoriſche Grammatik der ſloweniſchen Sprache. VII. Mundarten*).

Grafenauer, J.: Gutsmannov besednjak in njegova zbirka pregovorov, rekov in prilik. In: Časopis za zgodovino in narodopisje. Marburg (Maribor) XXX/1935, 1.

Das Gutsmanniſche Wörterbuch und ſeine Sammlung von Sprichwörtern, Sprüchen und Gleichniſſen*).

Trubar, Pr.: Catechismus in der Windiſchen Sprach . . . Akademska založba v Ljubljani (Laibach) 1935.

Neuausgabe*).

Volkskundliches

Graber, G.: Volksleben in Kärnten. Graz 1934. (455 S. Mit zahlreichen Bildern und 1 Flurkarte.)

Umfaſſende Darſtellung des Kärntner Volkstums, der Bräuche am Fürſtenſtein und Herzogsſtuhl, der Flur und Siedlung, des Bauernhauſes, der Mundarten, der Trachten und des Brauchtums, die überall auf die Urſprünge zu kommen trachtet.

— Deutſche Einflüſſe in Brauchtum, Sitte und Sage der Kärntner Slowenen. In: Wiener Zeitſchrift für Volkskunde Jg. 36/1931, S. 1—16.

Zeigt an zahlreichen Beiſpielen, wie das Brauchtum und die Sagenwelt der Kärntner Slowenen z. T. ſchon im Mittelalter vom deutſchen Kulturleben durchdrungen wurde.

Moro, O.: Volkskunde v. Kärnten. In: Öſterreich. Sein Land und Volk und ſeine Kultur. Hrsg. v. M. Haberlandt. Wien u. Weimar 1927, S. 310—331.

Gute Überſicht über den Kärntner Volkscharakter, die Siedlungsarten, die Lebensweiſe, die Haus- und Hofformen, Trachten und Bräuche.

— Volkskundliches aus Villach und Umgebung. In: Stadtbuch von Villach, 1931, S. 163 bis 178.

Beiträge z. Kärntner Volkskunde. Mitgeteilt von M. Wutte. In: Carinthia I, 1924, S. 41—60.

Beſchreibungen des bäuerlichen Lebens aus der Zeit um 1810 in einigen Kärntner Bezirken im Lavanttal, nördlich von Klagenfurt und Gurktal.

Graber, G.: Sagen und Märchen aus Kärnten. Graz 1935. 443 S.

— Das Kärntner Volkstum in Lied und Sage. In: Stadtbuch von Klagenfurt, 1929, S. 247 bis 260.

— Hildegard v. Stein. „Mogk-Feſtſchrift", S. 525—535.

Behandelt eine Sage, in der Erinnerungen an Albuin und Hildegard, die Eltern des Biſchofs Albuin von Brixen, deſſen Biſtum in der Gegend begütert war, fortleben.

— Matth. Corvinus in der Volksüberlieferung d. Slowenen. In: Carinthia I, 1936, S. 39 bis 50.

Zeigt, daß die Sage vom Kralj Matjaž (König Matthias), der nach der ſloweniſchen Sage im Berge ſchläft und einſt wiederkommen ſoll, um den Fürſtenſtein bei Karnburg zu beſteigen und ein großes ſlawiſches Reich aufzurichten, in der auch in Kärnten verbreiteten deutſchen Sage vom ſchlafenden Bergkaiſer wurzelt. Erſt in jüngſter Zeit wurde ſie fälſchlich auf die Petzen und künſtlich auf den Fürſtenſtein bezogen und der Held der Sage aus einem Kämpfer für den chriſtlichen Glauben in einen Vorkämpfer des ſloweniſchen Volkes umgewandelt. Vgl. Geſchichte, Wutte, Matthias Corvinus und ſeine Beziehungen zu Kärnten.

— Kärntner Volksſchauſpiele. I. Weihnachtsſpiel. II. Das Kärntner Paradeisſpiel. Kärntner Jedermann. III. Paſſionsſpiel. IV. Der Kärntner Totentanz. Komödia von dem grimmigen Tod. Deutſche Hausbücherei Nr. 68, 73, 82 u. 129. Wien 1922—1924.

Mit vorzüglichen Einleitungen über die Quellen, die Herkunft und verſchiedenen Faſſungen der Spiele, die Ausſtattung u. dgl. Das Ergebnis der Forſchungen Grabers iſt, daß die Kärntner Volksſchauſpiele nicht bäuerliche Schöpfungen, ſondern die letzten Ausläufer einer kunſtmäßigen, einmal vom Volk aufgenommenen Überlieferung ſind.

Graber, G.: Das Gmündner Hirtenſpiel. Spittal a. d. Dr. 1930.

— Das Köſtenberger Paſſionsſpiel. In: Archiv f. vaterl. Geſchichte u. Topographie, Jg. 24/25, 1936, S. 231—240.

Behandelt die deutſche und windiſche Faſſung des Köſtenberger Paſſionsſpieles, einer Bearbeitung des allgemeinen Kärntner Paſſionsſpieles, das auf ein Augsburger Spiel zurückgeht.

— Zauberſprüche aus Kärnten. In: Wiener Zeitſchrift für Volkskunde 1926 S. 47—54.

Moro, O.: Die gereimte Volksdichtung in Kärnten. In: Das deutſche Volkslied 1929, 1.—4. H.

Vorzüglicher Überblick über die volkstümliche Kinderdichtung, Kleindichtung, Zauber- und Brauchdichtung.

Anderluh, A.: Zur Weiſe der Kärntner Volksballade. In: Das deutſche Volkslied 1929, S. 7—12. Mit Beiſpielen und Proben.

Kärntner, Hirtenlieder geſammelt von B. Schüttelkopf, hrsg. von A. Anderluh, Klagenfurt 1931 (51 S.).

Zwanzig alte deutſche Krippenlieder aus der reichen, vom Arbeitsausſchuß für das deutſche Volkslied in Kärnten ſeit 1905 angelegten Sammlung Kärntner Volksdichtungen.

Kollitſch, A.: J. G. Seidl als Dichter von Kärntner Liedern. In: Carinthia I, 1933, S. 194 bis 201.

— War der Liederſammler Schottky in Kärnten? In: Carinthia I, 1934, S. 43—51. Dazu Ergänzung von Klier. In: Carinthia I, 1935, S. 143 f.

— Geſchichte des Kärntnerliedes. I. 1819—1887. II. 1882 bis zur Gegenwart. Klagenfurt 1936.

Kollitſchs Forſchungen bringen u. a. einen wichtigen Beitrag zur Geſchichte der Kärntner Vierzeiler, indem ſie den Nachweis erbringen, daß in vielen von ihnen die 1828 unter dem Namen „Flinſerln“ erſchienenen Mundartdichtungen des Dichters Joh. Gabriel Seidl (1804—1875) fortleben.

Kirnbauer, F.: Der Hüttenberger Reiftanz. In: Wiener Zeitſchrift für Volkskunde 1935, S. 61—70. Mit Noten u. 7 Abb.

Graber, F.: Zur Geſchichte der Gailtaler Tracht. In: Carinthia I, 1935, S. 98—106.

Beweiſt aus den faſt durchaus deutſchen Benennungen der einzelnen Kleidungsſtücke, daß dieſe von den Gailtaler Slowenen getragene Tracht nicht ſlawiſchen, ſondern deutſchen Urſprungs iſt.

Moro, O.: Maskenbräuche in gemiſchtſprachigen Dörfern Oberkärntens. In: Carinthia I, 1935, S. 211—218. Mit 10 Abb.

Zeigt auf Grund eigener Beobachtungen am Nikoloumzug und Perchtenlaufen, wie deutſches Brauchtum bei den Slowenen fortlebt.

L'Eſtocq, H.: Unterkärntner Brauchtum. In: Carinthia I, 1930, S. 150—175; Bräuche des Familienlebens, 1932, S. 65—80.

Geramb, V.: Die Kulturgeſchichte der Rauchſtuben. In: Wörter u. Sachen IX/1924.

Sucht gegen Rhamm (Urzeitl. Bauernhöfe im germaniſch-ſlawiſchen Waldgebiet 1908) zu beweiſen, daß die Rauchſtuben aus einem nordoſteuropäiſchen Kulturkreis ſtammen, von den Slawen in die Alpenländer gebracht und hier auch von den deutſchen Siedlern übernommen worden ſeien, eine Anſicht, die von A. Haberlandt (Wiener Zeitſchrift für Volkskunde, 1924, S. 81 und G. Graber, Carinthia I, 1925, S. 107 ff.) mit Recht abgelehnt wird.

— Die geogr. Verbreitung und Dichte der oſtalpinen Rauchſtuben. In: Wiener Zeitſchrift für Volkskunde 1925, S. 70—123. Mit Karte.

Melik, A.: Kozolec na Slovenskem. (Die Harfe, d. i. ein Holzbau mit Stangen zum Trocknen von Getreide, in Slowenien.) Laibach 1931. Vgl. Carinthia I, 1935, S. 291.

Moro, O.: Der Bilwis im Kärntner Volksglauben. In: Wiener Zeitſchrift für Volkskunde 1933, S. 1—17.

Behandelt einen männlich oder weiblich gedachten Naturdämon, Bilwis genannt, der nach dem Volksglauben gewiſſe Krankheiten verurſacht, die durch Sympathiemittel geheilt werden können.

Byloff, F.: Volkskundliches aus Strafprozeſſen der öſterr. Alpenländer mit beſonderer Berückſichtigung der Zauberei- und Hexenprozeſſe. Berlin-Leipzig, 1929 (68 S.).

Bringt auch Beiträge zur Geſchichte des Kärntner Volksglaubens.

Kriß, R.: Volkstümliche Kultformen (eiſerne Figuren) im Lavanttal. In: Wiener Zeitſchrift für Volkskunde 1935, S. 61—70.

Zahlreiche volkstümliche Notizen in Carinthia I, ſo über:

Kärntner Trachten 1923, 1927, 1935; Brauchtum 1928, 1929; Kärntner Rauchſtuben 1931; Bäuerliche Stoffärberei 1932; Eiſerne Kühe und Schafe 1932 u. a.

Šašel, J.: Koroške narodopisne črtice. Zdravljenje raznih bolezni. In: Časopis za zgodovino in narodopisje. Marburg (Maribor) XVI/1920—1921, S. 117.

Kärntner volkskundliche Skizzen. Heilung verſchiedener Krankheiten*).

Kotnik, Fr.: Storije I. Koroške narodne pripovedke in pravljice. 1924. Kärntner Volkserzählungen und Märchen*).

— Pasionska igra iz Železne Kaple. In: Časopis za zgodovino in narodopisje. Marburg (Maribor) XIX/1924, S. 101.

Das Paſſionsſpiel aus Eiſenkappel*).

Gaspari-Košir: Sijaj, sijaj, solnce! Zbirka koroških popevk. 1. H., Laibach (Ljubljana) 1923 (38 S.).

Sammlung von Kärntner Liedern*).

Murko, M.: Velika zbirka slovenskih pesmi z melodijami. In: Etnolog III. Laibach (Ljubljana) 1929, S. 5—54.

Abhandlung über die große Sammlung ſloweniſcher Lieder mit Sangweiſen*).

Möderndorfer, V.: Koroške uganke in popevke. Družba sv. Mohorja v Celju 1933 (63 S.).

Kärntner Rätſel und Lieder. Beſchränkt auf das Mießtal*).

Šašel, J.: Narodno blago iz Roža. In: Časopis za zgodovino in narodopisje. Marburg (Maribor) XXXI/1936; Beilage zu H. 1 u. 2.

Volkstümliches Gut aus dem Roſental*).

Košir, P.: Ljudska medicina na Koroškem. In: Časopis za zgodovino in narodopisje. Marburg (Maribor) XVII/1922, S. 20; XVIII/1923, S. 29.

Volksmedizin in Kärnten*).

Košir-Möderndorfer: Ljudska medicina med koroškimi Slovenci. In: Časopis za zgodovino in narodopisje. Marburg (Maribor) XXI/1926, S. 85; XXII/1927, S. 9.

Die Volksmedizin unter den Kärntner Slowenen*).

Sič, A.: Slovenske narodne noše. Druga izpopolnjena izdaja z barvanimi slikami M. Gasparija. Laibach (Ljubljana). 1927 (57 S. u. 11 Taf.). Učitelska tiskarna. 5. Koroški Slovenci.

Die ſloweniſchen Volkstrachten. Zweite ergänzte Ausg. 5. Die Kärntner Slowenen. Trachten aus dem Gail- und Roſental und vom Faakerſee*).

Brejceva, M.: Slovenske noše na Koroškem. In: Etnolog V/VI. Laibach (Ljubljana) 1933, S. 1—30.

Die ſloweniſchen Trachten in Kärnten.*)

Vurnik, St.: Doneski k studiji slovenske avbe. In: Etnolog I. Laibach (Ljubljana) 1926/27, S. 41—67.

Beiträge zum Studium der ſloweniſchen Haube*).

— Slovenska peča. In: Etnolog II. Laibach (Ljubljana) 1928, S. 1—25.

Das ſloweniſche Kopftuch*).

— Slovenske panjske končnice. In: Etnolog III. Laibach (Ljubljana) 1929, S. 57—78.

Die bemalten Fluglochbretter der Bienenſtöcke bei den Slowenen. Beitrag zum Studium der Volksmalerei*).

Karlovšek, J.: Slovenska hiša. Laibach (Ljubljana) 1927/28. I. H. (2 u. XIII S.); II. H. (15 u. XXXVIII S.).

Das ſloweniſche Haus*).

Ortsgeſchichte

Braumüller, H.: Zur Geſchichte des Klagenfurter Schulweſens in der Reformationszeit. In: Carinthia I, 1924, S. 13—31.

Torggler, K.:. Das Klagenfurter Stadtrecht in Reimen. Siehe Rechtsgeſchichte.

Klagenfurt. Bd. IV der von Erwin Stein hrsg. Sammlung „Die Städte Deutſchöſterreichs". Berlin-Friedenau 1929 (430 S. Mit zahlreichen Abbildungen).

Enthält Beiträge über „Klagenfurt im Wandel der Zeiten" (kurze Stadtgeſchichte von H. P. Meier), die Entwicklung des „Stadtbildes von Klagenfurt" (B. Grimſchitz), „Klagenfurt als ſtändiſche Stadt" (Darſtellung der eigenartigen Rechtsverhältniſſe der Stadt, die 1519—1848 Eigentum der Landſtände war, ein einzigartiger Fall der deutſchen Rechtsgeſchichte. Von K. Torggler), „Klagenfurt als grenzdeutſches Bollwerk" (M. Wutte), „Das Landhaus in Klagenfurt" (A. Jakſch), „Die Muſeen in Klagenfurt" (H. Braumüller, F. Lex, E. Klebel, O. Rainer), „Die Kirchen und öffentlichen Denkmäler Klagenfurts" (K. Ginhart), „Die öffentliche Studienbibliothek" (W. Bendorf), „Das Muſikleben" (H. Cardona), „Das Stadttheater und ſeine Geſchichte" (M. Pirker), und über die gegenwärtigen, Schul-, Verwaltungs-, Verkehrs- und wirtſchaftlichen Einrichtungen.

Wutte, M.: Die Lage von Alt-Klagenfurt. In: Carinthia I, 1931, S. 103—107.

Weiſt nach, daß der alte Markt Klagenfurt auf einen an einer Römerſtraße gelegenen mittelalterlichen Brückenort an der Glan zurückzuführen iſt, während die heutige Stadt auf eine Neugründung Herzog Bernhards zurückgeht.

Sabiduſſi, H.: Alte Gaſſennamen in Klagenfurt. In: Carinthia I, 1933, S. 132—137.

Wutte, M.: Aus Bleiburgs Geſchichte. Zum 700jährigen Jubiläum des Ortes. In: Carinthia I, 1928, S. 82—90.

Der Markt **Althofen** in K. und ſeine Umgebung. Hrsg. von K. Kernaſt. Althofen 1927, 49 S. 16 Abb.

Enthält S. 11—30 eine Geſchichte des Marktes von H. Braumüller, S. 31—45 eine Schilderung der Bau- und Kunſtdenkmäler von K. Ginhart.

Pietſchnigg, H.: Alt-Hermagor. Hermagor 1931 (206 S. zahlr. Abb.).

Geſchichtlicher Füherer durch die hart an der Sprachgrenze gelegene Stadt.

Zedroſſer, Th.: Die Stadt Frieſach in Kärnten, ein Führer durch ihre Geſchichte, Bau- und Kunſtdenkmäler. Klagenfurt 1926 (117 S., 31 Abb. u. 1 Kt.).

Die Stadt **St. Veit** in Kärnten und ihre Umgebung. Hrsg. von N. Rainer. St. Veit 1927 (122 S., zahlr. Abb.).

Mit einem kunſthiſtoriſchen Führer von K. Ginhart (S. 9—51) und einer kurzen Geſchichte der Stadt von M. Wutte (S. 53—84).

Wutte, M.: Richter und Bürgermeiſter der Stadt St. Veit. In: Carinthia I, 1930, S. 19 bis 24.

Pantz, A. Frh. v.: Denkſteine in und an den Kirchen zu St. Veit. In: Carinthia I, 1936, S. 92—117.

L'Estocq, H.: Geiſtige Bürgerſpiele in Völkermarkt im 18. Jh. In: Carinthia I, 1926, S. 77—79.

— Zur Geſchichte der Stadt Völkermarkt (Stadtrichter und Bürgermeiſter, Schulweſen, Propſtei). In: Carinthia I, 1930, S. 119—134.

Villach, Bd. VI, der von Erwin Stein hrsg. Sammlung „Die Städte Deutſchöſterreichs". Berlin-Friedenau 1931 (222 S. Zahlr. Abb.).

Mit geſchichtlichen Beiträgen von G. Moro (Villach im Mittelalter und in der Neuzeit), F. Pichler (Die Baudenkmäler Villachs und ſeiner nächſten Umgebung), B. Grimſchitz (Künſtlerleben in Villach), M. Pirker (Geiſtesleben in Villach), O. Moro (Volkskundliches aus Villach und Umgebung) und zahlreichen Aufſätzen über die gegenwärtigen Verhältniſſe der Stadt.

Pichler, F.: Die Stadthauptpfarrkirche St. Jakob in Villach 1136—1936. Villach 1936 (56 S. u. 37 Abb.).

Allgemeine Landeskunde

Lex-Paſchinger-Wutte: Landeskunde von Kärnten. Klagenfurt 1923 (240 S. u. 20 Abb.). Mit ausführlichem Literaturverzeichnis.

Vergriffen. Neuaufl. von V. Paſchinger vorbereitet.

— — — Kärntner Heimatatlas. Wien 1925 (54 Kt. u. Skizzen auf 12 Tafeln).

Dargeſtellt werden: Aufbau, Klima und Pflanzenwelt, Wirtſchaft, Grundbeſitzverhältniſſe, Bevölkerungsdichte, ſprachliche Verhältniſſe, Fundſtätten vorgeſchichtlicher und römiſcher Überreſte, Territorialentwicklung Kärntens, politiſche und kirchliche Einteilung, Volksabſtimmung.

Krebs, N.: Die Oſtalpen und das heutige Öſterreich. 2 Bde. Stuttgart 1928.

Auch für Kärnten durch den ausgezeichneten Text und die umfaſſenden Literaturangaben von größtem Wert.

Pirker, M.: Kärnten. Sammlung „Deutſche Lande — Deutſche Kunſt". Klagenfurt 1928 (45 S. u. 81 Bilder).

Schildert Landſchaft, Kultur- und Volksleben Kärntens.

Horner, A.: Kärnten. Bielefeld und Leipzig 1930 (66 S. u. 54 Abb.).

Landſchaftsſchilderungen und Skizzen über Lage, Aufbau, Geſchichte, Beſiedlung und Bevölkerung.

Kärnten. Ein Heimatbuch. Hrsg. von J. F. Perkonig. Leipzig 1925 (287 S.).

Geographiſche, volkskundliche und geſchichtliche Skizzen über Kärnten von verſchiedenen Verf.

Paſchinger, V.: Die Kärntner Grenze in Diagrammen. Kartographiſche und ſchulgeographiſche Zeitſchrift X/1922, S. 72.

Vortreffliche, neue Wege beſchreitende Charakteriſtik des Kärnten umfaſſenden Grenzgürtels, der als „Grenzwall", als „Grenzwildnis" und „Grenzeinöde" in Erſcheinung tritt.

— Kärnten als geographiſche Einheit. Sonderheft V der Carinthia II, 1930. Naturgeſchichtliches aus dem Abſtimmungsgebiet, S. 5—33.

Eingehende Darſtellung der geologiſchen, morphologiſchen, geographiſch-wirtſchaftlichen und ſiedlungsgeographiſchen Einheit des Landes.

— Die Karawanken als Strukturgrenze. In: Deutſche Hefte für Volks- u. Kulturbodenforſchung 2. Jg. 1931/32, S. 130—149.

Erklärt in trefflicher Weiſe die trennende Kraft der Karawanken durch Betrachtung aller geographiſchen Momente und kommt zum Ergebnis, daß die Karawankengrenze ohne Rückſicht auf frühere und gegenwärtige politiſche Grenzen von Natur aus einen hohen objektiven Wert beſitzt.

Paſchinger, V.: Verſuch einer landſchaftlichen Gliederung Kärntens. In: Zur Geographie der deutſchen Alpen. Feſtſchrift für Robert Sieger. Wien 1924, S. 87—103. Mit Kartenſkizze.

— Die relativen Höhen von Kärnten. In: Petermanns Geographiſche Mitteilungen 1934, S. 331—333, 367—368. Mit 1 Kt.

Spreitzer, H.: Almnomadismus des Klagenfurter Beckens. In: Zur Geographie der deutſchen Alpen. Feſtſchrift für Robert Sieger. Wien 1924, S. 70—86.

Behandelt die Bedeutung der Almen Nordkärntens für das Klagenfurter Becken und zeigt ſo einen wichtigen wirtſchaftlichen Zuſammenhang des Beckens mit Nordkärnten.

Montag, E.: Die Veränderungen im bäuerlichen Siedlungsbild und in der völkiſchen Zuſammenſetzung des Gerichtsbezirkes Eiſenkappel (Kärnten). In: Geogr. Jahresbericht aus Öſterreich Bd. XVIII/1935, S. 96—103.

Moro, G.: Der Bevölkerungsſtand in Oberkärnten von 1777—1934. In: Archiv f. vaterl. Geſchichte u. Topographie Jg. 24/25, 1936, S. 153—174.

Sorgfältige, auf mühſamen Umrechnungen beruhende Darſtellung der Bevölkerungsbewegung in Oberkärnten im angegebenen Zeitraum.

Beiträge zur Geographie der Almen in Öſterreich. Hrsg. von R. Sieger, Graz 1925.

Darin behandeln S. 15—41 H. Jurinka und H. Spreitzer den Anteil der Bevölkerung in Deutſch-Tirol und Kärnten an der jährlichen Almwanderung und deren Höhengrenze, H. Spreitzer die Almen des Murauer Gebietes, die auch von Kärnten aus beſtoßen werden, und K. Kröpfl die Almwirtſchaft im Koralpengebiet. Die Aufſätze unterrichten über Lage und Art der Almen, Zahl der aufgetriebenen Tiere, Dienſtperſonal, Auf- und Abtriebszeiten, Beſitzverhältniſſe, die Gebiete, von wo aus der Auftrieb erfolgt, endlich die Verſchiebung der Siedlungsgrenze während des Almbetriebes. Vgl. Carinthia I, 1926, S. 83.

Schmid, J.: Die Flur des Roſentales. In: Carinthia I, 1926, S. 64—74. Mit Karte.

In den Karawanken überwiegt Herrſchaftsbeſitz und Einödflur, im Tal Weilerflur, hier und da unterbrochen durch nicht rein ausgebildete Gewanne, in der Sattnitz Weiler- und Einödflur.

— Siedlungsgeographie Kärntens: I. Die Flur Kärntens, in: Carinthia I, 1928, S. 15—33. Mit Flurkarte. II. Das bäuerliche Siedlungsweſen, in: Carinthia I, 1929, S. 134—153. III. Die Haus- und Hofformen, in: Carinthia I, 1934, S. 17—26; 1935, S. 246—262. Mit 2 Karten: 1. Nachtrag zu II., Siedlungskarte; 2. Karte der Haus- und Hofformen.

Stellt auf Grundlage der Indikationsſkizzen des Stabilen Kataſters (1826—1828) die Verteilung der Flurtypen (Einödsflur in den gebirgigen Landesteilen, Weilerflur in den Tälern und Beckenlandſchaften, ſelten Streifenweilerfluren, Gewanne und Weingartſtreifen), der Siedlungsformen (Einzelhöfe und Gehöftgruppen im Gebirgsland, Weiler und Dörfer in Tälern und Becken; Haufendörfer ohne Bindung an gegenwärtige völkiſche Verhältniſſe, im Süden auch Längsdörfer, ſelten Sack-, Platz- und Stieldörfer, ein Rundling?) und der Haus- und Hofformen (vorwiegend Haufenhöfe, aber auch Hakenhöfe, Drei-, Vier- und Mehrſeiter, ferner Ringhöfe im oberſten Gurk- und Kleinkirchheimertal) dar.

— Siedlungsform und Hoftypen auf dem Südoſtabfall der Saualpe. In: Archiv f. vaterl. Geſchichte u. Topographie Jg. 24/25, 1936, S. 252—257. Mit 8 Abb.

Ilešič, S.: Politično-geografski položaj naše narodnostne meje na zapadu in severozapadu. Enthalten in: Naši obmejni problemi. Laibach (Ljubljana) 1936. Družba sv. Cirila in Metoda.

Politiſch-geographiſche Lage unſerer Volksgrenze im Weſten und Nordweſten*).

Baš, Fr.: Stellungnahme zu H. Bruckner: Der deutſch-ſloweniſche Grenzraum. Südoſtdeutſche Volksgrenze. Berlin 1934. In: Časopis za zgodovino in narodopisje. Marburg (Maribor) XXX/1935, S. 181*).

Melik, A.: Slovenija. Geografski opis I. Splošni del. 1. zvez. Ljubljana 1935, 2. zvez. Ljubljana 1936 (700 S. Mit zahlr. Bildern, Karten und Skizzen).

Slowenien. Landeskunde. Allg. Teil, Bd. 1, Laibach 1935; Bd. 2, Laibach 1936.

Als Siedlungsboden der Slowenen aufgefaßt, daher mit Einſchluß eines Teiles von Kärnten. Das Werk behandelt u. a. auch den Gang der ſloweniſchen Beſiedlung, die nationalen Verhältniſſe und die Volksabſtimmung in Kärnten und fordert vielfach zum Widerſpruch heraus*).

— Kmetska naselja na Slovenskem. Geografski Vestnik IX 1933, S. 129—165.

Die bäuerliche Siedlung in Slowenien. Mit Einſchluß Kärntens*).

Abwehrkampf und Volksabſtimmung

Perkonig, J. F.: Heimat in Not. Klagenfurt 1921 (348 S.).

Perſönliche Erinnerungen und Stimmungsbilder aus der Abſtimmungszeit.

Wutte, M.: Kärntens Freiheitskampf. Klagenfurt 1922 (195 S. u. 14 Karten und Skizzen).

Darſtellung der Vorgeſchichte des Kampfes um Kärnten, der vergeblichen Verhandlungen zwiſchen Klagenfurt und Laibach, des Eindringens der Jugoſlawen, des Abwehrkampfes, der diplomatiſchen Verhandlungen in Paris und der Volksabſtimmung.

Kampf um Kärnten. 1918—1920. Hrsg. im Auftrage des Kärntner Heimatbundes von J. F. Perkonig. Klagenfurt 1930 (215 S.).

Meiſt Schilderung perſönlicher Erlebniſſe von faſt 100, in der Abwehr- und Abſtimmungszeit an hervorragender Stelle tätig geweſenen Perſönlichkeiten. In ſeiner Geſamtheit ein treffliches Spiegelbild der ſchweren Zeit des Kärntner Freiheitskampfes 1918—1920.

Abwehrkampf und Volksabſtimmung in Kärnten 1918—1920. Hrsg. im Auftrage der ſozialdemokratiſchen Parteileitung von H. Lagger. Klagenfurt 1930 (160 S.).

Stellt einſeitig den Anteil der Sozialdemokraten am Kärntner Abwehrkampf dar und ſoll „die Haltung der ſozialdemokratiſchen Partei des Landes verſtändlich machen“.

„Kärntner Tagblatt“. Feſtausgabe zum 10. Jahrestag der Kärntner Volksabſtimmung. Klagenfurt, Oktober 1930.

„Freie Stimmen“. Feſtausgabe zum 10. Jahrestag der Kärntner Volksabſtimmung. Klagenfurt, 10. Oktober 1930.

Bericht des Landesbefehlshabers über die militäriſche Kärntner Landesverteidigung. Mitgeteilt von F. X. Kohla. In: Carinthia I, 1935, S. 155—189.

Offizielle Darſtellung der Organiſierung der militäriſchen Kräfte (der Volkswehr, Heimwehrkompanien und anderen freiwilligen Abteilungen), die Wirkung und Tätigkeit der politiſchen und militäriſchen Stellen und der großen Schwierigkeiten, die der Führung aus der Tätigkeit der Soldatenräte erwuchſen. Beſonders bemerkenswert ſind die Schlußfolgerungen, die ſich aus den Erfahrungen der Kärntner Landesverteidigung in militäriſcher und politiſcher Hinſicht ergeben. „Der Kärntner Freiheitskampf mußte wie jener der Tiroler 1809 vorläufig für Uneingeweihte als Tragödie enden. Die Allgemeinheit hat dieſen Kampf als eine Angelegenheit Kärntens betrachtet, obwohl ebenſoviele geſamtdeutſche, zumindeſt aber deutſch-öſterreichiſche Intereſſen im Spiele waren“.

Hülgerth, L.: Der Kärntner Freiheitskampf. In: Carinthia I, 1921, S. 1—28.

Steinacher, H.: Der Kampf um Kärntens Freiheit. In: „Kampf um Kärnten 1918—1920“. Hrsg. von J. F. Perkonig. Klagenfurt 1930, S. 40—64.

— Der Kampf um Kärntens Freiheit. In: Leibesübungen und Deutſchtumsarbeit. Handbuch des ATB. 1929. Im Auftrage des Akademiſchen Turnbundes hrsg. von Walter Belitz. Berlin-Wilmersdorf 1929, S. 57—70.

— Der Vorkampf. In: Volk u. Reich. Politiſche Monatshefte 1930, S. 568—576.

Wutte, M.: Kärntens Freiheitskampf. Zſ. d. Dt. u. Öſterr. Alpenvereins, 1936, S. 236—255. Mit 4 Skizzen und Literaturverzeichnis.

— Die Volksabſtimmung in Kärnten. In: Volk u. Reich. Politiſche Monatshefte 1930, S. 576—583.

Wambaugh, S.: Plebiscites the World War. Washington, Carnegie-Endowment for International Peace. 1933. Mit Karten, Bildern u. Literaturverzeichnis.

Im I. Bd. S. 163—205 eine der eingehendſten und beſten Darſtellungen der Kärntner Volksabſtimmung und deren diplomatiſcher Vorgeſchichte. Vgl. Carinthia I, 1934, S. 132.

Wutte, M.: Die amerikaniſche Kommiſſion, 1919. In: Carinthia I, 1935, S. 189—205.

Schilderung der Bereiſung der ſtrittigen Gebiete Kärntens durch die amerikaniſche Kommiſſion Ende Januar 1919 und der Eindrücke, die ſie hierbei gewann. Ihr Bericht über Kärnten an die amerikaniſche Friedensdelegation der Pariſer Friedenskonferenz war für den Gang der Pariſer Verhandlungen von entſcheidender Bedeutung.

— Die Entſtehung der Demarkationslinie. In: Carinthia I, 1930, S. 46—52.

Perko, W.: Gebirgsſchützen im Abwehrkampf. Das Gebirgsſchützenregiment Nr. 1 im Kärntner Freiheitskampf 1918/19. Klagenfurt 1931. (28 S. mit Kt.)

Jantſch, F.: Der Panzerzug des Landesbefehlshabers im Abwehrkampf 1919. In: Carinthia I, 1930, S. 52—62.

Kohla, F. X.: Das Gefecht bei St. Margarethen i. R. am 4. Mai 1919. In: Carinthia I, 1930, S. 63—68.

Peter-Pirkham, A.: Der 10. Oktober 1920. Carinthia I, 1930, S. 69—77.

Bericht des öſterr. Vertreters in der internationalen Volksabſtimmungskommiſſion an das Staatsamt des Äußeren in Wien über die Vorgänge in der Zone I am Abſtimmungstag.

Bericht der internationalen Abſtimmungskommiſſion an den Oberſten Rat über die Durchführung der Volksabſtimmung in der Zone I. Mitgeteilt von A. Peter-Pirkham. In: Carinthia I, 1935, S. 206—210.

Rožic, W.: Boj za Koroško. Spominska knjižica ob 5l etnici koroškega plebiscita. Laibach (Ljubljana) 1925 (166 S.).

Kampf um Kärnten. Gedenkbüchlein zum 5. Jahrestag der Kärntner Volksabſtimmung*).

Kanaltal und Mießtal

Veiter, Th.: Das Kanaltal. In: Die ſüdoſtdeutſche Volksgrenze. Berlin 1934. = Volk und Reich, Beiheft 1934, 1/2, S. 224—236.

Wutte, M.: Mießtal und Unterdrauburg. Ebenda, S. 201—223.

— Mießtal und Unterdrauburg. Eine Entgegnung. In: Carinthia I, 1936, S. 126—132.

Baš, Fr.: Stellungnahme gegen M. Wutte: Mießtal und Unterdrauburg. In: Časopis za zgodovino in narodopisje. Marburg (Maribor) XXX 1935, S. 84—93*).

Minderheitenfrage

Carinthiacus: Die Lage der Slowenen in Öſterreich und jene der Deutſchen im Königreich der Serben, Kroaten u. Slowenen. Laibach (Ljubljana) 1925 (40 S.).

Wutte-Lobmeyer: Die Lage der Minderheiten in Kärnten und in Slowenien. Klagenfurt 1926 (79 S.).

Haſſelblatt, W.: Die Kulturautonomie der Slowenen in Kärnten. In: Nation und Staat 1927, S. 3—20.

Raſchhofer, H.: Die nationalen Minderheiten in Öſterreich und ihre Rechtslage. Vierteljahrsſchrift für Politik u. Geſchichte 1929, S. 15—34.

Scheichelbauer, B.: Die nationalpolitiſche Entwicklung Kärntens. Klagenfurt 1930 (40 S. u. 1 Kt.).

Behandelt u. a. auch die Verhandlungen über das Angebot der Kulturſelbſtverwaltung durch die deutſchen Parteien des Kärntner Landtags und die Ablehnung derſelben durch die Slowenen.

Wutte, M.: Kärnten. In: Taſchenbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums Nr. 34, 2. Aufl. 1930 (18 S. mit Sprachenkärtchen).

Kurze Überſicht über Statiſtik, Geſchichte, Abwehrkampf, Volksabſtimmung und völkiſche Verhältniſſe.

— Deutſch-Windiſch-Sloweniſch. In: Kampf um Kärnten 1918—1920. Hrsg. v. J. F. Perkonig. Klagenfurt 1930, S. 17—40.

— Die völkiſche Entwicklung Kärntens mit beſonderer Berückſichtigung der Kärntner Slowenen. In: Volk und Raſſe 1931, S. 210—220.

Die **Slowenen.** In: Die Nationalitäten in den Staaten Europas. Hrsg. von E. Ammende. Wien 1931, S. 304—326.

Bericht über die Lage der Slowenen in Kärnten, wie die Führer der nationalen Slowenen ſie geſehen haben wollen. Vgl. dazu

Scheichelbauer, B.: Aufrichtigkeit, Klarheit, Verſtändigung. Klagenfurt, Verl. J. Leon, 1932, 103 S.

Wutte, M.: Zwei notwendige Feſtſtellungen. In: Nation und Staat Jg. V/1932, S. 111.

— Die Lage der Slowenen in Kärnten. Ebenda, S. 296—308.

Hugelmann, K.: Das Nationalitätenrecht des alten Öſterreich. Wien-Leipzig 1934. Darin S. 486—514 O. Lobmeyr-Hohenleiten, Kärnten.

Ausgezeichnete Darſtellung der Rechtslage der Kärntner Slowenen im alten Öſterreich. (Öffentl. Vertretungskörper, Behörden und Gemeinden, Gerichte, Kirche, Schule, Vereine, Volkswirtſchaft und Preſſe).

Veiter, Th.: Die Slowenen in Kärnten. (Die ſloweniſche Volksgruppe in Kärnten. Geſchichte, Rechtslage, Problemſtellung.) Wien-Leipzig 1936. (186 S.)

Vgl. die Beſprechung von Felix Kraus in Dt. Arbeit 1937, S. 93f.

Brodnik, G.: Položaj naših bratov pod Austrijo. Enthalten in: Naši obmejni problemi Laibach (Ljubljana) 1936. Družba sv. Cirila in Metoda.

Die Lage unſerer Brüder in Öſterreich*).

Mitarbeiter des Heftes:

Profeſſor Dr. N. Margue, Luxemburg; Univ.-Dozent Dr. Eberhard Kranzmayer, Wien; Ingenieur Alfred Karaſek, Wien; Profeſſor Dr. Hermann Aubin, Breslau; Erich Wolters, Wien; Dr. med. Albrecht Burkardt, Berlin; Profeſſor Dr. Guſtav Aubin, Göttingen; Dr. E. O. Koßmann, Lodz; Profeſſor Dr. Wilhelm Kapp, Freiburg i. Br.; Profeſſor Dr. Joſef Müller-Blattau, Frankfurt a. M.; Dr. habil. Fritz Feldmann, Breslau; Staatsbibliothekar Dr. Hans Hochenegg, Innsbruck; Dr. Günter Glauert, Bonn; Profeſſor Dr. Johann Weidlein, Szarvas; Dr. Max Schmidt, Graz; Archivdirektor Dr. Martin Wutte, Klagenfurt.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dozent Dr. E. Meynen, Berlin NW 7, Schadowſtraße 1b. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig C 1, Königſtraße 2. — Druck: A. Heine GmbH. in Gräfenhainichen.
Printed in Germany.

010178
BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

CZ.558.1
40005